

Württembergisch Franken

Band 78

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Schwäbisch Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken
1994



ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch

unter Mitarbeit von Herta Beutter und Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen

zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen

Titelbild auf dem Schutzumschlag: Schloß Öhringen,

Landschaftszimmer, Tapetenmalerei von Johann Jacob Schillinger

(Foto: Claudia Neesen)

Vorwort

Wie in den Jahren zuvor zeichnet sich auch das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1994 durch die breite thematische, chronologische und geographische Streuung der Beiträge aus.

Forschungsergebnisse aus der Kunstgeschichte werden in fünf Beiträgen präsentiert. Ulrike Plate füllt mit ihrem Forschungsbericht zur Geschichte der Großcomburg eine lange schmerzlich empfundene Lücke. Drei wichtigen Künstlern sind die folgenden Beiträge gewidmet: Juliana Bauer behandelt den Crailsheimer Maler Michael Rauck, Ewald Jeutter die Rolle Johann Ulrich Heims beim Neubau des Rathauses in Schwäbisch Hall und Claudia Neesen den hohenlohischen Hofmaler Johann Jacob Schillinger. Armin Panter schließlich interpretiert die in der Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums so herausragenden Schützenscheiben unter einem neuen Blickwinkel.

Wie schon die dieses Jahr mit der Herausgabe der geistlichen Werke Johann Samuel Welters neu begonnene Reihe »Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg« zeigt, erfreut sich auch die Musikgeschichte zunehmender Aufmerksamkeit. Die Wurzeln der europäischen Musik im Mittelalter erforscht Andreas Traub, ebenso wie die lange Zeit unbeachteten Trauermusiken in Leichenpredigten. Friedhelm Brusniaks Beitrag beleuchtet die große, überregionale Bedeutung des hällischen Musiklebens im Vormärz.

Das Spektrum der Abhandlungen zur Geschichte im engeren Sinne reicht vom Hochmeister Gottfried von Hohenlohe, dessen erste Urkunde von Ulrich Nieß entdeckt wurde, bis zur Geschichte der Parteien in der frühen Weimarer Republik (Armin Müller). Rege Tätigkeit hat wieder die Ortsgruppe Murrhardt entfaltet: Gerhard Fritz und Irmgard Hein behandeln Murrhardter Inzestfälle im späten 17. und im 18. Jahrhundert; Sveva Gai und Hans-Dieter Bienert erstellten eine Bestandsaufnahme der frühneuzeitlichen Glasfunde aus dem Mainhardter Wald und dem Lautertal; Andreas Kozlik schließlich liefert der Forschung mit seiner Bibliographie eine Grundlage, auf der sie in Zukunft aufbauen kann. Zur Mentalitäts- und Alltagsgeschichte gehört der Beitrag von Kuno Ulshöfer über die »Poesiesammlung« des Schuhmachers Johann Martin Heck, zur Wirtschaftsgeschichte der von Hellmar Weber über die Vitriolgewinnung bei Westernach, Wittighausen, Mittelbronn und Westheim. Wirtschaft, Gesellschaft und Herrschaft im Mainhardter Wald im Umfeld der Revolution von 1848 werden in den von Horst Clauß ermittelten Quellen zur Geschichte der Holzdiebe plastisch. Die Lebenserinnerungen Ilse Schüles aus Schwäbisch Hall runden das vorliegende Jahrbuch ab, dessen Schluß wie immer der Besprechungsteil bildet.

Ohne den Rat und die Mithilfe des scheidenden Redakteurs Dr. Franz Moegle-Hofacker hätte dieses Jahrbuch nicht zustande kommen können. Einen großen Teil der mühseligen Korrektur- und Indizierungsarbeiten trugen Herta Beutter und Daniel Stihler. Der Historische Verein dankt ihnen allen, wie auch den Autorinnen und Autoren, für ihr Engagement. Besonderer Dank gebührt aber Herrn Stadtarchivrat Dr. Andreas Maisch für die umsichtige und zuverlässige Redigierung dieses Jahrbuches.

Albert Rothmund

Vorsitzender des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken

Inhalt

	Seite
Ulrike Plate: Ein Forschungsbericht zur Geschichte der Großcomburg . . .	7
Juliana Bauer: Der Crailsheimer Maler Michael Rauck. Das Lebensporträt eines volkstümlichen Malers	37
Ewald Jeutter: Eine wiederentdeckte Zeichnung Johann Ulrich Heims zu dem reichsstädtischen Rathausneubau von 1728/29	59
Claudia Neesen: Johann Jacob Schillinger (1750–1821). Studien zu Leben und Werk eines hohenlohischen Hofkünstlers	91
Armin Panter: Emblematische Darstellungen auf Schützenscheiben des Historischen Vereins für Württembergisch Franken	205
Andreas Traub: Die mittelalterlichen Grundlagen der europäischen Musik	217
Andreas Traub: Kunst – Handwerk. Trauer-Musiken in Leichenpredigten	229
Friedhelm Brusniak: Deutschlands Liederkrone. Das Schwäbisch-Fränkische Archiv für vierstimmigen Männergesang – eine Bestandsaufnahme der beliebtesten Männerchöre in den Jahren 1842 bis 1848	279
Ulrich Nieß: Hochmeister Gottfrieds (1297–1303) erste Urkunde – ein Nachtrag zum Hohenlohischen Urkundenbuch	293
Gerhard Fritz und Irmgard Hein: Inzest im späten 17. und im 18. Jahrhundert. Beispiele aus dem Bereich der Pfarrei Murrhardt	301
Sveva Gai und Hans-Dieter Bienert: Frühneuzeitliche Glasfunde aus dem Mainhardter Wald und dem Lautertal	313
Andreas Kozlik: Bibliographie zur Glashüttenforschung des Schwäbisch-Fränkischen Waldes unter Berücksichtigung von Schönbuch, Schurwald und Ellwanger Bergen	333
Kuno Ulshöfer: Die Poesiesammlung des Schuhmachers Johann Martin Heck aus Edelfingen	369
Hellmar Weber: Vitriolgewinnung bei Westernach, Wittighausen, Mittelbronn und Westheim	383
Horst Clauß: »Der Hohen Herrschaft ist ihr Holz gestohlen worden!« Quellen zu den Holzdieben im Mainhardter Wald 1840–1852	423

Armin Müller: Zwischen Wahlkampf und Politik. Halls Parteien der Linken und der bürgerlichen Mitte in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25	483
Ilse Schüle: Aus frühen und späten Jahren. Erinnerungen	513
Neue Bücher	531
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1993	565
Neue Mitglieder 1993	578
Orts- und Personenregister	579
Verzeichnis der Mitarbeiter	588
Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten	589

Ein Forschungsbericht zur Geschichte der Großcomburg

VON ULRIKE PLATE

Die herausragende Lage der Großcomburg oberhalb der Stadt und der gute Erhaltungszustand dieser mächtigen Klosterfestung, deren Baulichkeiten die Geschichte vom Mittelalter bis ins Barock widerspiegeln, war stets ein bevorzugter Forschungsgegenstand in Schwäbisch Hall. Zahlreiche Arbeiten beschäftigten sich mit verschiedenen Aspekten der Großcomburg, und in teilweise widersprüchlichen Argumentationen näherte man sich der Geschichte dieses faszinierenden Objektes. Gerade der Historische Verein für Württembergisch Franken hat in seinen Publikationen immer wieder das Forum für neue Forschungsdiskussionen geboten. Der hier vorgelegte Überblick über die wesentlichen Forschungsarbeiten ist das Teilergebn einer durch diesen Verein in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ermöglichten AB-Maßnahme, die die Auswertung der in den Jahren 1965–71 durchgeführten archäologischen Untersuchungen in der Comburger Kirche zum Ziel hatte. Der Befundbericht wird in einer der Publikationsreihen des Landesdenkmalamtes erscheinen.

Mittelalterliche und frühneuzeitliche Schriftquellen

Die wichtigsten Urkunden zur frühen Rechts- und Besitzgeschichte des Klosters Großcomburg sind die Mainzer Urkunde von 1090¹ – das 1088 geweihte Kloster wird dem Erzbischof von Mainz unterstellt – und das Comburger Schenkungsbuch²; nicht nur die frühen Besitzverhältnisse sind hieraus erschließbar, die Urkunden geben auch Einblick in die gesellschaftlichen Beziehungen der Klostergründer.

Aufschlußreich für die Genealogie der Grafen von Rothenburg-Comburg ist die »Historia de constructoribus huius loci«, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf Comburg verfaßt worden ist³. In legendenhafter Form wird hier von den Umständen berichtet, die zur Klostergründung durch die Brüder von Comburg

1 WUBI, S. 239.

2 WUBI, S. 389–405; siehe dazu R. Joof: Kloster Komburg im Mittelalter. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei (Forschungen aus Württembergisch Franken 4), Sigmaringen 1971, S. 12f. und zur Datierung S. 106f., demnach um 1120.

3 O. Holger-Egger (Hrsg.): MGH SS XV.2, S. 1028–1032, erneut abgedruckt bei G. Bossert: Zur älteren Geschichte des Klosters Komburg, in: WFr 3 (1888), S. 9–12; siehe auch K.-H. Mistele: Eine frühneu-hochdeutsche Fassung der »Hystoria de constructoribus« des Klosters Komburg, in: WFr 56 (1972), S. 34–41. Zitiert wird die Historia im folgenden nach MGH SS XV.2.

führten. Bereits 1343 wurde die *Historia* von dem Würzburger Protonotar und Geschichtsschreiber Michael de Leone kopiert⁴, und um 1550 diente sie dem Haller Chronisten Georg Widmann (1486–1560) als Ausgangspunkt für seine »Chronica«⁵. Widmann erstellte eine Liste der Äbte, Pröpste und Dekane der Großcomburg, die bis zu seiner Zeit gelebt hatten; außer den Sterbedaten und einem Hinweis auf ihren Bestattungsort gab er Auskunft über Herkunft und verwandtschaftliche Beziehungen sowie über besondere Leistungen, die derjenige jeweils für das Kloster erbracht hat. Aus denselben Quellen wie Widmann schöpfte um 1675 der Comburger Chorvikar Gerhard Wacker⁶. Sein »Index rerum memorabilium monasterii comburgensis« beschränkt sich nicht auf die Dokumentation sämtlicher in der Kirche vorhandener Grabdenkmale, die er mit Inschriften und Wappen aufzeichnete. Darüber hinaus werden die Pfarreien unter verschiedenen Gesichtspunkten berücksichtigt (z. B. nennt er die zu feiernden Todestage). Sein Interesse erstreckte sich auch auf allgemeinere Gebiete, so gibt er u. a. die Frühgeschichte des Bistums Würzburg wieder.

Widmann und Wacker sind die Hauptquellen für die gesamte neuzeitliche Comburg-Forschung. Neben der Wiedergabe der *Historia* sind v. a. die Angaben zu den einzelnen Klostervorstehern von Bedeutung, aber auch die hieraus erschließbaren Hinweise auf Altarpatrosinien und andere Örtlichkeiten.

Die Forschungsliteratur

Die neuzeitliche Beschäftigung mit dem Kloster Großcomburg setzt 1847 mit der Oberamtsbeschreibung Hall⁷ ein. Außer einer kurzen Benennung der Gebäude und ihrer Nutzung wird jedoch nur die *Historia* erneut zitiert. Daneben interessieren die Besitz- und Rechtsverhältnisse sowie die jüngere Geschichte des Stifts Großcomburg. Auch die Abhandlung von Friedrich Ernst Mejer 1867⁸ über die Geschichte der Comburg geht nicht über das bereits Gesagte hinaus.

Es folgen mehrere Aufsätze von Finanzrat Hermann Müller und dem Ludwigsburger Pfarrer F. X. Mayer⁹ zur Gesamtanlage, zu den Grabdenkmälern oder Male-

4 J. F. Böhmer: *Fontes rerum Germanicarum* I, 1843.

5 C. Kolb (Hrsg.): *Georg Widmans Chronica* (Württembergische Geschichtsquellen 6), Stuttgart 1904.

6 Württembergische Landesbibliothek (WLB) Cod. hist. 516.

7 R. F. von Moser (Bearb.): *Beschreibung des Oberamts Hall*, Stuttgart und Tübingen 1847 (Nachdruck 1969). Zur Comburg: S. 244–254.

8 F. E. Mejer: *Beiträge zur Geschichte der Comburg*, Schwäbisch Hall 1867.

9 H. Müller: *Schloß Großcomburg, die Wiege des Vaters Seiner Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich*. Beschreibung der dortigen Staatsgebäude und ihrer Sehenswürdigkeiten, Stuttgart 1894; *ders.*: Die Grabdenkmale in Komburg, in: *Württembergisches Jahrbuch für Statistik und Landeskunde* NF 6 (1897), S. 215–240; *ders.*: Geschichte des Ritterstifts Komburg, in: *Württembergisches Jahrbuch für Statistik und Landeskunde* 10 (1901), S. 11–39; *ders.*: *Komburg mit Kleinkomburg und Steinbach*. Von Wilhelm German umgearbeitet, Schwäbisch Hall 1925; F. X. Mayer: *Der Kirchenschatz der Stiftskirche in Komburg*, in: *Archiv für christliche Kunst* 14 (1896), S. 61–63; *ders.*: *Reste von Malereien in Comburg*, in: *Archiv für christliche Kunst* 16 (1898), S. 27–30; *ders.*: *Zwei interessante romanische Gebäude in Comburg*, in: *Archiv für christliche Kunst* 17 (1899), S. 29–32; *ders.*: *Die romanische Martinskapelle oder die Schenkenkapelle in Comburg*, in: *ebd.*, S. 45–48 und S. 57–60; *ders.*: *Beschreibung der Stiftskirche in Comburg*, in: *Archiv*

reien; insgesamt beschränkt sich die Literatur auf eine reine Beschreibung der Anlage, historische Anmerkungen fließen nur ganz vereinzelt ein.

Zur Geschichte

Einen ersten kritischen Forschungsbeitrag zur Gründungsgeschichte der Großcomburg lieferte Gustav Bossert 1888¹⁰. Seine Ergebnisse blieben über lange Jahre hinweg für alle folgenden Geschichtsschreiber vorbildlich. Einer kritischen Durchsicht und teilweisen Revision hat Rainer Jooß¹¹ die älteren Forschungsergebnisse im Rahmen seiner Dissertation von 1969 unterzogen. Demnach stellt sich die frühe Klostergeschichte wie folgt dar:

Das älteste sicher nachweisbare Mitglied der Grafen von Comburg-Rothenburg war der im Öhringer Stiftungsbrief genannte Burkhart, Vogt des neugegründeten Stifts Öhringen. Er gehörte wohl schon der zweiten oder dritten Generation auf dem Comberg an, den ein Graf Richard von Rothenburg vom Bischof von Augsburg Ende des 10. Jahrhunderts erworben hatte¹². Die Mitte des 11. Jahrhunderts lebende Generation der Comburger Grafen ist mit drei Brüdern bezeugt. Graf Emehard, ein enger Gefolgsmann Kaiser Heinrichs III., tat sich als Kirchengründer hervor: nach der *Historia* soll er die Kirchen in »Tüngetal et Reinoltesberge« sowie in Würzburg das »oratorium quod vocatur Novum monasterium« (= Neumünster) gegründet haben¹³. Emehard blieb kinderlos; von seinem Bruder Rugger stammt der Bielrieter Zweig der Familie ab. Der dritte Bruder, Richard, war der Vater der folgenden Generation auf der Comburg. Der älteste Sohn, Emehard, wurde 1089 von Kaiser Heinrich IV. zum Gegenbischof von Würzburg ernannt. Der zweitälteste, Burkhart, gilt als der eigentliche Klostergründer. Wie Jooß schlüssig nachgewiesen hat, konnte er sich dabei der Unterstützung seiner beiden jüngeren Brüder Rugger und Heinrich sicher sein. Anlaß für den Entschluß, die Stammburg in ein Kloster umzuwandeln, könnten private Gründe gewesen sein: der Graf litt, wie sich aus der anthropologischen Untersuchung seiner Gebeine ergab, an einer schweren Knochenkrankheit, die ihn vom ritterlichen Leben fernhielt. Dies mag seine Hinwendung zu Gott bestärkt, das Bedürfnis nach einer angemessenen Grablege für seine Familie frühzeitig verschärft haben. Auch die Tatsache, daß Graf Burkhart seine letzten Lebensjahre selbst im Kloster zubrachte, stützt diese These. Daneben wird man aber auch die politischen

für christliche Kunst 19 (1901), S. 78–80, 86–88, 95–96; *ders.*: Klein-Komburg, Pfarrei Steinbach bei Hall, in: *Archiv für christliche Kunst* 20 (1902), S. 46–47, 80–82, 95–96, 109–111; *ders.*: Verwandlung des Benediktinerklosters in Comburg in ein adliges Chorherrenstift 1488, in: *Diözesanarchiv von Schwaben* 23 (1905), S. 33–35; *ders.*: Die Chorvikare in Komburg, in: *ebd.*, S. 161–165, 177–182; *ders.*: Interessante Einzelheiten aus der Kirchengeschichte Comburgs, in: *Schwäbisches Archiv* 28 (1910), S. 141–143.

10 *Bossert* (wie Anm. 3).

11 *Jooß* (wie Anm. 2).

12 *MGH SS XV.2*, S. 1029/5.

13 *Ebd.*, S. 1028/36–1029/2.

Hintergründe nicht unberücksichtigt lassen dürfen: Die Auseinandersetzungen des Investiturstreits erreichten in den Jahren um 1076/77 ihren Höhepunkt. Hier hat die unentschiedene Haltung des Grafen Burkhart gegenüber den verfeindeten Parteien immer wieder zu Spekulationen Anlaß gegeben. Die ersten Mönche könnten aus Brauweiler nach Comburg gekommen sein (hierfür spricht die überlieferte enge Freundschaft zwischen Graf Burkhart und Abt Wolfhelm von Brauweiler, aber auch sich entsprechende Patrozinien mögen ein Indiz hierfür sein), spätestens 1086, als der Hirsauer Mönch Gunthart zum Abt gewählt worden war, hielten die Reformgedanken des Schwarzwaldklosters auf der Comburg Einzug. 1088 weihte der amtierende Bischof Adalbero von Würzburg die Kirche¹⁴, doch 1090 wurde das Kloster unmittelbar dem Erzbistum Mainz unterstellt. Dieses Übergehen des zuständigen Bischofs von Würzburg ist wohl dadurch zu erklären, daß Mainz den Würzburger Bischofsstuhl als sedivakant ansah: Der von der Kirche eingesetzte Bischof Adalbero hatte sich bereits 1088 in sein Hauskloster nach Lambach zurückgezogen, wo er 1090 starb. Der von Heinrich VI. eingesetzte Gegenbischof Emehard von Comburg wurde von Mainz nicht anerkannt. Man muß hier also nicht unbedingt eine Streitigkeit zwischen den Brüdern vermuten, obwohl sich Emehard andererseits nie besonders zuvorkommend gegenüber Kloster Comburg verhalten hat. Als Klostervogt wurde Burkharts Bruder Rugger eingesetzt. Burkhart selbst wird wohl aufgrund seiner Krankheit nicht mehr in der Lage gewesen sein, dieses Amt selbst auszuüben. Um 1093/95 folgte Rugger sein jüngerer Bruder Heinrich in diesem Amt nach. Heinrich tritt häufig in Würzburger Urkunden als Zeuge auf, besonders bei seinem Bruder Emehard. Die »Historia« schreibt ihm die Gründung der Kleincomburg 1108¹⁵ zu. Seine Gemahlin war Geba von Mergentheim. Mit ihnen starb das Geschlecht der Grafen von Comburg aus.

Zur Baugeschichte

Einen ganz wesentlichen Beitrag zur Baugeschichte und jüngeren Klostergeschichte der Comburg lieferte Eugen Gradmann 1907¹⁶ im Rahmen des Kunstinventars. Während er sich in der Darstellung der Gründungsgeschichte auf Bossert bezieht, beruhen die Angaben zur jüngeren Klostergeschichte auf gewissenhaftem Quellenstudium. Er wertete erstmals die zahlreichen Informationen aus, die man den Chroniken von Widmann – der mittlerweile in der Edition durch Christian Kolb von 1904 vorlag – und Wacker entnehmen konnte. Leider führt er nicht im einzelnen Nachweis über seine Quellen, so daß die Überprüfung seiner Angaben nicht in jedem Fall möglich war. Alles in allem handelt es sich aber um eine sehr

14 Ebd., S. 1032/10.

15 Ebd., S. 1031/19.

16 E. Gradmann (Bearb.): Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar Jagstkreis, Esslingen 1907, S. 584–634.

seriöse Arbeit, die von späteren Generationen immer wieder als Quelle genutzt worden ist. Gradmann lieferte auch erstmals eine detaillierte Beschreibung der Gebäude und stellte erste kunsthistorische Überlegungen an.

Da sich innerhalb der Forschungsliteratur zur Baugeschichte des Klosters verschiedene Interessenschwerpunkte ausbildeten, soll hier im folgenden die systematische der chronologischen Darstellung vorgezogen werden.

Die Grafenburg

Von Aussehen und Lage der Grafenburg ist in den Schriftquellen fast nichts überliefert. Lediglich in der »Historia« wird von einer auf dem westlichen Teil des Berges gelegenen Bartholomäus-Kapelle berichtet¹⁷. Wacker identifizierte diese Kapelle mit der im Westflügel der Klausur gelegenen Marienkapelle¹⁸. Der Haller Architekt Eduard Krüger, der intensive Forschungen zur Baugeschichte der Comburg betrieb, auf die noch wiederholt zurückzukommen sein wird, glaubte, die Bartholomäuskapelle in der heutigen Josephskapelle wiederzuerkennen¹⁹. Gegen diese Thesen spricht, daß sich beide Gebäude streng in die Achse des Klosters einpassen und eine Übernahme burgzeitlicher Baureste insofern wenig wahrscheinlich ist.

Der in den Quellen überlieferte Widerspruch des gräflichen Gesindes gegen die Klostergründung war wohl Ausgangspunkt für Bosserts Ansicht, der Berg sei in zwei Burgbereiche geteilt gewesen, von denen der westliche dem Klostergründer Burkhart gehört habe, der östliche hingegen seinem Bruder Rugger²⁰.

Bei archäologischen Untersuchungen 1965–1971²¹ konnten von der aufgrund der historischen Überlieferung an diesem Platz zu vermutenden Burg keine Überreste gefunden werden. Im Gegenteil fand sich in den auf dem Felsen aufliegenden Schichten keinerlei Hinweis auf eine Benutzung des Bergrückens vor der Errichtung der Kirche. Auffällig war lediglich das Fehlen des Felsens im Bereich des Querschiffes und das deutliche Gefälle der hier aufliegenden Schichten. In den nördlich und südlich anschließenden Bereichen fanden sich gerade hier Keller und abschüssige Felskanten, wodurch die These einer ehemaligen Teilung des Berges durch einen Graben Bestätigung fand. Die Ausgräber Günter Peter Fehring und Rolf Schweizer interpretierten den Befund dahingehend, daß es sich hier um die Teilung des Bergplateaus in einen westlichen Kern- und einen östlichen Vorburgbereich handele. Gegen diese Überlegungen spricht jedoch, daß ein Halsgraben als Befestigungswerk mitten auf dem Bergplateau nicht notwendig gewesen wäre. Das Gelände bietet eine natürliche Verteidigungsmöglichkeit durch den abfallenden

17 MGH SS XV.2, S. 1029/8.

18 Wacker (wie Anm. 6), S. 11, 128.

19 E. Krüger: Schwäbisch Hall mit Großcomburg, Kleinkomburg, Steinbach und Limpurg, Schwäbisch Hall 1953, S. 126. Die Kapelle wurde 1674 geweiht, ist aber in der Bausubstanz älter.

20 Bossert (wie Anm. 3), S. 26; vgl. MGH SS XV.2, S. 1030/31. und Widman (wie Anm. 5), S. 159.

21 G. P. Fehring, R. Schweizer: Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte, in: WFr 56 (1972), S. 9.

Felsen, warum sollte man den nutzbaren und leicht zu verteidigenden Raum durch einen mittig angelegten Halsgraben auf den westlichen Teil beschränken? Obwohl es für solche Maßnahmen im Bereich des salischen Burgenbaus durchaus Parallelen gibt²², ist hier als Alternative auf die mögliche rechtliche Funktion eines Grabens hinzuweisen²³. Vielleicht hatte Bossert mit seiner These, die Burg sei rechtlich zwischen den Grafen Burkhardt und Rugger aufgeteilt gewesen, doch nicht so unrecht – auch wenn seine Schlußfolgerungen bezüglich der Klostergründung sicher falsch waren.

Die Klausur

Bezüglich der Klausur irritierte die ältere Forschung stets die axiale Ausrichtung der Anlage. Während Bossert 1888 besitzrechtliche Schwierigkeiten zwischen den Brüdern als Ursache nannte²⁴, sieht Adolf Mettler 1911 die topographischen Gegebenheiten als hinreichenden Grund an²⁵. Bereits 1972 haben Fehring/Schweizer²⁶ darauf aufmerksam gemacht, daß die axiale Anordnung der Comburg keineswegs singulär in der romanischen Klosterarchitektur ist. Clemens Kosch²⁷ betonte 1981, daß die exakt übereinstimmende Ausrichtung von Klausur und Kirche mit Sicherheit nicht als Zufall oder Kompromiß betrachtet werden kann, sondern daß es sich hier um eine bewußt gewollte und geplante Anlage handelt. Die Comburger Klausur gehöre zu den sogenannten Chorkreuzgängen, deren Klausurgeviert an den – in diesem Fall westlichen – Hauptchor anschließt. Kosch geht auch der Frage der Raumverteilung innerhalb der romanischen Klausuranlage nach, wobei er sich auf seine zuvor dargelegten, bauhistorischen Untersuchungen sowie auf einzelne Hinweise in den Schriftquellen stützt. Bereits 1911 hatte sich Mettler²⁸ mit dieser Frage beschäftigt, doch lag sein Hauptinteresse darin, den Einfluß cluniazensischer Vorschriften auf die Comburg nachzuweisen. Seine Analyse kommt zu dem Schluß, daß dem Kloster ein durchdachter Plan zugrunde liegt, der dem cluniazensischen Klosterideal folgt und keine Zufälligkeiten beinhaltet. Den Entwurf dieser Klosteranlage führte er unmittelbar auf Wilhelm von Hirsau zurück. Er ging nicht davon aus, daß auf ältere Gebäude der

22 Vgl. dazu allgemein H. W. Böhme (Hrsg.): *Burgen der Salierzeit*, Sigmaringen 1991.

23 Vgl. z. B. H.-M. Maurer: *Burgen und Adel in staufischer und nachstaufischer Zeit*, in: W. Ziegler (Hrsg.): *Der Kreis Göppingen, Stuttgart und Aalen* 21985, S. 148–150; Hiltenburg (Kreis Göppingen), die zeitweise von zwei oder mehr gräflichen Familien bewohnt wurde. Das längliche Bergplateau war zwar von einer einzigen Umfassungsmauer eingeschlossen, aber durch einen Graben sowie eine Mauer in zwei Abschnitte unterteilt. In beiden Teilen steht je ein Turm.

24 Bossert (wie Anm. 3), S. 27f.; Joob (wie Anm. 2), S. 20 hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Bossert mit dieser Ansicht in Widerspruch zu den Quellen steht.

25 A. Mettler: *Die ursprüngliche Bauanlage des Klosters Großcomburg*, in: *Württembergische Vierteljahreshefte* 20 (1911), S. 271.

26 Fehring, Schweizer (wie Anm. 21), S. 24f.

27 C. Kosch: *Klausurquadrant, Westchorturm und Brunnenstube der Großcomburg*. Ein Beitrag zur Erforschung axialer Konventsanlagen des Hochmittelalters, in: *WFr* 65 (1981), S. 5–50; siehe auch *ders.*: *Studien zu axialen Klausuranlagen des Früh- und Hochmittelalters, mit besonderer Berücksichtigung der Großcomburg bei Schwäbisch Hall* (Diss. phil. Bonn 1993, masch.).

28 Mettler (wie Anm. 25), S. 286.

Burg Rücksicht genommen worden ist. Auch Krüger versuchte 1953 eine Rekonstruktion der Klosteranlage, wobei er zumindest teilweise auf eigene, bei Baumaßnahmen gemachte, archäologische Beobachtungen zurückgreifen konnte²⁹. Im wesentlichen entsprechen sich die Ergebnisse.

Demnach liegt in Comburg das übliche benediktinische Klausurschema vor, lediglich um 90 Grad gedreht. Im Norden befanden sich Laienbrüdertrakt und Wirtschaftsräume, an die sich im Westen das Mönchsrefektorium, die Marienkapelle und die Infirmierie, wohl auch das Noviziat anschloß. Im Südflügel fanden sich sodann im Erdgeschoß die Aufenthaltsräume der Mönche (auditorium und camera), im Obergeschoß das Dormitorium. Im Anschluß an die Kirche lag hier der Kapitelsaal, der über einen quergelagerten Vorraum zugänglich war.

Die Sechseckkapelle

Neben der Klausur als Ganzes waren auch einzelne Gebäude Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses. Vor allem die Sechseckkapelle nördlich der Stiftskirche gab aufgrund ihrer Form und ihrer Lage zu einer ganzen Reihe von Überlegungen Anlaß. Hier ist der Aufsatz von Fritz Arens 1981³⁰ zu nennen, der die älteren Überlegungen aufgreift und revidiert. Der Durchgang im Untergeschoß muß aufgrund der restauratorischen Untersuchungen als ursprünglich angesehen werden. Die Kapelle diene seiner Meinung nach als Zugang zu einer Art Vorhof, der sich nördlich der Kirche befunden haben muß. Widmann berichtete in seiner *Chronica* von einem *fürschopff vornen bey der weitten thür, da inner 50 jahn noch etliche stainerne särghe gestanden*³¹. Dieser Atriumhof war ursprünglich wohl von Mauern umschlossen. In den 40er Jahren hatte Krüger in diesem Bereich archäologische Untersuchungen durchgeführt, bei denen er auf einen älteren, tiefer gelegenen Treppenlauf stieß³². 1953 veröffentlichte er für den westlich der Kirche gelegenen Vorhof einen Rekonstruktionsvorschlag, der zwei parallele Mauern vorsah, die unmittelbar seitlich des Haupteingangs an die Kirchen-Nordwand anschlossen und bis zu der Südwand der Sechseckkapelle zogen. Wie sich aus seinen Unterlagen ergibt, beruht diese Rekonstruktion nicht auf Befund³³. Westlich schließt in Krügers Rekonstruktion ein kleiner Vorbau unbekannter Funktion sowie – unmittelbar nördlich des Querhauses – das Beinhaus an. Die im Oberge-

29 Krüger (wie Anm. 19), S. 128f.

30 F. Arens: Die Rätsel der Sechseckkapelle auf Großcomburg, in: WFr 65 (1981), S. 51–99.

31 Widmann (wie Anm. 5), S. 169.

32 Nachlaß Krüger, Skizze und Brief an Prof. Fiechter vom 19. Juli 1941: »Es ergab sich, dass der Treppenaufgang früher bedeutend tiefer lag, sodass sich eine brauchbare Kopfhöhe gewinnen lässt«.

33 Ebd. »Die Axe des Durchganges ging genau auf das romanische Nordportal der Kirche, sodass ich im Sechseckbau immer mehr eine Art Vestibulum sehe. Dieses könnte mit Mauern mit der Kirche verbunden gewesen sein, auf den man die beiden Südtüren des Umgangs erreicht hätte. Im Boden liessen sich diese Mauern nicht nachweisen, da direkt unter dem Pflaster sofort der Fels kommt, so dass bei Anlegung des Pflasters alle Fundamente beseitigt wurden.«

schoß des Karners befindliche Kapelle³⁴ soll über eine in der östlichen Querhauswand gelegenen Treppe zu erreichen gewesen sein³⁵.

Das Obergeschoß der Sechseckkapelle, das ursprünglich wohl über die zwei südlichen Türen im Arkadengang betreten wurde, könnte als Totenkapelle gedient haben – nördlich der Kirche fanden Bestattungen statt; auch als eine Station auf dem Prozessionsweg der Mönche kann sie genutzt worden sein – hier bietet sich aufgrund der Zentralform der Gedanke an eine Heilig Grab Station an. Die Kapelle könnte aber auch als eine Art Reliquienschrein angesehen werden³⁶.

Die frühere Identifizierung der Sechseckkapelle mit der zwischen 1329 und 1520 genannten Erhards-Kapelle beruhte auf einem in der Kapelle angebrachten Wandgemälde, das u. a. den hl. Erhard darstellte³⁷. Dieses Bild stammte erst aus der Zeit des Propstes Erasmus von Neustetter (1523–1594) und wurde 1562 (Inchrift über der Tür) von Michael Viol angefertigt³⁸. 1940 hatte Krüger unter diesen Malereien ein romanisches Wandgemälde entdeckt, das er 1953 mit einer Rekonstruktionszeichnung veröffentlichte³⁹. Es handelt sich um eine von zwei weiteren Heiligen begleitete Kreuzigungsgruppe, am Kreuzfuß kniet ein Stifterpaar. Hansmartin Decker-Hauff⁴⁰ hat 1953/54 den neben Maria stehenden Bischof als den heiligen Bischof Nikolaus, den Johannes begleitenden Heiligen mit Palmzweig als Kaiser Heinrich interpretiert, in dem Stifterpaar wollte er König Heinrich VII. und seine Gemahlin Margarete von Österreich erkennen. Decker-Hauff versuchte daraufhin, den Begriff Heinrichs- bzw. Stauferkapelle zu prägen. Aus dieser Zuweisung folgte eine Datierung der Wandgemälde um 1230. Dem schloß sich auch Krüger 1967⁴¹ an. Eine detaillierte Analyse der Gemälde veröffentlichte 1976 der Restaurator Horst Wengerter⁴². Seine maltechnischen und baugeschichtlichen Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß die Kapelle in drei Phasen entstanden sei: der ersten, auf Mitte 12. Jahrhundert datierten Phase gehöre der Baukörper mit der Durchfahrt im Untergeschoß und der über die beiden südlichen Durchgänge zugänglichen, ursprünglich flachgedeckten Kapelle im Obergeschoß an. Das Gemälde im Inneren datiert er in die zweite Phase Ende des 12. Jahrhunderts, die

34 *Widmann* (wie Anm. 5), S. 181, Abt Ehrenfried von Vellberg baute die Kapelle auf dem Beinhaus zu Comburg, wo er in einem steinernen Sarg begraben liegt, † 1473.

35 *Krüger* (wie Anm. 19), S. 125, Rekonstruktionsplan.

36 *F. Arens*: Die Großcomburg bei Schwäbisch Hall, Königstein i. T. 1979, S. 73. Eine ganz ähnliche Problematik stellt auch die Walterichskapelle in Murrhardt dar, die ebenfalls u. a. als ein Reliquienschrein interpretiert worden ist. Vgl. dazu *U. Plate*: Das ehem. Benediktinerkloster St. Januarius in Murrhardt, Rems-Murr-Kreis (Diss. phil. Tübingen 1992, masch.). Vgl. hierzu allgemein *M. Unter-mann*: Der Zentralbau im Mittelalter. Form – Funktion – Verbreitung, Darmstadt 1989.

37 *Müller* 1894 (wie Anm. 9), S. 9; *Mayer* 1898 (wie Anm. 9), S. 29; *Gradmann* (wie Anm. 16), S. 592 und 600 (Abbildung).

38 *G. Wunder*: Meister Michael Viol aus Konstanz, Maler der Comburg, in: *WFr* 70 (1986), S. 159–161.

39 *Krüger* (wie Anm. 19), S. 139.

40 *H.-M. Decker-Hauff*: Spätromanische Fürstenbilder auf der Comburg, in: *WFr* 28/29 (1953/54), S. 87f.

41 *E. Krüger*: Gross-Comburg und Klein-Comburg (Sonderdruck aus: *E. Krüger*: Schwäbisch Hall mit Großcomburg, Kleinkomburg, Steinbach und Limpurg, Schwäbisch Hall ²1967), S. 31.

42 *H. Wengerter*: Entstehung und frühe Geschichte der Sechseck-Kapelle (Staufer-Kapelle) auf Groß-comburg, in: *WFr* 60 (1976), S. 190–213.

Bemalung der südlichen Außenwand folgte dann erst nach der Verlegung des Eingangs um 1230. Die Entstehung der Kapelle sieht Wengerter in Zusammenhang mit dem Besuch Kaiser Konrads III. 1140/41, der sich hiermit eine Art Hauskapelle errichtet habe, die Ausmalung innen könne zu dem Hoftag in Hall 1190 angefertigt worden sein. Die Außenbemalung aber sei erst unter Heinrich VII. entstanden, der 1231 in Hall weilte. Hierin stimmt Wengerter mit Decker-Hauff überein. 1981 wendet sich Arens in seinem Aufsatz über die Sechseckkapelle gegen die von Decker-Hauff angestellten Überlegungen. Auch wenn er den vierten Heiligen nicht neu benennen kann, lehnt er die Interpretation als Heinrich wegen der »Märtyrerpalme« ab; in der Zuweisung der Stifter folgt er der Interpretation Hans Joachim von Brockhusens⁴³, ebenfalls 1981, der hier aufgrund der Schildbemalung einen Schenk von Limpurg zu erkennen glaubt. Da sich die Schenken von Limpurg als Stifter für Comburg hervortaten und auch in der Schenkenkapelle bestattet sind, hat diese Zuweisung einiges für sich. Es könnte sich hier um Walter I. und seine Gemahlin Agnes von Helfenstein handeln, womit das Gemälde in die Zeit um 1230/40 datieren würde⁴⁴. Diese gegenüber Wengerter deutlich spätere Datierung sieht Arens aus stilistischen Überlegungen auch für den Kapellenbau als Ganzes treffender.

Die mittelalterliche Klosterkirche

Von der mittelalterlichen Kirche ist außer den drei Türmen nicht viel erhalten. Gradmann versuchte 1907⁴⁵ erstmals eine Rekonstruktion der Kirche. Aufgrund des Bauaccords von 1706⁴⁶ ging er davon aus, daß der runde Chor und die Südmauer der romanischen Kirche in den Barockbau integriert worden sind. Diese Annahme sah er durch den romanischen Pilaster bestätigt, der auch heute noch an der südöstlichen Außenecke des südlichen Querarmes zu sehen ist. Dieser gab ihm auch einen Anhaltspunkt für die alte Seitenschiffhöhe; die Firsthöhe des Mittelschiffes konnte Gradmann an einem alten Dachanschluß im heutigen Dachraum ablesen. Da erst um 1480 und 1520 die Seitenschiffe eingewölbt worden sind⁴⁷, ging Gradmann von einer flachen Holzdecke auch für das Langhaus aus, als Stützen nahm er Pfeiler an. Die Existenz von ursprünglich zwei Chören und der östlichen Krypta konnte Gradmann aus den in den Schriftquellen genannten

43 H. J. v. Brockhusen: Zum Ritterfresko in der Sechseckkapelle auf Groß-Komburg, in: WFr 65 (1981), S. 101–107.

44 Seit 1230 von Limpurg genannt, zuvor als Schenk von Schüpf bezeichnet, gestorben 1245/49. Ebd. S. 106.

45 Gradmann (wie Anm. 16), S. 602–607.

46 Pfarrarchiv Steinbach A 135, Original Bauaccord von 1706, abgedruckt bei Mayer 1897 (wie Anm. 9).

47 Widmann (wie Anm. 5), S. 183: »Endris (Andreas von Triftshausen, Abt in Comburg von 1473–1480 und 1482–1485) hat gebaut das gewelb im münster uff seiner seiten, da er leit begraben, do man in körner gehen will sub anno 1474«; ebd., S. 187: (Heinrich von Köln, Dekan in Comburg von 1518–1519) »hatt gemacht die andern seitten im lanngmunster, dz sein schwager der Geyszberger ufrichten unnd gewelben [liesz]«.

Altarstellen erschließen, die er allerdings ohne Quellenangaben aufzählt⁴⁸; den Westchor, als der »größere und vornehmere«, stellte er sich mit zwei Nebenchören vor⁴⁹. Als Vorbild für eine Doppelchoranlage nennt Gradmann Murrhardt (hier hatte er allerdings die gotische Kirche vor Augen), Ellwangen und St. Burkhard in Würzburg. Abschließend folgt eine Beschreibung der Türme. Im Untergeschoß des Westturmes, das zeitweise als Karner genutzt worden war, hält Gradmann ursprünglich eine weitere Krypta für möglich, darüber befand sich seiner Meinung nach ein Oratorium. Er erkennt die unteren Teile des Westturms als die ältesten, die Bauplastik sieht er in »Hirsauer Art«. Mit der Aufstockung des Westturmes beginnt seiner Meinung nach der Umbau des 13. Jahrhunderts, bei dem die Osttürme erstellt wurden. Die Untergeschosse der Osttürme rekonstruiert Gradmann gleichzeitig als Nebenchöre und als Durchgänge zu den Kryptenabgängen, die er östlich der Türme in den Ecken zum Hauptchor vermutete. Als Baumeister der Türme und der gleichzeitig datierten Sechseckkapelle nennt Gradmann den 1251 in einer Urkunde erwähnten »magister operis Gotfrid«⁵⁰.

1911 beschäftigte sich Adolf Mettler⁵¹ auch mit der Comburger Klosterkirche. Wie bereits erwähnt, ging es ihm in erster Linie darum, die Zugehörigkeit des Comburger Klosters zur Hirsauer Reformbewegung anhand der Bautypologie dingfest zu machen. Die von der Hirsauer Bauvorstellung abweichende Anlage einer doppelchörigen Kirche erklärte sich Mettler dadurch, daß die Geländesituation einen Zugang zum Klostergebäude nur von Osten her erlaubt habe und die Klausur in den entferntesten Teil, also nach Westen, verlegt werden mußte. Dies bedingte in unmittelbarer Nähe der Klausur den Westchor. Im Inneren der Kirche wurde seiner Ansicht nach die gesamte Einrichtung umgedreht, also choris minor im Westen, anschließend choris major und das presbyterium unter der Vierung. Im Osten hätte somit die Eingangsfassade liegen müssen. Für diese sei aber zu wenig Platz gewesen – man hätte die Kirche sonst ein paar Meter kürzer machen müssen (Anm. d. Verf.) – weshalb man hier ebenfalls einen Chor angelegt hat. Ganz abenteuerlich wird seine Erklärung dann für die Existenz der Krypta: da die Cluniazenser in ihren Bauvorstellungen keinen Gegenchor kannten, gab es für diesen auch keine Regeln, also konnte der Klostergründer bei der Ausgestaltung des Ostchores seinen Geschmack frei entfalten. Mettler geht von einer Baurichtung von West nach Ost aus, womit er der zuletzt 1979 von Arens⁵² geäußerten Vorstellung widerspricht, daß mit dem Bau der Kirche vor der Einflußnahme des

48 Er dürfte sich wohl auf folgende Textstellen beziehen: *Wacker* (wie Anm. 6), S. 85: *Erunt omni ex parte nobatu olim duplex in templo comburgensi alter s. Nicolai versus occasum, ... alius grevior et angustior sunt b. Mariae Virginis, dictus lucidus versus orientem*; 1683 wird unter Dekan Joh. Heinrich von Ostein in der Krypta ein Thomasaltar geweiht, von dem Müller 1894 (wie Anm. 9), S. 17 berichtet: »In der alten romanischen Kirche befand sich unter dem Chor noch eine Krypta, sacellum in honorem s. Thomae. Dem Neubau der Kirche ist auch diese zum Opfer gefallen.« Er nennt keine Quelle.

49 *Gradmann* (wie Anm. 16), S. 604.

50 WUBIV, S. 279: *Gotfridus magister operis* erscheint zu Ingelfingen unter anderen Comburger Mönchen als Zeuge.

51 *Mettler* (wie Anm. 25), S. 265–288.

52 *Arens* (wie Anm. 30), S. 22.

Reformordens mit dem ersten Hirsauer Abt 1086 im Osten begonnen worden war. Diese Überlegung aber bietet nicht nur eine Erklärung für das Vorhandensein der Ostkrypta; ein Baubeginn im Osten barg auch den Vorteil, daß mit der Kirche bereits vor der endgültigen Aufgabe der Grafenburg begonnen werden konnte, für die ja erst Ersatz geschaffen werden mußte. Die Grundrißrekonstruktion Mettlers folgt im wesentlichen der Rekonstruktion Gradmanns, die er aber in einigen Details ergänzt. So rekonstruiert er an den Osttürmen kleine Nebenapsiden, die er ausdrücklich als freie Zutat nach dem Vorbild von Klosterreichenbach bezeichnet⁵³. Den nördlichen Haupteingang lokalisiert er vis-à-vis der Sechseckkapelle, ihm muß – nach cluniazensischem Vorbild – ein vestibulum vorgelagert gewesen sein. Mettler zitiert hier die Stelle bei Widmann über den *fürschopff*. Den Zugang vom Kreuzgang in die Kirche verlegt Mettler in den südwestlichen Nebenchor; hierbei läßt er die Niveauunterschiede vollkommen unberücksichtigt. Die Existenz eines östlichen Kreuzgangflügels verneint er – wie auch schon Gradmann – da »hiezü weder ein liturgisches noch ein praktisches Bedürfnis vorhanden« gewesen sei⁵⁴.

Gerade für die Rekonstruktion des Westchores waren die archäologischen Untersuchungen von Ernst Fiechter im September 1931 von weitreichender Bedeutung⁵⁵. Er konnte den unter dem Westchor durchgeführten östlichen Kreuzgangflügel feststellen. Zu der Funktion des Westturm-Untergeschosses äußerte er sich nicht, ebensowenig über die ursprüngliche Zugänglichkeit der Kirche vom Kreuzgang aus. Die zentrale Treppenanlage erkannte er allerdings als nachträglich. Er datierte sie in die Zeit, als 1659 der Westchor zugunsten des Ostchores aufgegeben worden war⁵⁶. Aufgrund der unterschiedlichen Dicke von Mittelschiffwand und Langhauspfeiler nimmt Fiechter für den Westteil der Kirche ein Tonnengewölbe an, das restliche Langhaus sieht auch er als mit einer flachen Holzdecke geschlossen. Die ehemalige Existenz von östlichen Nebenapsiden bestätigte Fiechter aufgrund einer Abbildung der romanischen Anlage auf dem Grabstein Erasmus Neustetters im Würzburger Dom⁵⁷, auch wenn er sie bei Untersuchungen im Bereich des Nordostturms nicht nachweisen konnte. Allerdings bestätigte sich dort der bereits von Gradmann festgestellte nachträgliche Anbau der Ostpartie⁵⁸. In

53 Mettler (wie Anm. 25), S. 278 Anm. 2.

54 Ebd., S. 277.

55 E. Fiechter: Untersuchungen in Hirsau, Großcomburg und anderen romanischen Kirchen Württembergs, in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- u. Altertumsvereine 81 (1933), Sp. 37–39.

56 Fiechter bezieht sich wohl auf den Hinweis bei Gradmann (wie Anm. 16), S. 590, daß Dekan Faust von Stromberg den Westchor habe eingehen und den Ostchor in das Schiff verlängern lassen. Die bei Gradmann nicht genannte Quelle hierfür dürfte Wacker (wie Anm. 6), S. 85 sein.

57 Beschreibung bei F. Mader (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg XII. Stadt Würzburg, München 1915, S. 82; Abbildung bei J. Zahlen: Die barocke Ausstattung des »Newen Kirchenbaus in dem hochadeligen Ritter Stift Comburg«, in: E. Schraut (Hrsg.): Die Comburg. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 3), Sigmaringen 1989, S. 50, Abb. 13.

58 Wodurch sich dies zeigte, wird von Fiechter nicht näher erläutert, doch dürfte er die Baunaht zwischen nördlicher Kirchenwand und Nordostturm beobachtet haben.

Bezug auf die Höhenentwicklung verwies auch Fiechter auf erhaltene Dachanschläge am südlichen Querhausarm und am Westturm.

In den 40er Jahren konnte Krüger innerhalb der Kirche einzelne archäologische Beobachtungen machen. Die von ihm 1953 veröffentlichte Rekonstruktion zeigt, daß er den Zugang vom Kreuzgang in die Kirche südlich neben dem Westchor gefunden hatte; seiner Meinung nach mußten die Stufen in den südlichen Querhausarm führen⁵⁹. Eine Entsprechung im Norden lehnte er ab. So ergab sich für den Westchor erstmals ein langgestreckter, einschiffiger Raum, der im Westen einen um Mauerstärke eingezogenen Altarraum – das Hauptgeschoß des Westturmes – besaß. Erstmals wird nun auch das Untergeschoß als Brunnenkapelle angesprochen. Für das Langhaus nimmt auch Krüger eine flache Holzdecke an. Die gegenüber dem Mittelschiff deutlich schmalere Querhäuser stießen seiner Meinung nach niedrig an die Mittelschiffwand. Erstmals wird von Krüger 1967⁶⁰ die Krypta mit 9 Gewölbequadraten auf 4 Säulen und mit Rechteckchor beschrieben, die er 1965 bei der Innenrenovierung der Kirche angeschnitten hatte. 1964 hatte Krüger im Turmkreuz des Südostturmes ein Reliquienkästchen gefunden, das in die Zeit Papst Innozenz XI. (1676–1677) datiert und wohl von Renovierungsmaßnahmen zeugt⁶¹.

1972 veröffentlichten Fehring/Schweizer einen Vorbericht über die von ihnen in den Jahren 1965–1971 baubegleitend vorgenommenen, archäologischen Untersuchungen⁶², die durch die Aufdeckung der Krypta ausgelöst worden waren. Eigentlich hatte das Staatliche Amt für Denkmalpflege weder die finanzielle noch die personelle Möglichkeit, vor Ort eine Ausgrabung auszurichten, weshalb der Entschluß, die Krypta vollständig freizulegen, um sie in Zukunft unter einer Betondecke zugänglich zu halten, eher zögerlich kam. Nur das Angebot des engagierten Heimatforschers und ehrenamtlichen Beauftragten des Denkmalamtes Rolf Schweizer aus Murrhardt, vor Ort die durch Renovierungsmaßnahmen bedingten Bodeneingriffe zu dokumentieren, verhinderte in der Folge den Verlust der archäologischen Informationen. Im Osten der Kirche konnte neben der Krypta der nördlich anschließende Teil des Seitenschiffes sowie der Bereich von Nordostturm und östlich anschließendem Treppenturm untersucht werden. Die Arbeiten erstreckten sich insgesamt bis in den Sommer 1967. Während sich auch die Untersuchungen an der südlichen Querhauswand und im Bereich der Vierung noch in Folge der Renovierung ergaben, folgten die Untersuchungen im Westen erstmals wissenschaftlichen Interessen und nicht den baulichen Notwendigkeiten. Zuerst konnte man nur im Bereich des Westturmes der ungeklärten Frage nachgehen, wie die Kirche mit der Klausur verbunden gewesen war. Seit August 1968

59 Krüger (wie Anm. 19), S. 125 Rekonstruktionsplan.

60 Krüger (wie Anm. 41), S. 13f.

61 E. Krüger: Neue Funde und Erkenntnisse auf Groß-Comburg, in: Der Haalquell 16 (1964), S. 41–44. Die hier angegebene Datierung in die Zeit um 1240 – auf die wiederholt Bezug genommen wurde – muß aufgrund der Inschrift des Wachstäfelchens (Innozenz XI.) und der stilistischen Einordnung der anderen Fundstücke revidiert werden.

62 Fehring, Schweizer (wie Anm. 21).

bemühte sich Fehring in zahlreichen Schreiben um die Genehmigung, vom Westturm aus unter dem bereits fertiggestellten Kirchenboden hindurch in den Bereich des ehemaligen Ostkreuzganges vorstoßen zu dürfen. Der sukzessive Erfolg läßt sich anhand der Daten auf den angefertigten Zeichnungen gut verfolgen, die im Abstand von jeweils einem Jahr angefertigt wurden, die letzte stammt aus dem April 1971. In der Ablehnung des Gesuches um Erlaubnis weiterer Grabungen vom 30. Oktober 1969 schrieb der damals zuständige Oberregierungsbaurat Erich Hause vom Staatlichen Hochbauamt Schwäbisch Hall: »Es ist bedauerlich aber nicht zu leugnen, daß die archäologischen Untersuchungen an diesem Objekt – die Gründe mögen sein wie sie wollen – zu spät inauguriert wurden. Daß infolgedessen manche historische Frage ungeklärt blieb, muß eben hingenommen werden«⁶³. Verschiedene Umstände führten dazu, daß dem erfreulich zügig publizierten Vorbericht von 1972 keine systematische Auswertung der Dokumentation folgte. Erst 1992 konnte diese im Rahmen einer durch den Historischen Verein für Württembergisch Franken geförderten AB-Maßnahme erfolgen.

Der Zugang zur Krypta erfolgte von den Seitenschiffen aus über zwei gewinkelte Treppenabgänge, die beidseitig in das Westjoch des quadratischen Kryptenschiffes führten, an das sich östlich ein eingezogener, abgeschnürter, querrrechteckiger Chor anschloß. Die Gewölbe – im Chor eine Längstonne, im Schiff ein auf vier freistehenden Säulen auflastendes Kreuzgratgewölbe – waren beim Bau der Barockkirche eingebrochen worden. Zuvor hatte es bereits Veränderungen im Bereich des Chores und im westlichen Gewölbejoch gegeben. In die Südwand der Krypta war eine Altarnische eingebaut und die Wände mit Renaissancegemälden ausgestattet worden. Zur Ursprungsanlage gehörte ein mit Steinplatten abgedecktes Kanalsystem, das der Trockenlegung des mit einem Lehmfußboden ausgestatteten Kryptenschiffes diente. Die Ostwand der Krypta war in Zusammenhang mit einer durchgreifenden Umbaumaßnahme der gesamten Ostteile der Kirche verändert worden. Wie die ursprüngliche Ostlösung ausgesehen hatte, wird sich wohl nicht mehr endgültig klären lassen. Aufgrund einer auffälligen Ausbruchgrube vermuteten Fehring/Schweizer einen ehemals rechteckig geschlossenen Nebenchor und rekonstruierten dazugehörig über der – zumindest innen – rechteckig geschlossenen Krypta auch einen Rechteckchor für die Oberkirche. Daß ein flach geschlossener Kryptenchor jedoch auch unter einer Hauptapside liegen kann, zeigen zahlreiche rheinische Beispiele, gerade auch die Kirche in Brauweiler, zu dem ja nachweislich historische Verbindungen existierten.

Im Bereich des Nordostturmes erwies sich dessen nachträglicher Einbau. Ursprünglich war er mit einem weiten Bogen gegen das Seitenschiff geöffnet und nach Osten mit einer kleinen Apsis abgeschlossen. Diese war mit einem über Eck eingestellten Dienst mit der ebenfalls neu ausgeführten Hauptapsis verbunden. Dieser Befund widerlegte die bisherige, durch die schriftliche Überlieferung ausgelöste Annahme, die romanische Apsis sei für die Barockkirche beibehalten wor-

63 Ortsakten Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

den. Vermutlich im Rahmen derselben Umbaumaßnahme wurde zwischen die Mittelschiffpfeiler eine Wand eingespannt, die zur Abschränkung des Ostchores diente. Die Rekonstruktion ergab, daß die Pfeiler spätestens zu diesem Zeitpunkt Vorlagen besaßen; die Breite des Spannfundamentes legt nahe, daß es sich hier um eine ursprüngliche Lösung handelt, die wohl in Zusammenhang mit einer Schwibbogengliederung der Langhauswand zu sehen ist.

Für eine Rekonstruktion des Aufgehenden der romanischen Kirche war neben den bereits von Gradmann beobachteten Dachanschlügen an den Osttürmen die Freilegung der südlichen Querhauswand von Bedeutung. Die querrrechteckige Form der Fassade verlieh dem Querhaus sehr behäbige Proportionen. Das verputzte Bruchsteinmauerwerk wurde von einer Hausteingliederung aus Sockel, Eckpilastern und Traufgesims gerahmt, die Wandfläche wurde von einem Dienst halbiert. Aufgrund der Traufhöhe wird man den First des Querarmes noch unterhalb der Mittelschifftraufe rekonstruieren dürfen.

Die Untersuchungen im Westen begannen mit der Aufdeckung des ehemaligen Brunnens im Untergeschoß des Westturmes. Die Freilegung des zugehörigen Kanalsystems brachte neue Aufschlüsse über die technische Seite der Wasserversorgung, die 1991 von Kosch⁶⁴ aufgegriffen und in größerem Zusammenhang dargestellt worden sind.

Besonderes Interesse galt der Frage, wie die Verbindung zwischen dem unter dem Westchor durchgeführten, östlichen Kreuzgang und der Kirche ausgesehen haben mochte, da die von Krüger vorgeschlagene asymmetrische Zugangslösung nicht überzeugte. Der erneuerte Kirchenfußboden lag ca. 1,5 m oberhalb der mittelalterlichen Befunde. Unter der Betonplatte tastete man sich sukzessive vorwärts, legte den bereits von Fiechter 1931 und von Krüger 1941 untersuchten Bereich im Norden erneut frei, entfernte darüber hinaus aber auch den spätmittelalterlichen Plattenboden und tastete sich vorsichtig weiter nach Osten vor – bis die statische Sicherheit weitere Untersuchungen verbot. Der Erfolg gab diesem Unternehmen recht. Neben der Freilegung des Kanalsystems – dessen weiterer Verlauf nördlich außerhalb der Kirche übrigens bereits 1941 von Krüger dokumentiert worden war – konnte vor allem der Nachweis eines ehemaligen nördlichen Zugangs erbracht werden. Der 2 m breite Durchgang lag gegenüber dem Kreuzgangniveau um 2–3 Stufen erhöht, die Bruchsteinwände waren mit weißem Kalkputz versehen. Um auf das Niveau des Kirchenfußbodens zu gelangen, waren weitere 3–4 Stufen notwendig, auf die sich im untersuchten Bereich kein Hinweis fand. Vermutlich waren diese unmittelbar vor dem Zugang in die Kirche angelegt, der sehr wahrscheinlich in die Querhausarme führte.

In einer rein stilistischen Untersuchung befaßte sich Reiner Hussendörfer 1975⁶⁵ mit den Comburger Osttürmen. Anhand der gefüllten Rundbogenfriese verglich er

64 C. Kosch: Die Wasserleitung vom Ende des 11. Jahrhunderts im ehem. Kloster Großkornburg, in: Die Wasserversorgung im Mittelalter (Geschichte der Wasserversorgung 4), Mainz 1991, S. 237–243.

65 R. Hussendörfer: Die ehemalige Chorherrenstiftskirche in Faurndau. Ein Beitrag zur schwäbischen Spätromanik (Veröffentl. Stadtarch. Göppingen 10), Göppingen 1975, S. 353f.

sie mit anderen schwäbischen Schmuckkirchen und datiert sie auf 1230/40. Krüger setzte den Beginn der Umbaumaßnahmen um 1220 mit der Aufstockung des Westturmes an, ging aber auch davon aus, daß die Osttürme erst um 1230 fertiggestellt worden sind⁶⁶. Diese Datierung setzt er in Bezug zu einem Ablaß, der für Bauzwecke gedient haben könnte, eine Nachricht, die sich bei Gradmann findet⁶⁷. Der Indulgenzbrief, auf den er sich wahrscheinlich bezieht, wurde allerdings erst am 21. Dezember 1244 ausgestellt. Papst Innozenz IV. gewährt hierin jedem Bußfertigen, der sich am vierten Tag nach Pfingsten in der Kirche zur Andacht einfindet, Ablaß für ein Jahr. Aus der Urkunde geht aber hervor, daß bereits ein älterer Brief existiert haben muß, der für den Besuch am Tage der Kirchweihe (Thomastag, 21. Dezember) Ablaß gewährte. Ein weiterer Indulgenzbrief ist von 1256 erhalten, der für den Besuch der Kirche am Tag des hl. Nikolaus Ablaß gewährt. Als Begründung wird nirgendwo auf Baumaßnahmen hingewiesen, obwohl die Wahl der Tage – Tag der Kirchweihe, Tag des Hauptpatron – auf bauliche Zusammenhänge deuten könnte⁶⁸.

Die Barockkirche

Die in den Jahren 1707–1715 errichtete Barockkirche, der bis auf die drei romanischen Türme der gesamte ältere Kirchenbau zum Opfer fiel, wurde bereits wiederholt beschrieben. Die erhaltenen Bauaccorde geben ausführlich Aufschluß über die beteiligten Handwerker, wobei sich der Würzburger Joseph Greissing als eigentlicher Baumeister herauskristallisierte. Am ausführlichsten hat sich Barbara Nitschke mit der Barockkirche auseinandergesetzt, die Ergebnisse sind 1989 in einem Aufsatz veröffentlicht worden⁶⁹. Dem Entschluß zum Neubau der Kirche ging eine langwierige Diskussion voraus, ob man nicht doch nur eine Renovierung vornehmen solle⁷⁰. Zahlreiche Pläne wurden angefertigt, die letztlich Ausführung differiert in Einzelheiten aber immer noch. Greissing erstellte eine dreischiffige Freipfeiler-Halle. Den ehemaligen Westchor bezog er in das Langhaus mit ein, das Querhaus wurde weniger ausladend beibehalten, die Vierung mit einer flachen Kuppel nur leicht betont. Zwischen den Osttürmen wurde ein 4-jochiger Chor mit halbrunder Apsis eingeschoben, die Nebenapsiden ersetzte man durch Treppentürme. Der Zugang zur Kirche liegt im fünften Langhausjoch von Norden bzw. von Süden. Nitschke erkennt Einflüsse der Vorarlberger Bauschule auf den Kirchenbau, vor allem aber betont sie die Nähe zu Würzburger Bauprojekten der Zeit.

66 Krüger (wie Anm. 41), S. 26. Die späte Datierung findet sich auch bei Arens (wie Anm. 30), S. 77.

67 Gradmann (wie Anm. 16), S. 586.

68 WUB IV, S. 1032; WUB V, S. 1397.

69 B. Nitschke: Die ehemalige Stiftskirche St. Nikolaus auf der Großcomburg (1707–1715). Ein Werk des Würzburger Baumeisters Joseph Greissing, in: E. Schraut (Hrsg.) (wie Anm. 57), S. 22–35.

70 StAL B 375 L, S. 1285, Kapitularprotokolle von Trinitatis 1704 und vom 8. Juni 1705.

Weitere Untersuchungsgebiete

Das Kunst-Inventar umfaßt nahezu alle Bereiche der Großcomburg, die kunsthistorisch relevant sind. Alle Gebäude wurden ausführlich von Gradmann beschrieben, ihre Daten und Nutzungen soweit möglich angegeben. Auch die Einrichtung – Grabdenkmale, Altäre usw. – wurde berücksichtigt. Im folgenden wird auf diese Arbeit nicht jedesmal extra hingewiesen.

Die mittelalterlichen Kunstschatze

Von den mittelalterlichen Kunstschatzen der Comburg sind heute in der Kirche noch das Antependium und der Radleuchter aus dem zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts zu besichtigen, die unter der Ägide des dritten Abtes von Comburg, Hartwig, entstanden. Ursprünglich existierte aus dieser Zeit auch noch ein Goldkreuz, das in einer Zeichnung von Wacker überliefert ist⁷¹. Eine ausführliche Beschreibung und eine ikonographische sowie stilkritische Untersuchung der Comburger Kunstschatze des 12. Jahrhunderts verfaßte 1963 Freerk Valentien⁷²; die ältere Forschungsliteratur wird hier mit einbezogen.

Das Antependium⁷³ besteht aus einer mit vergoldetem Kupferblech verkleideten Holztafel, die mit getriebenen Figuren und Beischriften geschmückt ist. Valentien sieht in dem Antependium sowohl in ikonographischer, motivischer und vereinzelt auch stilistischer Hinsicht byzantinische Einflüsse wirken, dasselbe gelte auch für den Radleuchter, der als Abbild des himmlischen Jerusalem zu verstehen sei. Er besteht aus einem durchbrochenen, mit 12 Medaillons besetzten Reifenband, dem 12 Türme vorgesetzt sind.

Während Antependium und Leuchter wohl in Comburger Werkstätten hergestellt worden sind, stammen die beiden in die zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts datierenden, dreifüßigen Altarleuchter aus Lothringen⁷⁴.

Der Stiftsarkophag, der heute im Chor der Stiftskirche zu besichtigen ist, stammt nach Widmann⁷⁵ aus der Zeit des siebten Abtes Werinher (um 1180). Er wurde damals unter der »übergulden cronnen« aufgestellt, also unter dem mitten in der Kirche hängenden Radleuchter. Widmann berichtet auch von einer ersten Graböffnung 1468 unter Abt Ehrenfried von Vellberg⁷⁶. Die Gebeine der vier Stifter lagen in drei Unterfächern, in lederne Säcke gebettet. Jedem Fach war eine beschriftete Bleitafel beigefügt, die Todestag und Namen der Stifter bezeichnete.

71 Wacker (wie Anm. 6), S. 221; Abbildung in: *Schraut* (Hrsg.) (wie Anm. 57), S. 119, Kat.-Nr. 11; *Widmann* (wie Anm. 5), S. 172–175 erzählt von einem versuchten Verkauf des Kleinods.

72 *F. Valentien*: Untersuchungen zur Kunst des 12. Jhs. im Kloster Comburg (Diss. Freiburg 1963), Magstadt 1965. Siehe auch den Restaurierungsbericht von *G. S. Graf von Adelmann*: Zur Instandsetzung von Antependium und Kronleuchter der Großcomburg. Mit Restaurierungsberichten von *E. Treskow*, *J. und M. Amberg*, in: *WFr* 59 (1972), S. 42–58.

73 Abbildung bei *Arens* (wie Anm. 36), S. 27–30.

74 *Schraut* (Hrsg.) (wie Anm. 57), Kat.-Nr. 10 mit Literatur-Verweis.

75 *Widmann* (wie Anm. 5), S. 176.

76 *Ebd.*, S. 182.

Die Brüder Burkhart und Heinrich von Comburg waren in dem ersten Fach bestattet, Wignand von Mainz und der erste Abt des Klosters, Heinrich, lagen in den beiden anderen Fächern. Von einer erneuten Öffnung 1570 unter Erasmus Neustetter berichtet Wacker⁷⁷, der seiner Beschreibung des Sarkophages auch eine Zeichnung beifügt. Damals wurde der Sarkophagdeckel mit einer erläuternden Inschrift und der mit vorgeblendeten Säulenarkaden verzierte Steinsarg mit Maleereien versehen⁷⁸.

Die Chorschranken

Wie die archäologischen Untersuchungen 1965–1971 ergaben, stand in Zusammenhang mit den Umbaumaßnahmen im Ostchor der Klosterkirche auch die Einrichtung einer Chorschrankenanlage, deren Mauern zwischen die Pfeiler des Mittelschiffs eingespannt wurden. Ihre ehemalige Stuckverkleidung fand sich – zerbrochen in Hunderte von Einzelfragmenten – in der Verfüllung der beim Bau der Barockkirche aufgegebenen Krypta. Die 1972 von Volker Himmelein⁷⁹ angefertigte Rekonstruktion ist heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart ausgestellt. Das von einem breiten Rahmen mit Palmettenfries gerahmte Bildfeld zeigt eine rundbogige Arkadenreihe auf halbrunden Säulchen, in die Zwickel sind kleine Türmchen eingepaßt. Unter den Bogen stehen ca. 1 m große Heiligenfiguren, von denen nur vereinzelt Füße und Gewandteile erhalten sind. Ein stilistischer Vergleich führte zu einem zeitlichen Ansatz Ende des 11. Jahrhunderts, weshalb Himmelein eine Verbindung zu Abt Hertwig sah, der auch das Antependium und den Kronleuchter gestiftet hatte. Seine Überlegungen zum ursprünglichen Aufstellungsort führten zur Rekonstruktion eines abgeschrankten Bezirkes um das ehemalige Stiftergrab. Hier läßt er die spätere Datierung des Sarkophages unberücksichtigt⁸⁰.

Die Grabdenkmäler

Auf Großcomburg befinden sich zahlreiche Grabdenkmäler aus dem 12.–17. Jahrhundert, die heute in der Schenkenkapelle – dem ehemaligen Kapitelsaal – und ihrem Vorraum Aufstellung finden. Einige wenige sind auch in die Barockkirche verbracht worden. Eine erste Beschreibung findet sich bereits 1897 durch Müller⁸¹, ihm folgen weitere Arbeiten, die sich mit einzelnen Grabmälern unter heraldisch-genealogischen, landeshistorischen oder stilgeschichtlichen Aspekten

77 Wacker (wie Anm. 6), S. 223.

78 Gradmann (wie Anm. 16), S. 624.

79 V. Himmelein: Stuckfragmente von Chorschranken, in: WFr 56 (1972), S. 30–33, mit Rekonstruktionszeichnung.

80 An der Universität Tübingen wurde 1993 eine Magisterarbeit über Teile der Stuckdekoration angefertigt, deren Ergebnis abzuwarten bleibt.

81 Müller 1897 (wie Anm. 9).

beschäftigten⁸². 1989 hat Johannes Zahlten⁸³ versucht, die Denkmäler in einen größeren kunsthistorischen Zusammenhang zu stellen, wobei er sich auf die älteren Forschungsarbeiten stützen konnte.

Die Wandmalereien

Weitere Untersuchungen waren den Wandmalereien an verschiedenen Klostergebäuden gewidmet. Außer den oben bereits behandelten, romanischen Wandgemälden in der Sechseckkapelle handelt es sich bei den erhaltenen Resten fast ausschließlich um Arbeiten, die während der Regierungszeit Erasmus Neustetters entstanden sind. Bereits 1898 hat Mayer⁸⁴ die Malereien im zweiten Obergeschoß des Westturmes, an der Sechseckkapelle, dem Adelmansbau, der Michaelskapelle, der Alten Dekanei, der Propstei und dem Guttenbergbau erwähnt und teilweise auch eine kurze Beschreibung mitgeliefert. Etwas ausführlicher widmete er sich den Gemälden im Kreuzgang, die im Süden Kreuzigung, Kreuzabnahme und Grablegung zeigten, im Norden war die Apokalypse dargestellt. Heute ist von den Malereien an den Außenwänden kaum noch etwas zu sehen. Die wenigen Reste wurden bei den Renovierungsmaßnahmen der 60er Jahre sichtbar gelassen.

Auch Krüger⁸⁵ berichtete über die Malereien Neustetters, insbesondere über die 1964 im Vorraum des Kaisersaals (in der Abtei) aufgedeckten Arbeiten. Es handelt sich um lebensgroße Kaiserbilder von Karl V., Ferdinand I. und vermutlich Maximilian II. Auf der Westwand ist die Belagerung Algiers durch Karl V. (1541) dargestellt, die Ostwand zeigt eine Säulenhalle. Im spätgotischen Teil des Kaisersaals fand man weitere Kleinbilder. Von den Malereien im Kreuzgang waren bereits damals nur noch Spuren erkennbar.

Detaillierte Untersuchungen der Wandmalereien in der 1965 aufgedeckten Krypta wurden 1972 von Wengerter⁸⁶ durchgeführt. Das nicht veröffentlichte Material befindet sich bei der Dokumentation der Grabung von Fehring/Schweizer im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Für den ersten Zustand der Krypta ist keine Bemalung festzustellen. In spätromanischer Zeit wurden in der Krypta Weihekreuze angebracht, von denen sechs erhalten sind. Unter Erasmus Neustetter wurde die Krypta mit reicher Architekturmalerie und vereinzelt figürlichen Darstellungen ausgestattet. In dem bei Aufgabe der Krypta eingefüllten Bauschutt fanden sich außerdem zahlreiche Fragmente bemalten Putzes, der oft mehrere Farbschichten übereinander aufwies. Vermutlich waren noch weitere Teile der Oberkirche ausgemalt. Erhalten sind die Gemälde in der Sakristei

82 Mayer 1899b (wie Anm. 9); Gradmann (wie Anm. 16); Joß (wie Anm. 2).

83 Zahlten (wie Anm. 57).

84 Mayer 1898 (wie Anm. 9).

85 Krüger (wie Anm. 41), S. 33.

86 H. Wengerter: Abschlußbericht über die Untersuchung von Mauerwerk, Putz, Schlemmen- und Malereifolgen in der Krypta der Stiftskirche Großkornburg, Schwäbisch Hall (Grabungsakten Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, masch. 1973).

zwischen Kirche und Josephskapelle sowie im Obergeschoß des Westturmes aus dem 16. Jahrhundert.

Die barocke Ausstattung

1901 hat Mayer⁸⁷ ein Inventar der Comburg von 1169 veröffentlicht. Hier wird genauestens der Bestand an liturgischen Geräten, Gewändern etc. aufgeführt. 1989 befaßte sich Zahlten⁸⁸ mit der Ausstattung der 1701–1715 neu gebauten Barockkirche. Der Hochaltar, die beiden neuen Seitenaltäre, das Chorgestühl und in den Grundzügen auch die Kanzel stammen von dem Würzburger Bildhauer Balthasar Estherbauer (1672–1728). Über eine bloße Beschreibung hinausgehend hat sich Zahlten auch stilkritisch und ikonographisch mit den Objekten auseinandergesetzt, wobei ihn vor allem der Anteil der Auftraggeber am Bildprogramm interessierte. In die neue Kirche übernommen wurden neben den bereits erwähnten romanischen Kunstwerken – wobei der Stiftersarg in den Chorboden eingetieft worden war – eine gotische Madonnenstatue und das Grabmal des Erasmus Neustetter, das er sich schon zu Lebzeiten 1570 auf der Comburg hat setzen lassen. Zahlten bezieht auch die jüngeren Altarstiftungen in seine Untersuchung mit ein und weist auf verlorene Ausstattungsstücke hin.

Die Stiftsbibliothek

Über die Comburger Stiftsbibliothek ist 1969 von Ulrich Sieber⁸⁹ eine Dissertation angefertigt worden. Einen kurzen Abriß der Geschichte veröffentlichte Elisabeth Schraut 1989⁹⁰. Sicherlich war von Anfang an ein Grundbestand liturgischer Bücher im Kloster vorhanden. Eine Auflistung von 1320 nennt allein 63 Bücher, die aber nur einen Teil des damaligen Bestands darstellten. Der heutige Bestand geht im wesentlichen auf Erasmus Neustetter zurück, der sein Privatvermögen zur Ausstattung der Comburger Bibliothek verwendete. Während die Bücher zuerst in der Dekanei aufgestellt waren, wurde Anfang des 17. Jahrhunderts ein gesonderter Bibliotheksraum im Westflügel der Klausur über der Marienkapelle eingerichtet. Im 18. Jahrhundert umfaßte die Comburger Bibliothek ungefähr 3500 Bände, darunter ca. 150 mittelalterliche Handschriften. Dem Haller Gymnasialprofessor und Germanist Friedrich David Gräter (1768–1830) verdanken wir eine Auflistung der Handschriften, die er vor deren Abtransport nach Stuttgart 1805 angefertigt hat. Die erhaltenen Werke befinden sich heute in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

87 Mayer 1901 (wie Anm. 9).

88 J. Zahlten: Die Grabmäler der Großcomburg. Wappensteine, Epitaphien und Familiengrablegen eines imaginären Grabmuseums, in: Schraut (Hrsg.) (wie Anm. 57), S. 57–80.

89 U. Sieber: Untersuchungen zur Geschichte der Komburger Stiftsbibliothek, Köln 1969.

90 Schraut (Hrsg.) (wie Anm. 57), S. 143.

Comburg als Stift

Müller hat sich 1901 erstmals ausführlich mit der mittelalterlichen Geschichte des Klosters beschäftigt. Er konnte sich dabei auf eine gute Quellenlage sowie die Berichte von Widmann und Wacker stützen. 1989 hat Jooß⁹¹ einen Kurzabriß der Geschichte veröffentlicht, der sich im wesentlichen auf Müller stützt. Im Laufe des 13. Jahrhunderts geriet das Kloster zusehends in finanzielle Schwierigkeiten, die 1320 zu einem Zusammenbruch führten. Streitigkeiten zwischen Abt und Konvent prägten das 14. Jahrhundert, das 15. Jahrhundert war die Zeit der Reformen. 1488 wurde das Kloster in ein Chorherrenstift umgewandelt. Eine kulturelle Blüte erlebte das Stift dann unter Erasmus von Neustetter (1523–1594), auf dessen Verdienste zuvor schon wiederholt verwiesen wurde. 1802 fiel das Stift an Württemberg und wurde aufgelöst.

Die jüngere Geschichte der Comburg

Die neuzeitliche Geschichte der Großcomburg seit dem frühen 19. Jahrhundert wurde jüngst im Rahmen eines Ausstellungskataloges von Schraut⁹² aufgearbeitet. 1817–1909 war die Comburg Sitz des königlich-württembergischen Ehreninvalidencorps, seit 1926 war hier die Heimvolkshochschule einquartiert, die von 1933–1945 unter dem Regiment der NS-Regierung stand. Hier war seit 1931 ein Arbeitsdienst eingerichtet, seit 1937 eine Bauhandwerkerschule. Nachdem man die Gebäude 1946 einer umfassenden Renovierung unterzogen hatte, wurden hier Tagungen für ehemalige Kriegsgefangene abgehalten. Seit 1947 befindet sich die Staatliche Akademie für Lehrerfortbildung in den Gebäuden des ehemaligen Klosters. Die Kirche selbst wird seit 1803 wieder von der Gemeinde Steinbach für den Gottesdienst genutzt.

91 Müller 1901 (wie Anm. 9); R. Jooß: Comburg als Kloster und als Stift, in: Schraut (Hrsg.) (wie Anm. 57), S. 17–21.

92 E. Schraut: Die Heimvolkshochschule Comburg (1926–1933), Arbeiterbildung in der Weimarer Republik, in: dies. (Hrsg.) (wie Anm. 57) S. 81–94; dies.: Die Comburg 1933–1945: eine »Festung des neuen Staates«? in: ebd., S. 95–103; dies.: Die Comburg nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945–1950), in: ebd., S. 104–108.



Abb. 1 Grabmal des Erasmus von Neustetter († 1594) im Würzburger Dom, das er sich noch zu Lebzeiten hatte anfertigen lassen. Im Hintergrund eine zeitgenössische Darstellung der Großcomburg; deutlich ist an der Kirche die Dreiergruppe der östlichen Apsiden ablesbar.



Abb. 2 Stiftersarkophag auf Großcomburg. Detail der Nordseite, mittlerer Bogen mit Darstellung der mittelalterlichen Kirche aus der Zeit Neustetters.



Abb. 3 Funde aus dem 1964 von Krüger entdeckten Reliquienkästchen im Kreuz des Süd-Ost-Turmes: Wachstäfelchen mit der Darstellung eines Agnus Dei und der Inschrift Innozenz XI. (1676–1689).

Abb. 4 Funde aus dem Reliquienkästchen: Doppelbalkiges Kreuz in Cararacaform 18. Jh. – Benediktusmedaille 18. Jh. – Valentiuskreuz spätes 17. Jh. Hälfte 18. Jh.

Abb. 5 Die im Ostchor der Kirche ange-
troffenen Särge der Dekane von Erthal
(† 1771) und von Guttenberg († 1736) nach
ihrem Transport in die Michaelskapelle 1965.
Im Vordergrund Rolf Schweizer, am Kopf-
ende Eduard Krüger.



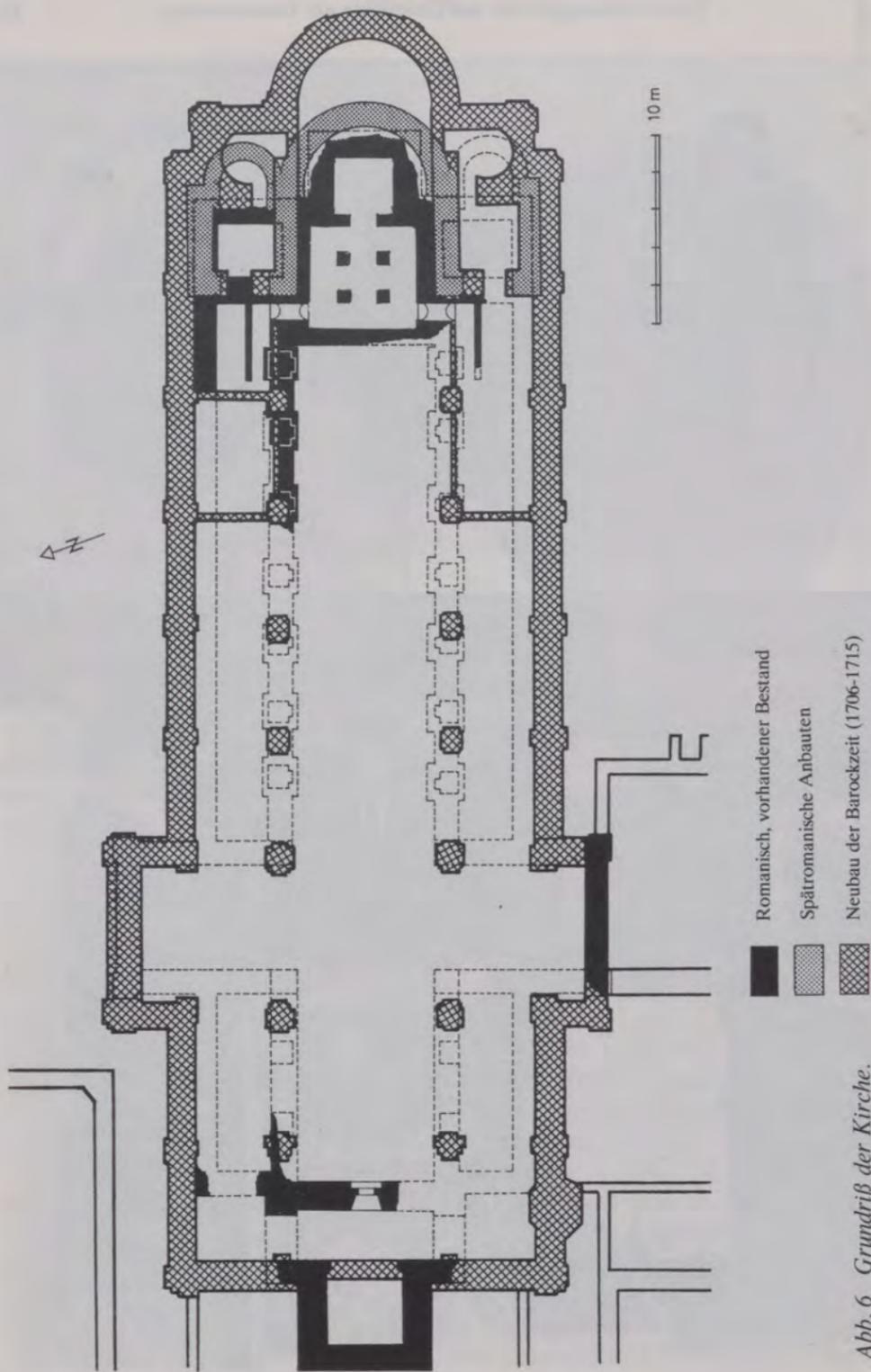
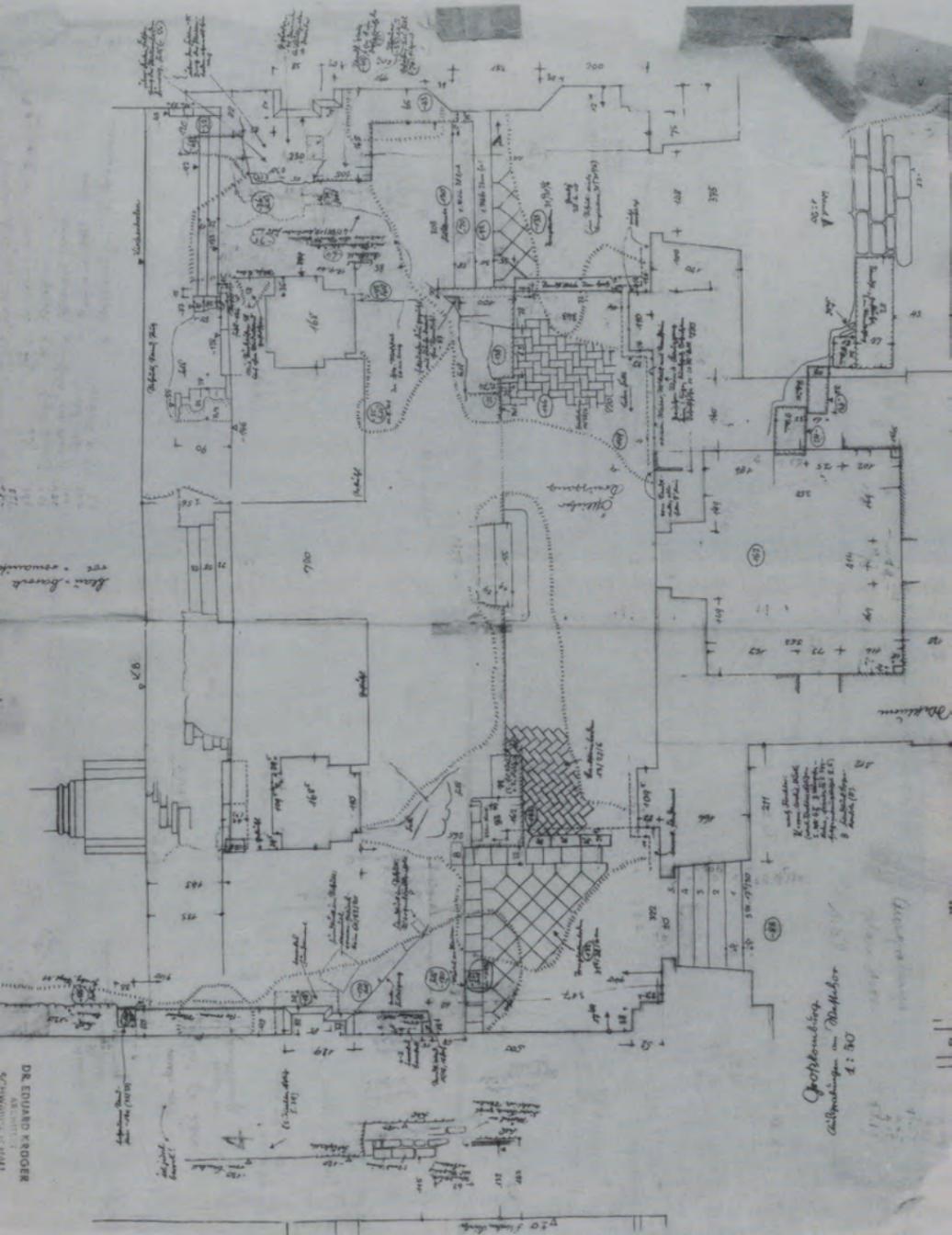


Abb. 6 Grundriß der Kirche.



DR. EDUARD KROGER
SCHLEISIEREN
1911

Großcomburg
Aufzeichnungen von Prof. Dr. E. K.
1:50



Abb. 8 Krypta. Blick durch das Westjoch auf den südlichen Zugang, daneben ist die spätmittelalterliche Altarnische erkennbar. Vor der Westwand eine Bestattung, die unmittelbar vor Verfüllung der Krypta hier eingebracht wurde.



Abb. 9 Krypta. Blick durch den Triumphbogen in den Kryptenchor mit Resten der ehemaligen Altarstelle.

◁ Abb. 7 Original-Befundplan der Untersuchungen im Westteil der Kirche von Krüger, 1941, mit Nachtrag der Befunde von Fiechter, 1931. Der Bereich des Kreuzgangs zeichnet sich durch das Muster des unterschiedlich verlegten Plattenbodens aus. Die Flächenzeichnung wird teilweise überlagert von skizzenhaften Aufmaßen.



Abb. 10 Nordostturm. Blick auf die nachträglich vermauerte Westwand, dunkel zeichnet sich das Gewände des ehemaligen Durchgangs ab. Im Vordergrund links die romanische Kirchennordwand, rechts die Abmauerung des Kryptenzugangs.



Abb. 11 Nordostturm. Rechts das Fundament der nördlichen Nebenapsis, daneben die Reste des eingestellten Dienstes und links anschließend der Außensockel der ehemaligen Hauptapsis.



Abb. 12 Mittelschiff. Das Spanfundament der Mittelschiffarkaden, rechts schließt sich die Rückseite der Kriptenwestwand an. Aufgesetzt ist das Mauerwerk einer Chorabschränkung, die deutlich eine Aussparung für eine ehemalige Pfeilervorlage freiläßt.



Abb. 13 Dachanschläge. An der Westwand des Nordturmes ist deutlich die unterschiedliche Neigung und Höhe des wiederholt veränderten Mittelschiffdaches ablesbar.

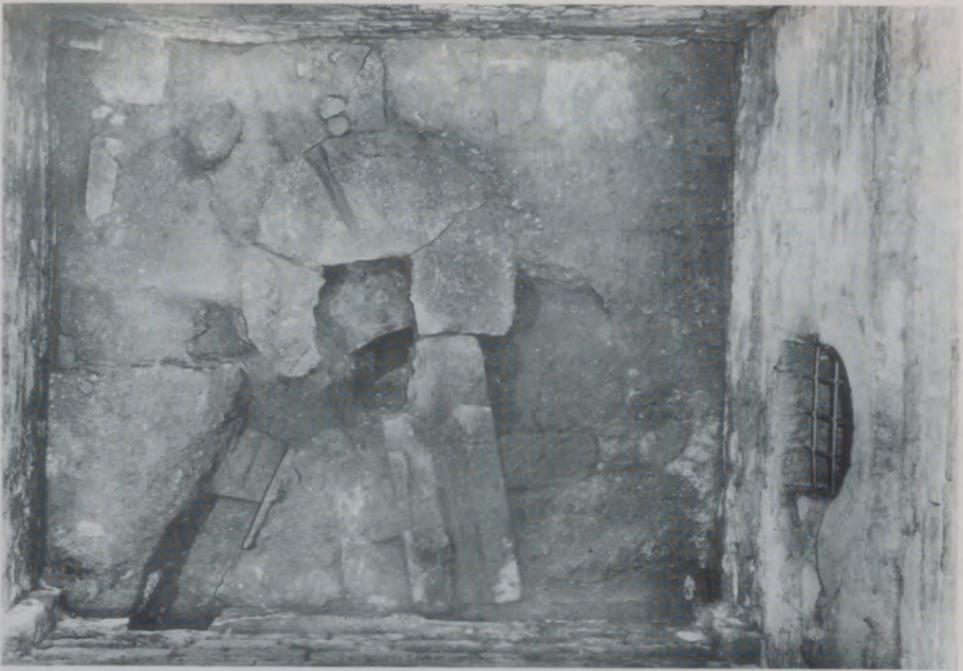


Abb. 14 Westturm. Brunnenkapelle mit zentraler Sandsteinplatte, die ehemals den Brunnenstock aufnahm. Deutlich zeichnen sich die Zu- und Ablaufsysteme ab.



Abb. 15 Kreuzgang. Blick in den nördlichen Zugang zur Kirche. Im Vordergrund Reste eines Stufenunterbaus, am oberen Bildrand die auf der Innenseite verputzte Südwand des Durchgangs. Links eine barocke, rechts eine moderne Backsteinmauer.



Abb. 16 Krypta. Detail der spätmittelalterlichen Kryptenausmalung, Kreuzigung an der Südwand des Kryptenchores.

Der Crailsheimer Maler Michael Rauck

Das Lebensporträt eines volkstümlichen Malers

VON JULIANA BAUER

Der Gipser, Tüncher und Vergolder

In der Liebfrauenkapelle zu Crailsheim hängt im hinteren Chorraum ein Gemälde des Guten Hirten, das folgende Signatur trägt: Michael Rauck, Ipser 1655 (Abb. 1).

Wer war dieser Gipser, der hier als Tafelmaler in Erscheinung tritt? Bauamts-, Kastenamts- und Kirchenakten erwähnen ihn über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten¹.

Im Jahre 1618 wird Michael Rauck in Tiefenbach bei Crailsheim als Sohn eines Lehrers geboren. 1647 wird er in Crailsheimer Kirchenbüchern erstmals genannt; das Eheregister verzeichnet seine Eheschließung mit den Worten:

*Michael Rauck deß erbarn Michael Raucken, Schulmeisters zu Diefenbach alhier Sohn Gipser alhie mit Catharina Euphrosina deß Baldassar Geyß Pfarrers zu Altentrüdingen alhie Tochter in Diensten zu Anspach*².

In der Stadt selbst schien er seit 1646 ansässig zu sein, denn in jenem Jahr finden sich für ihn die ersten Rechnungsbelege:

*Herr Baumeister wolle dem Ipser Michel vier den Stadtfahnen zu mahlen 1 Reichsthaler (zahlen)*³.

Im Jahre 1649 wird ihm der erste Sohn, Melchior, geboren, der später Pfarrer in Rechenberg wird; weitere Söhne folgen, drei an der Zahl, ebenso eine Tochter⁴. Sohn Johann Michael wird Pfarrer in Wiesen- und Reubach, Georg Heinrich, der künstlerisch begabte Sohn und deklarierte Nachfolger seines Vaters, ein *kunstliebender Jüngling*⁵ stirbt 1673 mit gerade achtzehn Jahren. Darüber schreibt Melchior, der ein Jahr später selbst stirbt, an einen Freund nach Nürnberg: *Hab' große*

1 Über Michael Rauck finden sich zahlreiche Vermerke in den Bauamtsrechnungen (mit dazugehörigen Belegen) der Stadt Crailsheim (heute im Stadtarchiv). Die in Frage kommenden Bände umfassen die Jahrgänge 1641–1646 bzw. 1646–1649, 1647–1655 bzw. 1650–1654, 1656–1665 bzw. 1660–1663. Weitere Nachweise führen die St. Johannis- und Capellenpflegerechnungen bzw. ihre Duplicata von 1541–1652, 1653–1665, 1660–1680 und die Schul-Pflegerechnungen von 1648–1660 (heute im Stadtarchiv Crailsheim), sowie die Rechnungen des Kastenamtes Crailsheim, die sich im Staatsarchiv Ludwigsburg (B 65) befinden. Es sind dies die Rechnungen für Bausachen von 1640–1644 (Bd. 111), 1645–1649 (Bd. 112), 1655–1659 (Bd. 114), 1660–1663 (Bd. 115), 1664–1666 (Bd. 116), 1669–1670 (Bd. 118), 1671–1672 (Bd. 119).

2 Evangel. Kirchenpflege Crailsheim, Eheregister von 1617–1781.

3 StadtA Crailsheim, Bauamtsbelege von 1646–1649. Das entsprechende Rechnungsbuch von 1641–1646 nennt eindeutig *Michael Raucken* als *Maler* der Stadtfahne.

4 Evangel. Kirchenpflege Crailsheim, Taufregister von 1617–1704.

5 Evangel. Kirchenpflege Crailsheim, Totenregister von 1617–1704.



Abb. 1 Detail, *Der gute Hirte*.

*Traurigkeit in diesem unverhofften Fall ... am allermeisten ... dem arbeitsamen Vater ... Er (Georg Heinrich) war durch die Gnade Gottes bereits so weit im mahlen ... kommen, daß er im Vater an die Hand gehen könnte ...*⁶. Ende 1676 stirbt Michael Rauck: *Bürger und Ipsler alhie, 58 Jahr*⁷.

Die städtischen und kirchlichen Akten wechseln in ihren jeweiligen Bezeichnungen, die Raucks Beruf betreffen. Die Rechnungen lauten sowohl *auff den Mahler* als auch *auff den Ipsler*. Zweifelsohne war das Gipserhandwerk sein Hauptberuf und somit seine Haupteinverdienungsquelle. Als Gipser erhielt er, was zahlreiche Bauamtsrechnungen beweisen, die meisten Aufträge. Da ist immer wieder die Rede vom Gipsen von Böden und Wänden, von Decken und Fensterlaibungen, aber auch vom Anstreichen der Stadttore, der städtischen Bürgerhäuser und des Schlosses.

Erweitert wird das Bild seiner handwerklichen Tätigkeiten durch jene Belege, die Raucks Aufgabengebiet auch bei der Renovierung und Vergoldung bezeugen. Konkret und detailliert beschriebene Renovierungsarbeiten finden sich jedoch keine. Sicherlich handelt es sich bei der »Renovierung« verschiedener Schloßräume um rein handwerkliche Ausführungen genannter Art. Was sich hinter der »Renovierung« des Gemachs, das die Markgräfin bezog, verbirgt, muß offen

6 Vgl. Schreiben des Melchior Rauck vom 2. 6. 1673 an den damaligen Präses des Pegnesischen Blumenordens, Sigmund von Birken, German. Nationalmuseum Nürnberg, Archiv Pegnes. Blumenorden. Melchior gehörte zu den Mitgliedern dieses 1644 in Nürnberg gegründeten und heute noch bestehenden Dichterordens.

7 Siehe Anm. 5.

bleiben⁸. Einen kunsthandwerklichen Aspekt könnte das Renovieren der fürstlichen Wappen am Schloßtor oder der *fürstlichen Conterfaiten*⁹ eingeschlossen haben.

Mit der Ausführung von Vergoldungsarbeiten beauftragt, erhielt Rauck eine für damalige Tüncher und (Bilder)maler üblichen Aufgaben¹⁰. Man trug ihm die Vergoldung zahlreicher städtischer und kirchlicher Objekte auf, so das *vergolden* des Leuchters im Rathaus, der markgräflichen Bildnisse und ihrer Rahmen oder auch der Fahnen der Gottesackerkapelle¹¹. Vergoldungsarbeiten hatte Rauck vor allem ab der Mitte der 50er Jahre erhalten, in einer Zeit demnach, in der er als Handwerker erfahren war. In diese Zeit fällt auch der Beginn seiner Tätigkeit als Bildermaler.

Parallel hierzu wurden ihm vor allem von städtischer Seite Arbeiten aus dem Bereich der Fassadenmalerei übertragen¹². Zwischen den entsprechenden Rechnungsbelegen fällt einer besonders ins Auge: *Besagten Raucken* bezahlte die Stadt 1661 für *gnädigster Herrschaft Wappen am Ziegelthor zu mahlen*¹³.

Hierbei konnte es sich nur um das Allianzwapen des Markgrafen Albrecht V. von Brandenburg-Ansbach und seiner Gemahlin Sophia Margaretha handeln. Albrecht, der 1639–1667 regierte, vermählte sich 1651 in zweiter Ehe mit Sophia Margaretha von Öttingen. Beide Wappen, in Seccotechnik ausgeführt und mit der Jahreszahl 1658 versehen, finden sich heute noch im Triumphbogen der Johanneskirche (Abb. 2). Die Versuchung liegt nahe, in dem Maler derselben Michael Rauck erkennen zu wollen¹⁴.

8 1659 erhielt Rauck den Auftrag, für die Markgräfin Sophia Margaretha von Brandenburg-Ansbach ein ehemaliges Offiziersgemach im Schloß zu Crailsheim zu *renovieren, weile die Fürstliche Frau Gemahlin solches künftig selbst gnädigst beziehen wollen* (vgl. StAL B 65, Kastenamtsrechnungen, Bd. 114). Hat er den Raum gestrichen, hat er ihn mit malerischem Dekor ausgestattet? Von der Innengestaltung des markgräflichen, im Zweiten Weltkrieg zerstörten Schlosses ist – nach bisheriger Erkenntnis – nichts überliefert.

9 Vgl. StAL B 65, Kastenamtsrechnungen, Bd. 114, sowie StadtA Crailsheim, Bauamtsrechnungen, 1656–1665.

10 Vergoldungsarbeiten gehörten allgemein zu den Aufgabengebieten der Kunstmalers (vgl. StA Nürnberg, Markgräf. Bauamtsakten, Rep. 114 und *M. Krieger*: Die Ansbacher Hofmaler des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 23 (1966), S. 7 und 233), wurden aber auch von Tünchern und seit dem 17. Jh. von Gipsern bzw. Stukkateuren übernommen.

11 Vgl. StadtA Crailsheim, Bauamtsrechnungen, 1656–1665.

12 Siehe Anm. 11. Rauck hatte u. a. eine Sonnenuhr zu malen. Die Grenzen der Tätigkeitsfelder von (Bilder)Malern und Tünchern bei der Bemalung von Fassaden waren fließend. Künstler verdienten sich mit Anstreichen nicht selten den Lebensunterhalt, während Tüncher (und auch Gipsler) oft dekorative Malereien ausführten (vgl. *H. Hillig*: Die Geschichte der Dekorationsmalerei als Gewerbe, Hamburg 1911, S. 70 ff., S. 249 ff.).

13 Siehe Anm. 11.

14 Wahrscheinlich stellt das Allianzwapen ein Werk Michael Raucks dar. Nachweise für einen Auftrag fanden sich bislang jedoch keine, weder in den Crailsheimer Archiven, noch in den Staatsarchiven in Ludwigsburg und Nürnberg. Zugeschrieben wird Rauck darüber hinaus fast die gesamte Innenausstattung der Johanneskirche; zumindest darf seine Beteiligung daran angenommen werden. Den Auftrag soll Albrecht V. im Zuge einer Kirchenrenovierung 1658 erteilt haben (vgl. Kunst, Kultur und Museen im Kreis Schwäbisch Hall, Stuttgart 1991, S. 156 und *H. J. König*: Die Johanneskirche in Crailsheim, Kirchberg 1967, S. 52).



Abb. 2 Allianzwappen Albrecht V. und der Sophia Margaretha von Oettingen, Seccomalerei, 1658, Triumphbogen der Johanneskirche Crailsheim.

Der Bildermaler Rauck

Raucks Tätigkeit als Tafelmaler ist begrenzt-überschaubar. Erhalten blieben der Nachwelt sechs Gemälde – Ölmalereien auf Nadelholz –, von denen sich vier im Museum der Stadt Crailsheim befinden und zwei in kirchlichem Besitz. Rauck schuf diese in den Jahren zwischen 1654–1674/5.

Die veranschaulichte Thematik der jeweiligen Bilder ist stets religiöser Art; meist bilden biblische Erzählungen den Hintergrund für seine Darstellungen. Einen Aspekt, den Rauck bei allen seinen Gemälden herausarbeitete, ist die Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Sei es das landschaftliche Umfeld, sei es die ihn umgebende Architektur – sie waren dem Maler nicht allein Raum, in die er seine Gestalten stellte und religiöse Handlungen lebendig werden ließ, sondern sie bildeten innerhalb dieses Rahmens ein nahezu gleichwertiges Element.

Der Gute Hirte

Zwei der sechs Gemälde sind Malereien in schlichtester Funktion: sie dien(t)en als Wandschmuck einer Kirche und somit als frommes Andachtsobjekt für den gläubigen Betrachter. Das eine – wohl zweitälteste – Bild ist die oben erwähnte Darstellung des Guten Hirten. Rauck führte es im Auftrag der Kirchengemeinde aus, was ein Eintrag in den Cappellen-Pflege-Rechnungen von 1656 bestätigt: *32 Gul. 56 ort Michael Raucks für die Gemähltafel hinter dem Altar bezahlt*¹⁵.

15 StadtA Crailsheim, St. Johannes- und Capellenpfl gerechnungen, 1653–1665.

Die Darstellung vereint zwei Erzählstränge aus dem Johannes- und dem Lukasevangelium. Ihr liegt sowohl die Texteinheit Joh. 10,11–16 zugrunde, als auch das Gleichnis vom verlorenen Schaf (Luk. 15,3–7).

Das Gemälde wird von der Gestalt Christi beherrscht, der mit einem Schaf auf seinen Schultern, sich schützend vor seine Herde stellt (Abb. 3). Rauck übernimmt mit diesem Bild jenes aus Vers 5 des genannten Gleichnisses¹⁶ und verknüpft es sinnfällig mit dem Bild des Guten Hirten aus der Johanneserzählung.

Christus ist in der allgemein üblichen Typisierung volkstümlicher Darstellungen gemalt. Eines der Charakteristika, das sich auf späteren Gemälden des Künstlers wiederholen wird, kennzeichnet Jesu Gestalt: die manieristisch-überlängte Proportion seines Körpers, die in noch stärkerem Maße vor allem auf dem Epitaph des Stadtarztes Maier wiederkehren wird¹⁷. Raucks Fähigkeit, mit Licht und Schatten umzugehen und mit feinen Nuancierungen zu modellieren, zeigt sich bei der Durchbildung von Körper und Gewand.

Seine Vorliebe für die differenzierte Ausgestaltung der Hintergrundlandschaft hat Rauck bereits entwickelt: er spielt in einer von einem Bach gesäumten Wiesenlandschaft zarte Farbstufungen und -kontraste durch, in denen erdige und weiß schattierte Töne dominieren. Seine minutiöse Malweise, die detaillierte Ausarbeitung jedes einzelnen Gegenstandes¹⁸ ist Ausdruck seiner scharfen Beobachtungsgabe und seines Könnens, seine Umwelt präzise widerzugeben. Raucks intensive Studien »nach der Natur« bezeugen Worte seines Sohnes Johann Michael: »Die Liebe, so er zu der Malerei trug, machte sein Einbildung gleichsam zu einem Spiegel, in welchem sich die ganze Natur ersehen konnte«¹⁹.

Ein anschauliches Beispiel, Gegenstände aus der ihn umgebenden Wirklichkeit exakt nachzuzeichnen, stellt der in den linken Vordergrund gerückte Kelch dar (Abb. 4). Rauck dokumentiert mit ihm ein Stück, wie ihn die Goldschmiedekunst in ähnlicher Art kennt: mit sechsspännigem Fuß, einem von Ringen umkränzten Schaft und mit Rotuli versehenem Nodus sowie einer glockenförmigen Cuppa, von einer Patene überfangen²⁰. Feinst ausgebildete Details weisen die Einzelteile auf:

16 Vers 5 lautet wie folgt: »Und wenn er's gefunden hat, so legt er's auf seine Achseln mit Freuden.«

17 Inwieweit Rauck die Manieristen im Einzelnen bekannt waren, muß offenbleiben. Seine Bemühungen aber um die Nachahmung des manieristischen Stils scheinen evident. Die Gestalt des Propheten Ezechiel z. B. (s. u.) weist nicht nur das Merkmal der überlängten Proportionen auf, sondern auch die dem Manierismus oft eigenen Farbkombinationen wie beispielsweise eines Rosa mit einem Rot (vgl. z. B. Pontormo, Grablegung Christi, 1525–1528, Florenz, der hiermit aber nicht unbedingt als Vorbild für Rauck bemüht werden soll). Immerhin gab es Schriften von Manieristen; in Deutschland wurde eine 1550 in Nürnberg publiziert (vgl. *G. Kaufmann* (Hrsg.): *Propyläen Kunstgeschichte. Die Kunst des 16. Jahrhunderts*, Berlin 1990, S. 78f.), und immerhin betrieb Rauck zahlreiche Buchstudien (vgl. *W. Schneider*: Pfarrer Johann Michael Rauck. Sohn des Malers und Bildhauers Michael Rauck in Crailsheim, in: *Frankenspiegel* 38 (1986), Nr. 3, S. 1).

18 Vgl. u. a. Details am Stall wie beispielsweise die Schlepptaugen oder die unter den Blumen im Bildvordergrund erkennbaren Maiglöckchen.

19 *W. Schneider* (wie Anm. 17), S. 1.

20 Vgl. Kelche, die in Teilen Elemente solcher Art aufweisen u. a. auf Abb. 237/238 in: *Wenzel Jamnitzer und die Nürnberger Goldschmiedekunst 1500–1700*, Katalog des German. Nationalmuseums,



Abb. 3 Michael Rauck, *Der gute Hirte*, Öl auf Nadelholz, 1655, Liebfrauenkapelle Crailsheim (Das Gemälde wird in Kürze restauriert werden).



Abb. 4 Detail, *Der gute Hirte*.

die mit Blütendekor verzierten Rotuli, die Saumstickerei des Tüchleins wie auch die – erkennbare – Darstellung des Gekreuzigten auf den Hostien – sie zeigen die Ausführung von Details, die scheinbar in der ›Nachfolge‹ des »köstlichen Feinstils«²¹ eines Jan van Eyck oder anderer Altniederländer stehen sollen.

Die Darstellung des Kelches erweitert die religiöse Bildaussage um einen lehrhaft-sakramentalen Aspekt. Kelch und Hostien schaffen als Symbole des Abendmahls einen eindeutigen Bezug zu der Aussage Jesu in Joh. 10,11: »Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.« Diese Worte korrespondieren mit jenen, mit denen Christus das Gedächtnismahl einsetzte: »Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird ...« (Luk, 22/19,20). Die evangelische Lehre, im Sakrament des Mahls die Vergebung von Sünde und Schuld zu erlangen, wird in der Verbindung von Kelch und Gestalt Christi offensichtlich²².

Rauck präsentiert sich hier als orthodoxer Maler der evangelisch-protestantischen Kirche. Die Neigung protestantischer Künstler, die religiöse Ikonografie individuell zu variieren oder gar zu profanieren, teilt er nicht (und auch später kaum)²³. Seine Symbolik und »sakramentalen Fassungen«²⁴ orientiert Rauck stets an den betreffenden Lehraussagen seiner Kirche.

Die Fußwaschung: Ein Gemälde zwischen »Renaissance« und Volkskunst

Für die ehemalige Spitalkapelle war vermutlich das Tafelgemälde »Die Fußwaschung« gedacht, das Rauck 1660 malte²⁵. Wahrscheinlich erhielt er das Bild von kirchlicher Seite in Auftrag. Es stellt das zentrale Geschehen um Christus und Petrus nach Joh. 13,5–6 dar (Abb. 5).

Die Gestalten der Jünger weisen die traditionelle Typik auf, wie sie die bildende Kunst jahrhundertlang wiedergab und sie in der volkstümlichen Malerei weiterlebte, sowohl in der Wahl der ikonografischen Farben und dem antikisierenden Stil der Gewänder, als auch in der Typisierung von Haartracht und Gesichtern. Obwohl die Apostel Ansätze zu Charakterisierungen durchscheinen lassen, zeigen sie jedoch keine individuellen porträtartigen Züge.

Rauck stellt Christus und die Jünger als symmetrisch angeordnete Gruppe in einem Innenraum dar (Abb. 6). Im Vordergrund bilden Christus und Petrus die

München 1985. Ähnliche Kelche befinden sich auch im Besitz der evangel. Kirchengemeinde St. Johannes in Crailsheim.

21 Vgl. Kindlers Malerei Lexikon, München, Zürich 1982, Bd. 4, S. 61 sowie Bd. 2, S. 183, wo auf die altniederländische Detailmalerei verwiesen wird. Siehe a. Anm. 18.

22 Vgl. hierzu auch Vers 7 des genannten Gleichnisses: »Also wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut ...«.

23 Vgl. G. Kaufmann (wie Anm. 17), S. 104.

24 Vgl. M. Scharfe: Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intentionen und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes, Stuttgart 1968, S. 287.

25 Die Jahreszahl findet sich neben der Signatur MR. Außer bei dem Bild des Guten Hirten verwendet Rauck seine Initialen als Signatur.



Abb. 5
*M. Rauck, Die Fußwaschung,
 Öl auf Nadelholz, 1660,
 Fränkisch-Hohenlohesches
 Heimatmuseum Crailsheim.*

Abb. 6
Detail, Die Fußwaschung.



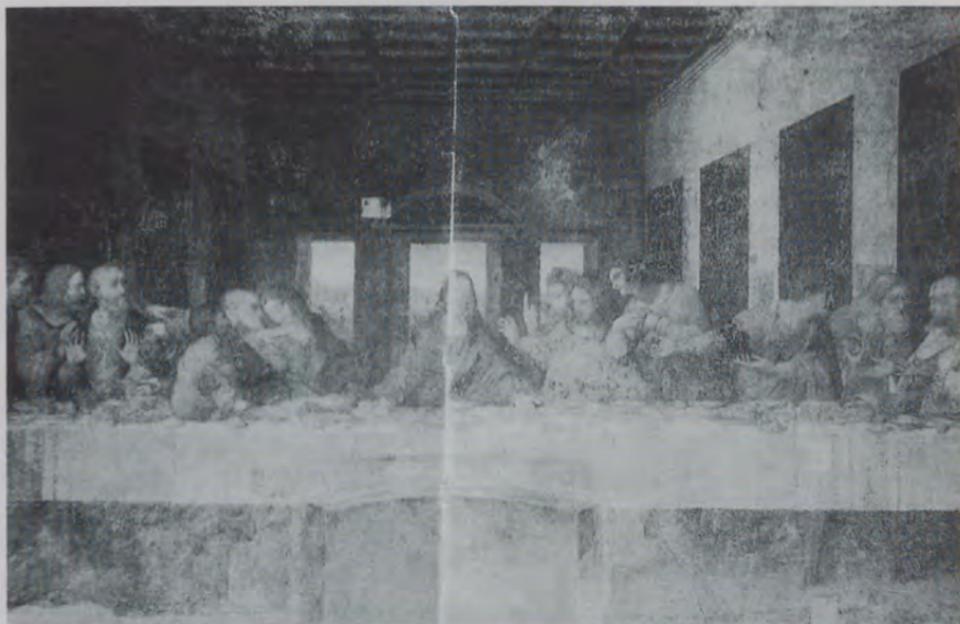


Abb. 7 Leonardo da Vinci, *Das Abendmahl*, Tempera auf Stein, 1495–97, Mailand, Santa Maria delle Grazie (Foto aus »La Pittura«, Baldini, Florenz 1983).

zentrale Mitte, hinterfangen von den übrigen, deren einer als Mittelpunkt die Figurenreihe in zwei Untergruppen untergliedert. Raucks Vorbild für die symmetrische Aufteilung und Anordnung ist mit Wahrscheinlichkeit bei Leonardo da Vinci zu suchen (Abb. 7), dessen »Abendmahl« in aller Welt berühmt, von Malern der Hochkunst wie auch populären Künstlern gleichermaßen kopiert und in Massenproduktion verbreitet wurde²⁶.

Der Symmetrie der Gruppe entspricht jedoch nicht jene des Raumes. Die am Renaissancestil ausgerichtete Architektur (vgl. das kassetierte Tonnengewölbe auf einer mit Säulen-Bogen-Stellung gegliederten Wand) ist in ihrem versuchten symmetrischen Aufbau verschoben. Auch gelingt dem Maler (noch) nicht die Wiedergabe des für die Renaissance spezifischen Proportionensystems²⁷. Kenntnisse seiner zentralperspektivischen Studien sind ersichtlich, die perspektivische Anordnung der Gegenstände beherrscht Rauck jedoch nicht.

26 Vgl. Kindlers Malerei Lexikon (wie Anm. 21), Bd. 8, S. 143.

27 Vgl. P. Murray: Die Architektur der Renaissance in Italien, Stuttgart 1980, S. 7.

Stifter und Epitaphienbilder

Den größeren Teil von Raucks Schaffen nehmen die Stifter- und Epitaphienbilder (= Totenerinnerungsbilder) ein. Bis auf sein zuletzt entstandenes Werk²⁸ gehören diese in den Besitz des Städtischen Museums. Ein Satz aus den Aufzeichnungen seines jüngsten Sohnes bestätigen die Gedächtnisbilder als einen künstlerischen Schwerpunkt, von denen Rauck eine wohl nicht geringe Anzahl schuf: »Wie weit mein Vater in der Kunst gekommen, legen die hier und wieder an der Jagst von ihm aufgerichteten Ehren-Gedächtnisse an den Tag«²⁹.

Das Priester'sche Epitaph

Das älteste erhaltene Tafelgemälde Raucks ist das um 1654 entstandene und mit MR signierte Epitaph des Wolff Heinrich Priester (Abb. 8). Aufgrund der Genealogie seiner Familie war die Darstellung schon mehrfach Gegenstand von Veröffentlichungen³⁰. Die erste Frau Priesters entstammte den hohenlohischen Vorfahren Goethes: Anna Margaretha geb. Cöhler war eine seiner Ururgroßmütter.

Das Bild weist einen zweizonigen Aufbau auf, ein für Epitaphien bevorzugtes Kompositionsschema³¹. Das Hauptgemälde veranschaulicht die Erweckung der Toten nach Ezechiel 37, 1–10, eine der eschatologischen Erzählungen, die für Totengedächtnisbilder häufig gewählt wurden:

Der Prophet Ezechiel wird durch Gott auf ein Feld voll toter Gebeine geführt, denen er durch Gottes Gebot Leben einhaucht und zu Menschen werden läßt.

Anzunehmen ist, daß das Epitaph nicht das erste Gemälde überhaupt war, das Rauck ausführte. Im Vergleich aber mit seinem ein Jahr später entstandenen Bild des Guten Hirten wirkt es anfängerhaft, die Stifterfamilie sogar stereotyp. Innerhalb der religiösen Darstellung wagte sich Rauck an ein Thema heran, das selbst für große Künstler intensive Studien erforderte: den menschlichen Akt. Das Epitaph spiegelt die Auseinandersetzung des Malers mit dem nackten menschlichen Körper, seine Bemühungen um das Erfassen der »rechten« Proportionen wider. Raucks Bemühen bleibt im Sich-Bemühen stecken; auch sind weitere Aktstudien von ihm nicht überliefert.

Die im unteren Bildteil vergegenwärtigten Stifterpersonen sind links und rechts vom Kruzifix angeordnet. Kreuzigungsdarstellungen hatten sich seit dem 16. Jahrhundert in der protestantischen Epitaphienmalerei als eines der beliebte-

28 Hierbei handelt es sich um das Epitaph für seinen Sohn Melchior, der 1674 in Rechenberg, wo er als evangelischer Pfarrer tätig war, starb.

29 W. Schneider (wie Anm. 17), S. 1.

30 Vgl. W. M. Dienel: Die fränkisch-hohenlohischen Vorfahren Goethes. Zum 150. Todestag des Dichters, in: Hohenloher Leben, Februar 1982.

31 Die beiden, für Epitaphien gewählten Grundkompositionen sind zum einen die Aufteilung des Bildes in ein Hauptgemälde – das in der Regel Szenen aus der Heilsgeschichte darstellt – und in einen predellaartigen Unterteil, der die Stifterpersonen vergegenwärtigt. Die andere Möglichkeit zeigt eine in sich geschlossene Bildeinheit von biblischer Erzählung und Stifterdarstellungen. Rauck zog die letztgenannte Form im allgemeinen vor. Vgl. zu Epitaph v. a. Heydenreich, Wirth (Hrsgg.): Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Stuttgart 1967, Bd. 5, S. 872–921.



Abb. 8 M. Rauck, Das Priester-Epitaph, Öl auf Nadelholz, um 1654, Fränkisch-Hohenlohesches Heimatmuseum Crailsheim.

sten Adorationsmotive entwickelt und wurden häufig mit dem Bild des Gnadenstrahls verknüpft³².

Wolff Heinrich Priester war zur Zeit der Fertigstellung des Gemäldes Kaplan an der Johanneskirche zu Crailsheim und in zweiter Ehe mit Amalia Rothenbuchin verheiratet. Abgebildet sind demnach beide Ehefrauen; die erste – Anna Margaretha – ist durch ein rotes Kreuz als Verstorbene gekennzeichnet. Von den Kindern Priesters waren zu jenem Zeitpunkt noch vier am Leben.

Aufschluß über die Geburts- und Todesdaten des Stifters und seiner Frauen geben die dem Rahmen eingefügten Inschriften. Der Rahmen selbst, im Stil einer Renaissancearchitektur reich gestaltet, wurde vermutlich in einer Schreinerwerkstatt gefertigt. Wahrscheinlich führte Rauck jedoch die Fassungs- und Vergoldungsarbeiten aus.

Das Epitaph – oder Stifterbild – des Johann Valentin Maier

Das jüngste »signierte« Werk Michael Raucks (Abb. 9) ist das mit der Jahreszahl 1670 versehene Gedächtnisbild für den Crailsheimer Stadtarzt Johann Valentin Maier – ein Werk, mit dem der Maler dem 1668 Verstorbenen ein unvergessenes Denkmal setzte.

Maier ist in seiner Amtstracht dargestellt (Abb. 10). Erstmals hat Rauck bei der »Wiedergabe« einer Person dieser individuelle Züge verliehen und Maiers Bildnis auf dem Epitaph festgehalten. Möglicherweise diente ihm ein Kupferstich, der Valentin Maier in seinem Todesjahr zeigt, als Vorlage (Abb. 11). Das Totenregister beschreibt den Arzt als hochgeschätzte Persönlichkeit Crailsheims, Hohenlohes und des gesamten Markgrafentums Ansbach:

Herrn Joh. Valentin Maier der Arzney hochberühmten Doctor Hochfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg-Onolzbach auch hochgräflich-hohenlohischer und anderer hoher Reichsstände gewesener liebwerter Leibmedicus 41jährig bestverdienter Stadtphysikus, Ordinarius allhier; ist als die Zierde unserer Stadt mit vielen Liebestränen zu seiner verfertigten Ruhestatt ins St. Creuzkirchlein begleitet worden, seines rühmlich erlebten Alters 73 Jahr und 3 monat³³.

Rauck stellt den Arzt kniend vor dem auferstandenen Christus und einer Heiligen dar, die ihn als sündigen Menschen dem Gottessohn anempfiehlt (Abb. 12). Vielleicht handelt es sich hierbei um Maria, die als Mutter Jesu in ihrer Mittlerrolle zwischen Gott und Mensch fungiert. Angesichts des Todes gewinnt vor allem die Gestalt des Auferstandenen ihren tieferen Sinn: Christus zeigt sich dem Stadtmedicus als Sieger über Schuld und Tod.

In diesem Zusammenhang erschließt sich auch die um die Person Christi akkumu-

32 Mit dem »Gnadenstrahl«, dem Blutstrahl Christi, der die Häupter der Stifter trifft, wollte man das unmittelbare Verhältnis der Gläubigen zu Christus veranschaulichen, wohl in bewußter Absetzung von der katholischen Lehre, nach der die Kirche die Gnadenmittel verwaltet (vgl. *M. Scharfe* (wie Anm. 24), S. 288).

33 Evangel. Kirchenpflege Crailsheim, Totenregister von 1617–1704.



Abb. 9 Detail, Epitaph
des Stadtphysikus Maier.



Abb. 10 M. Rauck,
Epitaph- oder Stifterbild
des Stadtphysikus Johann
Valentin Maier, Öl auf
Nadelholz, 1670,
Fränkisch-Hohenlohe-
sches Heimatmuseum
Crailsheim.



Abb. 11 Kupferstich, Porträt des Stadtphysikus Maier, um 1668, Fränkisch-Hohenlohesches Heimatmuseum Crailsheim.

lierte Symbolik³⁴. Die Schlange, der ein ambivalenter Symbolgehalt innewohnt, stellt in der christlichen Welt ein traditionelles Sinnbild für Tod und Sünde dar. Unbekannt hingegen ist das Motiv der im gläsernen Herz³⁵ gefangenen Kröte, die einem Schwein in den Leib beißt. Die beiden Tiere selbst gehören jedoch der Vielfalt der Überlieferungssymbolik an. In der antiken Kultur ehemals Leben und Fruchtbarkeit verkörpernd stehen sie im Christentum für das Böse schlechthin. Gefangen in der Hand des Auferstandenen sind sie diesem jedoch dienstbar gemacht und besiegt³⁶.

Bereichert wird Raucks Christusdarstellung um eine volkstümliche Variante. Jesus ist mit einer büchsenförmigen Ledertasche (Salbenbüchse) ausgestattet, einem

34 Rauck entwickelte hier trotz Berücksichtigung einer traditionellen Ikonografie insgesamt eine individuelle Bildersprache.

35 Das gläserne Herz soll vermutlich die Verbindung des Stifters zur himmlischen Lichtwelt symbolisieren (vgl. G. Heinz-Mohr: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen christlicher Kunst, Düsseldorf, Köln 1981, S. 117 und 129).

36 Vgl. allgemein: M. Lurker: Wörterbuch der Symbolik, Stuttgart 1985.



Abb. 12/13
Detail, Epitaph des Stadtphysikus
Maier.

Attribut, das ihn als Arzt und Heiland ausweist. Rauck schafft somit einen persönlichen Bezug zu dem Berufsstand seines Protagonisten. In diesem Kontext erfahren Schlange und Kreuz eine nicht allein mehr christliche Bedeutung. Vielmehr ist das von der Schlange umwundene Kreuz auch als Äskulapstab zu erkennen, der, ein ursprüngliches Attribut des griechisch-römischen Heilgottes Äskulap, zum Symbol der Ärzte und Apotheker wurde³⁷.

Ein Motiv, das heutigen Betrachtern schwer verständlich sein mag, stellt jenes des Blutstrahls dar, der aus Jesu Seitenwunde in ein Glas (= Kelch) fließt, welches der Stadtarzt in Händen hält. Es variiert somit die Grundversion, die die Vorstellung des sogenannten Gnadenbrunnens veranschaulicht, eines in der protestantischen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts gängigen Bildes für die Abendmahlslehre³⁸.

Das religiös gebundene Thema hinderte Rauck auch hier nicht, sich als »Landschaftsmaler« zu betätigen. Er stellte seine drei Gestalten vor den Hintergrund einer ländlich geprägten Ortschaft (Abb. 13). Mit der Darstellung der sich im Bildmittelgrund befindenden Fachwerkbauten erweist sich Rauck als Kenner der heimatischen Architektur: sie spiegeln Gebäude wider, wie sie im wesentlichen für die Region zwischen Kocher und Jagst im 15. und 16. Jahrhundert typisch gewesen sind³⁹. Die im Hintergrund aneinander gereihten Kirchen bilden einen abschließenden Rahmen. Gleichwohl erfaßt Rauck hier ebenso charakteristische Architektur-Elemente, vor allem bei der Basilika – rechts im Bild –: mit Seitenschiffen, erhöhtem Mittelschiff und gleichhohem Querhaus sowie der Vierung (Vierungsturm) zeigt diese grundlegende Merkmale des romanischen Kirchenbaus.

Die topografische Wiedergabe einer bestimmten Stadt ist jedoch nicht gegeben (Abb. 14). Faßte der Maler einzelne Kirchen Crailsheims, Hohenlohes und des Fürstentums Ansbach als Ensemble zusammen, um die lokalen Verbindungen des »hochberühmten Doktors« hervorzuheben? Oder stehen sie für das Vorkommen von oft zahlreichen Kirchen an einem Ort in der Zeit vor 1800? Raucks Hintergrund bleibt trotz vieler realistischer Bezüge ein ideal komponiertes Orts- und Landschaftsportrait. Im Gegensatz zu der Entwicklung, die sich auf Epitaphien des Manierismus abzuzeichnen begann, den Hintergrund als beziehungslose Landschaftsszene zu gestalten⁴⁰, schuf Rauck jedoch zwischen Landschaft und religiösem Geschehen eine enge Beziehung.

Das nach dem Tode Maiers entstandene Gemälde kann trotz Fehlens von Todesinschrift und Name als Epitaph verstanden werden, in dessen Funktion es sicherlich auch seine »Verwendung« fand. Zu vermuten ist, daß es als Gedächtnistafel für eine hochgestellte Persönlichkeit ursprünglich Rahmen und Inschrift besaß⁴¹.

37 Ebd., v. a. s. v. Arzt-Symbole.

38 M. Scharfe (wie Anm. 24), S. 287f.

39 Hierzu wird von A. Bedal und G. Schäfer ein Band unter dem Titel »Bauen und Wohnen zwischen Kocher und Jagst vor 1700« geplant.

40 Vgl. Heydenreich, Wirth (wie Anm. 31), S. 904.

41 Vgl. hierzu das Priester'sche Epitaph sowie Fotodokumente von Epitaphien namhafter Bürger, die ehemals in der Crailsheimer Gottesackerkapelle hingen (J. Bauer: Totengedächtnistafeln für Crailsheimer Familien, in: Mitteilungsblätter des Crailsheimer historischen Vereins, Heft 10 (1993), S. 82–83).



Abb. 14 Stadtansicht von Crailsheim, Aquarell, vermutlich 2. Hälfte 17. Jahrhundert, Fränkisch-Hohenlohesches Heimatmuseum. Vgl. die Darstellung der Häuser mit denen Raucks.



Abb. 15 Detail, Jakobs Traum von der Himmelsleiter.

Möglicherweise jedoch hat der Arzt das Gemälde zunächst als Stifterbild in Auftrag gegeben – immerhin kennzeichnet ihn Rauck nicht als Verstorbene.

Das Gemälde Jakobs Traum von der Himmelsleiter

Dem Gemälde »Jakobs Traum von der Himmelsleiter« fehlen gleichfalls Rahmen und Inschrift. Die im Vordergrund knienden Stifterpersonen (Abb. 15, 16), die teilweise als Verstorbene gekennzeichnet sind, sowie der Inhalt der Darstellung verweisen das Tafelbild jedoch in die Reihe der Epitaphien. Die Erzählung aus dem Ersten Buch Mose, Kap. 28, 10–15 wurde im 17. Jahrhundert ein beliebtes Bild für Totengedächtnistafeln im protestantischen Raum. Die Himmelsleiter stand als Metapher für den Weg christlicher Tugend, im Gegenzug dazu wurde Gottes Verheißung an Jakob, ihm Land und Nachkommen zu schenken, als Paradiesverheißung verstanden.

Das Gemälde weist weder Jahreszahl noch Signatur auf. Vergleiche mit der Darstellung des Guten Hirten und dem Maier'schen Epitaph zeigen aber unmißverständlich, daß es von Raucks Hand stammen muß und entwicklungsmäßig in die Zeit um 1668/70 einzuordnen ist⁴². Stilistische wie auch technische Elemente zeugen von sprechenden Ähnlichkeiten mit den beiden genannten Bildern. Raucks pastose Malweise, durch Weißhöhungen verfeinert, Farbwahl und -nuancierungen sowie die Ausführung kleinster Details stellen sich innerhalb der Komposition einer harmonisch sich mit der Erzählung verbindenden Landschaft von neuem als Charakteristika des Crailsheimer Malers dar (Abb. 17).

Wollte sich Rauck dieses Mal in der »Nachfolge« holländischer Landschaftsmaler des 16. und 17. Jahrhunderts versuchen? Immerhin gelingt es ihm, innerhalb seiner künstlerischen Begrenzung den atmosphärischen Augenblick einzufangen und Mensch und Natur unter der Einheit eines optischen und psychischen Moments darzustellen (vgl. die Bäume und Personen im rechten Bildvordergrund oder die in den stimmungsvollen Hintergrund eingebetteten staffageartig wirkenden Miniaturgestalten)⁴³. Dennoch bleibt (s)eine Nachahmung der niederländischen Landschaftskunst eine naive, wenn auch liebenswerte Umsetzung, vermischt mit den Einflüssen seiner fränkischen Heimat⁴⁴.

Die Werke der Niederländer wurden allgemein viel publiziert; durch Kupferstiche und Radierungen gelangten vor allem zahlreiche Naturstudien berühmter Maler wie jene eines Pieter oder Jan Breughels über Hollands und Flanderns Grenzen hinaus. Vor allem erfuhren die Bilder Jans, der als Landschaftsmaler rasche

42 Eine der männlichen Stifterfiguren weist eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Stadtarzt Maier auf.

43 Vgl. E. Hubala (Hrsg.): Propyläen Kunstgeschichte. Die Kunst des 17. Jahrhunderts, Frankfurt, Berlin 1990, S. 59.

44 Sowohl in künstlerischer als auch in umfeldbezogener Hinsicht nahm Rauck Einflüsse auf (vgl. v. a. das Maier'sche Epitaph). Die Malerei in Franken (vgl. z. B. Dürer, Die Drahtziehmühle von 1494) scheint u. a. ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben – eine »fränkische« Hügelandschaft könnte Rauck hier durchaus gemeint haben.

Abb. 16
Wahrscheinlich M.
Rauck, *Jakobs Traum*
von der Himmelsleiter,
Öl auf Nadelholz,
um 1668/70,
Fränkisch-Hohenlohe-
sches Heimatmuseum.



Abb. 17
Detail, *Jakobs Traum*
von der Himmelsleiter.





Abb. 18 M. Rauck,
Epitaph für seinen
Sohn Melchior,
Öl auf Nadelholz,
um 1674, Sakristei
der Evangelischen
Pfarrkirche Rechen-
berg.

Berühmtheit erlangte, weite Verbreitung und wurden während des ganzen 17. Jahrhunderts kopiert⁴⁵.

Raucks Kenntnis von Künstlern seiner Zeit wie auch vergangener Epochen scheint offensichtlich. In den bereits erwähnten Aufzeichnungen seines Sohnes Joh. Michael findet sich das regelmäßige Studium des Malers von »historischen, geografischen, architektonischen und anderen Büchern«⁴⁶ bestätigt. Johann Michaels Aussagen geben allerdings keine detaillierten Auskünfte; ein Austausch zwischen seinem Vater und Künstlern aus umliegenden Orten ist nicht überliefert. So können letztlich keine konkreten Bezüge zu bestimmten Bildern bzw. Malern und ihren Einflüssen hergestellt werden.

45 Vgl. B. Haak: Das goldene Zeitalter der holländischen Malerei, Köln 1984, S. 138ff. und Kindlers Malerei Lexikon, Bd. 2, S. 171. Landschaftsstudien holländischer Maler könnten Rauck nicht ganz fremd gewesen sein, vor allem nicht in Form von Kopien.

46 W. Schneider (wie Anm. 17), S. 1.

Das Rechenberger Epitaph

Das Rechenberger Epitaph schließt die kleine Reihe der erhaltenen Gemälde Michael Raucks ab. Dem 1674 verstorbenen Sohn Melchior und seinem jüngsten Kind widmete der Maler dieses Bild, sein vermutlich letztes Werk (Abb. 18). Mit der Darstellung seines Sohnes hielt Rauck wohl dessen Bildnis fest (Abb. 19); die Figurendarstellung sowie der architektonische Hintergrund des sakralen Raums fassen seine wesentlichen Stilmerkmale nochmals zusammen (Abb. 20). Von nicht geringer Bedeutung für den Bildinhalt zeigt sich die aufgemalte Schriftrolle: der Text verzeichnet Akzente der Lebensgeschichte des Theologen und literarischen Gelehrten Melchior Rauck⁴⁷.

Michael Rauck war zeitlebens ein religiöser Maler, der insgesamt einer volkstümlich-traditionellen Sprache als auch seiner kleinen Heimatstadt und deren Aufträgen verhaftet blieb. Die wenigen, erhaltenen Tafelbilder lassen keine fortlaufende künstlerische Entwicklung erkennen. Wohl scheinen das Maier-Epitaph von 1670 und das Gemälde »Jakobs Traum« den »Höhepunkt« seiner Kunst darzustellen, doch legt der Vergleich der beiden Bilder mit dem 1655 entstandenen Gemälde des Guten Hirten keine eigentlichen entwicklungsbedingten Unterschiede offen, weder bei der maltechnischen Ausführung, noch in Stil und Formensprache.

Eine Vielfalt an Merkmalen verdichtet sich in einem einzigen Bild, um sich im nächsten zu wiederholen. Die erzählerische Begabung jedoch, die der Maler vor allem in den »Landschaftsbildern« entfaltet, wie auch seine Fähigkeit, die Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, werden den Betrachter immer von neuem faszinieren.

Man möchte Rauck einen Epigonen und Dilettanten nennen. In der Nachahmung und Häufung verschiedener Stilrichtungen, dem Imitieren von Spätrenaissance und Manierismus, unterbrochen von gotisierenden, dann wieder fast barockartigen Stilelementen (vgl. Rechenberger Epitaph) läßt sich der Maler als Epigone verstehen. Gewiß hatte er auch nicht den Anspruch, als großer Künstler betrachtet zu werden. »Nach verrichteter Berufsarbeit« war ihm das Kunst-Malen zunächst eine zusätzliche Tätigkeit und blieb es letztlich auch. Trotz des Zusammentragens und Kopierens verschiedener Stile und Einflüsse gelang es Rauck, im Kombinieren mit eigenen Naturstudien und im Rahmen seiner volkstümlich geprägten Welt einen individuellen Stil zu schaffen.

47 Der Text bezeugt u. a. Melchiors Mitgliedschaft beim Pegnesischen Blumenorden: *Der ... wohlgelehrte Herr Melchior Rauck P.L.C. Mitglied der löblichen Blumenossenschaft ...*



Abb. 19/20
Detail, Epitaph für Melchior Rauck.



Eine wiederentdeckte Zeichnung Johann Ulrich Heims zu dem reichsstädtischen Rathausneubau von 1728/29

VON EWALD JEUTTER

Auf die Fertigstellung und festliche Einweihung des reichsstädtischen Rathauses zu Schwäbisch Hall am 18. Juli 1735¹ ließ der Rat eine Gedenkmedaille schlagen, über die bereits seit dem 10. Juni 1735 beraten worden war². Obwohl dem Rat zwei alternative Inventionen zu der Medaillenprägung vorlagen, fand der Vorschlag des neugewählten Ratskonsulenten, Dr. Nikolaus David Müller, allgemeine Zustimmung. Den alternativen Vorschlag, der den Umstand berücksichtigte, daß das neuerbaute Rathaus über der St. Jakobs-Kirche aufgeführt worden war, hatte der Rat aus konfessionellen Erwägungen zurückgewiesen. Nach dem Vorschlag Dr. Müllers alludierte die Vorderseite der großen Medaille auf die Reichsexemption, indem das neuerbaute Rathaus unter dem Reichsadler und dem Symbol des dreieinigen Gottes dargestellt werden sollte. Die Rückseite der Medaille sollte das neuerbaute Rathaus abbilden. Entgegen dem tatsächlichen Baubestand, sollte Attika und Hauptgiebel des auf der Medaille abgebildeten Rathauses mit fünf skulptierten Kardinaltugenden bekrönt werden.

Am 15. Juni 1735 befand der Rat abschließend über die Medaillenprägung mit dem Wunsch, die fünf Standbilder der Kardinaltugenden zu einem späteren Zeitpunkt am Rathaus anbringen zu lassen³. Die Bestellung der Medaille besorgte der in der Reichsstadt Hall weilende Nürnberger Ratskonsulent Walther, der nach seiner Ankunft in Nürnberg unverzüglich mit den beiden Münzmeistern der Nürnberger Münze in Verhandlung trat⁴. Der in Nürnberg tätige Medailleur, Peter Paul Werner, schnitt daraufhin, nach dem detailliert beschriebenen Entwurf des Haller Ratskonsulenten Dr. Nikolaus David Müller, die Stempel zu der großen und wahrscheinlich auch zu der kleinen Gedenkmünze⁵. Die geschlagene Medaille

1 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle 18. Juli 1735, p. 435 v (9), p. 436 r; 18. Juli 1735 p. 443 r bis 445 v zu den Feierlichkeiten anlässlich der Rathauseinweihung. Anlässlich der Einweihung des Rathauses wurde eine Broschüre in Druck gegeben: Allgemeine Freuden=Schall / aus der Reichs=Stadt Schwäbisch=Hall / Die sich / Neu=erbautet zeigt / weil in / GOTT und Kayser reichet / samt dem Reich / die Hülfes=Hand / daß sie wieder kommt zu Stand / und nun / heute hochehret / Ihrem neuen Raths=Sitz weyhet / welcher / da man Gott vertraut / mit Vergnügen ist erbaut / Daß man kan / nach Sieben Jahren / wieder in den Tempel fahren / der vor die Gerechtigkeit / in Drey Jahren ist bereit / Das ist Gottes lobender Freudens=Opfer / in einer / solennen Kirchen=Music / auf das Einweyhungs=Festin des neuen Rath=HauBes ... G. M. Meyer, 1735.

2 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 10. Juni 1735, p. 363 v (9), p. 364 v.

3 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 15. Juni 1735, p. 371 v–372 v.

4 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 20. Juni 1735, p. 391 r (5)–391 v.

5 *David Friedrich Köhler*: Der Wöchentlichen Historischen Münz=Belustigung, 28 Stück, den 10. Juli 1728, S. 217–224; *Christian Binder*: Württembergische Münz= und Medaillenkunde, Stuttgart 1846, S. 454, Nr. 52–53, 54; *Max Schefold*: Alte Ansichten aus Württemberg, Stuttgart 1957, 2. Bd., No. 7265; Kat. Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Schloß Bruchsal, 1981, Barock in Baden-Württemberg. Vom

wurde mit der Post an den Haller Bürger Johann Stier, Mitglied des Innern Rates, Hospital- und Almosenpfleger, übersandt, der sie in der Ratssitzung vom 29. Juli 1735 den Ratskonsulenten präsentierte. Offenbar wurden auch die Stempel der beiden Medaillen mitgeschickt⁶.



Abb. 1 Große Rathausmedaille von 1735, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäb. Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

Zu der Medaillenprägung war eine kleine Broschüre in Druck gegeben worden, deren Verfasser, Pfarrer Bonhöfer, die beiden Gedenkmünzen dem Publikum erklärte. Neben der Austeilung der Medaillen als kostbares Präsent verwandte man die beiden Medaillen als Zahlungsmittel für Honorare der am Rathausbau tätigen Handwerksmeister. Der Maurermeister und Steinhauer, Eberhard Friedrich Heim, wurde für seine viele Arbeit am Bau neben einer großen Medaille in Silber mit einer kleinen Medaille in Gold entlohnt⁷. Die beiden Medaillenprägungen, die als früheste bildliche Zeugnisse das neuerbaute Rathaus der Reichsstadt Hall überliefern, stellen am Bau angebrachten skulptierten Bauschmuck dar, der zwischen dem 15. Juni und 29. Juli 1735 nachweislich fehlte oder dessen Anbringung zu dieser Zeit in Zweifel gezogen werden muß. Die fünf Kardinaltugenden in der Dachzone des abgebildeten Rathauses auf der Rückseite der Medaille (Abb. 1)⁸ fehlten zur Zeit der Einweihung des

Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution, Bd. 1, S. 539 Kat. no. J 141; *Eduard Krüger*: Das barocke Rathaus, in: 250 Jahre Rathaus Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1985, S. 44; *Albert Raff*: Die Münzen und Medaillen der Stadt Schwäbisch Hall, Freiburg im Brsg. 1986, S. 24, 79, 80, 121, Kat. no. 125, 126; *Harald Siebenmorgen* (Hrsg.): Museumsführer: Hällisch-Fränkisches Museum Schwäb. Hall, Braunschweig 1990, S. 78.

⁶ StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 29. Juli 1735, p. 456r (15).

⁷ StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 12. August 1735, p. 470r (14), p. 470v (15).

⁸ Silberabschag, Dm. 44mm, 23g. Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäb. Hall, Inv. No. 89/104-328. Vs. NUMINE-PROPTIO / CAESAR ET IMPERIUM MISERIS SOLAMINA FIXIT / SIC URBS

Gebäudes und wurden auch zu einem späteren Zeitpunkt nicht in Auftrag gegeben⁹.

Der auf dem konvex ausgezogenen Hauptgiebel angebrachte skulptierte doppelköpfige Reichsadler, der in seinen Fängen Zepter und Reichsapfel hält, ist eine Zutat und dürfte wohl eine Erfindung des Medailleurs sein. Denn erst nach dem 20. Juni 1735 wurde der doppelköpfige Reichsadler bei den Stukkatoren Emanuel Pighini und Thomas Gavoni veraccordiert¹⁰. Ohne Zweifel lagen dem Medailleur Peter Paul Werner neben dem schriftlichen Modello des Ratskonsulenten Dr. Nikolaus David Müller Zeichnungen oder Stiche mit Ansichten der wiederaufgebauten Stadt und dem neu aufgeführten Rathaus vor, nach denen Werner arbeitete¹¹. Im Falle des Rathauses, das von Nordwesten aus aufgenommen ist, darf, trotz der hinzugefügten Details, von einer sehr exakten Bauaufnahme gesprochen werden, die der Medailleur nur durch die entsprechenden zur Verfügung stehenden Ansichten des Rathauses schaffen konnte. Leider geben die sonst so informativen Ratsprotokolle keine Auskunft zu diesem Detailproblem¹². Denkbar wäre durchaus, daß Ratskonsulent Walter in seinem Reisegepäck Baupläne oder eine angefertigte Vedute des Rathauses mitführte, die dem Medailleur Werner als Vorlage gedient hatten. Obwohl die Quellen immer wieder die Existenz entsprechender Risse vermerken, wurden bislang keine Baupläne, nach denen das Rathaus zu Schwäbisch Hall gebaut wurde, wiedergefunden. Neben Wilhelm German¹³, der eine grundlegende Studie zu dem barocken Wiederaufbau des Rathauses vorgelegt

FLAMMIS CURIA SICQUE REDIT; Rs. IUSTITIAE TEMPLUM VIRTUTES CONTINET OMNES / SIC NULLI CEDUNT – IURA SACRATA DEO; r. u. P. P. W. (= Peter Paul Werner), unten CVRIA NOVA / VRBIS IMPERIALIS DEVOTAE SVEVO – HALANAE. Das Chronogramm auf d. Rs. ergibt die Jahreszahl 1735. Vgl. Anm. 3.

9 Zu einem späteren Zeitpunkt, um 1770, wurden die in Sandstein gearbeiteten Figuren der vier Erdteile von einem bislang unbekanntem Bildhauer gearbeitet und 1947 erstmals aufgesetzt. Die These E. Krügers, die Figuren entsprächen der Heimschen Planung, ist nach der Quellenlage entschieden zurückzuweisen. Erst 1735 wurde der Beschluß gefaßt, die Attika mit Figuren zu bekrönen, gemäß der Erfindung Dr. Müllers, die fünf Kardinaltugenden zu einem späteren Zeitpunkt anbringen zu lassen. Die ausgeführten Skulpturen der vier Erdteile sind heute im Barockhof des Hällisch-Fränkischen Museums aufgestellt. Vgl. dazu *Eduard Krüger*: Das barocke Rathaus, in: *ders.* (Hrsg.): Das Hällische Rathausbüchlein, Schwäb. Hall 1955, S. 44, 54; *ders.*, (wie Anm. 5), S. 28.

10 Vgl. Anm. 4. StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 25. Mai 1735, p. 324v (6).

11 Die früheste Stadtansicht der wiederaufgebauten Reichsstadt Hall ist um 1730 von Friedrich Bernhard Werner im Verlag Johann Christian Leopolds in Augsburg erschienen, vgl. *Kuno Ulshöfer*: Bilder einer alten Stadt Schwäbisch Hall, Schwäb. Hall 1971, S. 32, 53; *Max Schefold* (wie Anm. 5), No. 7260. Der Kupferstich Werners kommt wegen des Blickwinkels der Ansicht der Stadt gegen Gelbingen kaum als Vorlage der auf der Vorderseite der Medaille abgebildeten Stadtansicht in Frage. Die Stadt ist von einem Standpunkt aus aufgenommen, der leicht erhöht gegen Tullau angenommen werden darf. Alles deutet darauf hin, daß der Medailleur eine ältere Ansicht vor sich liegen hatte, wie etwa die 1616 entstandene Ansicht der Reichsstadt aus der Sammlung des »P. Bertii commentariorum rerum Germanicarum libri tres«, vgl. *Kuno Ulshöfer* (wie o.), S. 31, 38; *Max Schefold* (wie o.), No. 7242.

12 Vgl. *Eduard Krüger* (wie Anm. 9), S. 61; *ders.*, 1985, S. 44. Die These Eduard Krügers, der Maler Johann Michael Roscher habe die Entwurfszeichnungen für die große Medaille geschaffen, findet keine Bestätigung durch die Quellen.

13 *Wilhelm German*: Die Erbauung des Haller Rathauses, in: *WFr* 9 (1906), S. 61–80.

hatte, widmete sich Eduard Krüger mehrfach dem Rathausbau¹⁴, dessen an anderem Ort stehender Vorgängerbau Opfer der großen Feuersbrunst geworden war, die am 31. August 1728 weite Teile der Reichsstadt in Schutt und Asche gelegt hatte¹⁵.

Sehr unterschiedlich wurde in der Literatur die Frage nach dem planlegenden Architekten beantwortet, die von Wilhelm German¹⁶, Hans Vollmer¹⁷ und Eugen Gradmann¹⁸ zugunsten Eberhard Friedrich Heims (Heimbsch) (1703–1739) verfochten wurde. Doch bereits Georg Dehio¹⁹ zog die Autorschaft Eberhard Friedrich Heims in Zweifel, die Eduard Krüger erstmals 1955 in überzeugender Weise zugunsten des Stuttgarter Architekten Johann Ulrich Heim (um 1669–1737) klären konnte²⁰. Planlegender Baumeister des barocken Rathauses der Reichsstadt Hall ist der fürstliche Bau- und Werkmeister Johann Ulrich Heim²¹, aus dessen Baubüro die Planzeichnungen stammten, von denen die Quellen immer wieder berichten, ohne daß aber Eduard Krüger Bauzeichnungen hätte nachweisen können. Um so aufregender war die Präsentation einer lavierten Federzeichnung mit dem Hauptfassadenaufriß eines 11-achsigen Gebäudes mit abschließendem Mansarddach und vorgelegter zweiläufiger Freitreppe (Abb. 2), die Eduard Krüger als nicht ausgeführten Konkurrenzentwurf zu dem Rathausprojekt in Schwä-

14 *Eduard Krüger*: Das Rathaus in Schwäbisch Hall und sein Einfluß auf die Gestaltung des Marktplatzes (Schriften über Schwäbisch Hall 3), Schwäb. Hall 1953; *ders.*, 1955 (wie Anm. 9); *ders.*, 1985 (wie Anm. 5).

15 Nach dem Stadtbrand ließen die Stadtväter einen Kupferstich der abgebrannten Stadt anfertigen, der von Andreas Nunzer in Nürnberg nach der Zeichnung des reichsstädtischen Baumeisters Johann Philipp Meyer gestochen wurde. *Kuno Ulshöfer* (wie Anm. 11), S. 32, 53; *Max Schefold* (wie Anm. 5), No. 7260; *Harald Siebenmorgen* (Hrsg.) (wie Anm. 5), S. 71; *Paul Schwarz*: Die Stadtbrände in Reutlingen am 23.–25. Sept. 1726 und in Schwäbisch Hall am 31. August 1728, in: *WFr* 64 (1980), S. 139–160.

16 *Wilhelm German* (wie Anm. 13), S. 63, 64.

17 *Hans Vollmer* (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 16, Leipzig 1923, S. 28 s.v. Eberhard Friedrich Heim (Heimbsch). Vollmer datiert die Übergabe der Bauführung des Rathauses an Heim und Arnold fälschlicherweise bereits 1730. *Werner Fleischhauer*: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 251. Nach Fleischhauer wird E. F. Heim 1724 erstmals erwähnt, als er einen Riß der fürstlichen Grablege angefertigt hatte. Bereits 1730 nennt er sich »Stadtbaumeister adjunctus« und »Ingenieur« und 1732 »architectus Stuttgardiae designatus«. Eine erweiterte theoretische Ausbildung schließt Fleischhauer nicht aus.

18 *Eugen Gradmann* (Hrsg.): Die Kunst- und Altertumsdenkmäler der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen a. N. 1907, S. 74.

19 *Georg Dehio*: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 3, Berlin 1925, S. 190.

20 Vgl. dazu *Eduard Krüger* 1953 (wie Anm. 14), S. 6, 7, 9, 10, 18; *ders.* 1955 (wie Anm. 9), S. 36–39; *ders.* 1985 (wie Anm. 5), S. 17, 22, 27.

21 *Hans Vollmer* (wie Anm. 17), S. 279 s.v. Johann Ulrich Heim. Wahrscheinlich Sohn des Johannes Heim (Stuttgarter Architekt), geb. um 1669–1737. Restauriert um 1700 die Kirche in Brenz und erneuert um 1710 die Kirche in Königsbronn und 1727 die Pauluskirche in Heidenheim. Nach *Werner Fleischhauer* (wie Anm. 17), S. 172 erhielt Johann Ulrich Heim, auf Vorschlag von Forster, seit 1707 den Posten des verstorbenen Matthias Weiß und wurde Mitglied der Stuttgarter Bauverwaltung unter Jenisch. Bis 1716 fürstlicher Bau- und Werkmeister in Ludwigsburg. *Paul Nägele*: Bürgerbuch der Stadt Stuttgart, Bd. 2 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart), Stuttgart 1956, S. 200, No. 1408; Johann Ulrich Heim, Sohn des Johann Heim (No. 227), war Maurer und Steinmetz, 1695 Werkmeister, dann geistlicher und weltlicher Baumeister. Gestorben 24. 1. 1737 in Stuttgart. Seit 1712 bis 1731 im Dienste des Herzogs von Württemberg, hauptsächlich beschäftigt an den Schloßbauten in Ludwigsburg.



Abb. 2 Johann Lorenz Textor, Entwurf zu dem reichsstädtischen Rathaus von 1732, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäb. Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

bisch Hall vorstellte²². Die Planzeichnung stammte von der Hand des ab 7. Mai 1728 in Schwäbisch Hall anwesenden Baumeisters Johann Philipp Meyer, der bereits im September 1728 ein Projekt zu dem Rathausneubau über seiner heutigen Stelle ausgearbeitet hätte²³.

Der Zusammenhang der lavierten Federzeichnung (Abb. 2) mit dem reichsstädtischen Rathausprojekt steht durch das angebrachte Haller Stadtwappen aus Hand

22 Lavierte Federzeichnung auf dünnem weißem Papier; 535x372 mm. Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäb. Hall, Inv. Nr. 77/26. Leichte Randbeschädigungen, Einrißstelle links oben. Die Beschriftung auf dem Verso und die schriftlichen Notizen auf dem Recto der Zeichnungen stammen von der Hand Eduard Krügers. Die Zeichnung war ehemals auf einem Untersatzpapier oder in einen Folioband eingeklebt, wie die Klebspuren und Papierreste auf der Rückseite unschwer beweisen. Die Zeichnung wurde 1951 aus dem Heimatmuseum in Ludwigsburg im Tausch an das Keckenburg-Museum zurückgegeben. Max Schefold (wie Anm. 5), No. 7315; Harald Siebenmorgen (Hrsg.) (wie Anm. 5), S. 78.

23 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle 7. May 1728, p. 166 v. (13); Eduard Krüger 1953 (wie Anm. 14), Abb. S. 11, S. 8, 12, 14; ders. 1955 (wie Anm. 9), Abb. S. 32, S. 34, 42; ders. 1985 (wie Anm. 5), Abb. S. 16, S. 15. – Vgl. Christa Schreiber: Rathäuser des Barock in Franken, Schwaben und Baden, Diss. Berlin 1973, S. 125, 128, 129, Anm. 481, 510, Abb. 131. Christa Schreiber attribuiert den Entwurf aufgrund von »Ungeschicklichkeiten im Architektonischen«, die nicht ganz befriedigen, an J. U. Heim, dessen Riß von 1729 sie darin vermutet, ohne zu berücksichtigen, daß dieses Gebäude unmöglich als freistehendes Gebäude, wie es die Quellen von dem Entwurf Heims berichten, geplant sein kann.

und Kreuz in der Kartusche über dem Hauptportal des Mittelrisalits außer Frage. Durch eine fehlende Maßstabsleiste auf der Zeichnung kann aber nichts über die Ausmaße des projektierten Gebäudes gesagt werden²⁴. Dennoch glaubte Eduard Krüger, daß das Projekt der Zeichnung um ca. 10 m länger geplant gewesen wäre als das ausgeführte Rathaus²⁵. In drastischer Weise hätte dieses Bauprojekt durch seine Längenausdehnung den Organismus des Stadtbildes und des Hauptmarktplatzes verändert. Nordwestlicher Abschluß des Marktplatzes wäre die Schmalseite des Rathauses gewesen, an der die Neue Straße unmittelbar vorbeigeführt hätte, um als große Schneise von der Henkersbrücke hinauf zum Markt einen point de vue auf die Stadtkirche von St. Michael zu bieten²⁶. Die Homogenität des heutigen Platzensembles²⁷, die in der auf Symmetrie angelegten Korrespondenz zwischen der erhalten gebliebenen Häuserzeile links des Rathauses, die noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, und der ab 1731 neuerbauten Häuserzeile rechts des Rathauses, dem Trinkstubenbau und dem anschließenden Haus Wibel, begründet ist, hätte nicht realisiert werden können, da der Trinkstubenbau und das Wibelsche Haus aus Platzmangel nicht hätten aufgeführt werden können²⁸.

Die Quellen schweigen zu dieser kühnen urbanistischen Konzeption, deren Autor Johann Philipp Meyer gewesen sein sollte. Auch die Zuschreibung der Planzeichnung des Rathausaufnisses an Johann Philipp Meyer ist durch die fehlenden Hinweise auf ein solches Projekt in den Quellen zurückzuweisen²⁹. Der aus Straßburg gebürtige Meyer, der unter anderem in Berlin unter Schlüter gearbeitet hatte, war vor seiner Anstellung zum Stadtbaumeister in der Reichsstadt Hall in Wetzlar und Heilbronn tätig gewesen³⁰. 1725 bat Johann Philipp Meyer um den Schutz der Reichsstadt Heilbronn, der ihm auf 1/4 Jahr zur Probe gewährt wurde³¹. Der Fund einer Urkunde bei Reparaturarbeiten des Heilbronner Hafenturms im Jahr 1829 bestätigt, daß der Kirche unter dem als Stadtbaumeister angestellten Johann Philipp Meyer Kuppel Knopf und Kreuz aufgesetzt wurden³². Zu diesem Projekt hat sich eine unveröffentlichte lavierte Federzeichnung (Abb. 3)

24 Der eingetragene Maßstab und auch die menschliche Figur am linken Rand sind von Eduard Krüger 1953, wie die beigefügte Notiz bestätigt, auf der Zeichnung angebracht worden und müssen als Hilfsmittel zu der Feststellung der Maße ausscheiden.

25 Eduard Krüger 1953 (wie Anm. 14), S. 8, 12; ders. 1955 (wie Anm. 9), S. 43; ders. 1985 (wie Anm. 5), S. 27.

26 Eduard Krüger 1953 (wie Anm. 14), S. 55; ders. 1955 (wie Anm. 9), S. 33–35; ders. 1985 (wie Anm. 5), S. 10, 12, 16.

27 Karl Wimmenauer: Der Marktplatz in Schwäbisch Hall, in: WFr 64 (1980), S. 63–72.

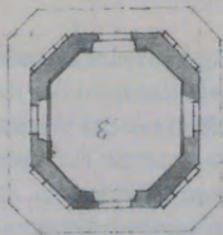
28 Eduard Krüger 1955 (wie Anm. 9), Abb. S. 33; ders. 1985 (wie Anm. 5), Abb. S. 12.

29 Johann Philipp Meyer wird des öfteren für Pläne der Stadt, die er 1728 und nach 1728 anfertigte, bezahlt. Ebenso für kleinere Projekte. Dazu: StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 12. April 1729, p. 136r (7); 4/1258, Baurechnungen 1732/33, 3. Dez. 1732, p. 73r; 4/1258, Baurechnungen 1732/33, 16. Dez. 1932, p. 127r.

30 StadtA Schwäb. Hall, 2/74, Totenbuch 1718–1737, 12. April 1735, p. 1026.

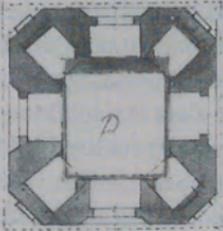
31 StadtA Heilbronn, RP 128, Ratsprotokolle, 29. Sept. 1725, p. 552.

32 Friedrich Dürr: Chronik der Stadt Heilbronn 741–1895, Bd. 1 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 27), Heilbronn 1986, S. 273.

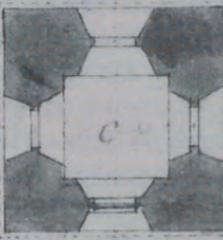


Grundriß
oben 47
unten 40
Fuß

Das Turm steht aus einem
steinen Baue, die obere
Stück ist aus Ziegeln
von der obere ist aus
Stein als gleich hoch, die
Krone ist aus dem
Bauwerk, die obere ist
aus dem Bauwerk

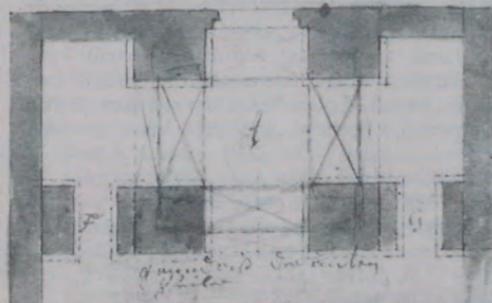
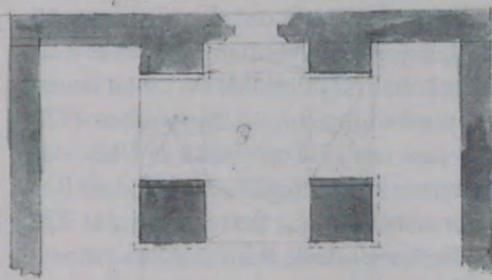


Grundriß
oben unten
37 Fuß



Grundriß
oben unten
37 Fuß

Grundriß des abgehängten



Grundriß des unteren

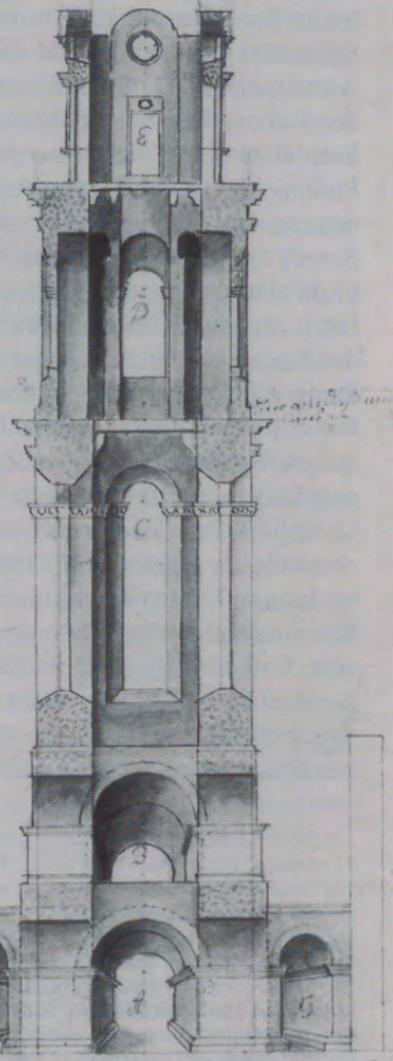


Abb. 3 Johann Philipp Meyer, Bauaufnahme und Projekt zu dem Hafenmarktturm der Reichsstadt Heilbronn, Stadtarchiv Heilbronn (Photo, Stadtarchiv, Heilbronn)

erhalten, die mit Sicherheit von der Hand Johann Philipp Meyers stammt und die ihn als geschickten und routinierten Zeichner von Rissen ausweist³³.

Die Schriftzüge auf der Zeichnung, die ohne Zweifel von der Hand Meyers stammen, erklären die Zeichnung als ein Projekt zu den unteren Turmgeschossen, die, da sich der Turm abgesenkt hatte, notwendig geworden waren, bevor das letzte Geschoß mit der Kuppelbekrönung aufgesetzt werden konnte. Vor der Berufung Johann Philipp Meyers zum reichsstädtischen Baumeister in Schwäbisch Hall am 28. Mai 1728³⁴, hatte er sich offenbar um eine Fortsetzung der Bauarbeiten an der Hafenmarktkirche bemüht, die aber aus Geldmangel eingestellt wurden. Daraufhin empfahl der Rat der Reichsstadt Heilbronn dem Architekten, um eine Anstellung als Stadtbaumeister in Schwäbisch Hall nachzusuchen³⁵. Meyer bat den Rat der Reichsstadt Heilbronn am 22. Mai 1728 aus Schwäbisch Hall um eine Empfehlung, die in *optima forma* ausgefertigt wurde³⁶. Nachdem sich Johann Philipp Meyer vor der Baudeputation zu Schwäbisch Hall hatte verhören lassen müssen – sie benannte seinen Aufgabenbereich³⁷ – wurde eine Instruktion und ein Revers ausgearbeitet, die seit dem 19. Mai 1728 beschlossen waren³⁸. Beide lagen in revidierter Fassung seit dem 25. Juni 1728 vor³⁹.

Nach der entsetzlichen Brandkatastrophe vom 31. August 1728 beschäftigte sich der Rat seit dem 9. September 1728 mit der Neuordnung der wiederaufzubauenden Stadt. Völlig ungeklärt war, ob die *abgebrannten Bürger* wieder auf ihren alten Baugründen bauen dürfen sollten oder ob eine neue Häuser- und Straßenführung ausgearbeitet werden sollte. Zu diesem Zweck sollte die *abgebrannte Bürgerschaft* angehört werden, um dann einen neuen Stadtbebauungsplan projektieren zu können⁴⁰. Der Wiederaufbau des Haal und der öffentlichen Gebäude stand ebenfalls zur Disposition. Nach der Anhörung der Bürger formierten Bauverwalter Johann Lorenz Textor und Stadtbaumeister Johann Philipp Meyer einen neuen Bebauungsplan der Stadt, dessen weitere Ausarbeitung am 15. September 1728 vom Rat gebilligt wurde⁴¹. Auf Empfehlung des am 17. September 1728 in der Reichsstadt Hall eingetroffenen Kreisrates Wächter aus Stuttgart, der mit dem Rat wegen der Reichsexemption auf mehrere Jahre zu verhandeln hatte⁴², bat der Rat das Stuttgarter Kreisausschreibungsamt um die Entsendung Baudirektors Jenisch

33 StadtA Heilbronn, PKR 131,2. Hafenmarktkirche Turm. Grund- und Aufriß, Querschnitt (um 1727); Lavierte Federzeichnung 422x322 mm. Bez: »Der Durchschnitt von dem neuen Kirchturm, da bey zu sehen, daß derselbe ohnmöglich außwärts weichen kann, obgleich unten die Quader springen, ja daß auch die neu gemachten Bögen weder schieben noch beschweren; J. P. Meyer Architect«. Verzeichnis der Pläne und Karten II. StadtA Heilbronn 1955, S. 224.

34 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle 28. May 1728, p. 188v (8).

35 StadtA Heilbronn, RP 131, Ratsprotokolle, 14. Febr. 1728, p. 94; 20. April 1728, p. 211.

36 StadtA Heilbronn, RP 131, Ratsprotokolle, 22. May 1728, p. 289.

37 Vgl. Anm. 23.

38 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle 19. May 1728, p. 176v (12).

39 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 25. Juni 1728, p. 229v (11).

40 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 9. Sept. 1728, p. 319v–320r.

41 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 15. Sept. 1728, p. 329v (14).

42 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 17. Sept. 1728, p. 332v–333r (15).

und des fürstlich württembergischen Baumeisters Johann Ulrich Heim in die Reichsstadt, um einen Kostenanschlag der öffentlichen Gebäude, das heißt der Haal- sowie der Hospitalgebäude, zu erstellen und einen Bebauungsplan der Stadt auszuarbeiten⁴³. Als bis zum 11. Oktober 1728 der fürstliche Baumeister immer noch nicht in der Reichsstadt eingetroffen war, entschloß sich der Rat, den Meyerschen Stadtbebauungsplan ohne Begutachtung Johann Ulrich Heims von der Baudeputation abzeichnen zu lassen⁴⁴.

Man wollte die Bauarbeiten mit dem Teil der Bürgerschaft beginnen, deren Hausplätze und Keller dem neuen Reglement weichen mußten. In diesem Zusammenhang muß ein vom 11. Oktober 1728 datiertes Schriftstück berücksichtigt werden, das Stadtbaumeister Meyer, in Erlassung seiner Pflichten, den besonderen Auftrag erteilte, einen unparteiischen Kostenanschlag zu erstellen, der zum Wiederaufbau der im Text spezifizierten öffentlichen Gebäude führen sollte, das heißt: Rathaus, Kanzlei, Bürgerhaus, St. Jakobs-Kirche, Arbeitshaus, Pfarrhaus, deutsche Schule und Hospital samt dazu gehöriger Gebäude. Die geschätzte Summe betrug 100850 Gulden⁴⁵. Die von Eduard Krüger vorgetragene These, Johann Philipp Meyer hätte bereits im September 1728 ein Projekt des Rathausneubaues über der Jakobs-Kirche vorgelegt, das in dem Gebäudeaufriß der lavierten Federzeichnung überliefert wird (Abb. 2), ist, in Anbetracht der Quellenlage, zurückzuweisen, da der Rat noch am 11. Oktober 1728 an die Wiederherstellung der Kirche dachte⁴⁶.

Doch bereits 8 Tage darauf war der fürstliche Baumeister Johann Ulrich Heim in der Reichsstadt angekommen⁴⁷ und sollte vor der Baudeputation *weg[en] des uffzurichten seyenden Plans* gehört werden, zu dessen Formierung und Projektierung Heim seit dem 29. Oktober die Gassen und Plätze in der Stadt absteckte⁴⁸. Seit dem 1. November 1728 war der Plan zwar angefangen, bedurfte aber noch weiterer Korrekturen der Baudeputierten⁴⁹. Uneinigkeit herrschte immer noch über die Lokation der wiederzuerrichtenden öffentlichen Gebäude; erneut wollte der Rat die Vorschläge der Baudeputation dazu vernehmen. Am 8. November 1728 konnte dem Rat mitgeteilt werden, daß Baumeister Heim mit der Absteckung des Bebauungsplanes fertig geworden wäre und deshalb die zu enteignenden Bürger vor der Baudeputation angehört werden sollten. Weiter bat der Baumeister den Rat um eine unverzügliche Entscheidung über die Lageplätze der zu errichten-

43 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 27. Sept. 1728, p. 345r (3).

44 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 11. Okt. 1728, p. 363v (3).

45 StadtA Schwäb. Hall, Bibliothek des Histor. Vereins, Nr. II/12 (Senften Chronik), Verfaßte Schadensbilanz der Stadtbaumeister und Ratsmitglieder der öffentlichen und privaten Gebäude der Stadt Schwäb. Hall nach dem großen Brand von 1728. Das Schriftstück ist datiert auf den 11. Okt. 1728, p. 5v, 2r, 13r.

46 Vgl. Anm. 45.

47 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 20. Okt. 1728, p. 372v (15).

48 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 29. Okt. 1728, p. 381r (10).

49 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 1. Nov. 1728, p. 386r (9).

den *publiquen Gebäude, als Rahthouses, Canzley, Hospital, Kornhauses*, die immer noch ausstand, *weil er sich im gantz Plan dernach richten müßte*⁵⁰.

Nach zwei Tagen wurde der Rat am 10. November 1728 von der Baudeputation dahingehend informiert, daß man wegen der Aufführung der öffentlichen Gebäude den Vorschlägen des Baumeisters Johann Ulrich Heim nur zum Teil Folge leisten wollte. Vollen Beifall der Ratskonsulenten fand der Vorschlag Johann Ulrich Heims, das neu aufzubauende Rathaus nicht mehr über seiner alten Stelle zu errichten, sondern als freistehendes Gebäude über der teilweise abgebrannten Barfüßerkirche zu projektieren. Daraufhin beauftragte der Rat Baumeister Heim mit der Ausarbeitung eines Risses oder Modells zu dem Rathaus, um danach die Anzahl und Abfolge der Räume zu bestimmen⁵¹. Mit der Fertigstellung des Vor- und Überschlages zu dem *Neuen Baureglement* am 15. November 1728⁵², meldete der Baudeputierte Closter, daß man eine Bauordnung, nach der die Bürger zu bauen hätten, für notwendig erachtete.

Im Zusammenhang mit der Bauordnung erschien der weitere Aufenthalt Heims in der Reichsstadt wünschenswert, da er sich anschickte abzureisen⁵³. Zusammen mit Bauverwalter Textor und Baumeister Meyer übergab Baumeister Heim dem Rat am 22. November 1728 einen *ohn vorschrift[lichen] BawVorschlag, betreffend]den anfang des bürgerl. bawwesens*, nach dem die Gassen reguliert werden sollten, um dann endgültig abzureisen⁵⁴. Wie weitreichend der Heimsche Stadtbebauungsplan das Gefüge der neu aufzubauenden barocken Stadt bestimmte, wird aus den Ausführungen des Baudeputierten Closter vor dem Rat am 28. Dezember 1728 ersichtlich. Nach dem Projekt Johann Ulrich Heims wurde die *Neue Straße* ab dem Brückenturm bis auf den Markt in der Länge von 830 Schuh und in der Weite von 30 Schuh auf den Markt geführt, das heißt die heutige Führung und Mündung der Neuen Straße folgt der Heimschen Planung, die die annähernd regelmäßige viereckige Gestalt des Hauptmarktes und die auf Symmetrie angelegten Korrespondenzen der Gebäudezeilen links und rechts des neu aufzuführenden Rathauses vorsah⁵⁵.

Zur Realisierung der *Neuen Straßen* mußten eine ganze Reihe von Anwohnern, deren Bauplätze an die Neue Straße mündeten, Teile ihrer Grundstücke zur Verfügung stellen⁵⁶. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der Offizin des Apothekers Höffelmeyer, dessen gleichfalls abgebrannte Apotheke ehemals am Hauptmarkt stand, gewähren die Ratsprotokolle vom 7. Januar 1729 einen Einblick in die diffuse Entscheidungsfindung über das neuzubauende Rathaus. Offenbar war nach dem Heimschen Projekt die Gebäudezeile rechts des neuzubauenden

50 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 8. Nov. 1728, p. 394r (5).

51 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 10. Nov. 1728, p. 400r (16).

52 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 15. Nov. 1728, p. 405v–406r (12).

53 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 19. Nov. 1728, p. 412r (21).

54 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 22. Nov. 1728, p. 413r (9).

55 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 28. Dez. 1728, p. 458r (8). *Christa Schreiber* (wie Anm. 23), S. 125.

56 StadtA Schwäb. Hall, 4/337, Ratsprotokolle, 28. Dez. 1728, p. 461r (11), 29. Dez. 1728, p. 462r (5).

Rathauses, wo die alte Bürgertrinkstube gestanden hatte, für die dort geplante Hauptwache bestimmt, so daß die Höffelmeyersche Offizin nicht dort, sondern *gar wohl unter das Rahthaus gebaut werden sollte*. Die von Höffelmeyer angemeldeten Ansprüche auf seinen Baugrund, von dem der Apotheker nicht weichen wollte, machen die überraschende Nachricht verständlich, daß Kostenanschläge, sowohl für die Errichtung des Rathauses und der Kanzlei an ihren vormaligen Plätzen als auch der Gebäude am Hauptmarkt, erstellt werden sollten⁵⁷.

Am 4. März 1729 unterrichtete man den Rat, daß Baumeister Meyer in der Zwischenzeit ein Projekt für die unmittelbar an der Barfüßerkirche angrenzende Höffelmeyersche Apotheke in einem Grundriß und zwei Aufrissen ausgearbeitet hätte, wobei eine endgültige Zustimmung zu diesem Projekt solange nicht vorgenommen werden könnte, bis *wegen des Rahthauses ein gewises resolviert seyn würde*⁵⁸. Es war also immer noch ungewiß, an welcher Stelle das neue Rathaus aufgeführt werden sollte. Offenbar kam es zu einer einverständlichen Regelung zwischen dem Rat und Apotheker Höffelmeyer, denn am 11. März 1729 melden die Ratsprotokolle, daß Herr *Apotheker Höffelmeyer nunmehr weglen] Überbawung seines Apothek Platzes zu frieden* wäre und die neue Apotheke über der ehemaligen Bürgertrinkstuben errichtet werden sollte⁵⁹. Dennoch darf darin nur eine Interimslösung über die immer noch offene Diskussion der Lokation des Rathausbaues und anderer öffentlicher Gebäude vermutet werden. Unverzüglich sollte der Rat eine Entscheidung über die inzwischen vorliegenden Risse des Heimschen Rathauses und anderer öffentlicher Gebäude fällen.

Doch erneut bat der Rat am 17. März 1729 Bauverwalter Textor und Stadtbaumeister Meyer um Kostenanschläge über drei alternative Bauprojekte am Hauptmarkt: Nach der ersten Variante sollte das Rathaus am oberen Markt alleine aufgeführt werden; nach der zweiten Variante sollte die Kanzlei ebenfalls an den oberen Markt gesetzt werden und über dem ehemaligen Trinkstubenbau errichtet werden; nach der dritten Variante sollten Rathaus und Kanzlei zusammengenommen werden, und über der Barfüßerkirche und der hinzugenommenen Schmalzstaffel aufgeführt werden⁶⁰. Offenbar stand zu diesem Zeitpunkt fest, das Rathaus auf jeden Fall über der Barfüßerkirche zu errichten, strittig war alleine die Lokation der Kanzlei. Denn Apotheker Höffelmeyer wurde der Vorschlag unterbreitet, seine Offizin *ad interim mit einem schlechten Gebäw uf den Trinckstubenplatz, jedoch ohne praejudiz der Publici und der Nachbarn einzurichten*⁶¹. Nach einer weiteren Anfrage Höffelmeyers wegen des *ad interim* angewiesenen Bauplatzes seiner Apotheke über dem Trinkstubenbau vom 23. März 1729 wurde die Sache erneut den Baudeputierten zur Entscheidung vorgelegt⁶².

57 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 7. Jan. 1729, p. 8v (15).

58 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 4. März 1729, p. 20r (20).

59 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 11. März 1729, p. 94v (24).

60 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 17. März 1727, p. 102v (9).

61 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 18. März 1729, p. 105v (14), (15).

62 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 23. März 1729, p. 111r (9).

Das beharrliche Schweigen der Quellen über eine Projektierung des Rathauses und der Kanzlei am oberen Markt durch Stadtbaumeister Meyer muß dahingehend interpretiert werden, daß Meyer zu keinem Zeitpunkt mit einem solchen Projekt betraut worden war. Dank der Quellen ist bekannt, daß Stadtbaumeister Meyer lediglich am 6. April 1729 um eine Erhöhung seines Honorars für die Verfertigung des neuen Stadtplanes nachsuchte. Meyer wurde für seine bislang geleistete gute Arbeit zum beständigen Stadtbaumeister angenommen⁶³.

Aber allem Anschein nach kam es im Zusammenhang mit den abgesteckten Bauplätzen für den neuen Bebauungsplan zu einem gravierenden Amtsmißbrauch Johann Philipp Meyers, denn die Ratsprotokolle vom 20. April 1729 melden, daß sich der Baumeister im Falle des Beckers Boger und des Sieders Seyboth *zimlich Verdächtig und partheyisch* gemacht hätte⁶⁴. Zumindest aber seit dem 22. Juni mochten die Ratsmitglieder zu der Einsicht gelangt sein, daß ein längeres Zuwarten über eine Entscheidung des Rathausbaues unverantwortlich wäre. Eine ordentliche Ratssitzung sollte sich mit der Einrichtung des neu aufzuführenden Rathauses auseinandersetzen⁶⁵. Aber erst am 6. Juli 1729 wurde wieder über den Rathausneubau diskutiert, über dessen *Art und Weiße* die Baudeputation befinden sollte. Gleichzeitig wollte man mit der Absteckung des Bauplatzes beginnen und die angrenzenden Hausbesitzer hören, die für das Bauvorhaben ihrer Plätze verlustig würden⁶⁶.

Laut dem Protokoll vom 17. Februar 1730 sollte mit dem Rathausbau und anderen öffentlichen Gebäuden angefangen werden⁶⁷. Doch obwohl bereits zwei *Conclusa* über das Bauvorhaben ergangen waren, wollte der Rat am 10. Mai 1730 lediglich eine Prädeliberation treffen⁶⁸. Am 21. August 1730 beschloß der Rat, der die Vorschläge der *Großen Baudeputation* vom 9. August berücksichtigte, folgende Punkte: das neue Rathaus sollte auf den Hauptmarkt gesetzt und über der abgebrannten Barfüßerkirche errichtet werden, wobei man gegebenenfalls den Platz auf dem unteren Markt für die Balleien vorsah. Auf ausdrückliches Verlangen der Ratsherren sollte ein Oratorium in dem neu aufzuführenden Rathaus eingerichtet werden. Weiterhin wünschte der Rat, mit dem Bau der Trinkstube zu beginnen. Zu diesem Zweck sollten Pläne und ein Modell in Auftrag gegeben werden⁶⁹. Die bereits vorliegenden Pläne Johann Ulrich Heims sollten ebenfalls berücksichtigt werden. Mit den Apothekern mußte man zu einer einverständigen Lösung kommen, da ihnen neue Plätze angewiesen werden mußten. Aber trotz der jetzt getroffenen Beschlüsse über den Neubau von Rathaus und Trinkstube verzögerte sich erneut der Beginn der Bauarbeiten.

63 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 6. April 1729, p. 130r (18). *Eduard Krüger* 1955 (wie Anm. 9), S. 35; *ders.* 1985 (wie Anm. 5), S. 16f.

64 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 20. April 1729, p. 145r (25).

65 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 22. Juni 1729, p. 255v, 256v (15).

66 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 6. Juli 1729, p. 281r–281v (12).

67 StadtA Schwäb. Hall, 4/339, Ratsprotokolle, 17. Febr. 1730, p. 70v (6).

68 StadtA Schwäb. Hall, 4/339, Ratsprotokolle, 10. Mai 1730, p. 204v–205r (2).

69 StadtA Schwäb. Hall, 4/339, Ratsprotokolle, 21. Aug. 1730, p. 372r–372v (5).

Am 26. Februar 1731 berichten die Ratsprotokolle, daß einige Stimmen laut geworden wären, die zu einer schleunigen Inangriffnahme besonders des Rathausbaues rieten. Immerhin wollte man jetzt mit den Abrißarbeiten der Barfüßerkirche und des ehemaligen Trinkstubenbaues beginnen. Die beiden Modelle der neuzubauenden Gebäude sollten nochmals von den Baudeputierten wegen der Einrichtung der Balleien diskutiert werden⁷⁰. Nur wenige Tage später traf der Rat eine weiterreichende Entscheidung über das Bauvorhaben. Jetzt wollte der Rat einen *verständigen Baw meister* zuziehen und in die Reichsstadt kommen lassen, um sich dessen Rat bei der Aufführung der zwei Neubauten zu bedienen. Dieser Baumeister stand in den Diensten des Barons von Enzberg und weilte zu dieser Zeit in Neuenstadt am Kocher⁷¹.

Mit dem Abriß der Barfüßerkirche sollte begonnen werden. Doch erneut stellte sich ein Hindernis ein, das die Bauarbeiten verzögerte; während der Vorbereitungen zu dem Abriß der Jakobs-Kirche und der alten Bürgertrinkstube zwischen dem 9. und 16. April entdeckten Arbeiter bei Grabungsarbeiten um das Gelände der Kirche menschliche Gebeine⁷². Auch der vorgeschlagene Baumeister, der Pläne für die neu zu errichtenden Gebäude ausarbeiten sollte, hatte sich bedauerlicherweise nicht in der Reichsstadt Schwäbisch Hall eingestellt. Offenbar hatte der Rat wenig Zutrauen in die Fähigkeiten der Werkmeister vor Ort, nur so wird der Wunsch der Ratsherren verständlich, den fürstlichen Baumeister Johann Ulrich Heim, nachdem sich der vorgeschlagene Baumeister nicht eingestellt hatte, erneut nach der Reichsstadt rufen zu lassen, um seine Gedanken zu dem Projekt zu hören. Johann Ulrich Heim reiste zunächst nicht nach Schwäbisch Hall⁷³.

Bevor der für den Rathausneubau bestimmte Kirchenplatz überbaut werden konnte, mußte das Gelände profanisiert werden. In der bald darauf einberufenen Sitzung des Rates vom 27. April 1731 wurde die Profanisierung des Geländes weidlich erörtert – offenbar mehrten sich die Stimmen, die von einer Überbauung des Geländes mit einem Profanbau wieder Abstand nahmen – aber man ließ es bei den Beschlüssen des *Innern und Äußeren Rats* bewenden, die aufzuführenden Gebäude *ad usos publicos* einzurichten. Die Einrichtung eines Oratoriums in den Untergeschossen des neu aufzurichtenden Rathauses blieb Gegenstand weiterer Erwägungen⁷⁴.

Bereits am 22. Mai 1731 referierten die zu dem Rathaus- und Trinkstubenbau abgestellten Baudeputierten, daß man wegen der Veraccordierung der Arbeiten mit den Baumeistern selbst gesprochen hätte. Doch erst am folgenden Tag wurden die nochmals abgeänderten Accorde – die vorigen fanden nicht die Zustimmung der Baumeister – ratifiziert⁷⁵. Obwohl die Baumeister namentlich in den Protokol-

70 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 26. Febr. 1731, p. 95r.

71 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 2. März 1731, p. 104r–104v (11).

72 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 9. April 1731, p. 156r–156v (9).

73 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 16. April 1731, p. 175r–175v (17).

74 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 27. April 1731, p. 194v–195v (12).

75 StadtA Schwäb. Hall, 4/1146, Steuerstubenprotokolle, 22. Mai 1731, p. 688 (2), 23. Mai 1731, p. 696 (1).

len nicht genannt sind, ist nicht Johann Ulrich Heim gemeint, sondern die beiden Steinhauer und Maurermeister Eberhard Friedrich Heim und der aus Hall stammende Johann Georg Arnold, die die Bauführung vor Ort innehatten⁷⁶. Dabei ist aber nicht auszuschließen, daß, obwohl Pläne Johann Ulrich Heims zu dem Trinkstubenbau seit dem 21. August 1730 vorlagen⁷⁷, Eberhard Friedrich Heim an den Plänen seines Onkels Abänderungen vorgenommen hatte und maßgeblichen Einfluß auf die heutige Gestalt des ausgeführten Trinkstubenbaues respektive des Hauses Wibel nahm.

Die Quellen überliefern die Anwesenheit Johann Ulrich Heims in der Reichsstadt erst wieder für das Jahr 1732. Die Bauarbeiten am Trinkstubenbau schritten sehr rasch voran, denn am 8. Juni 1731 waren die Maurer bereits mit der Aufführung der Wände begriffen⁷⁸. Schon am 23. Oktober 1731 konnte der Rat über die Einrichtung der Amtszimmer im Trinkstubenbau diskutieren⁷⁹. Die Stuckierung eines Raumes wurde am 20. November beschlossen, der aber erst später stuckiert wurde⁸⁰. Während dieser ganzen Zeitspanne war keine Entscheidung wegen des aufzuführenden Rathauses getroffen worden. Anfang Februar des Jahres 1732 forderte der Rat Herrn Closter auf⁸¹, ein Schreiben an den Uffenheimer Zimmermann Wolfgang Ziepold abzuschicken⁸², mit dem Ansuchen nach Schwäbisch Hall zu reisen, um ein Projekt für das neuzubauende Rathaus auszuarbeiten.

Ziepold weilte insgesamt dreimal in der Reichsstadt: erstmals vom 13. bis 16. März 1732, dann wiederum vom 27. Juni bis 1. Juli 1732 und erneut vom 11. bis 15. Juli 1732⁸³. Während seines ersten Aufenthaltes hatte Ziepold den Herren mitteilen lassen, daß er keinen sicheren Kostenanschlag des Rathauses machen könnte, bis an beiden Plätzen, das heißt am oberen Marktplatz und dem unteren Stück gegen das alte Rathaus, die Fundamente ausgehoben wären. Unverzüglich entschloß sich der Rat in der Sitzung vom 21. März 1732, an Johann Ulrich Heim schreiben zu lassen, dessen Vorschläge der Rat dringend erwartete⁸⁴. Am 24. März ersuchte man den Württembergischen Geheimen Rat um die Entsendung Heims⁸⁵. In der Zwischenzeit sollte nach dem 21. Mai 1732 der obere Platz abgeräumt werden, um das Fundament graben zu lassen. Gleichzeitig erwartete der Rat das Eintreffen der Planzeichnungen des Uffenheimer Baumeisters Wolfgang Ziepold.

76 Der Charakterisierung Herta Beutters über die Tätigkeit Eberhard Friedrich Heims ist insoweit zuzustimmen, da E. F. Heim vor Ort als Bauführer die Geschäfte seines Onkels verantwortlich leitete und als selbständiger Unternehmer auch eigene Entscheidungen traf. Kat. Stadtarchiv Schwäb. Hall, Das Haller Rathaus im Spiegel der Zeit 1735–1945–1955, 1985, S. 7f. *Christa Schreiber* (wie Anm. 23), S. 125.

77 Vgl. Anm. 60, 69.

78 StadtA Schwäb. Hall, 4/340, Ratsprotokolle, 8. Juni 1731, p. 280r (13).

79 StadtA Schwäb. Hall, 4/1146, Steuerstubenprotokolle, 23. Okt. 1731, p. 802 (3).

80 StadtA Schwäb. Hall, 4/1146, Steuerstubenprotokolle, 20. Nov. 1731, p. 822 (3).

81 StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 1. Febr. 1732, p. 42r–43r (6).

82 Vgl. *Eduard Krüger* 1955, (wie Anm. 9), S. 41, der den Namen »Ziebold« als Ziegler las; *ders.*, 1985 (wie Anm. 5), S. 24.

83 StadtA Schwäb. Hall, 4/a194, Steuerrechnungen, 9. Aug. 1732, p. 261v–262r.

84 StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 21. März 1732, p. 114r–114v (11).

85 StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 24. März 1732, p. 118r (17).

Vorsorglich schickte man die beiden Baudeputierten Johann Stier und Johann Lorenz Textor nach Stuttgart, um *mit dem Haimen communicieren* zu lassen⁸⁶. In einem Brief vom 4. Juni 1732 ließ Baumeister Johann Ulrich Heim dem Rat mitteilen, daß er sich *lengstens innerhalb 3 Wochen* in der Reichsstadt einfinden wollte⁸⁷. Eberhard Friedrich Heim, Steinhauer und Maurermeister am Trinkstubenbau und *Baumeister Adjunctus*, reiste ebenfalls *wegen des Rahthauß Bawes gehabte verrichtung betref* nach Stuttgart. Die von Ziepold erwarteten Planzeichnungen und ein von Johann Lorenz Textor verfertigter Riß zu dem Rathausprojekt lagen seit dem 16. Juni 1732 vor⁸⁸. Der Rat wünschte die beiderseitige Anwesenheit der Baumeister Ziepold und Heim in der Reichsstadt. Der Uffenheimer Baumeister Wolfgang Ziepold war vom 27. Juni bis 1. Juli erneut in der Reichsstadt. Johann Ulrich Heim war seit dem 30. Juni 1732 in der Reichsstadt anwesend, denn an diesem Tag wurde in seinem Beisein der abgeräumte Barfußerbplatz abgesteckt⁸⁹, um bis zum 16. Juli 1732 in der Reichsstadt zu bleiben, während der zwischenzeitlich abgereiste Ziepold seit dem 11. Juli wieder in der Reichsstadt war⁹⁰.

Dem Rat war offenbar sehr an der Begutachtung der inzwischen vorliegenden Planzeichnungen durch Johann Ulrich Heim gelegen, die am 7. Juli sorgfältig von Johann Ulrich Heim durchgesehen wurden. Die Quellen geben erschöpfende Auskunft über die Autoren dieser zu begutachtenden Planzeichnungen: neben den Rissen Johann Ulrich Heims, die dem Rat der Reichsstadt bereits seit dem 17. März 1729 vorlagen, sind die Risse von Ziepold und Textor zu nennen, die spätestens seit dem 16. Juni 1732 vorlagen. Laut den Protokollen brachte Johann Ulrich Heim an dem Riß Johann Lorenz Textors Korrekturen an, nach denen 15 Hauptzimmer und 6 Dachzimmer vorgesehen wären. Eine weiterreichende Entscheidung über das Bauvorhaben blieb vorerst aus⁹¹. Ohne Zweifel beleuchten die Ereignisse im Juni 1732 die besondere und einzigartige Stellung Johann Ulrich Heims während dieser intensiven Planungsphase unmittelbar vor Beginn der Bauarbeiten. Johann Ulrich Heim war die Baumeisterpersönlichkeit vor Ort gewesen, der, trotz der Anwesenheit Wolfgang Ziepolds, die reichsstädtischen Baudeputierten beriet. Wolfgang Ziepold wurde – so die Quellenlage – in den wichtigen Entscheidungen kaum konsultiert.

86 StadtA Schwáb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 21. Mai 1732, p. 198v (17).

87 StadtA Schwáb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 9. Juni 1732, p. 222r (2).

88 StadtA Schwáb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 16. Juni 1732, p. 235r–235v (5).

89 StadtA Schwáb. Hall, 4/1258, Baurechnungen 30. Juni 1733, p. 133r.

90 Vgl. Anm. 83. Laut der Steuerrechnungen logiert Johann Ulrich Heim ab 1. Juli 1732 im Gasthof Dreikönig.

91 StadtA Schwáb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 7. Juli 1732, p. 268v (15). Vgl. *Eduard Krüger* 1955 (wie Anm. 9), S. 42. Krüger nennt vier Risse (Textor, Uffenheimer Baumeister, zwei Entwürfe Meyers), wobei die Zeichnung Abb. 2 eine überarbeitete Fassung Meyers vom Jahr 1732 sei. *Ders.* 1985 (wie Anm. 5), S. 25; *Christa Schreiber* (wie Anm. 23), S. 126 zählt 4 Risse (Textor, Ziepold, den sie richtig identifiziert hatte, E. F. Heim und einen unbekanntem Bauoffizianten), vgl. S. 142 Anm. 87; *Herta Beutler* (wie Anm. 76), S. 7 zählt insgesamt Planzeichnungen von 6 Baumeistern. Der Behauptung *Christa Schreibers*, es lägen bereits Risse E. F. Heims vor, ist unter Berücksichtigung der Quellen nicht zuzustimmen, vgl. Anm. 88.

Am 14. Juli berichten die Protokolle, daß die Baudeputierten mit dem noch anwesenden Johann Ulrich Heim die Raumdisposition des Rathauses besprechen wollten⁹². Eine endgültige Entscheidung war gefallen. Das Heimsche Projekt von 1729 war angenommen. Zwei Tage vor der Grundsteinlegung meldeten Maurermeister Johann Georg Arnold und Eberhard Friedrich Heim am 19. August 1732, daß man an die Sprengung des noch stehenden Mauerwerks der Barfüßerkirche gehen könnte⁹³. Am 21. August 1732, zwei Tage danach, wurde mit aller Solennität der Grundstein zum neuen Rathaus gelegt⁹⁴. Mehrfach wurde in jüngerer Zeit noch einmal die Autorschaft Eberhard Friedrich Heims als planlegender Architekt des reichsstädtischen Rathauses zu Hall verfochten⁹⁵, dennoch sind die Zweifel an der Autorschaft Johann Ulrich Heims auf Grund der Quellenlage, die ein Kenner wie Werner Fleischhauer aus stilistischen Erwägungen in Frage gestellt hatte⁹⁶, unberechtigt und zurückzuweisen. Entgegen Eduard Krüger, der die Bedeutung Johann Ulrich Heims überschätzte, gelang Herta Beutter erstmals eine richtige Einschätzung der Tätigkeit Eberhard Friedrich Heims, der als Bauführer vor Ort und *Baumeister Adjunctus* die Geschäfte seine Onkels verantwortlich wahrnahm und im Sinne Georg Dehios⁹⁷ zwar nicht für den Entwurf, aber für den ausgeführten Bau maßgeblich ist. Im Falle der Bürgertrinkstube, die am 1. September 1732 bezogen werden konnte, muß der Einfluß Eberhard Friedrich Heims auf die Ausführung doch größer angenommen werden, als das Krüger vortrug⁹⁸. Christa Schreiber, die sich in verdienstvoller Weise erstmals kritisch zu der Baumeisterfrage und den stilistischen Einflüssen des Rathausbaues in Schwäbisch Hall geäußert hat, entwickelte ein brillantes Erklärungsmodell, das einerseits die traditionell im böhmischen Kunstgebiet vermuteten Einflüsse des Formenrepertoires am Rathaus zurückwies und auf die Vermittlung durch Musterbücher abhob, andererseits an eine gemeinschaftliche Planung von mehreren dachte, die sich in den struktiven und dekorativen Widersprüchen der architektonischen Auffassung zeigte. Der grundlegende Entwurf stammte nach Christa Schreiber von Johann Lorenz Textor unter der Einflußnahme Johann Philipp Meyers, wobei Johann Ulrich Heim diesen Entwurf überarbeitet hätte und schließlich von Eberhard Friedrich Heim ausgeführt wor-

92 StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 14. Juli 1732, p. 277r (11).

93 StadtA Schwäb. Hall, 4/1147, Steuerstufenprotokolle, 19. Aug. 1732, p. 152 (3). Vgl. *Eduard Krüger* 1955 (wie Anm. 9), S. 42; *ders.* 1985 (wie Anm. 5), S. 24; *Christa Schreiber* (wie Anm. 23), S. 126, Anm. 487.

94 Neben den Feierlichkeiten des Tages wurde eine Broschüre in Auftrag gegeben, die die von Dr. Müller verfaßte Rede anlässlich der Grundsteinlegung abdruckte mit dem Titel: »Grundmüthige Hertzens=Rede / welche bey der / unter Göttliche Gnaden=voller Direction / mit gewöhnlichen Ceremonien / vorgenommener Legung / Des / Ersten Grunds=und Gedächtnis=Steins / von dem neuen / Rathauß Bau / Derer Kayserl. und des Heil. Röm. Reichs=Stadt / Hall in Schwaben. Nikolaus David Müller, Rechten Doctor und neu erwählter Senator. Schwäb. Hall 1732. Gedruckt bey G. M. Mayer«.

95 *Lucrezia Hartmann*: Das Rathaus in Schwäbisch Hall, in: WFr 53 (1969), S. 67–68; *Herta Beutter* (wie Anm. 76), S. 7, 8; *Harald Siebenmorgen* (Hrsg.) (wie Anm. 5), S. 78.

96 *Werner Fleischhauer* (wie Anm. 17), S. 249–253.

97 *Georg Dehio* (wie Anm. 19), S. 190.

98 Vgl. Anm. 69; *Eduard Krüger* 1955 (wie Anm. 9), S. 36, 37, 40; *ders.* 1985 (wie Anm. 5), S. 18–21, 26. StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 1. Sept. 1732, p. 329r (1).

den wäre⁹⁹. Dennoch muß Christa Schreibers Erklärungsmodell aufgrund der Quellen, die diese Interpretation nicht zulassen, zurückgewiesen werden. Vieles weist darauf hin, daß Eberhard Friedrich Heim die vorliegenden Pläne seines Onkels überarbeitet hat.

Neben den Quellen berichtete bereits David Friedrich Köhler, daß anlässlich der Grundsteinlegung zum neuen Rathaus von 1732 eine zinnerne Inschriftentafel mit vergraben wurde, die von allen genannten Personen lediglich Eberhard Friedrich Heim durch das Prädikat *designato ibidem Architecto* auszeichnete und seine Tätigkeit als Autor von Plänen bestätigte¹⁰⁰. Die bislang einzig bekannte Planzeichnung (Abb. 2), die im Zusammenhang mit dem Rathausneubau bekannt wurde, kann aufgrund fehlender Hinweise in den Quellen weder von dem reichsstädtischen Baumeister Johann Philipp Meyer stammen – auch Johann Ulrich Heim scheidet, entgegen der Vermutung Christa Schreibers, als Autor aus – noch kann das auf der Zeichnung projektierte Gebäude bereits im September 1728 entstanden sein. Es gibt keinen überzeugenden Grund, in der Planzeichnung nicht einen der beiden Risse zu vermuten, die seit dem 16. Juni 1732 vorlagen und deren Autor entweder Wolfgang Ziepold oder Johann Lorenz Textor ist. Der Zimmermeister Ziepold hatte in Uffenheim nachweislich neben dem Dekanatshaus von 1731 an den umfangreichen Neubaumaßnahmen des Uffenheimer Wasserschlosses gearbeitet, die seit 1731 am Nordteil des Schlosses durchgeführt wurden, und dessen Planlegung von Retti und Steingruber stammte¹⁰¹.

Dennoch scheidet Ziepold aus stilistischen Gründen als Autor der Planzeichnung (Abb. 2) aus. Völlig unberücksichtigt blieb in diesem Zusammenhang Johann Lorenz Textor (1688–1746). Während seiner frühen Mannesjahre hatte Johann Lorenz Textor bei verschiedenen Herrschaften des »Alten Reiches« administrative Tätigkeiten innegehabt. Nach einer Tätigkeit als Stadtschreiber in Emmendingen wandte er sich nach Ludwigsburg und *exercirte sich in Architektur*. 1718 kehrte er wieder in die Reichsstadt Hall zurück und übernahm 1723 die Leitung der Bauverwaltung. Die außerordentlichen Verdienste Johann Lorenz Textors um das öffentliche Bauwesen werden in einer kurzen Beschreibung seiner Vita besonders hervorgehoben¹⁰². Neben seinem maßgeblichen Einfluß auf den neuen Stadtbebauungsplan nahm Johann Lorenz Textor durch seinen Rathausentwurf regen Anteil an dem Neubauprojekt vom 16. Juni 1732. Während seiner Ludwigsburger Studienzeit hatte er mit Sicherheit genügend Möglichkeiten gehabt, den Schloßbau aus nächster Nähe kennenzulernen¹⁰³. Kontakte zu den Ludwigsburger Baumeistern, in erster Linie zu Johann Ulrich Heim, sind keinesfalls auszuschließen.

99 Christa Schreiber (wie Anm. 23), S. 146–147.

100 David Friedrich Köhler (wie Anm. 5), S. 221; vgl. Eduard Krüger 1985 (wie Anm. 5), S. 27.

101 Hans Karlmann Ramisch: Landkreis Uffenheim, in: Torsten Gebhard, Adam Horn (Hrsgg.): Bayerische Kunstdenkmale, Bd. XXII, 1966, S. 100–102. Jacob Friedrich Georgii nennt den Zimmermann Wolfgang Ziepold u. a. als Werkmeister an der Uffenheimischen Stadtkirche, die 1726 begonnen wurde: vgl. *Jacob Friedrich Georgii: Uffenheimische Nebenstunden, Fünftes Stück, Schwabach 1741, S. 321 ff., 338 f.*

102 StadtA Schwäb. Hall, 2/75, Totenbuch 1738–1762, Bd. VII, 8. Febr. 1746, p. 161r–161v.

103 Werner Fleischhauer (wie Anm. 17), S. 137, 138, 141–144.

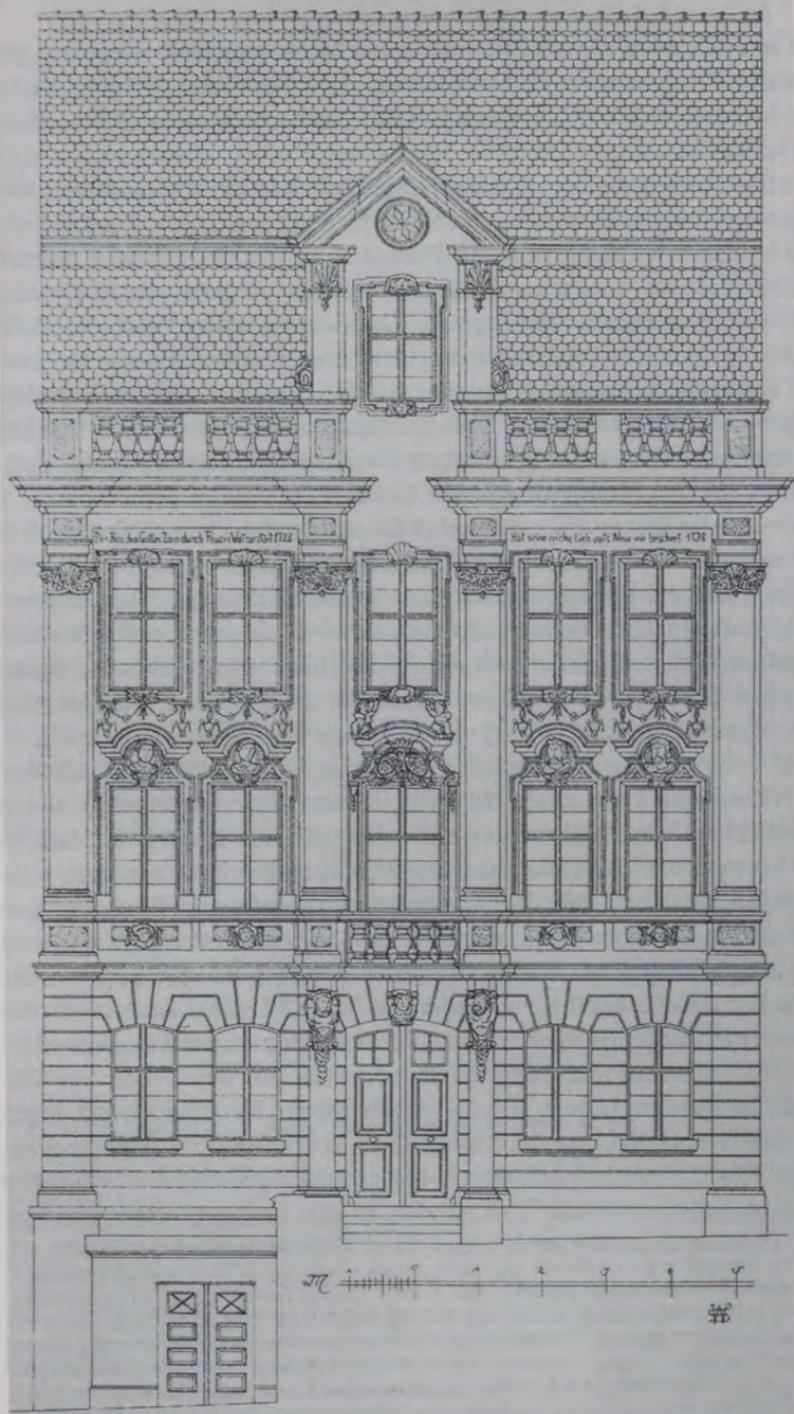


Abb. 4 Bauaufnahme der Hauptfassade des Stierschen Hauses am Markt in Schwäbisch Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

Die Autorschaft Johann Lorenz Textors an dem nicht ausgeführten Projekt der Planzeichnung (Abb. 2) gewinnt durch die stilistische Ähnlichkeit der Hauptfassade des ehemaligen Stierschen Hauses (Abb. 4) am Markt größte Wahrscheinlichkeit¹⁰⁴. Johann Stier, der mit Maria Euphrosina Textor vermählt war, ließ seit 1729 sein durch die Brandkatastrophe niedergelegtes Haus wieder aufführen¹⁰⁵. Der Baumeister bleibt anonym, nur soviel ist gewiß, daß das Gebäude bereits vor dem 29. Februar 1732 wieder bezogen wurde¹⁰⁶. Sowohl der Fassadenaufriß des Stierschen Hauses (Abb. 4) als auch der Aufriß des Entwurfes zum Rathaus (Abb. 2) zeichnen sich durch die repräsentative Instrumentierung der Wandgestaltung aus, die zwei Geschosse durch eine »Große Komposite Ordnung« zusammenfaßt und über einer Steinschnittquaderung im Erdgeschoß steht. Der Widerspruch von Monumentalität und Grandeur der Fassadengestaltung und präntiöser Kleinteiligkeit der üppig applizierten Bauplastik verhindert eine harmonische Wirkung des Entwurfes. Um so raffinierter sind die Details, wie die phantasievollen Formen der Fensterrahmen mit ausgezogenen Ohren, üppigem skulptierten Zierat und den phantastisch geschwungenen Giebelbekrönungen der Fenster.

Eugen Gradmann hat zu Recht auf stilistische Parallelen zwischen dem alten Corps de Logis des Ludwigsburger Schlosses und der Hauptfassade des Stierschen Hauses hingewiesen, die sich Eugen Gradmann mit der Autorschaft des Baumeisters Heim erklärte¹⁰⁷. Eugen Gradmann, der das Aufrißprojekt der Planzeichnung (Abb. 2) noch nicht kennen konnte, mußte zwangsläufig diesen Schluß ziehen. Johann Lorenz Textor kannte durch seinen Ludwigsburger Studienaufenthalt die Architektur des alten Corps des Logis, um sie bei der Gestaltung der Fassade des Stierschen Hauses (Abb. 4) in Anklängen zu zitieren. In dem Aufrißprojekt der Planzeichnung darf deshalb aus gutem Grund der in den Quellen überlieferte Riß von der Hand Johann Lorenz Textors vermutet werden, für dessen zeitliche Einordnung der 16. Juni 1732 eine Datierung antequam bietet. Obwohl auf der Zeichnung (Abb. 2) kein zeitgenössischer Maßstab eingetragen ist, darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß das darauf projektierte Rathaus höher und länger geplant war als das heute ausgeführte Heimsche Projekt¹⁰⁸ und mit einer Gesamtlänge von ca. 40 m¹⁰⁹ die Baulücke zwischen der bereits stehenden Trinkstube und dem Hetzelschen Haus riegelartig ausgefüllt hätte.

104 Eugen Gradmann (wie Anm. 18), S. 83.

105 StadtA Schwäb. Hall, 4/338, Ratsprotokolle, 8. Aug. 1729, p. 324r (22).

106 StadtA Schwäb. Hall, 4/341, Ratsprotokolle, 29. Febr. 1732, p. 81r (19).

107 Eugen Gradmann (wie Anm. 18), S. 83.

108 Eduard Krüger 1955 (wie Anm. 9), S. 35, 43. Die von Krüger errechnete Länge des Gebäudes von 34,2 m entbehrt, da ein zeitgenössischer Maßstab auf der Zeichnung nicht eingetragen ist, jeder Grundlage. Krüger legte seinen Berechnungen die ausgeführte Höhe des Rathauses, die ebenfalls in der Entwurfszeichnung übernommen sei, zugrunde und errechnete damit einen Maßstab. Durch die Dreigeschossigkeit des Aufrisses der Entwurfszeichnung muß aber schon zwangsläufig eine größere Höhe angenommen werden.

109 Meine vorgeschlagene Bemessung der Gesamtlänge des auf der Aufrißzeichnung projektierten Gebäudes habe ich aus der Gesamtlänge des ausgeführten Rathauses, das ebenfalls aus 7 Achsen besteht

Eine bislang in diesem Zusammenhang nicht berücksichtigte lavierte Federzeichnung, die betitelt ist »Das Rath-hauß zu Schwäbisch-Hall« (Abb. 5), ist als Präsentationszeichnung zu bestimmen, die Johann Ulrich Heim lange vor dem eigentlichen Beginn der Bauarbeiten zu dem neuen Rathausbau geschaffen hat¹¹⁰. Dank der Quellen läßt sich diese Zeichnung mit jenen Rissen verbinden, die Johann Ulrich Heim frühestens seit dem 10. November 1728 begonnen haben konnte und die spätestens seit dem 7. Januar 1729 den Ratskonsulenten zur Begutachtung vorgelegt worden waren. Die lavierte Federzeichnung (Abb. 5) entstammt der Sammlung des in Ludwigsburg lebenden Obristen, Generalquartiermeisters, Militärschriftstellers, Wissenschaftlers und geistigen Urhebers der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814)¹¹¹. Wie unlängst Daniel Hohrath bemerkt hat, gelangte Nicolais Sammlung 1786 in den Besitz des Herzogs Carl Eugen von Württemberg¹¹², der die umfangreiche Sammlung aus Büchern, Handschriften, Kupferstichen, Plänen und Handzeichnungen für die »Herzogliche Öffentliche Bibliothek« in Stuttgart erworben hatte. Ferdinand Friedrich von Nicolai vermerkte in einem peinlich geführten Inhaltsverzeichnis, das den eingeklebten Plänen des Folianten über Zivilbaukunst vorangestellt ist und Angaben zu Gegenstand, Autor und Entstehungsjahr jeder Graphik festhält, nichts zu der dort eingeklebten Projektionszeichnung (Abb. 5), außer der Benennung des Gegenstandes. Allem Anschein nach hatte der Sammler die Zeichnung als von der Hand eines Anonymus erworben. Wie Rudolf Henning mündlich äußerte, stammt die Aufschrift der Zeichnung, die das Gebäude benennt, mit Sicherheit nicht von der Hand des Ferdinand Friedrich von Nicolai. Die bislang nicht berücksichtigte Zeichnung wurde von Max Schefold kurz erwähnt und fälschlich als Ansicht nach dem ausgeführten Rathaus aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts datiert¹¹³, ohne den Charakter der Zeichnung als Architekturzeichnung zu erkennen, die in den Maßstabsleisten und in der kürzelartig angebrachten konvexen Ausziehung des Mittelrisalits begründet ist. Der Vergleich des Wandaufnisses der Zeichnung (Abb. 5) mit dem ausgeführten Wandaufriß des Rathauses (Abb. 6) lehrt, daß die zu beobachtenden Unterschiede

und ähnliche Zwischenräume vorstellt wie die Planzeichnung plus der Länge einer Seitenachse des ausgeführten Baues (Länge ca. 8 m) errechnet. Die Gesamtlänge des Aufrißprojekts der Zeichnung ergibt ca. 40 m.

110 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Nic. S. 1, Architecture Civile, Bd. 1, Fol. 2. Entwurf für das Rathaus in Schwäb. Hall. Lavierte Federzeichnung in grau und rot auf dünnes gelbliches Papier, 325x341 mm. Bez. von alter Hand in schwarzer Feder »Das Rath-Hauß zu Schwäbisch-Hall«, unten links zwei Maßstabsleisten. Prov.: Aus der Sammlung Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814): 1786 Verkauf der Sammlung an den Herzog Carl Eugen von Württemberg.

111 Daniel Hohrath: Ferdinand Friedrich von Nicolai – Bemerkungen zur Biographie eines gelehrten Offiziers, in: Kat. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart und Wehrgeschichtliches Museum Rastatt. Die Bildung des Offiziers in der Aufklärung. Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814) und seine Enzyklopädischen Sammlungen, 1990, S. 7–26.

112 Ders.: Die Sammlung Nicolais in der Württembergischen Landesbibliothek, in: Kat. Württ. Landesbibliothek Stuttgart und Wehrgeschichtl. Museum Rastatt (wie Anm. 111), S. 64–70.

113 Max Schefold (wie Anm. 5), No. 7316.

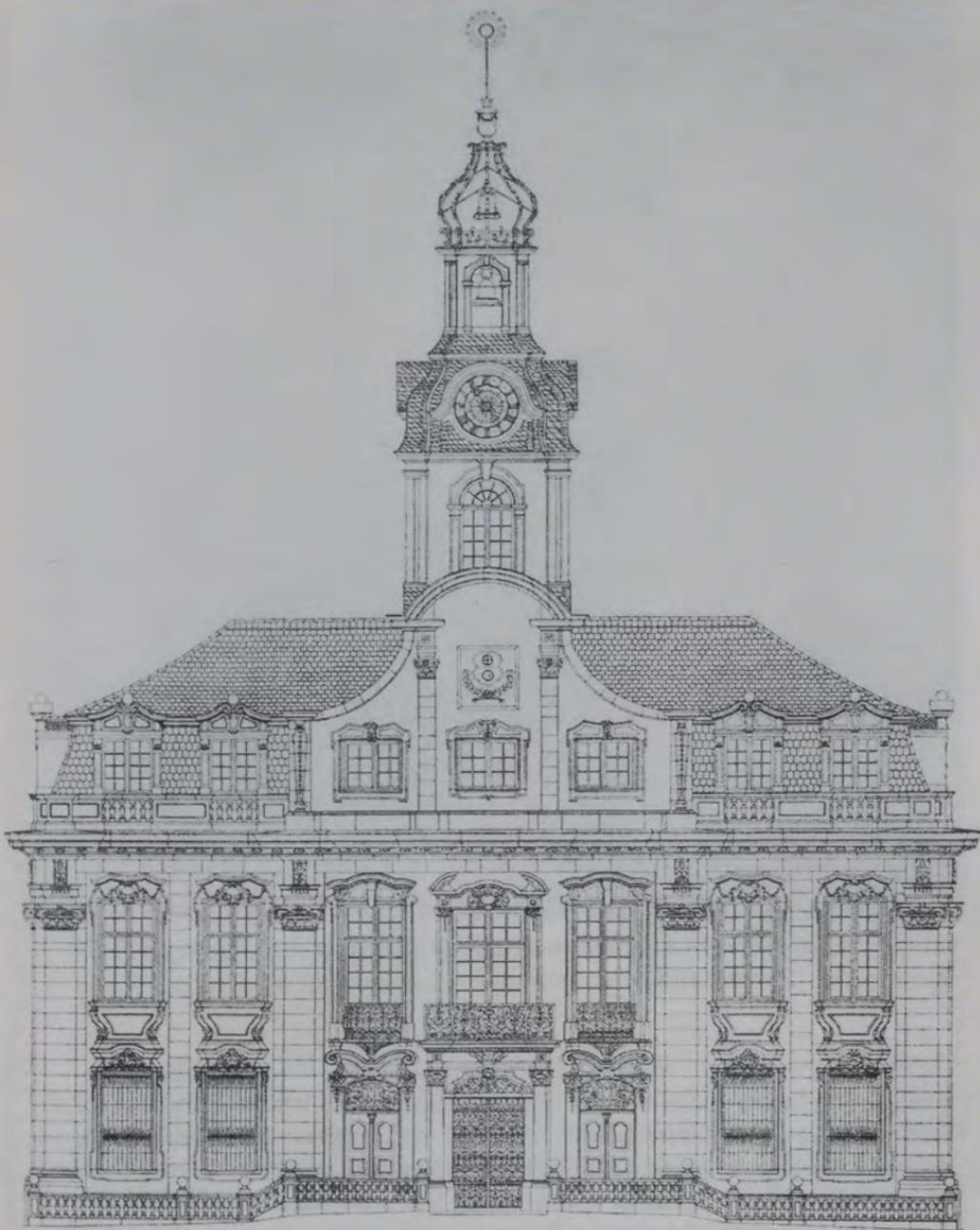


Abb. 5 Johann Ulrich Heim, Entwurf zu dem Rathaus der Reichsstadt Schwäbisch Hall von 1728/29, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Graphische Sammlung (Photo, Württ. Landesbibliothek, Stuttgart)



Abb. 6 Bauaufnahme der Hauptfassade des Rathauses in Schwäbisch Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

nicht in den mangelnden Fähigkeiten des Zeichners zu suchen sind, das bereits stehende Bauwerk wiederzugeben. Vielmehr ist der Charakter dieser sorgfältig ausgearbeiteten Architekturzeichnung aus ihrem Typ als Präsentationszeichnung zu erklären, deren sorgfältige Ausarbeitung der Auftraggeberschaft einen guten Eindruck des zu projektierenden Bauwerks vermitteln sollte. Bei einer gleichen Höhe des aufgehenden Mauerwerks bis zum Abschluß des Kranzgesimses projiziert Johann Ulrich Heim das auf der Zeichnung (Abb. 5) wiedergegebene Rathaus um knapp 5 m länger, als es dann in der Ausführung (Abb. 6) realisiert wurde. Während der Mittelrisalit nahezu dieselbe Länge besitzt wie in der Ausführung,



Abb. 6a Bauaufnahme der reichsstädtischen Hoheitszeichen am Giebel des Rathauses zu Schwäbisch Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

sind die angefügten Seitenachsen etwas breiter¹¹⁴. Die auf der Zeichnung eingetragenen Lisenen, die in der Ausführung durch Pilaster ersetzt sind, werden ebenfalls etwas breiter eingetragen¹¹⁵. Die Fenster sind durchgängig auf der Zeichnung etwas kleiner geplant¹¹⁶. Die Türen sind auf der Zeichnung etwas weniger hoch als in der Ausführung. Trotz gleicher Höhe des Frontispizes ist der Turm auf der

114 Risalit Breite: Zeichnung 10,5 m; Ausführung 11,75 m, Seitenachse Breite: Zeichnung 9,54 m; Ausführung 7,1 m.

115 Lisenen Breite: Zeichnung 0,75 m; Ausführung 0,55 m.

116 Fenster Breite: Zeichnung 1,89 m; Ausführung 1,95 m. Zu den Türen vgl. StadtA Schwäb. Hall, 4/1147, Steuerstubenprotokolle, 17. März 1733, p. 312; vgl. dazu StadtA Schwäb. Hall, 4/1333, Baurechnungen, 13. Jan. 1734 (13).

Zeichnung geringfügig höher und schmaler proportioniert¹¹⁷. Die augenfälligsten Unterschiede zwischen Zeichnung und Ausführung sind der durchgängige Balkon des Mittelrisalits im ersten Geschoß, der höhere Dachfirstscheitel, die fehlenden Seitengaupen und der etwas höher liegende erste Walm des Mansarddaches, der in der Ausführung auf Höhe der Gaupenbedachung und der ausgezogenen Seitenachsen des Frontispizes liegt.

Kaum verwunderlich sind die Unterschiede in der Bauornamentik, etwa das realisierte Laubwerk am Kranzgesims und der fehlenden Laubwerkgirlanden in den Seitenachsen des Mittelrisalits. Obwohl Johann Ulrich Heim auf der Projektionszeichnung die Gesamtlänge des Rathauses auf 30 m steigerte, in der Ausführung sind es dagegen nur 25,7 m, ist der Rathausbau als freistehender Baukörper vorgesehen¹¹⁸. Dennoch ist das Projekt der Zeichnung insgesamt etwas näher auf die links stehenden und rechts geplanten Häuserzeilen herangerückt. Dem gegenüber ist das nicht ausgeführte Projekt Johann Lorenz Textors ein sehr viel repräsentativerer Bau (Abb. 2), dessen gesteigerte Höhe und Länge einen erheblichen Gegenakzent am oberen Markt gegenüber der Stadtkirche zu St. Michael bedeutet hätte und die Baulücke zwischen dem Hetzelschen Haus, links des Rathauses, und der inzwischen begonnenen Trinkstube, rechts des Rathauses, völlig oder nahezu ganz ausgefüllt hätte. Gegen die repräsentativere Wirkung des Textorschen Projekts (Abb. 2) nimmt sich der Entwurf Johann Ulrich Heims (Abb. 5), der dem neuen Rathausbau in leichten Abänderungen zugrunde liegt, als eher bescheidenes Bauwerk aus und fügt sich durch den Verzicht auf monumentale Wirkung in das Bauensemble des Hauptmarktes vorzüglich ein. Zu Recht zählt das reichsstädtische Rathaus in Hall zu den gelungensten profanen Bauschöpfungen des Barock, auch wenn Christa Schreiber »architektonische Ungeschicklichkeiten an Haupt- und Seitenfronten« feststellte. Autor der Pläne und der Modelle, nach denen das Rathaus aufgeführt wurde (Abb. 6), stammen aber nachweislich nicht von der Hand Johann Ulrich Heims, sondern von Mitarbeitern des Bauunternehmens Eberhard Friedrich Heims, der als *Baumeister adjunctus* dafür eine extra Vergütung einforderte¹¹⁹ und, wie die Protokolle vom 12. August 1735 berichten, *um hochgeneigte Recompensierung der beym Neuen Rathhausbau gehabte vielen arbeit bat*¹²⁰.

Als Mitarbeiter in Johann Ulrich Heims Baubüro hielt sich Eberhard Friedrich Heim an die Weisungen Johann Ulrich Heims, dessen jetzt wiederentdeckte Projektionszeichnung von 1728–29 demonstriert, daß er zwar für den Entwurf des Rathauses zu Hall verantwortlich ist, aber nicht für die Pläne des ausgeführten Rathausbaues, die, wie Christa Schreiber vermutet hat, in Eberhard Friedrich

117 Turm Breite: Zeichnung 4,125 m; Ausführung 4,55 m. Turm Höhe: Zeichnung 13,312 m; Ausführung 12,1 m. Vgl. dazu StadtA Schwäb. Hall, 4/342, Ratsprotokolle, 28. Jan. 1733, p. 39v (14).

118 Vgl. Anm. 51.

119 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 25. Mai 1735, p. 322r–322v (1).

120 StadtA Schwäb. Hall, 4/344, Ratsprotokolle, 12. Aug. 1735, p. 469v (13).

Heims Bauunternehmen entstanden sind. Der besondere Charakter dieser Zeichnung von der Hand Johann Ulrich Heims (Abb. 5) als Präsentationszeichnung erschließt sich aus ihrem hohen Vollendungscharakter und aus den Abweichungen zwischen Entwurf und Ausführung. In diesem Zusammenhang gebührt dem skulptierten doppelköpfigen Reichsadler über dem zwei Genien die Reichskrone halten und den Wappenschildern am heutigen Rathaus (Abb. 6a) eine ganz besondere Bedeutung.

Die Medaillenprägung von 1735 (Abb. 1), die als früheste bildliche Repräsentation das neuerbaute Rathaus überliefert, ist, wie sich gezeigt hat, hinsichtlich dieses Details kein verlässliches Zeugnis des Baubestandes. Obgleich die beiden Stukkateure Emanuel Pighini und Thomas Gavoni bereits am 23. Februar 1735 für den Reichsadler und die beiden Wappenschilder bezahlt wurden¹²¹, veraccordierte der Rat die beiden Handwerksmeister erst nach dem 20. Juni 1735¹²². Schon am 15. September 1733 hatten die Haller Baudeputierten Textor und Schragmüller während einer Reise nach Stuttgart Gelegenheit gehabt – die Reise war notwendig geworden, um mit Baumeister Johann Ulrich Heim über das Rutenmaß zu diskutieren –, erste Kontakte zu dem Hofbildhauer Pöckel zu knüpfen, um den angesehenen Hofbildhauer für die Verfertigung der beiden Nischenfiguren im Foyer und für die reichsstädtischen Hoheitszeichen, das heißt dem Stadtwappen und dem Reichsadler, am Frontispiz¹²³ zu gewinnen.

Der Entwurf des doppelköpfigen Adlers, der nach dem 20. Juni 1735 am Rathaus ohne die Genien und die Wappenschilder angebracht wurde, stammt wahrscheinlich von der Hand Maximilian Pöckels, der für diese Arbeit eine neue Art der Stuckzubereitung entwickelt hatte, die den Stuck im Laufe der Jahre immer härter werden ließ, während Thomas Gavoni und Emanuel Pighini wahrscheinlich nur für die Ausführung zuständig gewesen sind. Auf Johann Ulrich Heims Projektionszeichnung (Abb. 5) von 1728/1729 werden die reichsstädtischen Hoheitszeichen mit nur geringfügigen Abweichungen von ihrem heutigen Erscheinungsbild am Rathaus wiedergegeben. Als zuverlässigste Darstellung des Rathauses gilt allgemein die Ansicht des Rathauses (Abb. 7) auf Johann Conrad Körners Stadtplan von 1755, die als Randvignette, neben sieben weiteren Ansichten von wichtigen Bauten der Reichsstadt, festgehalten ist¹²⁴.

Auf dem Frontispiz des Rathauses ist lediglich der doppelköpfige Reichsadler ohne Genien und Wappenschilder zu sehen. Dank der Quellen ist bekannt, daß der Rat

121 Vgl. Anm. 4, 10. StadtA Schwáb. Hall, Baurechnungen, 4/1333, 23. Febr. 1735.

122 Vgl. Anm. 121.

123 StadtA Schwáb. Hall, 4/1147, Steuerstubenprotokolle, 17. Febr. 1733, p. 288 (4); 15. Sept. 1733, p. 432–434 (6).

124 Lavierte Federzeichnung, Gesamtmaße mit der Stadtansicht 590x955 mm, Vignette 116x118 mm. StadtA Schwáb. Hall, BS 221, Bez. Oben: MDH HALL / SCHWABEN CLV. Unter der Vignette bez: RATHHAUS (1–24. Benennung der Bauten; jedes Bauwerk der Vignetten ist in Kapitalen bez.). *Eduard Krüger*: Stadtbild und Städtebau. Über zwei unbekanntene Stadtansichten von 1755, in: Hohenloher Heimat 7 (1955), S. 29–31, 33–35; *Max Scheffold* (wie Anm. 5), No. 7267; *Kuno Ullshöfer* (wie Anm. 11), S. 32, 58/59; *Herta Beutter* (wie Anm. 76), Kat. No. 1.

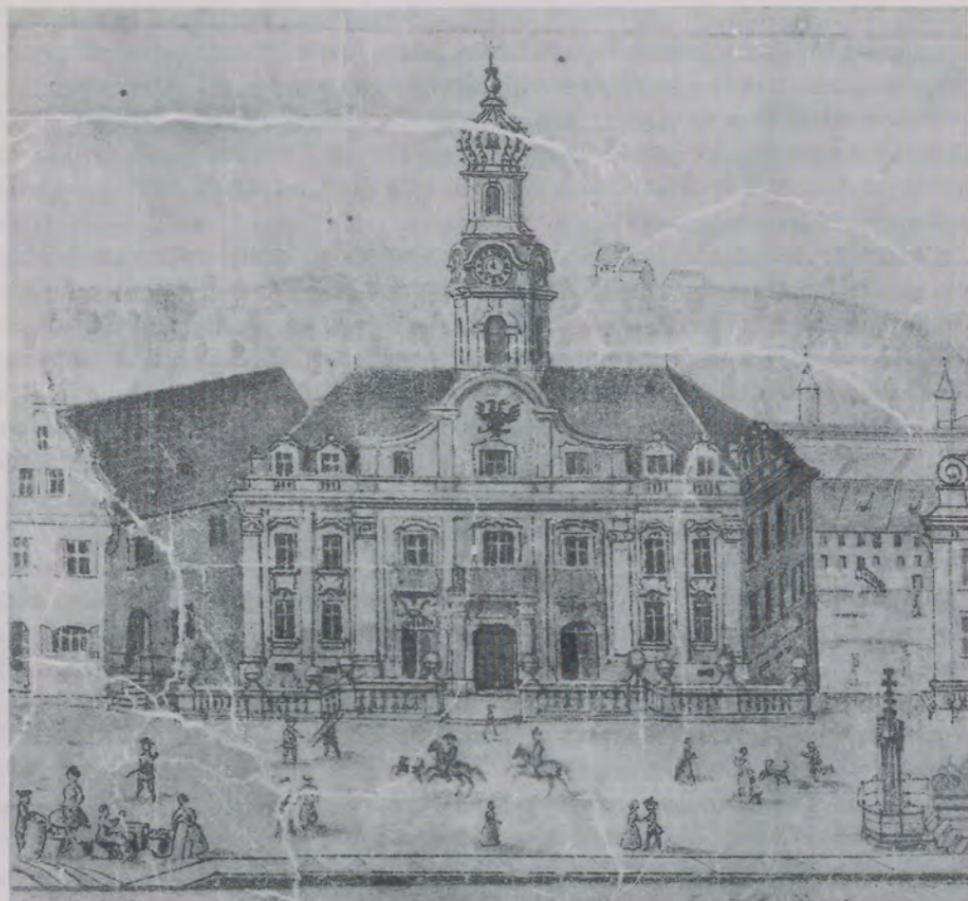


Abb. 7 Randvignette mit der Ansicht des reichsstädtischen Rathauses zu Schwäbisch Hall auf dem Stadtplan Johann Conrad Körners von 1755, Stadtarchiv Schwäb. Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

erneut am 25. Mai 1735 wegen der Verfertigung des Adlers, ohne die Genien und Wappenschilder, auf dem Frontispiz diskutierte¹²⁵. Erst 1927 wurden die Genien und die Wappenschilder auf dem Frontispiz angebracht, als Teile der Hauptfassade erneuert wurden¹²⁶. Nach der Mediatisierung der Reichsstadt durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde das reichsstädtische Stadtwappen, das nur aus dem Doppeladler bestand, abgenommen und durch das freskierte württembergische Wappen ersetzt¹²⁷. 1838 entschloß sich der Rat, nachdem das Wappen im Laufe der Zeit unansehnlich geworden war, das Haller Wappen erneut auf den

125 Vgl. Anm. 119.

126 Herta Beutter (wie Anm. 76), S. 10, Kat. No. 3.

127 Ebd., S. 9, Kat. No. 2.

Putz freskieren zu lassen. Die Bauaufnahme O. Pfennigs in den »Kunst- und Altertumsdenkmälen« von 1905 (Abb. 6) überliefert das Stadtwappen von 1838¹²⁸. Als Vorlage der Arbeiten von 1927 bediente man sich bei der Rekonstruktion des reichsstädtischen Wappens vor 1802 der Ansicht des Rathauses auf der bekannten Schützenscheibe von 1802/1803 (Abb. 8), die die ehemaligen Schützenmeister Johann Georg Haag und F. A. Spachmann möglicherweise anlässlich der Geburtstagsfeierlichkeiten des Herzogs Friedrich II. von Württemberg vom 6. November 1802 in Auftrag gegeben hatten¹²⁹. Irrtümlicherweise hielt man die auf der Schützenscheibe abgebildete Ansicht des Rathauses für eine treue Überlieferung des Baubestandes vor 1803, ohne zu ahnen, daß sich der Scheibenmaler der Vorlage der Präsentationszeichnung Johann Ulrich Heims (Abb. 5) von 1728/29 bedient hatte, die seit 1786 in der »Herzoglichen Öffentlichen Bibliothek« zu Stuttgart aufbewahrt wurde.

Der Vergleich der Ansicht des Rathauses auf der Präsentationszeichnung (Abb. 5) mit der Ansicht des Rathauses auf der Schützenscheibe (Abb. 8) lehrt, daß der Scheibenmaler die Vorlage äußerst detailgenau kopiert hatte und keine Ansicht nach dem fertiggestellten Rathaus der Reichsstadtzeit schuf, sondern die Präsentationszeichnung Johann Ulrich Heims wiedergab. Als kleine Arabeske am Rande sei auf eine Medaille (Abb. 9a, b) hingewiesen, die in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden muß. Ulrich Klein (mündlich) und Albert Raff, denen beiden an dieser Stelle herzlich für ihre Hilfe und freundliche Unterstützung gedankt werden soll, bestimmten die Medaille übereinstimmend als neuere Prägung¹³⁰. Die Medaille ist bislang nur in einem Exemplar in Privatbesitz bekannt geworden. Auf der Vorderseite (Abb. 9a) ist das reichsstädtische Rathaus abgebildet, während die Rückseite die Stadtkirche St. Michael (Abb. 9b) wiedergibt. Dabei bediente sich der wenig geschickte Medailleur für die Darstellung der St. Michaels-Kirche auf der Rückseite der Medaille (Abb. 9b) eines bislang nicht

128 Ebd., S. 9, 10; Eugen Gradmann (wie Anm. 18), S. 72, 73.

129 Schützenscheibe. Hall wird württembergisch, 1802/1803. Schwäb. Hall, Hällisch-Fränkisches Museum, Inv. Nr. 86/143–95. Öl auf Holz; Dm 710 mm. Bez. (l. o.). *Was Menschen Eigensinn getrent; doch die Natur verband; Dies gab der Genius der Zeit dem theuren Vaterland (r. o.). Nicht mit Hochgewitters Stürmen zogen Friedrichs Krieger ein: Ihre Losung ist das Streben, Ihres Herrschers werth zu sein (unten). Dem unvergeßlichen Tage der provisorisch-militärischen Besitznahme der Reichsstadt Hall in Schwaben durch Würtembische Truppen im Jahr 1802, Gewidmet von den dermaligen Schützen=Meistern Zimmermeister Johann Georg Haag; F. A. Spachman im Priest=Stand. Johann Friedrich Groß, im ganzen Standt. Gerd Wunder: Schwäbisch Haller Schützenscheiben, in: Der Museumsfreund 1962, S. 5–12; Heinrich Mehl und Hans-Jürgen Flamm: Haller Schützenscheiben. Eine gemalte Chronik der Stadt Schwäb. Hall und ihres Umlandes (Forschungen aus Württ. Franken 21), Sigmaringen 1985, S. 48, 77, Abb. 34, Nr. 95; Herta Beutter (wie Anm. 76), S. 9, Kat. No. 2; Manfred Akermann, Harald Siebenmorgen (Hrsgg.): Hall in der Napoleonzeit. Eine Reichsstadt wird württembergisch (Katalog des Hällisch-Fränkischen Museums), Sigmaringen 1987, S. 123, Kat. No. 91; Harald Siebenmorgen (Hrsg.) (wie Anm. 5), S. 93. 130 Silberabschlag. Pr DM. 28 mm, 8,93 g. Sammlung Dürr, Koblenz. Nicht bei Binder. A. Raff (wie Anm. 5), S. 80, No. 127.*



Abb. 8 Schützenscheibe der Schützenmeister Haag und Spachmann von 1802/03, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäb. Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)



Abb. 9a, b Vorderseite und Rückseite einer Medaille mit der Ansicht des Rathauses zu Hall und der Kirche St. Michael, Privatsammlung (Photo, Albert Raff, Stuttgart)

gewürdigten Kupferstiches (Abb. 10) (nicht bei Schefold/Ulshöfer)¹³¹, der ebenfalls der Darstellung der St. Michaels-Kirche auf der Vorderseite der Salzbrunnenmedaille des Nürnberger Medailleurs Martin Brunner von 1716 zugrunde liegt¹³².

Die Beziehung zu der Salzbrunnenmedaille von 1716 weist darauf hin, daß der Kupferstich in der Offizin des Haller Buchdruckers G. M. Mayer 1716 gedruckt wurde¹³³, und ist eine Datierungshilfe für die Medaille in Privatbesitz (Abb. 9a, b). Für die Darstellung des Rathauses auf der Vorderseite der Medaille in Privatbesitz (Abb. 9a) zog der anonyme Stempelschneider die Schützenscheibe von 1802/03 (Abb. 8) heran, die er offenbar auch kannte, und die er bei der Darstellung des Rathauses sehr detailliert befolgte¹³⁴. Durch die Beziehung der Medaille in Privatbesitz zu der Schützenscheibe von 1802/03 ist ein frühester Terminus postquem ihrer Entstehung geboten, und bestätigt sich die Vermutung Ulrich Kleins und Albert Raffs einer neueren Prägung aufs beste. Kurios mutet in diesem Zusammenhang nicht nur diese Medaille in Privatbesitz an (Abb. 9a, b), sondern auch die Schützenscheibe von 1802/03 (Abb. 10), die die Präsentationszeichnung Johann Ulrich Heims (Abb. 5) von 1728/29 überliefert.

Mit der jetzt wiederentdeckten Präsentationszeichnung Johann Ulrich Heims ist die zweite Entwurfszeichnung dieses Baumeisters bekannt geworden. Die bislang

131 Kupferstich, 152x160 mm. Bez.: Prospect der Haupt Kirchen St. Michael in der des H. Röm. Reichs Stadt Schwäbisch Hall. Beilage zu einem Aufruf des Haller Buchdruckers G. M. Mayer zur Unterstützung eines Bibeldruckes 1717. *Max Schefold* (wie Anm. 5), No. 7294. *Kuno Ulshöfer* (wie Anm. 11), S. 32, Abb. S. 51. Schefold/Ulshöfer geben als Lagerort den Hist. Verein in Schwäb. Hall an und haben, wie Herta Beutter mir gegenüber äußerte, fälschlicherweise einen anderen Kupferstich mit einer ganz ähnlichen Darstellung veröffentlicht, denn das von K. Ulshöfer erwähnte Exemplar ist identisch mit dem Kupferstich, der in dieser Arbeit erstmals veröffentlicht wird. Vgl. dazu Anm. 133.

132 Ein wichtiges Argument, diesen Kupferstich als Vorlage für die Ansicht der St. Michaels-Kirche auf der Vorderseite der Salzbrunnenmedaille anzusehen, ist das nicht abgebildete nördliche Seitenschiff und die Wiedergabe von etwas mehr Terrain nördlicherseits des Turmes, während auf dem Kupferstich bei Schefold/Ulshöfer das nördliche Seitenschiff und die Angabe des Terrains fehlt. Weitere Unterschiede, wie etwa die fehlende Galerie auf dem Dachgeschoß des Turmes, lassen unschwer erkennen, daß der hier veröffentlichte Kupferstich die Vorlage für den Medailleur gewesen ist. Auch Dr. Ulrich Klein (mündlich) sah den Zusammenhang, freilich nur für den bei Schefold/Ulshöfer veröffentlichten Kupferstich, der aber ausscheiden muß. Für die Rückseite der Salzbrunnenmedaille mit dem neu aufgebauten Salzbrunnen hat Franz Kirchheimer (freundlicher Hinweis Dr. Ulrich Klein) eine kolorierte Federzeichnung aus dem Besitz des Stadtarchivs in Schwäb. Hall (A 329) mit der Ansicht des neuen Schöpfwerks als Vorlage Martin Brunners erstmals nachweisen können. *Franz Kirchheimer*: Die Baugepräge aus Baden-Württemberg, Freiburg im Brsg. 1967, S. 222.

133 StadtA Schwäb. Hall, BII/1168, Kupferstich, EL. 154x167 mm; PL. 157x169 mm. Bez.: Prospect der Haupt Kirchen St. Michael in der des H. Röm. Reichs Stadt Schwäb. Hall wie solche gegen Mittag zu sehen. Falls dieser Kupferstich tatsächlich als Beilage zu einem Aufruf eines Bibeldruckes entstand, wie Kuno Ulshöfer vermutete, ist auch hinsichtlich der Quellen das Jahr 1716 eher zu vertreten, als das Jahr 1717. Vgl. dazu StadtA Schwäb. Hall, 4/325, Ratsprotokolle, 7. Aug. 1716, p. 377v (15).

134 Die angegebene Balustrade vor dem Rathaus und die geöffneten Türen des Mittelrisalits auf der Medaille zeigen, daß der Stempelschneider die Schützenscheibe als Vorlage verwendet hatte, da dort ebenfalls die Balustrade und die geöffneten Türen dargestellt sind, während die Balustrade und die geöffneten Türen auf der Präsentationszeichnung J. U. Heims nicht abgebildet sind.

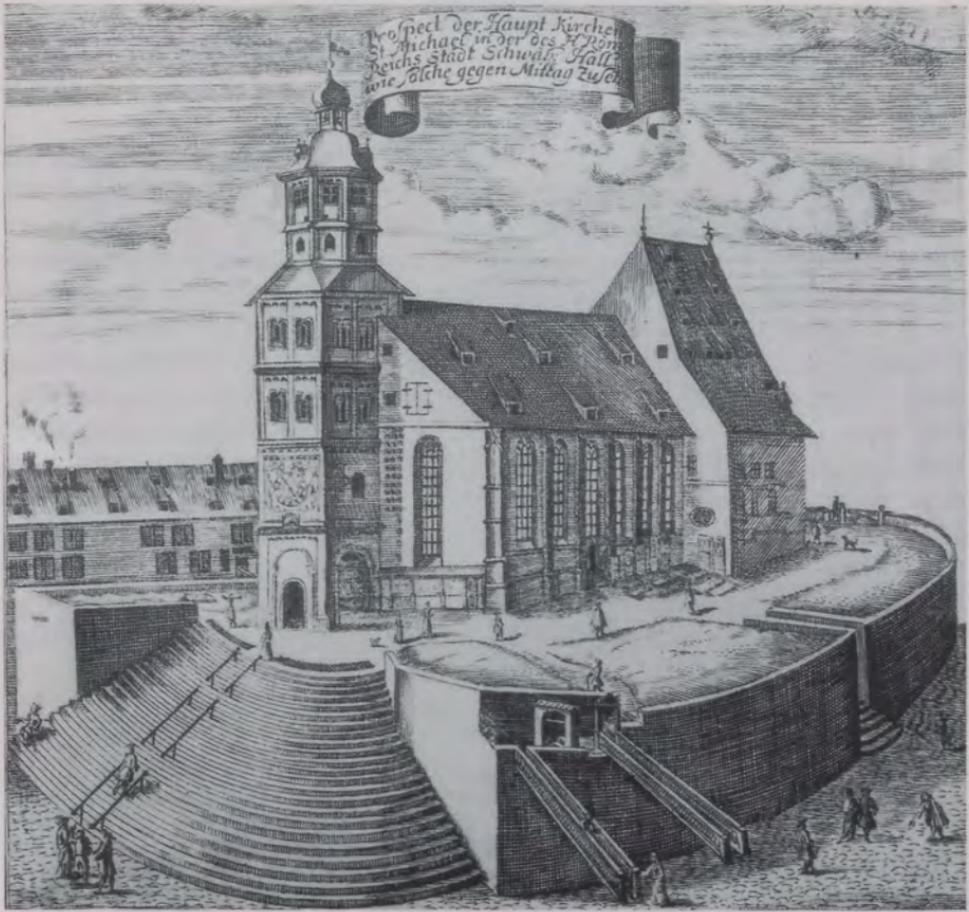


Abb. 10 G. M. Mayer, Ansicht der Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall von 1716, Stadtarchiv Schwäb. Hall (Photo, Kern-Atelier, Schwäb. Hall)

einzig bekannte, aber unveröffentlichte Entwurfszeichnung (Abb. 11)¹³⁵ Johann Ulrich Heims überliefert ein Fassadenaufrißprojekt zum neuen Kirchturm am Hafenmarkt in Heilbronn von 1722¹³⁶, das aber nicht ausgeführt wurde. Der Vergleich zwischen dem Fassadenaufriß der Entwurfszeichnung (Abb. 5) für das reichsstädtische Rathaus in Schwäbisch Hall und dem Fassadenaufriß des ausgeführten Rathauses (Abb. 6) lehrt, daß Eberhard Friedrich Heim bei der Ausarbeitung seiner Risse den Entwurf Johann Ulrich Heims weitgehend berücksichtigt¹³⁷.

135 Lavierte Federzeichnung auf Papier, 493 × 278 mm, 515 × 309 mm (Blattgröße). StadtA Heilbronn, PKR 133.1. Bez: Abriß und modell über den neuen Kirchthum am haften markt von Herrn Haimb baumeister und weyhing adjuncto den 31. Aug. 1722. Maßstab 50 Schuh. Verzeichnis der Pläne und Karten II. StadtA Heilbronn, S. 227. Erwähnt von Werner Fleischhauer (wie Anm. 17), S. 252, 253.

136 StadtA Heilbronn, RP 125, Ratsprotokolle, 16. Juli 1722, p. 310; 1. Sept. 1722, p. 393.

137 Vgl. Anm. 126.

Dank der Quellen kann die Komplexität und stark arbeitsteilige Arbeitsweise dieses dem Handwerkermilieu verhafteten Werkmeisters etwas erhellt werden. Am 12. Mai 1733 suchte der aus Crailsheim gebürtige Steinhauer und Maurermeister Johann Büttner, der offenbar Mitglied des Heimschen und Arnoldschen Bauunternehmens war, um die Vergütung von Ausgaben, die Büttner bei der Anfertigung von 5 Rissen, einem Hauptfassadenaufriß, einem Schnitt und drei Grundrissen, entstanden waren¹³⁸. Offenbar delegierten Eberhard Friedrich Heim und Johann Georg Arnold die Verfertigung der Planzeichnungen und Modelle, nach denen das Rathaus gebaut wurde, an Mitglieder ihres Unternehmers, genauso wie Johann Ulrich Heim Arbeiten an seinen Adjunctus Eberhard Friedrich weitergeleitet hatte.

Vielleicht darf auch der Fall eines Ludwigsburger Bildhauers hier genannt werden, dessen Witwe am 19. Februar 1734 vergeblich um die Bezahlung von drei Modellen bat, die ihr verstorbener Mann angefertigt haben sollte¹³⁹. Mit den jetzt bekannt gewordenen beiden Projektionszeichnungen Johann Ulrich Heims von 1722 respektive 1728/29 wird deutlich, daß der hohe Vollendungsgrad dieser sorgfältig ausgearbeiteten Entwürfe nur aus ihrer Typologie als Präsentationszeichnung erklärbar wird, denen begreiflicherweise deshalb die Spontanität des Entwurfprozesses nicht mehr anhaften kann.

138 StadtA Schwäb. Hall, 4/1147. Steuerstubenprotokolle, 12. Mai 1733 (1), p. 359 (3).

139 StadtA Schwäb. Hall, 4/343. Ratsprotokolle, 19. Febr. 1734, p. 65r (6).

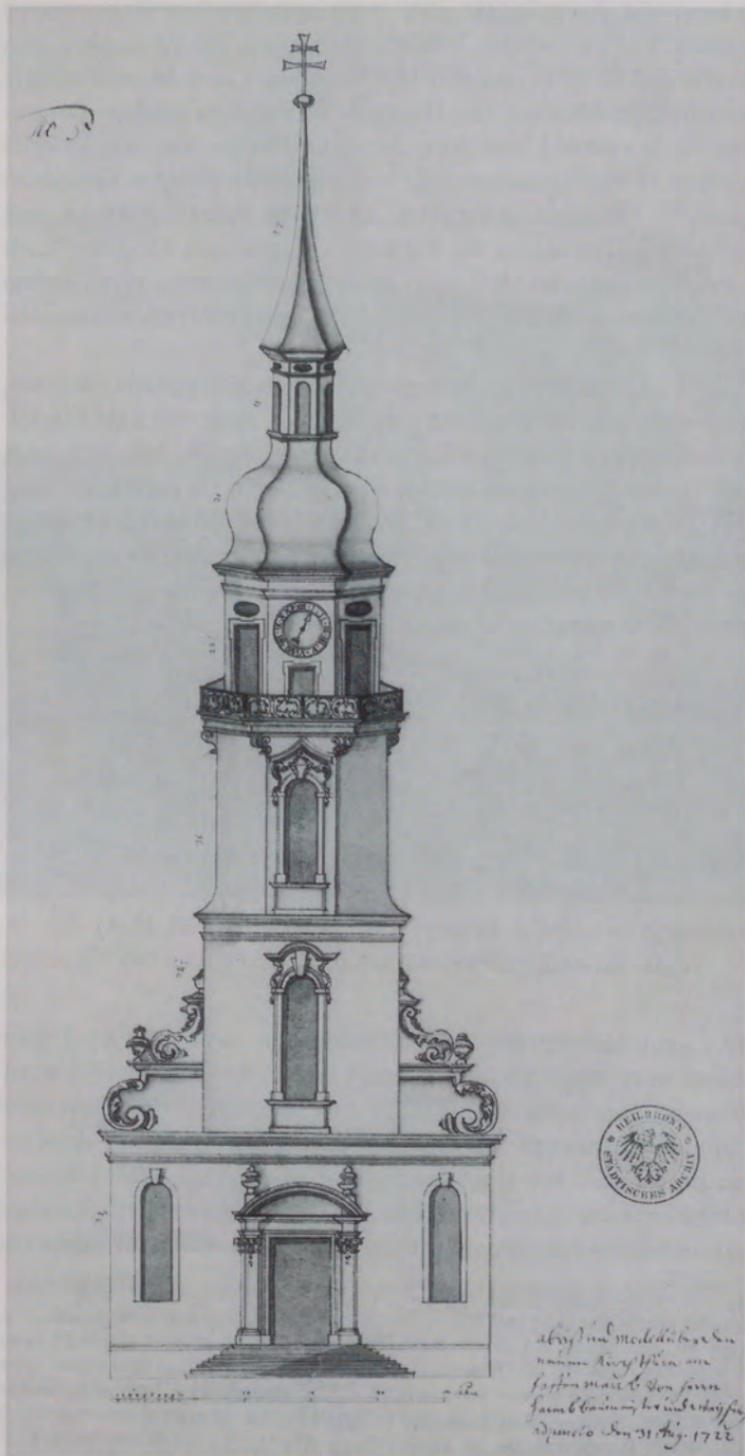


Abb. 11
Johann Ulrich Heim,
Entwurf zu dem
Hafenmarkturm
der Reichsstadt
Heilbronn von 1722,
Stadtarchiv Heil-
bronn (Photo,
Stadtarchiv, Heil-
bronn)

Johann Jacob Schillinger (1750–1821)

Studien zu Leben und Werk eines hohenlohischen Hofkünstlers

VON CLAUDIA NEESEN

1. Einleitung

Der Titel dieser Arbeit – Johann Jacob Schillinger (1750–1821). Studien zu Leben und Werk eines hohenlohischen Hofkünstlers – erweckt den Eindruck, es handle sich hierbei um eine rein kunsthistorische Untersuchung, die zudem einem sogenannten »kleineren Meister« gewidmet ist, also einem Künstler, dessen Geltung und Werk einer gewissen regionalen und damit begrenzten Bedeutung unterworfen ist. Der (landes)geschichtliche Kontext scheint einzig in dem Bezug auf den hohenlohischen Raum zu bestehen. Daß diese einseitige Sichtweise nicht angestrebt wird, und daß sich diese Arbeit gleichermaßen als eine kunstgeschichtliche als auch historische begreift, soll im folgenden erläutert werden.

Wenn auch die – heutige – geringe Bekanntheit des Künstlers Johann Jacob Schillinger schon im Vorfeld der Untersuchungen nahelegen könnte, daß es sich bei ihm nicht um einen der epochemachenden – und deshalb der wissenschaftlichen Bearbeitung nicht notwendigen – Maler handelt, so darf man dennoch nicht verkennen, daß es im hohenlohischen Raum im 18. bzw. beginnenden 19. Jahrhundert sicher keinen anderen Künstler gab, der seine Geltung erreicht hätte, was sich allein schon am Urteil der Zeitgenossen offenbart¹. Anhand des künstlerischen Schaffens Schillingers, des in der damaligen Zeit bedeutendsten Exponenten seiner Zunft also, kann so eine Kunstgeschichte für den hohenlohischen Raum, die für die Zeit des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts noch nicht existiert, mit ihren spezifischen Besonderheiten exemplarisch nachgezeichnet werden. Viele der Schillingerschen Werke sind bisher noch nicht archivalisch und kunsthistorisch aufgearbeitet worden. Max Friedländer liefert einen weiteren Aspekt, der die Beschäftigung mit den »kleineren Meistern« rechtfertigt. »Das Studium der Kleinen fördert die Kenntnis des Niveaus, des Zeitstils; wir lernen die Startlinie des Großen kennen und sehen sie sich leuchtend abheben von dem dunklen Fond des durchschnittlichen Tuns«². In bezug auf den Öhringer Maler soll dies keineswegs abwertend verstanden werden, sondern vielmehr als eine Aufforderung, die Werke Schillingers nicht isoliert von den zeitgenössischen großen Strömungen und Entwicklungen in der Kunst zu betrachten.

Aber Kunstgeschichte existiert nicht für sich selbst, sondern ist immer ein Produkt

1 Immerhin reiht ihn Juncker bereits 1789 »unter die größten Maler – wenigstens des fränkischen Kreises« ein. *Juncker*: Johann Jacob Schillinger, S. 7.

2 *Friedländer*: Von Kunst und Kennerschaft, S. 134.

ihrer Zeit und derjenigen Voraussetzungen, unter denen sie gedeiht. Ein historischer und sozialer Kontext ist also immer gegeben. Bei Schillinger, der als Hofkünstler am Hof des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen angestellt war, bedeutete dies ein Eingebundensein in die höfische Ordnung und deren Vorgaben, die durch vielfache Kriterien – und nicht zuletzt durch die finanzielle Leistungskraft des Herrschers – geprägt wurden. Fragen, wie die nach dem Zusammenhang herrschaftlicher und von dem Streben nach Repräsentation geprägter Kunstvorstellungen und inwiefern bei deren Umsetzung künstlerische Freiheiten möglich waren, liegen nahe. Ferner stellt sich die Frage nach der sozialen Stellung als Künstler an einem recht kleinen Hof ebenso wie die nach den Arbeitsmöglichkeiten und dem Aufgabenbereich des Hofkünstlers ganz allgemein. Aber Johann Jacob Schillinger war nicht nur Hofmaler, sondern unterrichtete auch als Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium. Die Intentionen, die mit der Einrichtung einer Zeichenschule in der Provinz verbunden waren, sollen ebenso beleuchtet werden wie die Möglichkeiten von deren Umsetzung und die sich hieraus ergebende Wirksamkeit. Als ein Aspekt davon soll in einem Einzelkapitel das Augenmerk auf diejenigen Schillinger-Schüler gerichtet werden, die den Beruf des Künstlers ergriffen. Hier läßt sich besonders gut beobachten, welche Existenzmöglichkeiten dieser Berufsstand in den kleinen hohenlohischen Fürstentümern hatte.

Interessant ist aber vor allem auch der Zeitraum, der dieser Untersuchung zugrunde liegt, da in ihn die Französische Revolution fällt, deren tiefgreifende Auswirkungen im gesellschaftlichen Bereich auch deutliche Spuren im kunstsoziologischen zur Folge hatte. Ganz allgemein wird dieses Ereignis als eines betrachtet, das eine deutliche Grenze zur organisierten Hofkunst zieht, die von einer bürgerlichen Kultur abgelöst wird. Von den »Rhetoren der Französischen Revolution« wurden »mit eindrucksvoller Konsequenz die fünf Jahrhunderte höfischer Kulturorganisation als eine einzige Blockveranstaltung despotischer Unterdrückung und Manipulation hingestellt, durch die Tugenden und Talente mißbraucht worden seien«³. Auf der anderen, der neuen Seite steht der Prozeß der Verbürgerlichung der Kunst, den Jürgen Habermas treffend mit dem Begriff der »Profanierung« des Kunstwerkes umschreibt. Diese hat ihren Ausgangspunkt in der Loslösung von einem einzigen Auftraggeber und der Herstellung der Kunst für den Markt: »als Waren werden sie im Prinzip allgemein zugänglich. Sie bleiben nicht länger Bestandteile der Repräsentation kirchlicher wie höfischer Öffentlichkeit; genau das ist mit dem Verlust ihrer Aura, mit der Profanierung ihres einst sakramentalen Charakters gemeint«⁴. Insbesondere die Malerei war eine Kunst »für die sachverständigen Sammler des Adels« gewesen, »bis die Künstler auch hier sich schließlich genötigt sahen, für den Markt zu arbeiten. Im gleichen Maße emanzipieren sich die Maler von den Bindungen der Zunft, des Hofes und der Kirche; aus dem

3 Warnke: Hofkünstler, S. 309.

4 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin ²1965, S. 48.

Handwerk wird eine *ars liberalis*«⁵. Auch Klaus Lankheit betont diesen gesellschaftlichen Wandel mit seinen besonderen Auswirkungen auf das Kunstschaffen: »Der Zusammenbruch des Ancien régime bewirkte eine tiefgreifende Umgestaltung der sozialen Organisation. Er drohte die Grundlagen des künstlerischen Schaffens zu vernichten. Schon seit dem 18. Jahrhundert vollzogen sich der Wechsel von paternalistischen zu sozialen Kontrollen und die Kommerzialisierung der Beziehungen zwischen Auftraggeber und Künstler. Dessen Rolle wandelte sich vom Handwerker, Diener und Hofbeamten zum freien Künstler«⁶. Schillingers Schaffen fiel nun sozusagen in beide Epochen, die »alte« höfische und die »neue« bürgerliche. Uns soll daher auch die Frage bewegen, ob sich Einflüsse dieses strukturellen Wandels der Öffentlichkeit auch in seinem Schaffen und Leben bemerkbar machen.

Zur Beantwortung dieser Fragestellungen ist eine umfassende Aufarbeitung und Darstellung der Biographie wie des – künstlerischen – Schaffens Schillingers Voraussetzung. Vorarbeiten in der Literatur gibt es hierzu kaum⁷. Daher muß man den Fragestellungen in erster Linie durch archivalische Untersuchungen näherkommen. Die Schwierigkeiten bei solchen Forschungen liegen einerseits darin, daß man hier natürlich nicht auf einen geschlossenen Archivalienbestand zurückgreifen kann, sondern die unterschiedlichsten Akten auf Hinweise überprüfen muß. Andererseits können die Quellenstudien nicht auf ein einziges Archiv beschränkt bleiben, da Schillinger nicht nur für den Öhringer Hof arbeitete, sondern auch Aufträge von außerhalb annahm. Ein Großteil des Quellenmaterials befindet sich, wie Schillingers Stellung als hohenlohischer Hofkünstler nahelegt, im Hohenlohischen Zentralarchiv in Neuenstein. Als Hauptquellen dienten mir hier vor allem die Rechnungsbücher der verschiedenen hohenlohischen Linien, die Öhringer Stiftsrechnungen, die kontinuierlich geführten Schreibkalender insbesondere des Kirchberger und des Öhringer Fürsten, deren sogenannte »private Rechnungsbücher«, in denen die vom Privatbudget bestrittenen Ausgaben aufgelistet sind, sowie teilweise auch deren private Korrespondenz. Weitere Aufschlüsse zu Schillingers Ausbildungszeit in Ludwigsburg und seiner Teilnahme an der ersten Kunstausstellung in Stuttgart 1812 lieferten verschiedene Bestände des Hauptstaatsarchives in Stuttgart. Erkenntnisse zu Schillingers Tätigkeit als Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium konnten vor allem aus den dort aufbewahrten Unterlagen gewonnen werden. Daneben gab es auch mehrere archivalische Nachforschungen – so im Fürstlich Leiningenschen Archiv in Amorbach, im Stadtarchiv Bad Wimpfen und im Stadtarchiv Stuttgart –, deren einziges »Ergebnis« eben darin bestand, daß sich von Schillingers Arbeiten nichts mehr nachweisen ließ.

Die schriftlichen Quellen bilden die eine Seite einer solchen Untersuchung. Ebenso wichtig sind auch die von Schillinger geschaffenen Kunstwerke, da sie ebenfalls

5 *Habermas*: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 51.

6 *Lankheit*: Revolution und Restauration, S. 8–9.

7 Siehe Kap. 3.1.

Hinweise zu den eingangs erläuterten Fragestellungen liefern. Da die Werke des Öhringer Künstlers bisher in der Literatur äußerst wenig Beachtung gefunden haben und bei manchen auch seine Urheberschaft gar nicht bekannt war, ist es naheliegend, daß natürlich auch kein Verzeichnis seiner Werke existierte, wodurch ein Auffinden seiner Arbeiten sich wesentlich mühsamer gestaltete. Hinzu kommt, daß kaum Abbildungen seiner Werke vorhanden sind, weshalb es notwendig war, von vielen Objekten vor Ort Aufnahmen anzufertigen.

Nur in wenigen Fällen – so etwa bei der Kirche St. Martin in Döttingen (Gemeinde Braunsbach) – konnte beiden Quellengattungen Genüge getan werden, da hierzu sowohl Archivalien als auch das Kunstwerk selbst noch existieren. In solchen Fällen lassen sich Fragestellungen wie die nach der fürstlichen Einflußnahme auf das Kunstwerk eher nachvollziehen.

Obwohl manches aufgrund nicht mehr vorhandener Archivalien oder Werke nicht präzisiert werden konnte, ergab sich ein solcher Materialreichtum, daß zu den eingangs erläuterten Aspekten weitere hinzugewonnen werden konnten, die im Kontext der Darstellung angesprochen werden sollen.

2. Schillingers fürstlich-hohenlohische Hauptauftraggeber

Um das historische Umfeld und die Rahmenbedingungen, die Schillingers Arbeiten bestimmten, besser beurteilen zu können, ist eine genauere Betrachtung der hohenlohischen Fürsten, die zu Lebzeiten des Künstlers wirkten, hilfreich, weshalb im folgenden drei Kurzbiographien derjenigen hohenlohischen Fürsten geliefert werden, für die Schillinger nachweislich häufig arbeitete. So stehen hier die finanziellen Gegebenheiten bzw. Möglichkeiten und künstlerischen Interessen der einzelnen Fürsten im Vordergrund; beide Gesichtspunkte bilden Voraussetzungen, von denen Schillingers Schaffen wesentlich abhängig war.

Deshalb liegt der Schwerpunkt der Lebensbetrachtungen der Fürsten nicht in historischer und politischer Sichtweise, sondern – insoweit man das aus den Quellen erschließen kann – in der Frage nach deren Stellung und Beziehung zur Kunst und Kultur. Aus diesem Grund sollen auch immer Johann Jacob Schillinger und seine Arbeitsmöglichkeiten für diese fürstlichen Häuser im Auge behalten werden.

2.1 Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen

An der Größe seines Landes gemessen – sein Gebiet umfaßte sieben Zwölftel der Hauptlinie Neuenstein, das war mehr als ein Viertel des Gesamthauses Hohenlohe und damit auch der größte hohenlohische Landesteil⁸ –, wäre Ludwig Friedrich Carl (1723–1805) als der bedeutendste hohenlohische Fürst der zweiten Hälfte des

8 Schenk: Öhringer Regentenfamilie, S. 158.

18. Jahrhunderts zu bezeichnen. Adolf Fischer widmet ihm jedoch in seiner umfassenden zweibändigen hohenlohischen Geschichte kein spezielles Lebensbild, wie das teilweise sogar bei anderen Mitgliedern der hohenlohischen Linien, die nicht einmal an die Regentschaft gelangt waren, geschehen war. Das lag wohl vor allem daran, daß dieser Öhringer Fürst über seine Landesgrenzen hinaus – politisch – keine Wirksamkeit besaß. Für Schillinger aber war Ludwig Friedrich Carl sicherlich der wichtigste fürstliche Auftraggeber, war er doch von ihm 1780 zum hohenlohisch-öhringenschen Hofmaler ernannt worden.

Das Leben dieses Fürsten verlief alles andere als spektakulär⁹. Er wurde 1723 als Sohn des Grafen Johann Friedrich II. von Hohenlohe-Neuenstein und der Dorothea Sophia, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, geboren. Über seine Jugendzeit, die er höchstwahrscheinlich vorwiegend in Öhringen verbrachte, ist kaum etwas bekannt. 1743 nahm Ludwig Friedrich Carl ein Studium in Leipzig auf; hier besuchte er hauptsächlich Vorlesungen in Jura, nahm aber auch Unterricht in Mathematik, Geschichte, Reiten, Fechten und Tanzen. Die Literatur, die er während dieser Zeit erwarb, war fachbezogen und läßt auf keine literarischen, geisteswissenschaftlichen oder künstlerischen Neigungen schließen¹⁰. 1745 schloß sich, nachdem er drei Semester studiert hatte, die für einen Fürstensohn obligatorische Kavalierstour an, die Ludwig Friedrich Carl durch Mittel- und Norddeutschland nach Holland und von dort nach Hause führte. Auch dem preußischen Königshof und einigen kleineren Residenzen stattete er damals seinen Besuch ab. Dies blieb übrigens die einzig größere Reise, die der Öhringer Fürst zeit seines Lebens unternahm. Kleinere Reisen führten ihn später des öfteren an die süddeutschen Höfe und in die größeren Städte. Beispielsweise besuchte er 1782 die *Markgräfin in Karlsruhe*, wo er, wie er ausdrücklich in seinem Schreibkalender vermerkte, *auch das Bilderzimmer im Schloß angeschaut*¹¹ hat. Sicher diente eine solche Besichtigung auch dazu, sich auf dem Laufenden zu halten, was an anderen Höfen in künstlerischer Hinsicht geboten wurde; schließlich gab es einen aktuellen Anlaß, solche Erkenntnisse in die Tat umzusetzen: den Umbau und die Neuausstattung des Öhringer Schlosses. Einzig seine Reise in die Schweiz im Jahr 1775 dauerte ein paar Wochen; möglicherweise brachte er von dort die damals weit verbreiteten, als touristische Erinnerungsbilder geschaffenen Stiche nach Ansichten schweizerischer Gegenden mit, wodurch sich solche Motive in Schillingers Œuvre erklären ließen. Nachweisen läßt sich eine solche Vermutung allerdings nicht.

1749 heiratete Ludwig Friedrich Carl die Herzogin Caroline von Sachsen-Hildburghausen; das einzige aus dieser Ehe hervorgegangene Kind, Carl Ludwig Friedrich, starb bereits ein Jahr nach der Geburt 1755. Daher setzte Ludwig

⁹ Bei der Biographie Ludwig Friedrich Carls stütze ich mich in erster Linie auf das Lebensbild, das Wolfram Fischer in »Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung« zeichnete und wegen der archivalischen Grundlagen – abgesehen von einigen unsachlichen Wertungen – als zuverlässig zu gelten hat.

¹⁰ Vgl. hierzu: *Wolfram Fischer*, S. 20.

¹¹ HZAN, Schreibkalender Ludwig Friedrich Carl, 1782 (A. Ö unverzeichnet).

Friedrich Carl in seinem 1784 verfaßten Testament seinen Neffen Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen zu seinem Erben ein.

1782 kaufte er den waldenburgischen Teil der Stadt Öhringen; der Kaufvertrag bedeutete eine wesentliche Vereinheitlichung und Verbesserung der Verwaltung der Stadt Öhringen, aber auch die herrschaftlichen Einkünfte fielen nun voll an den neuen Gesamtstadtherren. Der im selben Jahr stattfindende Umbau des dortigen Schlosses, der Baubeginn der Karlsruhstadt sowie die bereits zwei Jahre zuvor erfolgte Ernennung Schillingers zum Öhringenschen Hofmaler sind im Zusammenhang mit dem damit steigenden Repräsentationsbedürfnis zu sehen. 1796 wurde der Öhringer Fürst Senior des Gesamthauses. Die Mediatisierung seines Landesteiles mußte er nicht mehr erleben; im Juli 1805 starb er in Öhringen in seinem Palais in der Karlsruhstadt.

Das Leben Ludwig Friedrich Carls resümiert Wolfram Fischer treffend: »Was man tut, wenn man ein deutscher Fürst des 18. Jahrhunderts ist, das tut Ludwig Friedrich Carl. Er jagt, weil Jagen ein standesgemäßer Zeitvertreib ist. Er pflegt seinen Marstall, weil ein guter Marstall zu einem repräsentativen Hof gehört. Er läßt Konzerte geben und freut sich, wenn die Damen und Herren des Hofes Theater spielen [...]. Natürlich wird an seinem Hof gebaut«¹². Durch die unter Ludwig Friedrich Carl vollzogene Erweiterung des Hofes war die Zahl der Bedienten auf weit über 100 gestiegen. Der Hofstaat des Öhringer Fürsten soll so »stattlich und farbenprächtig« gewesen sein, daß er sogar die Bewunderung des verwöhnten Herzogs Karl Eugen von Württemberg auf sich gezogen haben soll¹³. Trotzdem hatte alle Prachtentfaltung finanzielle Grenzen: Der Kauf des waldenburgischen Teils von Öhringen hatte weit über 200000 fl. gekostet, die Hofhaltung selbst beanspruchte hohe Summen, und außerdem waren die Schulden, die der Weikersheimer Schloßbau einst mit sich gebracht hatte, immer noch nicht abgetragen¹⁴.

In diesem Spannungsverhältnis des Hofes von fürstlichem Repräsentationsbedürfnis einerseits und den eingeschränkten Möglichkeiten der Realisation andererseits befand sich auch Johann Jacob Schillinger mit seiner Anstellung als Hofkünstler in Öhringen.

2.2 Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg

Das Fürstentum Kirchberg hatte nicht mehr Einwohner als die Residenzstadt Öhringen allein. 1784 zählte das Kirchberger Seelenregister nämlich 42 Schloßbewohner, die Stadt selbst hatte tausend Einwohner und das ganze Fürstentum viertausend¹⁵. Trotzdem wurde in keiner anderen hohenlohischen Stadt des

12 Wolfram Fischer, S. 21.

13 Vgl. Wolfram Fischer, S. 18f.

14 Wie sehr Ludwig Friedrich Carl mit der Verschuldung seines Landesteiles zu kämpfen hatte, ist ausführlich bei Wolfram Fischer, S. 53–64, beschrieben.

15 Wolfram Fischer, S. 30.

18. Jahrhunderts soviel gebaut, sowohl für die Fürsten als auch für die Kirchberger Bürger. Und hier begegnet uns auch der Künstler Johann Jacob Schillinger erstmals bei einer Arbeit für Christian Friedrich Karl (1729–1819), als er bei der Neuausstattung des Kirchberger Schlosses das Musikzimmer ausmalte¹⁶. Christian Friedrich Karl wurde 1729 als erster Sohn des Fürsten Karl August von Hohenlohe-Kirchberg und einer Gräfin von Wolfstein-Sulzbürg geboren. 1730 wurde in Kirchberg, um die Existenzfähigkeit des Landes zu sichern und es durch weitere Teilungen nicht zu sehr zu schwächen, schließlich die Primogeniturordnung eingeführt, die im Juni 1761 ihre kaiserliche Bestätigung erfuhr. Christians Vater war übrigens in dritter Ehe mit einer Öhringer Prinzessin verheiratet, wodurch die ohnehin regen Beziehungen der hohenlohischen Höfe untereinander, insbesondere zum Öhringer, weiter vertieft wurden¹⁷. Daher verwundert es auch nicht, daß sich Christian Friedrich Karl bei Bedarf den Öhringer Künstler Schillinger »auslieh«.

Erbprinz Christian studierte in Straßburg, seine Brüder schlugen allesamt die militärische Laufbahn ein. 1760 heiratete er eine Langenburgische Prinzessin, ein Jahr nach deren Tod dann 1778 eine Gräfin zu Isenburg-Philippseich¹⁸. Von seinem Leben und seinem Tagesablauf erfahren wir vor allem in seinen Tagebüchern, die er seit den 1770er Jahren kontinuierlich führte¹⁹. Aufschlußreich sind auch die zahlreich erhaltenen Rechnungsbücher über das Privatbudget des Fürsten, die u. a. einen deutlichen Eindruck vermitteln, welche Künstler er für sich arbeiten ließ, aber auch, daß er sich regelmäßig über die »aktuelle Kunst« informierte.

Nach dem Tode seines Vaters im Mai 1767 übernahm Christian Friedrich Karl die Regentschaft, die er über fünfzig Jahre innehaben sollte. Wolfram Fischer schildert den Kirchberger Fürsten als einen in vielen Gebieten bewanderten Mann mit vielseitigen Interessen und einem aufgeschlossenen Charakter²⁰, Gustav Bihl sagt über ihn, daß er sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln begnügt und vorausschauend gewirtschaftet habe²¹. Beispielsweise revanchierte sich Christian Friedrich Karl für seine Besuche bei »höchsten Herrschaften« nicht zu gleicher Zeit, um sich nicht der Gefahr des finanziellen Ruins auszusetzen²². Ferner leistete er sich, im Gegensatz zu seinem Vater, keinen eigenen Hofmaler mehr, was die häufige Tätigkeit Schillingers am Kirchberger Hof erklärt²³.

16 Vgl. hierzu: Kap. 4.2.1.

17 Karl August heiratete 1749 Karoline Sophie Prinzessin von Hohenlohe-Neuenstein-Oehringen.

18 Mit Luise Charlotte Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg (1732–1777) hatte er zwei Kinder, mit seiner zweiten Frau Philippine Sophie Ernestine Gräfin zu Isenburg-Philippseich (1744–1819) sechs Kinder.

19 Auf der Basis dieser Tagebücher entstand der in den WVjH 1884 abgedruckte Aufsatz von Bihl über den Kirchberger Hof im späten 18. Jahrhundert.

20 Wolfram Fischer, S. 33ff.

21 Bihl: Die fürstliche Herrschaft Hohenlohe-Kirchberg bis zu ihrer Mediatisierung, S. 154.

22 Bihl, S. 153; bei Bihl (S. 76 und 152) sind auch die von Christian Friedrich Karl häufig besuchten Höfe aufgezählt.

23 Ganz exemplarisch soll dies ein Blick auf seinen Schreibkalender aus dem Jahr 1781 verdeutlichen (HZAN, A. Kbg. N. Bd. 75). Im Mai verbrachte der *Portraitmaler Schröder v. Erfurth* einige Zeit am

Die Bautätigkeit seines Landes zu unterstützen, lag ihm besonders am Herzen. Seine fürstlichen Bauprojekte waren zwar zahlreich, aber nicht sehr umfangreich. Persönlich kümmerte er sich um diese Vorhaben, »denn ich will allemal wissen, was jede Arbeit gekostet hat, Confusion ist verdächtig und schädlich«²⁴.

Daß Christian Friedrich Karl sich aber durchaus mit den aktuellen Kunsterzeugnissen seiner Zeit versorgte, soll ein cursorischer Blick in seine privaten Rechnungsbücher deutlich machen. So erwarb er 1797 von einem – übrigens auch in Öhringen seine Waren verkaufenden – Bilderhändler Blätter, die den Vesuv und den Ätna, ferner den Rheinfall bei Schaffhausen zeigten, durchaus gängige Motive, die auch Schillinger zum Gegenstand seiner Darstellungen nahm. Auch aquarellierte Blätter mit *Schweizerische[n] Prospekte[n]*, die von den Malern Bleuler und Feuerthaler – zwei bekannten Schweizer Kleinmeistern der Landschaftsmalerei – gefertigt waren, fehlen nicht. Solche Ansichten wurden damals in außerordentlich großen Mengen produziert und fanden weite Verbreitung. Regelmäßig bezog er die Hefte der *Hohenheimer Prospekte*, die die gestochenen Ansichten des Hohenheimer Gartens mit seinen antiken Tempelchen, Ruinen und Wasserfällen zeigten. Die Hefte des *Mode Journal* tauchen ebenfalls in steter Regelmäßigkeit in seinen Privatrechnungen auf²⁵. Auch wichtige Kunstliteratur, wie *Hagedorns Betrachtungen über die Malerei*, wurde besorgt²⁶. All dies bezeugt ein Interesse und die Kenntnis des Fürsten über die aktuelle Kunst und Mode. Es ist davon auszugehen, daß diese Informationsquellen den Maßstab des jeweiligen Geschmacks des Fürsten bildeten, nach dem sich die Künstler zu richten hatten; die häufigen Umbau- und Renovierungsarbeiten im Kirchberger Schloß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lassen sich wohl vor allem damit erklären, daß das Interieur und die Ausstattung auf den jeweilig neuesten Stand der Zeit gebracht werden sollten.

Auf die Anfang des 19. Jahrhunderts beginnende tiefgreifende territoriale Umwälzung des deutschen Südwestens, von der auch Hohenlohe betroffen war, reagierte Christian Friedrich Karl gelassen. Er gab die alten Rechte seiner Familie auf und stellte sich unter das Regiment des Königs von Württemberg, der von Hohenlohe Besitz ergriff²⁷. Bereits seit 1805 war er Senior des Fürstlichen Gesamthauses, seit 1809 Erbreichsmarschall der Krone Württemberg und kaiserlicher Kammerherr. Im August 1819 verstarb Christian Friedrich Karl fast neunzigjährig in Kirchberg.

Kirchberger Hof, im August ließ sich der Fürst von dem Mahler Reinhold mit Wasserfarben auf Papier ein Profil portraituren und im November reiste der Mahler Stain, welcher im August hirher gekommen ist u. s. prospecte gemahlet hat wieder ab.

²⁴ *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 221.

²⁵ Grundlage für diese kurze Auflistung sind die privaten Rechnungsbücher des Fürsten aus den Jahren 1797 bis 1805. HZAN, A. Kbg. N. Bü 355 und Bü 356.

²⁶ HZAN, A. Kbg. N. Bü 352. *Christian Ludwig von Hagedorn*: *Betrachtungen über die Malerey*, 2 Teile, Leipzig 1762. Dieses zweibändige Werk von Christian Ludwig Hagedorn trug »in Deutschland Entscheidendes zur Geschmacksbildung durch die Vermittlung hauptsächlich der französischen Kunstliteratur bei.« Ihm ging es vor allem darum, »die Zurücksetzung der Landschaftsmalerei gegenüber der Historienmalerei zu reduzieren«. *Bätschmann*: *Entfernung der Natur*, S. 262.

²⁷ *Wolfram Fischer*, S. 34; siehe auch: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausst. Kat. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, Bd. 2, Stuttgart 1987.

2.3 Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen

Zu den schillerndsten und bekanntesten Persönlichkeiten des hohenlohischen Hauses gehört zweifelsohne Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen (1746–1818)²⁸. Sein Vater Heinrich August, der gemeinschaftlich mit seinen Brüdern regierte, residierte in Ingelfingen, einer »Stadt von 276 Haushaltungen oder 1430 Seelen«²⁹. 1774 führte er für das Fürstentum Hohenlohe-Ingelfingen die Primogeniturordnung ein. Er hatte eine militärische Karriere eingeschlagen und war Reichsfeldmarschall des Fränkischen Kreises und Generalfeldzeugmeister, was sicherlich auch auf die »Berufswahl« seines Sohnes Friedrich Ludwig Einfluß gehabt hatte³⁰.

Dieser wurde 1746 als erster Sohn des Heinrich August und der Wilhelmine Eleonore Prinzessin zu Hohenlohe-Neuenstein-Oehringen, der Schwester Ludwig Friedrich Carls, in Ingelfingen geboren. Dort wuchs er in eher bescheidenen Verhältnissen auf; sein Vater soll sogar, um die Erziehung seiner Kinder finanzieren zu können, Schulden gemacht haben³¹. Bereits Mitte der 1750er Jahre hielt sich Friedrich Ludwig zur weiteren Erziehung bei seinem Onkel am Öhringer Hof auf. Daß auch Johann Jacob Schillinger an dessen Erziehung lebhaften Anteil genommen und ihm sogar Zeichenstunden gegeben haben soll, entspricht kaum den Tatsachen³².

Schon bald begann der Eintritt in die militärische Laufbahn. 1759 hatte Friedrich Ludwig eine Hauptmannsstelle bei einem fränkischen Kreisregiment übernommen, die er altersbedingt – er war gerade einmal dreizehn Jahre alt – nicht aktiv ausübte. Bereits zwei Jahre später aber änderte sich dies, als er nun aktiv in einem Kreisregiment diente. Seine eigentliche Karriere aber sollte mit dem Eintritt in preußische Militärdienste beginnen, wo er 1766 eine Stelle als Major antrat. Der Vollständigkeit halber seien die folgenden Stationen seines Werdegangs kurz aufgelistet: 1775 Obristleutnant, 1778 Oberst, 1786 berief ihn Friedrich der Große zum Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments, das in Infanterieregiment »Hohenlohe« umbenannt wurde, und 1788 schließlich wurde er Generalinspekteur der schlesischen Füsilierbataillone mit ständigem Sitz in Breslau. Außerdem war er seit 1792 Gouverneur von Bayreuth und Breslau. Friedrich Ludwig

28 Seine Person regte daher auch immer wieder zu tendenziös gefärbten Lebensbildern an (vgl. auch: Wolfram Fischer, S. 25, Anm. 26). Adolf Fischers umfassende Biographie des Fürsten hat doch apologetische Züge, abgesehen davon, daß sich auch sachliche Fehler eingeschlichen haben. Wolfram Fischer dagegen zeichnet ein Lebensbild Friedrich Ludwigs, das auf den ersten Blick negativ erscheint, aber angesichts des archivalischen Materials dem Fürsten wohl eher entspricht.

29 *Bundschuh*: Lexikon von Franken, Bd. 3, S. 18–19.

30 Übrigens kämpfte Heinrich August als Reichsgeneral des fränkischen Kreises gegen preußische Truppen und geriet nach der Schlacht von Leuthen 1757 sogar in Gefangenschaft, die er auf der Festung Magdeburg verbüßen mußte. Sein Sohn dagegen sollte sich als preußischer Feldherr einen Namen machen.

31 *Adolf Fischer*, II. Tl. (1871), S. 284.

32 Daß Schillinger dem Ingelfinger Fürsten Zeichenunterricht gegeben haben soll, berichtet zumindest *Adolf Fischer* (II. Tl. [1871], S. 285). Friedrich Ludwig jedoch stand bereits in militärischen Diensten, als Schillinger noch als Zimmermannsgehilfe seines Vaters arbeitete.

hielt sich, wie die Auflistung seiner militärischen Ämter deutlich macht, also recht selten in seiner Heimat auf.

Bestimmend für künstlerische Neigungen und Interessen war wohl, abgesehen von einem sich aus seiner Stellung ergebenden ausgeprägten Repräsentationsbedürfnis, die Heirat mit der Gräfin Marianne von Hoym zu Droissig im Jahr 1782. Die in den Jahren 1780 bis 1782 erfolgte Renovierung des Schlosses in Ingelfingen, bei der auch Schillinger beteiligt war³³, ist wohl im Zusammenhang mit dieser Vermählung zu sehen. Marianne von Hoym jedenfalls wird nicht nur als sehr geistvolle Frau mit vielen künstlerischen Neigungen beschrieben³⁴, sie brachte auch Besitzungen in Oberschlesien und Sachsen sowie sehr viel Geld mit in die Ehe, wodurch manche Pläne des aufstrebenden Fürsten zur Verwirklichung gelangen konnten. Seit 1782 wurde beispielsweise in Ingelfingen die nach seiner Gattin benannte Mariannenvorstadt angelegt, die, in erster Linie von Handwerkern und Künstlern³⁵ bewohnt, vor allem Handel und Gewerbe Impulse verleihen sollte. Hierfür stellte das Fürstenpaar nicht nur Bauplätze zur Verfügung, sondern ließ auch den Bauwilligen beträchtliche Summen zukommen. Ein anderes Projekt war die Einrichtung einer Zeichenschule, um »die vorhandenen Arbeitskräfte zu vervollkommen, den Sinn für Kunst und Gewerbsthätigkeit überhaupt in der Bevölkerung zu wecken« und den Kunstsinn und Gewerbefleiß der Jugend zu aktivieren³⁶. Ingelfingen rückte in seiner allgemeinen Bedeutung durch die Bemühungen des Fürsten um einiges nach vorn und nahm »nach Öhringen, der heimlichen Hauptstadt aller hohenlohischen Lande, [...] den zweiten Rang«³⁷ unter allen Städten des gesamten Fürstentums Hohenlohe ein.

Trotz alledem hielt sich Friedrich Ludwig die meiste Zeit in Breslau auf, wo im November 1784 auch Erbprinz August geboren wurde. Dort besaß er ein Stadtpalais und einen Landsitz in Scheitnig; in beiden war Schillinger 1804 mit Ausstattungsarbeiten betraut³⁸. Aber auch andere Künstler ließ er dort für sich arbeiten, beispielsweise den Maler Sebastian Weygand³⁹, den er 1806 als Hofmaler nach Breslau berief. Sein Haus in Breslau wird damals als das führende in dieser Stadt bezeichnet⁴⁰, und seine dortigen Kunstsammlungen »verdienen [es.] gesehen zu werden«⁴¹.

33 Zumindest 1781 hielt sich Schillinger in Ingelfingen auf, wo, wie Heinrich August in seinem Schreibkalender notierte, am 10. Juni *der Mahler Schillinger [...] ein Fall v. Gerüst* (HZAN, Schreibkalender Heinrich August zu Hohenlohe-Ingelfingen, 1781 [unverzeichnet]) hatte. Zur Frage, inwiefern Schillinger mit den Malereien im Schloß in Verbindung zu bringen ist, vgl. Kap. 4.3.

34 Vgl. *Wolfram Fischer*, S. 28/29.

35 Friedrich Ludwig sorgte u. a. dafür, daß sich sein späterer Hofmaler Christian Friedrich Wagner 1792 dort niederließ. Vgl. hierzu Kap. 3.5.

36 *Adolf Fischer*, II. Tl. (1871), S. 311.

37 *Rausser*: Ingelfinger Heimatbuch, S. 34.

38 Vgl. Kap. 4.2.5.

39 *Thieme-Becker*, Bd. 35 (1942), S. 482.

40 *Adolf Fischer*, II. Tl. (1871), S. 312; *Cohn*: Scheitniger Park, S. 118, schreibt ferner: »Sie machten das größte Haus in Breslau. Feste aller Art, Bälle, Concerte und Komödien ergötzen die vornehme Gesellschaft, die sich in der Scheitniger Villa zusammenfand.« Zu den Besuchern zählten beispielsweise König Friedrich Wilhelm II., der Herzog Karl August von Weimar und auch Goethe.

41 *Johann Georg Meusel*: Archiv für Künstler und Kunstfreunde, Bd. 2, H. 4, Dresden 1807/08, S. 58.

Die Herrschaft in Ingelfingen übernahm Friedrich Ludwig nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1796. Dieser hatte ihm zwar nur ein »kleines, doch geordnetes Besitztum« hinterlassen. In nur wenigen Jahren aber überhäufte er es so mit Schulden, »daß es für seinen Nachfolger nur noch eine Last darstellte, die ihn seines Lebens nicht mehr froh werden ließ«⁴². 1805 erbt er nach dem Tod Ludwig Friedrich Carls auch noch Hohenlohe-Oehringen. Nachdem Friedrich Ludwig Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Höhe seines Ansehens angelangt war, mußte er innerhalb kurzer Zeit mehrere Schicksalsschläge einstecken: 1804 ließ sich die Fürstin von ihm scheiden, im Juli 1806 wurde das Fürstentum Ingelfingen mediatisiert und im Oktober desselben Jahres wurde durch die Niederlage gegen die napoleonischen Truppen bei Jena und der anschließenden Kapitulation von Prenzlau auch seinen militärischen Ambitionen ein jähes Ende gesetzt. Noch im selben Jahr resignierte er und übertrug die Herrschaft über Hohenlohe-Oehringen, wie die beiden Teile Ingelfingen und Öhringen seit ihrer Vereinigung 1805 genannt wurden, seinem Sohn August. Als Kriegsgefangener wurde Friedrich Ludwig nach Öhringen gebracht, wo er bis zu seiner Abschiebung nach Schlesien im Herbst 1808 bleiben mußte. Seit Anfang 1809 bis zu seinem Tode 1818 lebte er nun im schlesischen Slawentzitz. Der völlige ökonomische Ruin war schließlich 1811 über ihn hereingebrochen, infolgedessen auch alle mobilen Gegenstände seiner Breslauer Wohnungen versteigert werden mußten.

Die besonderen Lebensumstände Friedrich Ludwigs boten dem Hofmaler Schillinger nur wenig Arbeitsmöglichkeiten. Da Schillinger an Öhringen als Hofmaler und Zeichenlehrer gebunden war, waren längere auswärtige Aufenthalte wie 1804 in Breslau durchaus nicht üblich. Der Ingelfinger Fürst kaufte zwar auch einige Gemälde und Bilder von Schillinger, doch hatte er ja mit Wagner und Weygand eigene Hofmaler, so daß er natürlich häufig auch auf diese zurückgriff. Im ganzen gesehen führte Schillinger für seinen eigentlichen »Arbeitgeber« Fürst Ludwig Friedrich Carl und den Kirchberger Fürsten damit wesentlich häufiger Aufträge und umfangreichere Arbeiten aus.

3. Johann Jacob Schillinger:

Das Leben eines Hofmalers im ausgehenden 18. Jahrhundert

Berichte über Johann Jacob Schillingers Leben in der Literatur sind selten. Hinzu kommt, daß alle Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts sich auf einen Bericht stützten, der bereits zu Lebzeiten des hohenlohischen Künstlers entstanden ist; es handelt sich hierbei um den Aufsatz des Kunstkenners Carl Ludwig Juncker, der 1789 in dem von Johann Georg Meusel herausgegebenen »Museum für Künstler

⁴² Wolfram Fischer, S. 28; auch Adolf Fischer (II. Tl. [1871], S. 323) schreibt, daß Friedrich Ludwig bereits im Sommer 1806 280000 fl. an Privatverbindlichkeiten gehabt habe.

und Kunstliebhaber«⁴³ erschien und nach seinen Angaben im 37. Lebensjahr Schillingers geschrieben wurde⁴⁴. Juncker, der seit 1778 als Diakon in Diensten des Fürsten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg stand⁴⁵, für den ja auch Schillinger häufig arbeitete, hat den Künstler sicherlich persönlich kennengelernt und sehr wahrscheinlich seinen Bericht nach Schillingers eigenen Angaben angefertigt. Der Aufsatz des Diakons ist relativ detailreich, hält allerdings genauer archivalischer Überprüfung nicht in jeder Einzelheit stand. Außerdem war Carl Ludwig Juncker von Schillingers Kunst persönlich so begeistert – er besaß sogar ein Ölgemälde der »Virginia, von ihrem Vater ermordet«⁴⁶ von diesem Künstler –, daß es ihm bei der Beurteilung der Werke teilweise an Objektivität mangelte. Mit überschwenglichen Worten leitete er auch seinen Aufsatz ein, indem er Schillinger »unter die größten Maler – wenigstens des fränkischen Kreises«⁴⁷ zählte.

Für die ersten knapp vierzig Lebensjahre des Künstlers bildet Juncker allerdings die einzige ausführlichere Informationsgrundlage, da auch in Archivalien kaum ein Hinweis über die Jugendzeit Schillingers zu finden ist. Eine solche Grundlage – bei aller kritischen Distanz, die man dem Bericht entgegenbringen muß – fehlt für die zweite Lebenshälfte des Künstlers völlig. Juncker selbst hatte zwar die Absicht, die Berichterstattung über den von ihm so geschätzten Künstler fortzusetzen⁴⁸, starb aber lange vor Schillinger, so daß dieses Vorhaben unrealisiert bleiben mußte. Daher muß man Johann Jacob Schillingers Leben und Werk seit den 1790er Jahren ausschließlich anhand von Archivalien erschließen. Das bringt es zwangsläufig mit sich, daß relativ wenig über Schillingers private Lebensumstände bekannt ist, und seine Biographie vor allem anhand seiner künstlerischen Arbeiten fixiert werden muß.

43 *Juncker*: Johann Jakob Schillinger, S. 121–130; im folgenden wird aus diesem Aufsatz anhand des im »Intelligenz=Blatt der Oberamts=Stadt Oehringen, Nro. 2 (1826), 7–8; Nro. 5(1826), 21–22« erschienenen Nachdruckes zitiert. – Die nach Juncker entstandene Literatur – v. a. die verschiedenen Künstlerlexika (Bénézit, Busse, Füssli, Müller, Nagel, Nagler, Thieme-Becker) – bringt bis auf wenige Details nichts Neues. Im allgemeinen übernimmt sie sogar besagten Aufsatz zu großen Teilen wörtlich. Neuere Erkenntnisse zum Wirken Schillingers findet man nur im Zusammenhang mit der Beschreibung einzelner Kunstdenkmäler, so v. a. bei Grünenwald und Himmelheber.

44 *Juncker*, S. 7; da Schillinger 1750 geboren wurde, hat Juncker seinen Aufsatz wahrscheinlich zwei Jahre vor dem eigentlichen Erscheinen (also 1787) verfaßt. Dies ist für die Datierung der nicht anhand von Archivalien nachweisbaren Werke von Bedeutung.

45 Vgl. hierzu: *Haug*: Baden-württembergisches Pfarrerbuch, Bd. II, Teil 2, Nr. 1213. Carl Ludwig Juncker (1748–1797) war ab 1778 Diakon in Kirchberg, ab 1789 Pfarrer in Döttingen, ab 1792 Diakon in Lendsiedel und von 1795 bis zu seinem Tod Pfarrer in Ruppertshofen.

46 *Juncker*, S. 22.

47 *Juncker*, S. 7.

48 *Juncker*, S. 22: »Mehr soll über ihn folgen, wenn Er mir selbst die Hand dazu bieten wird.«

3.1 Zur Biographie

Johann Jacob Schillinger wurde, wie der Eintrag in das Taufregister zeigt, am 17. Dezember 1750 in Öhringen getauft und dürfte somit wohl zwei Tage vorher, also am 15. Dezember 1750 geboren sein⁴⁹. Sein Vater war der im hohenlohischen Raum ebenfalls sehr bekannte Zimmermann Georg Peter Schillinger (1698–1774), der an vielen hohenlohischen Schloßbauten mitwirkte und ein Werk über die Baukunst, die »Architectura Civilis«⁵⁰, verfaßte⁵¹, seine Mutter Rosine Maria war eine geborene Heberlin⁵². Über die Jugend Johann Jacobs ist kaum etwas bekannt. Sehr wahrscheinlich besuchte er die deutsche Schule in Öhringen, da sein Name in den Schülerlisten des Öhringer Gymnasiums nicht auftaucht. Man kann davon ausgehen, daß er sehr bald das Handwerk seines Vaters erlernte und ihn bei seinen Aufträgen begleitete, so auch, als er mit Zimmerarbeiten beim Kirchenbau in Adelsheim bei Osterburken betraut war. Dort scheint er aufgrund eines angezettelten Streites, bei dem er unbeabsichtigt einem Mann die Hand mit der Axt abgehauen haben soll, in Schwierigkeiten geraten zu sein. Juncker schildert den weiteren Fortgang der Dinge folgendermaßen. »Kaum ist diese Geschichte ruckbar, so wird Schillinger, durch zwey Husaren, nach Borgheim, einem Mainzer Zentamt, dem Adelsheim unterworfen ist, abgeholt; sitzt daselbst 6 Wochen lang im Arrest; verschiedene Zeugen werden verhört; nach ihrem einstimmigen Zeugnis war die Sache bloß Zufall [...]. Endlich kommt Schillinger wieder los; nach dem sein Vater zuvor 36 Gulden erlegen mußte«⁵³. Sein Vater soll ihn daraufhin vom Beruf des Zimmermanns abgebracht, der Sohn sich für den Beruf des Malers entschieden haben. Der Neubau der evangelischen Kirche in Adelsheim fiel in das Jahr 1766, in welchem sich damit auch geschilderter Vorfall ereignet haben müßte⁵⁴. Was Johann Jacob in den nun folgenden fünf Jahren lernte oder arbeitete, läßt sich nicht rekonstruieren.

Schillingers Lebenslauf ist zwar auch für die folgenden Jahre nicht lückenlos nachzuvollziehen, aber anhand der existierenden Archivalien doch zuverlässiger zu klären. Johann Jacob scheint für die Malerei ein gewisses Talent gezeigt zu haben, ohne daß er einen *Lehrmeister oder Anweisung bis in sein 17.tes nunzurückgelegtes Jahralter*⁵⁵ gehabt hätte, so daß der Vater es für angebracht hielt, seinem

49 Rössler: Georg Peter Schillinger und Johann Jakob Schillinger, S. 535. Bei Rössler werden erstmals die in der vorhandenen Literatur zum Teil sehr unterschiedlich angegebenen Lebensdaten Schillingers anhand der Taufbücher der Öhringer Stiftskirche verifiziert. Jedoch gibt Joseph Albrecht, der den Künstler ja noch kannte, Johann Jacobs Geburtsdatum mit dem 11. Oktober 1750 an. HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III].

50 Georg Peter Schillinger: *Architectura Civilis*, 2 Tle, Nürnberg 1750 und 1760.

51 Rössler, S. 532.

52 HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III].

53 Juncker, S. 7–8.

54 Vgl. hierzu: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Bd. 4: Kreis Mosbach. Teil 3: Amtsbezirke Buchen und Adelsheim, Tübingen, Leipzig 1901, S. 169.

55 HZAN, B 483 Stift Ö 15. Es ist übrigens nicht ganz klar, weshalb Johann Jacobs Alter mit siebzehn angegeben wird, da er ja zum Zeitpunkt des Entstehens des Briefes bereits zwanzig Jahre war. Möglicherweise befürchtete der Vater, sein Sohn könne zu alt für das erwünschte Stipendium sein, was im Vergleich zu den Anfängern in der Ludwigsburger Akademie auch der Fall gewesen wäre.

Sohn eine professionelle Ausbildung an einer Akademie zu ermöglichen. Da Georg Peter Schillinger allerdings nicht die notwendigen Mittel besaß, dem Sohn dies zu ermöglichen, sondern diesem sogar – wie aus seinem im Öhringer Stadtarchiv befindlichen Nachlaßinventar hervorgeht – erhebliche Schulden hinterließ, wandte er sich in zwei, im Wortlaut sehr ähnlichen Briefen vom 5. und 6. März 1771 einerseits an seinen Fürsten Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen als auch an die gemeinherrschaftliche Verwaltung der Stadt Öhringen, damit sie *aus den hiesig gemeinschaftl[ichen] Stifts und Hospital Mitteln einen gnädigsten erklecklichen Beitrag zu fliesen zu lassen geruhen*⁵⁶. Über den Ort der Ausbildung hatte Schillingers Vater recht genaue Vorstellungen: Johann Jacob sollte *diese schon so weit für sich gebrachte Kunst auf einer berühmten Zeichnungs- und Malhery Academie unter Anführung künstlicher Meister*⁵⁷ erlernen. Konkret dachte er dabei daran, daß dies *bey der berühmten Churfürstlich Bayerischen Mahler Academie zu München*⁵⁸ *entweder oder der herzogl. Württemberg[ischen] zu Stutgard*⁵⁹ geschehen solle. Die Finanzierung der Ausbildung, deren Dauer *auf etliche] Jahre*⁶⁰ veranschlagt wurde, sollte für die Geldgeber keine nutzlose Investition sein, denn Johann Jacob würde dort die Malerei *in einem solchen Grad der Vollkommenheit [...] erlernen, der ihn, wie er seit vielen Jahren der einzige im Lande, welcher ohne Unterricht so weit gekommen, Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht [...] alsdann seine unterthänigst beflissenste Dienste zu höchsten Befehlen leisten zu dürfen würdig mache*⁶¹. Außerdem plante man von gemeinherrschaftlicher Seite Schillinger damals schon für den Beruf des Zeichenlehrers am Öhringer Gymnasium ein⁶². Die Bitte jedenfalls, Johann Jacob finanzielle Unterstützung für die gewünschte Ausbildung, die er *künftiges Ostern*⁶³ beginnen wollte, zukommen zu lassen, wurde von der gemeinherrschaftlichen Regierung gewährt.

Bereits im April 1771 wurde das Stipendium für Johann Jacob Schillinger bewilligt, damit dieser *weiter Information bei einem geschickten Maitre und in der Mahler-Academie*⁶⁴ in Stuttgart erhalte; dort sollte er *von einem derer geschicktesten Maitres [...] auf- und angenommen werden, der aber ein jährl. Kost und Lehr-Geld von 75 fl. preetendiert*⁶⁵. Ferner wurde in diesem Dekret bestimmt, daß *dieser junge Mensch würdig seye, ihm alle Hülfe und Unterstützung angedeyhen zu lassen und daß dem*

56 Zitiert nach HZAN, Gem. Reg. Wbg. Ö 438. Schreiben an Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen: HZAN, B 483 Stift Ö 15; Schreiben an die gemeinherrschaftliche Verwaltung: HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

57 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. A. Wbg. Ö 438.

58 Es handelt sich hierbei um die 1766 von Chr. Wink, R. A. Boos und F. X. Feichtmayr gegründete Zeichenschule, die 1770 als Maler- und Bildhauerakademie verstaatlicht wurde. Die Münchener Akademie genoß damals übrigens kein besonderes Ansehen; Rave/Lehmann bezeichnen sie sogar als »gewöhnliche Zeichenschule« (Sp. 253). Vgl.: Paul Ortwin Rave, Ernst Herbert Lehmann: Akademie, in: RdK, 1. Bd., Stuttgart 1937, Sp. 243–262.

59 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

60 HZAN, B 483 Stift Ö 15.

61 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

62 Vgl. hierzu: HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

63 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

64 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438. Der Beschluß ist auf den 22. April datiert.

65 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

*Jungen Schillinger 65–75 fl. jedoch dergestalten aus denen Stifts-Mitteln abzureichen [seien], daß solche nicht auf einmal, sondern auf zwey oder drey Termine zu bezahlen seyen*⁶⁶. Man wollte wohl vorsorgen, daß Schillinger mit der recht großen Summe nicht leichtfertig umginge. Wie aus den Öhringer Stiftsrechnungen hervorgeht, belief sich das von den Fürsten bewilligte Stipendium auf einen Zeitraum von drei Jahren von 1771 bis 1774⁶⁷. Jährlich erhielt Schillinger eine festgesetzte Summe zugesandt und zwar nicht, wie ursprünglich geschrieben, nach Stuttgart, sondern nach Ludwigsburg, wo sich seit 1765 die von Herzog Karl Eugen von Württemberg 1761 gegründete Académie des Arts befand⁶⁸.

Im August 1771 wurde Johann Jacob Schillinger zunächst die Unterstützung auf 2 Jahr, und zwar jährlich 50 fl. dergestalten gnädigst verwilligt, daß er sich mit der Zeit zum dienst im Vatterland gebrauchen zu laßen, schuldig und gehalten seyn solle; vor seiner Abreise wurde Schillinger dann ein Teilbetrag seines Stipendiums für das erste Lehrjahr ausgezahlt⁶⁹. Die Praxis, vom Landesherrn die (künstlerische) Ausbildung finanziert zu bekommen und dafür danach in dessen Dienste zu treten, erinnert stark an Herzog Karl Eugen und diejenigen Künstler, die ihre Ausbildung an der Hohen Karlsschule erhielten, um danach ausschließlich für ihren Förderer zu arbeiten. Der Grundgedanke dieser fürstlichen Unterstützung war, für die Zukunft eigene und im Vergleich zu den italienischen oder französischen Künstlern v. a. billigere Kräfte zur Verfügung zu haben.

Wahrscheinlich im September oder Oktober 1771, also nicht schon zu Ostern, wie ursprünglich geplant, reiste Schillinger nach Ludwigsburg ab, nachdem ihm Ende August 75 fl. zugestellt worden waren. Die zweite Rate seines Stipendiums erhielt er am 15. Oktober 1772 – nach Verfluß eines Jahres⁷⁰ – und schließlich sogar noch eine dritte, ursprünglich nicht vorhergesehene von 75 fl. am 24. November 1773⁷¹. Wer Schillingers eigentliche Lehrer während seines dreijährigen Aufenthaltes in Ludwigsburg waren, läßt sich nicht feststellen. Seit Carl Ludwig Juncker gilt er als Schüler Nicolas Guibals (1725–1784), des damals bekanntesten Künstlers am württembergischen Hof, und Giosuè Scottis (1729–1785)⁷². Beide erteilten neben ihrer Tätigkeit als württembergische Hofkünstler Lehrstunden als Professoren an der Académie des Arts in Ludwigsburg, wo sie sich im wöchentlichen Turnus mit drei weiteren Kollegen beim Unterrichten abwechselten⁷³. Man kann davon ausgehen, daß Schillinger ersteren mit ziemlicher Sicherheit kannte⁷⁴ und auch mit

66 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

67 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen B 483, Bde. 152–154.

68 Hierzu: *Uhland: Karlsschule*, S. 54–57.

69 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen B 483, Bd. 152.

70 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen B 483, Bd. 153.

71 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen B 483, Bd. 154.

72 Zu Guibal: *Uhlig: Nicolas Guibal; Nicolas Guibal (1725–1784). Zeichnungen. Ausst. Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1989, Stuttgart 1989; zu Scotti: Pfeiffer: Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, S. 686; Thieme-Becker, Bd. 29 (1935), S. 410.*

73 Hierzu: *Uhland: Karlsschule*, S. 55.

74 Das ist u. a. deshalb ziemlich sicher, da Schillinger einen »Kapuzinerkopf nach Mengs« kopierte, der sich in Guibals Privatbesitz befand. Vgl. hierzu: *Juncker, S. 9.*

dessen Werken vertraut war⁷⁵; letzteren besuchte er später sogar in Mailand, um seine Malkunst zu vervollkommen. Die Behauptung Junckers, daß Schillinger Guibals und Scottis begabtester und der ihnen liebste Schüler gewesen sei⁷⁶, läßt sich allerdings nicht nachweisen; in den Unterlagen zur Académie des Arts in Ludwigsburg taucht Schillingers Name jedenfalls nicht auf⁷⁷, weder unter den Preisträgern noch unter den Antragstellern zur Aufnahme in die Académie des Arts⁷⁸. Daß er Zögling an der Académie war, ist an sich deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil jeder angenommene Schüler ein sogenanntes *Revers* unterzeichnen mußte, sich *den Diensten des Herzoglichen Württembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus denselben nicht zu treten*⁷⁹. Schillinger aber hatte sich ja schon mit der Annahme seines Stipendiums dem hohenlohischen Hause verpflichtet.

Über Schillingers Ludwigsburger Jahre kann man daher nur Vermutungen anstellen. Vielleicht arbeitete er als Gehilfe für einen der genannten württembergischen Hofkünstler und erweiterte so seine Fähigkeiten der Malerei. Das erklärte auch, daß er »die Galerie zu Ludwigsburg« als »Privatstudio« benutzen konnte⁸⁰. Dort soll Johann Jacob damals auch eine Lucretia kopiert haben⁸¹, die heute allerdings nicht mehr existiert. Auch soll er in Stuttgart das »Hofrath Tritschlerische Haus« mit täuschend echt wirkender Perspektivmalerei bemalt haben⁸². Wenn auch die

75 Schillinger übernahm z. B. die Christus-Figur, die Guibal in seinem Deckenfresko der Schloßkapelle auf der Solitude gemalt hatte, fast detailgenau für sein 1793 entstandenes Orendelsaller Kanzelgemälde.

76 Juncker schreibt folgendes: »Keiner seiner Mitschüler besaß in dem Grad die Liebe seiner Lehrer, wie er. Keiner hatte auch so viel Uebergebung, aber so viel Fleiß, so viel Genie, so viel Bestreben, als Er; keiner derselben hatte es so weit gebracht, als Er, in den 3 Jahren seiner Lehrzeit. Daher kams auch, daß ihm Scotti noch während dieser Zeit Arbeiten anvertraute, die man wahrlich sonst keinem Lehrling zu übergeben pflegt.« Juncker, S. 8.

77 Die Académie des Arts wurde 1761 gegründet und 1764 nach Ludwigsburg verlegt. 1773 wurde sie mit der Militärakademie auf der Solitude, dem Vorgänger der Hohen Karlsschule, vereinigt und zog ebenso dorthin um. Offiziell bestand die Académie sogar noch bis 1780. Möglicherweise wurde auch durch dieses Ereignis dem Aufenthalt Schillingers in Ludwigsburg ein Ende gesetzt, da sicherlich auch die unterrichtenden Künstler die Stadt verließen. Hierzu: *Umland*: Karlsschule, S. 57; *Zahlen*: Die Bildenden Künste an der Hohen Karlsschule, S. 32.

78 Zur Académie des Arts: HStAS, A 21, Bü 1010 (Oberhofmarschallamt); die Aktenlage zur Académie ist insgesamt sehr dürftig, allerdings existieren mehrere Listen von Preisträgern, jedoch für Schillingers Ludwigsburger Jahre nicht vollständig. Ergänzend wurden die Akten der Militärakademie auf der Solitude, insbesondere für die Jahre 1771 bis 1774 durchgesehen: HStAS, A 272, Bü 231, 232, 239, 240 (Hohe Karlsschule). In dem sogenannten »Nationalbuch aller Zöglinge vom 3. Februar 1770 bis 4. November 1793« (HStAS, A 272, Bü 231) wird Schillinger ebenfalls nicht aufgelistet.

79 HStAS, A 272, Bü 239 (Hohe Karlsschule). Aus dieser Akte geht auch hervor, daß jeder, der dieses »Revers« nicht unterzeichnete, mit Strafen zu rechnen hatte. Zum einen mußte man die »auf ihn gewandten Unkosten« erstatten (ca. 1000 fl.), zum anderen die Académie verlassen.

80 Juncker, S. 8.

81 Das Motiv der Lucretia im Gemälde existierte damals, wie die Inventare der »Herzoglichen Mahlerey-Galerie« von 1761, 1767 und 1774 zeigen, mehrfach. Unter den Inventarnummern 139, 639, 798, 1203, 1360 und 1491 werden Gemälde aufgeführt, die das Thema des Todes der Lucretia zum Inhalt haben, wobei die Künstler ungenannt bleiben. Man kann deshalb davon ausgehen, daß die Angabe, Schillinger habe in der Ludwigsburger Galerie kopiert, der Realität entspricht. Hierzu: HStAS, A 21, Bü 533 und Bü 534.

82 Nach einer immer wieder in diesem Zusammenhang berichteten Geschichte soll Johann Jacob Schillinger den »sonderbaren Einfall« gehabt haben, »die Gaße in das Hauß hinein zu führen! [...] Dies glückte ihm in dem hohen Grad der Täuschung, daß verschiedene Menschen, in der Meinung in der

Malerei schon lange nicht mehr existiert, so spricht diese Arbeit doch dafür, daß Giosuè Scotti, ursprünglich von Carl Eugen als Theatermaler eingestellt und daher mit der sogenannten Quadraturalmalerei in besonderem Maße vertraut, sehr wahrscheinlich auf Schillinger nicht nur als Vorbild, sondern als eigentlicher Lehrer gewirkt hat⁸³. Schillinger selbst jedenfalls bezeichnete Scotti in einem späteren Brief als seinen *gewesenen Lehrer*⁸⁴. Inwiefern Johann Jacob möglicherweise den Hofmaler Guibal, der aufgrund der nicht allein zu bewältigenden und massenhaft übertragenen Aufträge zum Dekorieren in den herzoglichen Bauten Schüler der Académie des Arts zu Hilfe nahm, unterstützend zur Hand ging, läßt sich ebenfalls nur vermuten. Auffällig ist jedoch, daß Schillingers Anfang der 1790er Jahre entstandenes Gemälde der Auferstehung Christi in der Orendelsaller Kirche im Vergleich zum Bild gleichen Themas von Guibal, das er 1766 für die Hofkapelle des Schlosses Solitude anfertigte, in der Darstellung der Christusfigur eine Kopie darstellt. Das legt natürlich nahe, daß der Öhringer Maler im Rahmen solcher Dekorationsarbeiten sich eine Skizze von Guibals Gemälde anfertigte oder vielleicht auch Zutritt zu dessen Werkstatt besaß.

Da Johann Jacob Schillinger im November 1773 letztmals Geld aus seiner Heimat erhalten hatte, muß er im folgenden Jahr nach Öhringen zurückgekehrt sein. Mögliche Ursache für die Heimreise könnte neben der Aufhebung bzw. Verlegung der Académie auch der Tod seines Vaters 1774 gewesen sein.

Für die Jahre bis 1776 existieren keine Nachrichten über den späteren hohenlohischen Hofmaler. Erst 1776 wird er wieder faßbar, als er erstmals für den Fürsten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg im Zuge der Neugestaltung der Wohnräume des Kirchberger Schlosses arbeitete. Der Fürst muß ihn zuvor in Öhringen kennen- und seine Arbeit schätzensgelernt haben, da er ihn mit der Begründung nach Kirchberg holte, daß er, *so viel ich sehe, ein fleißiger arbeiter*

Straße immer fort zu gehen, sich, bei Abendszeit, brav die Köpfe am Hauß zerstißen.« *Juncker*, S. 8. – Bei dem Tritschlerischen Haus handelte es sich um das im Besitz des Geheimen Hofrats und schwäbischen Kreiseinnehmers Elias Benjamin Tritschler befindlichen Gebäudes in der ehemaligen Kanzleistraße 11 (heute: Willi-Bleicher-Straße), das nach seinem (1802) und seiner Frau (1814) Tode von der Museums-Gesellschaft erworben wurde. Von dem 1816 beginnenden Umbau in das »Obere Museum« existieren im Stadtarchiv Stuttgart zwar Bauakten (StadtA Stuttgart, Bauakten D 4474), die allerdings keine Aufschlüsse zu Schillingers Malerei liefern. Aller Wahrscheinlichkeit nach existierten diese damals – fast fünfzig Jahre nach ihrem Entstehen – bereits nicht mehr. Auch in der Literatur, in welcher bereits 1795 F. Nicolai in seiner Beschreibung einer im Jahr 1781 stattgefundenen Reise das Tritschler-Haus als bemerkenswert erwähnt (»Die schönste Straße ist der so genannte Obere Graben, und die vorzüglichsten Häuser, die mir in die Augen fielen, waren das Gräflich Hohenheimsche [...] und Tritschlerische Haus«), findet sich kein Hinweis auf die außerordentliche Bemalung. Literatur: F. Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, Bd. X, Berlin, Stettin 1795, S. 6; Carl Lotter: Geschichte der Museums-Gesellschaft in Stuttgart. Zur Feier des 100jährigen Bestehens der Gesellschaft, Stuttgart, 1907, S. 22–23; Gustav Wais: Alt-Stuttgart. Die ältesten Bauten, Ansichten und Stadtpläne bis 1800, Stuttgart 1954, S. 255; Helmut Maximilian Gruber-Ballehr: Die Bauten der Museums- und Harmoniegesellschaft in Süd-West-Deutschland. Studien zum Gesellschaftsbau im 19. Jh., Diss. Tübingen 1981, S. 19–26.

83 Seit 1763 war Scotti am württembergischen Hof als Theatermaler dauernd angestellt, 1768 erhielt er die Oberleitung der Theaterdekoration. An der Académie des Arts wirkte er seit 1767, dann seit 1773 an der Militärakademie. 1777 wurde er aus herzoglichen Diensten entlassen und kehrte in seine Heimat Italien zurück. Vgl. Pfeiffer, S. 686.

84 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

ist⁸⁵. Am 19. März 1776 notierte der Fürst von Kirchberg in sein Tagebuch, daß *vormittag der Mahler Schillinger von Öhringen*⁸⁶ bei ihm angekommen sei, und am 24. Juni desselben Jahres, daß *Schillinger heute mit dem Postwagen*⁸⁷ Kirchberg verlassen habe. Während dieses Zeitraumes hielt sich der Maler ununterbrochen in Kirchberg auf und erhielt auch monatlich Abschlagszahlungen für seine Tätigkeit⁸⁸. Ein Grund für die häufigen Arbeiten für Christian Friedrich Karl war, daß dieser Fürst keinen eigenen Hofmaler beschäftigte⁸⁹.

Im Februar 1777 schloß Johann Jacob mit seinem späteren eigentlichen Arbeitgeber, dem Fürsten Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen, *einen accord von 730 fl. wegen des neuen Gartenhauses in Friedrichsruhe*⁹⁰, der sogenannten Carolinenlust, ab. Es handelte sich um eine unglaublich hohe Summe im Vergleich zu seinen späteren Einkünften als Zeichenlehrer oder Hofmaler, weshalb man davon ausgehen muß, daß darin auch die Kosten für das Material enthalten waren.

Im selben Jahr könnte er auch seinen ehemaligen Ludwigsburger Lehrer, Giosuè Scotti, getroffen haben, der sich im Juni zwei Tage in Kirchberg aufhielt⁹¹, um dem dortigen Fürsten Pläne für eine neue Auffahrt zum Schloß zu liefern⁹². Denn durch irgendeinen Anlaß muß Schillingers Vorhaben, seine Fähigkeiten der Malerei bei Scotti in Mailand weiter zu verbessern, ausgelöst worden sein, und es liegt nahe, daß Scotti selbst seinem ehemaligen Schüler den Vorschlag eines Aufenthaltes in Mailand machte. In einem Brief an die Fürsten hoffte Schillinger, wie bereits 1771 Gelder aus den gemeinherrschaftlich verwalteten Stiftsmitteln zu erhalten. U. a. schrieb Johann Jacob Schillinger: *Dieser H: Scotti hat in diesen Tagen von Meyland aus mir den Antrag gemacht, zu ihme mich zu begeben, und unter seinen augen mit den Werken der Kunst näher mich bekannt zu machen. Er verbindet mit diesem antrage die versicherung der vortheilhaftesten aussichten für meine ausbildung, und will nur die bequemste Gelegenheit darzu verschaffen. Allein da er mehr meine Wünsche als meine Armuth zu kennen scheint, wenn er zugleich an Reysen und übrigen nöthigen Kosten zu einem dreyjährigen aufenthalt in Italien wenigstens 300 fl. erfordert*⁹³. Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen unterstützte diesen

85 HZAN, A. Kgb. ⊖ 26 Mm Nr. 29.

86 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 70.

87 HZAN, A. Kgb. N. Bd. 70.

88 Vgl. hierzu: HZAN, A. Kbg. N. Bū 350.

89 *Bihl*, S. 153.

90 HZAN, Schreibkalender Ludwig Friedrich Carl, 1777 (A. Ö unverzeichnet).

91 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 71. Giosuè Scotti war seit 1777 aus württembergischen Diensten entlassen worden und kehrte danach seiner ehemaligen Wirkungsstätte recht unmittelbar den Rücken. *Pfeiffer*, S. 686. Am 26. und 27. Juni 1777 hielt er sich am Kirchberger Hof auf, Christian Friedrich Karl gab dem Künstler anschließend sogar ein Empfehlungsschreiben nach Mailand mit: *Ich habe Ihme auf s. begehren ein Recomendations-Schreiben an den H: Grafen v. Firmian, bevollmächtigt[er] Kayserl[icher] Ministre in der Lombardei nach Mayland mitgegeben.*

92 HZAN, A. Kbg. N. Bū 351: *Dem Theater-Mahler u. Architect Scotti vor einen Riß geschenckt 14 fl.* 40 x. Siehe auch: *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 215.

93 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

Antrag nachdrücklich und ließ Schillinger *100 Thlr. bei dortiger Camer anweißen*⁹⁴; ebenso sollten seiner Ansicht nach 100 Taler aus Stiftsmitteln zugeschossen werden, wobei *davon die eine Hälfte ihm gleich mitzugeben die andere aber ihm mehrerer Sicherheit halben nachgeschickt werden könnte*⁹⁵. Die Sache drängte, da Schillingers Abreise für Anfang November geplant war. Die Fürsten der anderen Landesteile, deren Meinung bzw. Zustimmung wie bei allen Angelegenheiten, die das gemeinherrschaftlich verwaltete Stift angingen, erst noch eingeholt werden mußte, waren von der Förderung des Malers nicht in dem Maße überzeugt wie der Öhringer Fürst. So schrieb die Schillingsfürster Seite, daß man zwar 50 Taler bewilligen, sich aber nicht auch auf eine zweite Zahlung in gleicher Höhe festlegen wolle⁹⁶. Auch wurden Bedingungen vorgeschlagen, die Schillinger nach Erhalt seines Stipendiums zu erfüllen hätte: *da man auf den Schillinger bereits so vieles verwendet, solle derselbe nach seiner Rückkunft im Land verbleiben und sich engagieren [..], demnächst zum besten der Öhringer Jugend allda gratis eine Zeichenschule errichten zu wollen, wogeg[en] demselben auch etwas gewisses wird ausgeworfen werden*⁹⁷. Es wurde also eine Idee aufgegriffen, die schon 1771 im Zusammenhang mit Bewilligung seines Stipendiums für die Académie ausgesprochen worden war. Die Fürsten selbst glaubten von der Investition in Schillingers Malkünste ebenfalls einen gewissen Nutzen zu ziehen, da sie in ihren Beschlüssen schrieben: *daß denen durchlauchtigst[en] condominis einen geschickten mahler in Öhring[en] und an der hand zu haben, angenehm sein möge ist wohlzuerachten*⁹⁸. Schillinger erhielt dann übrigens für seinen geplanten Italienaufenthalt nicht nur Stiftsmittel bewilligt, sondern er bekam sogar noch Zuschüsse von privater Hand; Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg zahlte ihm nämlich als *beysteuer zu seiner Reise nach Mayland* 33 fl. aus seiner Privatschatulle – ein Zeichen dafür, daß er mit den Arbeiten des Künstlers im vorherigen Jahr recht zufrieden gewesen sein mußte⁹⁹. Über Schillingers Aufenthalt in Italien ist kaum etwas bekannt. Die ursprünglich geplante Dauer von drei Jahren konnte der Künstler jedenfalls nicht realisieren, da die finanzielle Unterstützung für einen so langen Zeitraum bei weitem nicht ausreichte. Ein von Giosuè Scotti im Sommer 1778 verfaßtes Gesuch, dem in Mailand verweilenden Öhringer Maler weitere Unterstützung zukommen zu lassen, damit er auch Rom besuchen könne, wurde von den hohenlohischen Fürsten eindeutig abgelehnt. Entweder sollte sich Schillinger seinen Rom-Aufenthalt selbst finanzieren oder andernfalls nach Öhringen zurückkehren. So hieß es in dem Antwortschreiben nach Mailand auch, *daß die weiteren Kosten von 300 fl. zu seiner Reise nach Rom zu schwer fielen, und daher der gedachte Schillinger, falls er von dem*

94 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438; Ludwig Friedrich Carl ließ Schillinger diesen Zuschuß bereits im Oktober 1777 anweisen.

95 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

96 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

97 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438. Es handelt sich hierbei um einen Vorschlag, den die Bartensteinische Regierung unterbreitete.

98 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

99 HZAN, A. Kbg. N. Bü 351. Eintragung in die privaten Rechnungsbücher des Fürsten am 23. Oktober 1777.

*Gewinn seiner eigenen Arbeit sich nicht eine Zeit lang in Rom unterhalten könnte, nach Endigung des ihm verwilligten jährigen Aufenthalts in Italien, in sein Vaterland werde zurückkehren müssen*¹⁰⁰. Auch Ludwig Friedrich Carl hatte diesmal nicht die Absicht, den jungen Maler wiederum zu unterstützen, da er *bereits Ihro Orts ein namhaftes zu dem Stiftsstipendiuo aus Ihrer Chatoull hinzugetan hätten*¹⁰¹. Ein Reisegeld ließ man Schillinger jedoch zukommen. So kehrte er ein Jahr nach seiner Abreise im November des Jahres 1777 bereits wieder nach Öhringen zurück.

Dort ließ sich der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg am 10. Dezember 1778 von dem *von Mayland wied. zurückgekome[n] Mahler Schillinger*¹⁰² dessen von dort mitgebrachte Zeichnungen zeigen; und vier Tage darauf besuchte er den Künstler nochmals, *um auch s. gemälde zu sehen*¹⁰³.

Daß über den Italienaufenthalt praktisch nichts bekannt ist, ist besonders deshalb bedauerlich, da es Schillingers einzige Reise war, die ihn mit »großer Kunst« in Berührung brachte. Nach Junckers Bericht hat der Öhringer Künstler die Stadt Mailand kaum verlassen, offensichtlich auch dadurch bedingt, daß er sich einen Teil seiner Lebenshaltungskosten durch Auftragsarbeiten mitfinanzieren mußte und deshalb nicht die nötigen Mittel und die entsprechende Mobilität besaß, um »an Orte [zu kommen], wo die Kunst ihre eigene Tempel hat! Rom, Florenz, Neapel, Venedig sah er nicht«¹⁰⁴. Zwei »solcher Brodarbeiten« sollen die Bemalung eines Hauses in Loretto und ein Altarblatt der heiligen Barbara für die Kirche in Lonato, zwei lombardischen Orten in der Nähe Mailands, gewesen sein¹⁰⁵. An großen Künstlern, an denen sich Schillinger durch Selbststudium und Kopieren während seines Aufenthaltes besonders schulte, werden Anthonis van Dyck, Peter Paul Rubens, Anton Raphael Mengs und Giovanni Battista Crespi genannt. Nach letzterem fertigte er eine Skizze des bekannten Altargemäldes im Mailänder Dom an, das die Taufe Augustins darstellt¹⁰⁶.

Nach Johann Jacobs Rückkehr nach Öhringen wurden auch die Pläne für den Zeichenunterricht, den er neben seiner Haupttätigkeit als Künstler abhalten sollte, präzisiert. Schillinger wurde eine *jährliche Remuneration von 50 fl. angetragen, wofür er [.] öffentlichen Unterricht im Zeichnen geben, und nach gelegenheit des Gymnasii hierzu Mittwoch und Sonabend verwenden sollte*¹⁰⁷. Allerdings war der Maler mit der vorgeschlagenen Bezahlung keineswegs einverstanden und erklärte, *daß er von 50 fl. nicht leben könne, wofern ihm nicht auch Naturalien aus dem Stift gnädigst bewilliget würden*¹⁰⁸. Dafür zeigte sich Schillinger aber auch gegenüber Ludwig

100 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

101 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

102 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 72. Offensichtlich war Juncker über die Dauer von Schillingers Italienaufenthalt falsch informiert, da er den Zeitraum auf drei Jahre bezifferte. *Juncker*, S. 8.

103 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 72.

104 *Juncker*, S. 9.

105 *Juncker*, S. 9.

106 *Juncker*, S. 9. Schillinger soll die Skizze nach diesem Gemälde nach seiner Rückkehr dem Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen gegeben haben.

107 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

108 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

Friedrich Carl bereit, jederzeit für alle ihm angetragenen Arbeiten willig bereitzustehen. Die entsprechende Antwort aus Schillingsfürst bzw. Bartenstein zeigte sich wenig erfreut von Schillingers Forderungen, über die schließlich erst entschieden werden sollte, bis er eine Probe seiner erworbenen Fähigkeiten abgelegt hätte. Außerdem war man der Ansicht, daß es Johann Jacob wie anderen Künstlern auch möglich sein müßte, durch seine *professions exercitio ganz reichliche nahrung zu erlangen* [. . .], *und sich derley originalien gahr theyr und wohl bezahlen [zu] lassen*¹⁰⁹. Schillingers Ansinnen schien in den Augen der waldenburgischen Fürsten doch einigermaßen verwunderlich, denn: *Ist er ein geschickter mahler, wie oben gemeldet: so muß er von dem ergon und nicht von dem parergon, so der gehallt der wenigen Zeichnungs Stunden ist, reichlich leben können*¹¹⁰. Undankbarkeit warf man ihm ebenfalls vor, *da er schon um der Unterrichtung der Jugend im Zeichnen weiß nicht was vor weithere remunerat[ion] ohne angesehen der ihm schon zimlich geld vorschuß zgedachten gnad bedacht zu werd[en] desiderieret*¹¹¹.

Ab Herbst 1779 nahm Schillinger den Unterricht als Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium auf, wofür ihm jährlich dann doch 100 fl. aus den Stiftsmitteln bezahlt wurden¹¹². Von der geforderten Ablegung einer Probe seines Könnens ist nichts bekannt, vielleicht verzichteten die hohenlohischen Fürsten doch darauf.

Ein gutes Jahr später, am 7. November 1780, wurde er schließlich von Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen zum Hofmaler ernannt. In der Ernennungsurkunde wird dieser Schritt u. a. wegen *seiner in der Mahler-Kunst erlangten besonderen Geschicklichkeit*¹¹³ begründet. Ebenso kommt dort zum Ausdruck, daß mit der Ernennung für den Künstler ein besonderes Ansehen verbunden war: *Als ernennen und bestätigen wir denselben hiermit [. . .] zu Unserm würrklichen Hofmahler anhero und wollen daß derselbe in sothaner qualitaet von jedermänniglichen erkandt und geachtet werde*¹¹⁴. Diese mit beiden Ämtern verbundenen Pflichten ließen Schillinger in der Folge kaum noch Zeit, sich länger außerhalb Öhringens bzw. einer der anderen hohenlohischen Residenzen aufzuhalten, geschweige denn einen weiteren längeren Auslandsaufenthalt ins Auge zu fassen, dessen Finanzierung wohl allerdings auch ein Problem dargestellt hätte, da eine neuerliche fürstliche Unterstützung kaum zu erwarten gewesen wäre.

Am 8. Mai 1781 heiratete Johann Jacob Schillinger in Pfedelbach die Pfarrerstochter Eva Friederike Seybold¹¹⁵. Der Ehe entstammte ein Sohn, Christian Friedrich, der im April 1788 geboren wurde¹¹⁶.

109 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

110 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

111 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

112 Vgl. HZAN, B 483, Stift Ö 15. Schillinger wurde sogar auf seine Bitte hin ein Vorschuß auf dieses Gehalt gewährt, da er das Geld nötig zu einer *vogenomenen Reparatur in seinem Haus* brauchte.

113 HZAN, PA Ö (unverzeichnet).

114 HZAN, PA Ö (unverzeichnet).

115 Eva Friederike war die Tochter des Pfarrers Georg Christoph Seybold und seiner zweiten Gattin Susanna Elisabeth, geb. Reuß. Sie wurde am 10. Februar 1754 getauft. Zum Zeitpunkt ihrer Heirat mit Schillinger waren bereits beide Elternteile verstorben. *Haug*, S. 428–429.

116 Zu Christian Friedrich Schillinger siehe auch Kap. 3.5.

Schillingers Leben scheint seit seiner Ernennung zum Zeichenlehrer und Hofmaler in sehr regelmäßigen Bahnen verlaufen zu sein. Da, wie bereits erwähnt, Junckers Bericht über den Maler vor 1789 entstand, ist man bei der Erstellung der Biographie für die Jahre danach ausschließlich auf Archivalien angewiesen, weshalb aufgrund des vorhandenen Materials es schwierig ist, einen lückenlosen Lebenslauf zu erstellen.

Hauptsächlich war er in der Folgezeit mit Ausstattungsarbeiten in den Schlössern oder Kirchen seiner fürstlichen Arbeitgeber betraut, außer für den Fürsten von Oehringen führte er v. a. für den Kirchberger und Ingelfinger Fürsten Aufträge aus. In den achtziger und neunziger Jahren fielen seine großen Arbeiten in Döttingen, Öhringen, Orendelsall und Ingelfingen¹¹⁷. Am Hofe Christian Friedrich Karls in Kirchberg hielt er sich immer wieder längere Zeit auf, auch um weniger künstlerische Arbeiten wie Reparaturen an Gemälden und Ausstattungsarbeiten bei größeren Hoffesten, wozu u. a. auch Illuminatarbeiten gehörten, durchzuführen. Zwei solcher Anlässe waren die Vermählung der Tochter des Kirchberger Fürsten im Juni 1779 und der Besuch des Herzogs von Sachsen-Meiningen im Jahr 1788, der mit einer Nichte des Fürsten verheiratet war¹¹⁸. Aber auch der Fürst selbst pflegte zu dem Künstler engen Kontakt und besuchte ihn häufiger in *der neuen Vorstadt* – der seit 1782 erbauten Karlsruhstadt – in Öhringen, um sich *seine Gemälde zeigen*¹¹⁹ zu lassen.

Als Anfang der 1780er Jahre in Öhringen mit dem Bau dieser Karlsruhstadt begonnen wurde, erwarb auch Schillinger ein Doppelhaus, das er sich mit einem gewissen Zimmermann Hub teilte; seit 1800 wurde Schillinger als alleiniger Hausbesitzer genannt. Das 1784 begonnene Gebäude war 1785 fertiggestellt und wurde wohl auch im selben Jahr von dem Künstler bezogen¹²⁰. Da die Fassadengliederung als besonders gut gelungen gilt, gibt es sogar Vermutungen, daß Schillinger selbst als mitentwerfender Architekt seinen Anteil daran gehabt habe¹²¹. Offensichtlich bemalte er auch den Altan seines Hauses¹²². Auffällig bei der Wahl seiner Wohnung ist, daß Schillinger von nun an sozusagen in direkter Nachbarschaft zu Ludwig Friedrich Carl wohnte, da das Fürstenpalais neben seinem Haus lag. Sicherlich kann man diese Tatsache auch als Zeichen seiner erworbenen herausragenden Stellung im Fürstentum Hohenlohe-Oehringen werten. Der Kauf dieses Hauses spricht allerdings auch dafür, daß der Öhringer Künstler es bereits zu diesem frühen Zeitpunkt mit seiner Kunst bzw. Arbeit zu

117 Hierzu Kapitel 4.3.

118 Nachweislich hielt sich Schillinger dort zum Beispiel vom 21. Mai bis 7. Juni 1779 (HZAN, A. Kbg. N. Bd. 73), als er *auf die Vermählung* der Tochter des Fürsten *allerley gemahlt und angestrichen* hatte und dafür 16 fl. 30 x. erhielt (HZAN, A. Kbg. N. 351); außerdem vom 11. bis 17. Juni 1782, wofür er am Tag seiner Abreise 12 fl. erhielt; was genau Schillinger in dieser Zeit arbeitete, ist unbekannt (HZAN, A. Kbg. N. Bü 352; HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76); am 15. Juli 1788 (HZAN, A. Kbg. N. Bd. 82).

119 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 82 (am 14. Juli 1788). Ferner: HZAN, A. Kbg. N. Bd. 93 (20. Mai 1799).

120 Hierzu: *Häger*: Karlsruhstadt in Öhringen, S. 62–64; *Knoblauch*: Baugeschichte der Stadt Öhringen, S. 636.

121 *Knoblauch*, S. 638.

122 So überliefert es zumindest Joseph Albrecht. HZAN, Gem. Hausarchiv J. Albrecht [III].

einem gewissen Wohlstand gebracht hatte¹²³. Das neue Wohnhaus malte Johann Jacob übrigens mit einem Plafond aus, in welchem er die Geschichte seiner Schicksale thematisierte. Juncker, von dem wir die einzige ausführliche Beschreibung des nicht mehr erhaltenen Werkes kennen, schrieb in diesem Zusammenhang, daß dieses Werk nicht so sehr »um der Eigenliebe willen, von welcher Schillinger freyer [sei], als tausend andere Künstler, die unter ihm [ständen]« geschaffen worden sei¹²⁴.

Der einzige nachweisliche Auftrag, der Schillinger seit seinem Italien-Aufenthalt weiter von seiner Heimat wegfürte, waren die Ausstattungsarbeiten für das Breslauer Stadtpalais und die Villa des Prinzen Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen in Scheitnig, der das Erbe des Öhringer Fürsten antrat. Dort fiel Johann Jacob nicht nur durch die Qualität seiner Gemälde auf, was Major von Pirch – ein militärischer Untergebener des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen – in einem Brief vom 28. Juli 1804 zu überschwenglichen Lobesworten veranlaßte: *Er arbeitet mit so vielem Fleiß, als Geschmack und Sachkenntnis, und unsere hiesige Mahler gestehen gern, daß ihm kein einziger das nachmachen könne. Er hat mehreres von seiner Arbeit mitgebracht, u. alles findet einen allgemeinen Beifal*¹²⁵. Denn auch sein Auftreten war anscheinend recht sonderbar, ebenso sein Humor. In einem anderen Brief, den Professor Kahlert am 27. November 1804 an Prinz August, den Sohn des Friedrich Ludwig, schrieb, schilderte dieser Schillingers Benehmen während seines Breslau-Aufenthaltes ziemlich ausführlich: *Er ging mit keinem Menschen um, sondern saß den ganzen Tag mit dem nun verstorbenen Hausknecht Anton u. dem Soldaten Tobschoerbel Tabach rauchen und Bier trinken. Den Jägern in der Stube im dritten Stock wo er logierte hat er ein etwas schmutziges Monument hinterlassen. Sie hatten ihn nämlich gebeten, ihnen etwas z[u] mahlen, dies versprach Schillinger u. nun malte er über die eine Thür einen Pudel der Tabak raucht u. dabei seine Nothdurft verrichtet u. über die andere Thür eine Katze die sich am Hintern leckt. Es ist ewig schade, daß Schillinger nicht mehr Bildung in seiner Jugend erhalten*¹²⁶. Aus dem Brief geht auch hervor, daß der Maler im November 1804 Breslau wieder verließ.

Daß Schillinger sich ein zweites Mal in Italien aufhielt, wie in Naglers Künstler-Lexicon behauptet wird¹²⁷, läßt sich nicht nachweisen und ist deshalb mehr als unwahrscheinlich, da der Maler aufgrund seiner Anstellung am Hofe weder die Zeit dazu gehabt haben dürfte noch das nötige Geld.

Im August 1806 konnte Schillinger erleben, daß sein Sohn Christian Friedrich ebenfalls zum Hofmaler ernannt wurde. In der Ernennungsurkunde wurde dieser Schritt vor allem damit begründet, daß *aus den Uns vorgelegten Arbeiten des Mahlers Christian Friedrich Schillinger jun. dahier mit Zufriedenheit die artisti[schen]*

123 Vgl. hierzu auch: Kap. 3.4.

124 Juncker, S. 22. Vgl. hierzu auch Kapitel 3.4.

125 HZAN, PA Ö 47/6/3.

126 HZAN, PA Ö 26/6/2.

127 Nagler, Bd. 15 (1845), S. 234.

*Fertigkeit[en] und fortschritte desselben in der Kunst*¹²⁸ wahrgenommen werden konnten. In Wirklichkeit dürften aber nicht nur die künstlerischen Fertigkeiten ausschlaggebend gewesen sein, sondern v. a. die Tatsache, daß der Vater ein guter Fürsprecher seines Sohnes gewesen ist. Dafür, daß Ämter gern an Familienangehörige weitergegeben wurden, gibt es zahlreiche Beispiele in Hohenlohe¹²⁹.

Ein weiteres Ereignis, das in Schillingers Leben herausragt, ist seine Teilnahme an der ersten Kunst- und Gewerbeausstellung in Württemberg, zu deren Teilnahme König Friedrich I. öffentliche Aufrufe in den Zeitungen des Landes hatte drucken lassen. Zu der zunächst vom 1. Mai bis 1. Juni 1812 anberaumten und später um zwei Wochen verlängerten Ausstellung, zu der der König mehrere Säle im alten Schloß in Stuttgart zur Verfügung gestellt hatte, die zu bestimmten Zeiten dem Publikum öffentlich zugänglich waren¹³⁰, meldete auch Schillinger sieben seiner Werke und stellte sie dort aus. In einem *Verzeichnis derjenigen Künstler, Fabrikanten und Professionisten, welche zu der auf Monat May 1812 allergnädigst angeordneten Kunstausstellung verschiedenen Kunstwerke, Fabrikate und Producte zu liefern sich allerunterthänigst sich erkuhnen werden* ist auch Schillingers Name zu finden. Laut dieser Liste lieferte er sieben Stücke, hauptsächlich Gouachen. An Themen waren dabei der Mord der Virginia, Landschaften, eine Darstellung des Androclus mit dem Löwen, Hundebilder und das etwas seltsame Sujet einer *Indianerin bei einem donnerwetter* vertreten¹³¹. Übrigens kam Schillinger wohl auch dem nach dem Ende der Ausstellung ergangenen Aufruf, die zur Verfügung gestellten Werke wieder abzuholen, nach, da noch in einem um 1920 angelegten Inventar des Schlosses Friedrichsruhe die Gouache des *Androclus mit dem Löwen* aufgeführt wird¹³².

Johann Jacob Schillinger arbeitete bis ins hohe Alter. Einerseits lieferte er noch im Jahr 1815 für Fürst August, dem Sohn und Erben Friedrich Ludwigs, Pläne für Verbesserungen an einem Pavillon und einer Jagdhütte beim Schloß Friedrichsruhe¹³³. Andererseits versah er immer noch den Zeichenunterricht am Öhringer Gymnasium, das 1812 zu einer Lateinschule herabgestuft wurde. Allerdings erkrankte der Maler in den folgenden Jahren, so daß er dieser Aufgabe immer seltener nachkommen konnte und schließlich der Hofmaler Christoph Friedrich

128 HZAN, PA Ö 118/4/33.

129 Vgl. hierzu: *Wolfram Fischer*, S. 43 ff.

130 HStAS, E 11, Bü 83 (Kabinettsakten III).

131 HStAS, E 146 (alt), Bü 1363. Aus dieser Aufstellung geht nicht hervor, daß drei dieser Bilder von Schillingers Sohn Christian Friedrich stammten, wie Gottlob Heinrich Rapp 1812 im »Morgenblatt für gebildete Stände« schrieb. Hier heißt es, der »Tod der Virginia« und »Kopien nach C. Poussin und Berghem« – wahrscheinlich also die beiden Landschaftsbilder – seien von Christian Friedrich Schillinger gefertigt. Dies wird auch von *Max Bach* (1890), S. 1687, und (1900), S. 155–157, sowie im *Thieme-Becker* (1936), S. 71, übernommen. Übrigens stellte auch Schillingers Nachfolger im Amt des Zeichenlehrers, Christoph Friedrich Hering, einige Bilder aus. Aus der Anmeldeungsliste geht hervor, daß es sich hierbei um zwei Blumenstücke in Öl und eines in Aquarell sowie ein Früchtestilleben in Pastell handelte.

132 Das Inventar befindet sich im HZAN. Hier heißt es unter Nr. 390: *Androclus mit dem Löwe. Guache Schillinger pinxit. Farbstick 60x67 cm.*

133 HZAN, PA Ö 63/5/10.

Hering während der langwierigen Krankheit des Herrn Schillinger¹³⁴ dessen Unterrichtsstunden an der Schule übernahm. Von dieser Krankheit erholte sich der Künstler nicht mehr und verstarb schließlich am 29. Juni 1821 in Öhringen¹³⁵.

Ein Selbstportrait Schillingers hat sich übrigens nicht erhalten. Zwar existierte Ende der 1870er Jahre *sein u. s. Frau Portraits*¹³⁶, wie der damalige Direktor des Gemeinschaftlichen Hausarchivs und der Kanzlei in Öhringen Josef Konrad Albrecht auf einem Notizzettel vermerkte, über den Verbleib dieses Bildes ist allerdings nichts bekannt. Kurioserweise lieferte Albrecht, der Schillinger noch persönlich kannte, in diesem Zusammenhang auch die einzige Beschreibung, die über Schillingers Äußeres vorhanden ist. Der Maler soll demnach *ein man von kl. Statur*¹³⁷ gewesen sein.

Im ganzen betrachtet führte Johann Jacob Schillinger ein wenig spektakuläres, aber ein für einen an einem kleinen Hof gebundenen Künstler doch typisches Leben. Es verlief geradezu in vorgegebenen Bahnen: Ausbildung an einer Akademie oder zumindest bei einem der dort unterrichtenden Künstler, die klassische Italienreise mit Hilfe eines Stipendiums von den hohenlohischen Fürsten und die sich anschließende Tätigkeit in fürstlich hohenlohischen Diensten. Vergleichbare Laufbahnen finden sich auch unter den Künstlern des württembergischen Hofes¹³⁸. Die Tatsache, daß man Schillingers künstlerische Ausbildung und Befruchtung mit seiner Rückkehr aus Italien im Jahr 1778 als abgeschlossen betrachten kann, da er von da an praktisch ununterbrochen in seiner Heimat blieb, macht es schwer, eine künstlerische Weiterentwicklung in seinen Werken zu erkennen.

3.2 Im Dienste der hohenlohischen Fürsten: Aufgaben und Pflichten eines Hofmalers

1780 hatte Schillinger, wie bereits erwähnt, eine berufliche Position erreicht, die sein ganzes weiteres Leben und künstlerisches Schaffen wesentlich bestimmte: Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen hatte ihn zu seinem Hofmaler ernannt. Diese Berufung ist – etwas salopp ausgedrückt – eine logische Konsequenz der nicht gerade sparsam investierten Gelder des Fürsten in die Ausbildung Johann Jacob Schillingers. Ihm wurde im Zusammenhang mit der Bewilligung des Stipendiums für seinen Italien-Aufenthalt aus Stiftsmitteln ja auch die Bedingung auferlegt, daß *er sich verbindlich machen will und [..] seine Dienste dem Vatterland*

134 HZAN, A. Ö Domänenkanzlei 46/31. Christoph Friedrich Hering wurde auch Schillingers Nachfolger im Amt des Zeichenlehrers am Öhringer Gymnasium.

135 HZAN, A. Ö Domänenkanzlei 46/31.

136 HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III].

137 HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III].

138 Die beiden Bildhauer Philipp Jakob Scheffauer (1756–1808) und Johann Heinrich Dannecker (1758–1841) sowie die Maler Viktor Heideloff (1757–1817) und Philipp Friedrich Hetsch (1758–1838) sind solche Beispiele. Vgl. allgemein: Pfeiffer: Die Bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, S. 729–743. Zuletzt: *Christian von Holst* (Hrsg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770–1830, Ausst.Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1993, Stuttgart 1993.

*vorzüglich [...] widmen*¹³⁹ solle. Was bedeutete nun diese Ernennung für den Künstler einerseits, aber auch für den Fürsten andererseits?

Für Schillinger bildeten die jährlich 100 fl. seines Zeichenlehreinkommens die existenzielle Absicherung. Die Stelle als Hofmaler sicherte ihm die damit verbundenen fürstlichen Folgeaufträge, die in Geld und Naturalien extra abgegolten wurden. Aufgrund seines Hofamtes selbst bezog Schillinger jedoch keine Provision. Auch war mit der Übernahme dieses Amtes »keine regelmäßig anfallende, unabdingbare Aufgabenstellung« verbunden; vielmehr bedeutete dies eine Verpflichtung im »promissorischen Sinn«: Er hielt seine »Fähigkeit zur Verfügung für den Fall, daß sie benötigt wurde«¹⁴⁰.

In einer Zeit, in der langsam die Souveränität des einzelnen Künstlers erstarkte, da mit dem sich emanzipierenden und aufstrebenden Bürgertum in den größeren Städten sich für ihn ein neuer Absatzmarkt etablierte und er sich daher nicht mehr unbedingt ökonomisch und ideologisch an einen einzigen Auftraggeber binden mußte, war für Schillinger die offizielle Karriere am Hof noch immer sehr wünschenswert und genaugenommen die einzige Möglichkeit, als Künstler in Hohenlohe eine wirtschaftlich gesicherte Existenz zu finden. Er mußte sich an den Gegebenheiten orientieren, die ihm in Hohenlohe geboten wurden, und die sahen nun einmal so aus, daß selbst in Öhringen, der größten Stadt dieses Landes, die Zahl der möglichen Auftraggeber bzw. Käufer viel zu gering war, als daß er davon hätte leben können.

Eine gewisse materielle Sicherheit infolge des Eintritts in fürstliche Dienste ist die eine Seite seines Daseins als Hofkünstler, die andere, beinahe wichtigere im Hinblick auf seine Tätigkeit als Künstler ist die Frage, inwiefern seine Werke durch Einflußnahme bzw. Unterwerfung unter Vorgaben der auftraggebenden Fürsten in eine bestimmte Richtung gelenkt wurden. Es ist eben in der Tat etwas anderes, einen Auftraggeber mit vorbestimmten Ansprüchen zu befriedigen oder für einen »anonymen Auftraggeber« nach eigenen Vorstellungen zu arbeiten. Art und Ausführung eines Themas eines Kunstwerkes werden von solchen Gegebenheiten bestimmt, aber auch der Zeitraum, der für die Ausführung einer Arbeit zur Verfügung steht (und nicht zuletzt damit die Qualität eines Werkes). Im folgenden soll etwas deutlicher gemacht werden, inwieweit eine Einflußnahme der fürstlichen Auftraggeber auf Schillingers Werke erkennbar und nachvollziehbar ist.

Ganz grundsätzlich müssen Schillingers Aufträge in zwei Kategorien aufgeteilt werden: in künstlerische und handwerkliche Arbeiten. Seine Ernennung zum Hofmaler bedeutete nämlich nicht, daß Johann Jacob Schillinger nun ausschließlich damit betraut war, Gemälde und Zeichnungen zu schaffen. Ein großer Teil seiner Aufgaben bestand auch darin, Aufträge zu erfüllen, die dem handwerklichen Bereich zuzurechnen sind. Die Vielfalt dieser Aufgaben soll nun anhand einiger Beispiele verdeutlicht werden.

Häufig wurde Schillinger für restauratorische Arbeiten an Gemälden herangezogen-

139 HZAN, A. Wbg. Gem. Reg. Wbg. Ö 438.

140 Warnke: Hofkünstler, S. 172–173.

gen. So ließ sich Christian Friedrich Karl u. a. im September des Jahres 1797 ein Ölgemälde reparieren¹⁴¹ wie auch im November 1803, als er *dem Hofmahler Schillinger in Öhringen, der 2 in Öhl gemahlte alte Köpfe repariert hat*¹⁴², 3 fl. für diesen ausgeführten Auftrag aushändigte. In eine ähnliche Richtung geht ein Auftrag, den der Öhringer Künstler für das Haus Hohenlohe-Langenburg – die übrigens einzig nachweisbare Tätigkeit für diese hohenlohische Linie – ausführte. Hier lieferte er im November 1802 *eine Zolltafel mit dem neuen hohenlohischen Wappen*¹⁴³, sicherlich eine Arbeit, für die Schillinger kein künstlerisches Genie einsetzen mußte.

Umfassend zum Einsatz kamen Schillingers Fähigkeiten auch immer dann, wenn irgendeine besondere oder größere Festlichkeit an einem der Höfe anstand. Dann wurden nicht nur größere Renovierungsarbeiten in den fürstlichen Wohnbauten vorgenommen, sondern die Schlösser wurden meist auch großzügig illuminiert. Einer dieser herausragenden Anlässe, derentwegen sich Johann Jacob über zwei Wochen in Kirchberg aufhielt¹⁴⁴, um solche Arbeiten auszuführen, war die Vermählung der Tochter Christian Friedrich Karls, Karoline Henriette von Hohenlohe-Kirchberg, mit Heinrich XLII. Fürsten Reuß zu Schleiz im Juni 1779¹⁴⁵. Noch aufwendiger gestaltete sich ein anderes Ereignis am Kirchberger Hof, als der regierende Fürst von Meiningen, verheiratet mit einer Nichte Christian Friedrich Karls, im August 1788 zu Besuch kam. Schillinger hatte sich bereits im Juli einige Zeit in Kirchberg aufgehalten¹⁴⁶ und mit zeitweise zwei Gehilfen die Ausstattungsvorbereitungen für den festlichen Empfang des Herzogs – in erster Linie Illuminatarbeiten – getroffen¹⁴⁷. Von dieser aufwendigen Ausschmückung liefert der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg selbst eine ausführliche Beschreibung: »Da brannten im Saal bei der Abendtafel 118 Wachslichter und 250 Lampen. Der innere und äußere Schloßhof war mit 1000 Lampen erleuchtet und das Frontispiz nebst dem Wachthaus mit transparenter Malerei geziert«¹⁴⁸.

Kann man mit den erwähnten Aufgaben wenigstens einen geringen künstlerischen

141 HZAN, A. Kbg. N. Bü 355. Schillinger erhielt für diese Arbeit 4 fl.

142 HZAN, A. Kbg. N. Bü 356.

143 HZAN, A. Langenburg Rechnungen Bd. 255.

144 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 73. Christian Friedrich Karl trug in diesem Zusammenhang in sein privates Rechnungsbuch ein: *Der Mahler Schillinger u. s. Bursch welche auf die Vermählung meiner Tochter allerley bemahlt und angestrichen haben, haben vor alles u. alles überhaupt bekommen 16 fl. 30 x.* (HZAN, A. Kbg. N. Bü 351).

145 Belschner, Tafel IV C.

146 Am 15. Juli 1788 trug der Kirchberger Fürst in seinen Schreibkalender: *Vormittag kam der Mahler Schillinger hier an.* – HZAN, A. Kbg. N. Bd. 82.

147 HZAN, A. Kbg. N. Bü 353. Im September wurden Schillinger und die beiden Gehilfen vom Kirchberger Fürsten bezahlt:

<i>Dem Mahler Schillinger vor Illuminatarbeit</i>	31 fl. 30 x
<i>Dem Giller der ihm einige Tage geholfen</i>	2 fl. 12 x
<i>Dem jungen Öttinger der 15½ Tag geholfen</i>	6 fl. 12 x.

Schillinger nutzte seinen Aufenthalt ebenso für Reparaturarbeiten in der *seeligen] Schwester Wohnung* des Fürsten; dafür erhielt der Maler außerdem 25 fl. und 30 x.

148 Zitiert nach *Bihl*, S. 153. Die ausführliche Beschreibung trug Christian Friedrich Karl am 28. August 1788 in seinen Schreibkalender ein. HZAN, A. Kbg. N. Bd. 82.

Anspruch verbinden, so sind die Anstreicherarbeiten, die Schillinger 1789 in der Öhringer Stiftskirche tätigte, als reiner Broterwerb beziehungsweise Erfüllung seiner sich aus der Stellung als Hofmaler ergebenden Pflichten zu betrachten. Die Malerarbeiten waren übrigens keineswegs unaufwendig; Schillinger mußte die *Empor Kirchenbrüstungen weiß und die Glieder der Gesimser nach behöriger art ballir, [...] die samtliche decke unter denen Empor Kirchen [...] gantz weiß* und den Stuhl des Pfarrers und des Praeceptors ebenfalls *weiß und ballir* anstreichen¹⁴⁹. Ein Jahr später folgten noch *die 2 Sacristeyen im Oberrn Chor* und *das Herrschaftlich Pfdelbachische Epitaphium neben dem herrschaftlichen Stul*, das er zu beizen hatte¹⁵⁰. Hinsichtlich dieser Arbeit wird deutlich, daß an kleinen Höfen, wie sie die hohenlohischen nun insgesamt einmal darstellten, das tägliche Brot eines Hofkünstlers nicht in steter künstlerischer Arbeit bestehen konnte. Das lag vor allem auch daran, daß aufgrund der Begrenztheit der finanziellen Mittel der Höfe die Zahl der Hofbediensteten einen gewissen Rahmen nicht überschreiten konnte, und daher deren Aufgabenbereiche relativ flexibel gehandhabt wurden. Ferner ist künstlerisches Schaffen aber natürlich nicht allein an finanzielle Voraussetzungen gebunden, sondern vor allem auch an die Zahl der fürstlichen Bauten – sprich Schlösser und Kirchen –, in denen ein Künstler sein Betätigungsfeld finden konnte. Die Anzahl dieser Bauten war natürlich nicht unendlich, so daß Schillinger – bei aller Pflichterfüllung, die sein Amt als Hofmaler mit sich brachte – sowieso zur Sicherung seines Lebensunterhaltes gezwungen gewesen wäre, Aufträge anzunehmen, die mit seinem eigentlichen Beruf als Künstler nicht so sehr viel zu tun hatten. Denn Privatpersonen, die sich die Gemälde des Öhringer Künstlers hätten leisten können, gab es in Hohenlohe, wie bereits erwähnt, zu wenig.

Einen anderen Zusatzverdienst verschaffte sich Schillinger durch die Erteilung privater Zeichenstunden. Selbstverständlich stand er den Kindern der hohenlohischen Fürsten als Zeichenlehrer fast jederzeit zur Verfügung. Zum Beispiel wünschte Erbprinz August zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Sohn Friedrich Ludwigs, *bey Schillinger Stunden zu nehmen*¹⁵¹, als er, der er ja in Breslau wohnte, einer Einladung seines Onkels Ludwig Friedrich Carl im Frühjahr 1804 zu einem Besuch in Öhringen nachkam. Prinz August schätzte Schillingers künstlerische und didaktische Fähigkeiten scheinbar sehr, da dieser Wunsch damit begründet wurde, er wolle erreichen, *in seiner Manier zu zeichnen* und sich *noch mehr zu profilieren*¹⁵². In alten Posiealben existieren noch Zeichnungen von Prinz Augusts Hand, die deutlich Schillingers Lehrerschaft zeigen; es sind zusammenkomponierte Ideallandschaften, denen ein gewisser Dilettantismus anzumerken ist. Zeichenstunden für die fürstliche Jugend waren übrigens durchaus keine Marotte

149 HZAN, B 483 Bū 24a.

150 HZAN, Öhringer Stiftsrechnung B 483 Bd. 173 (1790/1792). Schillinger erhielt dafür 84 fl. 48 x und nochmals 2 fl. 20 x.

151 HZAN, PA Ö 47/3/4.

152 HZAN, PA Ö 47/3/4.

des Prinzen, sondern der Zeichenunterricht galt traditionell als »ein Element der Adelserziehung«¹⁵³.

Außer Privatunterricht für die fürstlichen Kinder, also für Laien, förderte Johann Jacob Schillinger nachweislich auch begabte Künstler, die später den Beruf des Kunstmalers professionell ausübten. Als bedeutendstes Beispiel wäre hier der Unterricht zu nennen, den Schillinger dem aus Öhringen stammenden und beinahe zwanzig Jahre jüngeren Friedrich Christoph Dietrich¹⁵⁴ erteilte. Von Mitte 1796 bis Mitte 1797 bekam Dietrich mehrmals Sonderstunden von dem Öhringer Hofmaler, die vom dortigen Stift finanziert wurden¹⁵⁵. Dietrich wurde wohl frühzeitig als künstlerisches Talent betrachtet, dem im Rahmen der hohenlohischen Möglichkeiten die optimalen Förderungen zukommen sollten.

Daß auch Schillinger nicht immer voller Enthusiasmus seine Hofkünstlerpflichten erledigte, zeigt seine Ausführung eines Münzentwurfes. Als Ludwig Friedrich Carl nämlich im Jahr 1797 anlässlich des Friedens von Campo Formio seinen beiden Hofmalern die Aufgabe zu einem Entwurf der Rückseite einer Friedensmünze stellte, hatte Schillinger entweder wenig Motivation, sich viel Mühe zu geben, oder traute seinem Amtskollegen (und Konkurrenten) Hering in künstlerischer Hinsicht nicht allzu viel zu. Nicht nur Hofrat Hermann schrieb, als es um die Entscheidung für einen der beiden Entwürfe ging, daß Herings *Arbeit* [...] *wahrscheinlich den höchsten Beyfall finden*¹⁵⁶ würde, sondern auch die Beurteilung des Fürsten fiel gegen Schillinger aus. Dieser schrieb gar, daß *die Heringsche Zeichnung* [...] *freylich der Schillingerischen weit vorzuziehen*¹⁵⁷ sei. Die Entscheidung war durchaus nicht unbegründet. Vergleicht man nämlich Herings und Schillingers Entwurf, wird deutlich, daß letzterer zwar die Münzumschrift kenntlicher ausführte, aber das eigentliche Motiv – eine Darstellung der Friedensgöttin und eine Allegorie des Überflusses und Wohlstandes – skizzenhaft und unvollendet wirkt; die Zeichnung geht nicht ins Detail und bleibt in Andeutungen stecken.

Neben diesem rein formalen Aspekt des Tätigkeitsfeldes eines Hofmalers darf ein weiterer nicht unbeachtet bleiben. Es ist die Frage, inwiefern Schillinger bei seinen Kunstwerken, die im Auftrag der hohenlohischen Fürsten entstanden, eigene künstlerische Freiheit verwirklichen konnte. Kann man feststellen, daß durch Einwirkung seiner fürstlichen Auftraggeber nachweisbare Abweichungen von seinem persönlichen Stil und vom Zeitstil entstanden, und somit diese unmittelbaren Anteil an seiner Stilentwicklung hatten? Letzte Frage läßt sich nur äußerst schwer beantworten, da fast alle Werke des Öhringer Künstlers dem fürstlichen Auftragsbereich zuzurechnen sind. Außerdem ist von Schillingers Frühwerk, das nicht in diesen Bereich fällt, praktisch nichts erhalten bzw. auffindbar. So muß man in den Werken der hohenlohischen Schlösser und Kirchen, Auftragsarbeiten

153 Schoch: Zeichnungen der Goethezeit, S. 11.

154 Auf die Person und den Werdegang Dietrichs wird im Kapitel: 3.5 »Schüler und Nachleben« eingegangen.

155 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen 1796/1797.

156 HZAN, PA Ö (unverzeichnet).

157 HZAN, PA Ö (unverzeichnet).

der hohenlohischen Regenten also, den Ausgangspunkt zur Beantwortung dieser Frage suchen.

Wesentlichen Aufschluß zur Klärung bzw. wenigstens Annäherung dieser Frage liefern die Malereien im Landschaftszimmer des Öhringer Schlosses. Zwar handelt es sich bei den dargestellten Landschaften zum großen Teil um komponierte Ideallandschaften, doch ist z. B. die Darstellung des Serapistempels von Pozzuoli eine fast detailgenaue Kopie eines damals bekannten Ansichten- und Stichwerkes neapolitanischer und sizilianischer Gegenden. Fürst Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen hatte dieses fünfbändige Werk, die »Voyage Pittoresque«, angeschafft, und Schillinger kopierte mehrfach, nicht nur für das Landschaftszimmer, aus diesen Vorlagen¹⁵⁸. Es ist bekannt, daß sich der Öhringer Fürst bei solchen Gelegenheiten die Zeit nahm, mit Schillinger entsprechende Kupferstiche durchzugehen und als Vorlage auszuwählen¹⁵⁹. Zwei Aspekte werden durch diese Praxis deutlich: Der Fürst und gleichzeitige Auftraggeber orientierte sich bei der Neuausstattung seiner Räume an dem Maßstab der Modernität und Aktualität, wie sie durch die Verwendung von Vorlagen zeitgenössischer Künstler garantiert wurden. Im Rahmen dieses Grundsatzes konnte der Hofmaler agieren und eigene Präferenzen einbringen; das zeigt die Tatsache, daß nicht alle fünf Bilder der Wandbespannungen im Landschaftszimmer exakt aus erwähntem Werk übernommen wurden, sondern auch einige komponiert oder ganz der Phantasie entstammten. Insgesamt ist in Schillingers Werk eine ausgeprägte Vorliebe für diese Art von Landschaften zu erkennen, wie sie in den Wandbespannungen des Öhringer Schlosses zu sehen sind.

Ein anderes Beispiel betrifft die Malereien der Kirche und des Schlosses in Döttingen (Gemeinde Braunsbach, Landkreis Schwäbisch Hall), dessen Ausstattung sich leider nicht erhielt. Aus den detailgenauen Aufzeichnungen des Fürsten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg läßt sich entnehmen, daß dieser auf die Art der Ausgestaltung und den Verlauf der Arbeiten wesentlichen Einfluß nahm. So schrieb er am 24. Oktober 1782, als Schillinger mit der künstlerischen Ausstattung des Schlosses betraut war, in seinen Schreibkalender: *Heute war ich wieder auf einige Stunden in Döttingen um dem Mahler Schillinger anzugeben was er in denen neuen Zimmern mahlen soll*¹⁶⁰. Während der Öhringer Künstler in Döttingen zu arbeiten hatte, vergewisserte sich der Fürst in regelmäßigen Abständen selbst, ob alles in seinem Sinne lief und gab immer wieder Anweisungen¹⁶¹. Welchen konkreten Niederschlag diese Vorgaben in der künstlerischen Ausführung fanden, läßt sich deshalb nicht konkretisieren, weil Fürst Christian Friedrich Karl bei seinen Aufschrieben solche Details nicht erwähnte, und sich bei der Ausmalung der Döttinger Kirche keine Vorlagen nachweisen lassen. Trotzdem

158 *Richard Saint-Non: Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile*, 5 Bde, Paris 1781–1786.

159 *Knoblauch: Baugeschichte der Stadt Öhringen*, S. 728.

160 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76.

161 Vgl. hierzu: HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76 und Bd. 77.

kann man die ganz allgemeine Beschreibung des normalerweise üblichen Verhältnisses des Künstlers und des Auftraggebers zueinander, wie Peter Hirschfeld es beschreibt, aufgrund der intensiven Anteilnahme des Fürsten während der Entstehungsphase der Döttinger Werke wohl auch auf die Gegebenheiten Schillingers übertragen: »In der Regel wird der Künstler [...] den risikolosen Weg wählen und dem Besteller Werke anbieten, die seinen persönlichen Stil verkörpern und zugleich dem im Augenblick modernen Zeitstil entsprechen«¹⁶². Inwiefern diese Auftragsarbeiten sich generell stilbildend auf Schillingers Kunst auswirkten, kann aufgrund fehlender Fakten nur vermutet werden. Vielleicht muß man hier den Grund dafür suchen, daß sich der Öhringer Maler in seiner späteren Zeit fast ausschließlich der Landschaftsmalerei gewidmet zu haben scheint, die ja den Gegenstand seiner großen Werke bildet.

Als letzten Punkt muß man noch der Frage nachgehen, inwiefern Schillinger als ein am Öhringer Hof gebundener Künstler überhaupt die Möglichkeit besaß, sich mit Berufskollegen auszutauschen und auf diese Weise künstlerische Anstöße zu erhalten und sich damit weiterzuentwickeln. In der Regel griffen die hohenlohischen Fürsten auf die in ihrem Gebiet ansässigen und ihnen zur Verfügung stehenden Künstler zurück. Der Öhringer Fürst hatte mit Schillinger und Hering ja zwei eigene Hofmaler, die ihm zur Verfügung standen, wenn er sie brauchte. Dabei darf der finanzielle Aspekt nicht unterschätzt werden: Die heimischen Künstler waren bei weitem nicht so teuer wie die überregional und international tätigen und bekannten Maler oder Bildhauer. Diese konnten einerseits aufgrund ihres Renommées höhere Bezahlung verlangen, andererseits waren ihre Entwürfe und Arbeiten mehr auf die Ansprüche größerer Höfe gerichtet, so daß die Ausführung solcher Arbeiten oft zu teuer gewesen wäre. Beispielsweise lieferte Giosuè Scotti, wie bereits erwähnt, für Christian Friedrich Karl 1777 Pläne für eine Neugestaltung der Auffahrt zum Kirchberger Schloß. Dieser großartige Entwurf konnte aber dennoch nicht zur Ausführung gelangen, weil »seine Ausführung die Leistungskraft der Baukasse überschritten« hätte¹⁶³.

Fürst Christian Friedrich Karl hatte – im Gegensatz zu seinem Vater – keinen eigenen Hofmaler mehr¹⁶⁴. Vielmehr beschäftigte er Künstler, die an den anderen hohenlohischen Höfen angestellt waren, oder er griff auf solche zurück, die an Höfen arbeiteten, mit welchen er politisch oder dynastisch verbunden war¹⁶⁵. Es war eine absolute Ausnahme, daß ein Auftrag einmal an einen der führenden auswärtigen Künstler ging. Bestes und bekanntestes Beispiel ist ein Portrait, das Christian Friedrich Karl bei dem berühmten Heinrich Friedrich Füger

162 Hirschfeld: *Mäzene*, S. 272.

163 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 216–217.

164 *Bihl*, S. 154.

165 *Bihl*, S. 154, nennt den Maler Hirt aus Frankfurt und Professor Brand aus Ansbach. *Grünenwald* nennt ebenfalls mehrere Künstler aus Ansbach, ferner aus Frankfurt und aus dem »Hildburghausischen« (die Fürstin von Öhringen war eine geborene von Hildburghausen). *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 209 ff.

(1751–1818), damals schon Akademiedirektor in Wien, bestellte¹⁶⁶. Abgesehen davon, daß Füger sich äußerst lange mit der Fertigstellung des Werkes Zeit ließ, war und blieb es auch das teuerste Gemälde, das vom Kirchberger Hof jemals erworben wurde¹⁶⁷. Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden finanziellen Rahmen war es also, wie bereits erwähnt, üblich, einheimische Künstler einzusetzen. Das bedeutete aber für sie, daß Kontakt mit den Kunstgrößen der Zeit nicht möglich wurde, einerseits weil diese Aufträge oder Anstellungen bei zahlungskräftigeren Arbeitgebern annahmen, andererseits Schillinger aufgrund seiner Stellung weder die Zeit noch die Mittel besaß, Hohenlohe für längere Zeit zu verlassen. Auch daß er einen intensiven Briefkontakt zu einem anderen (bedeutenden) Künstler geführt hätte und sich somit austauschte, ist nicht bekannt. So muß man davon ausgehen, daß der Öhringer Maler sein Leben lang von der und den während seiner Lehrzeit und seines Italienaufenthaltes kennengelernten Kunst und Künstlern zehrte und höchstens einmal bei seinen Arbeiten am Kirchberger Hof mit anderen Künstlern zusammentraf, die jedoch meist auch von kleineren Höfen kamen und sich möglicherweise in einer ähnlichen Situation befanden wie der Öhringer Hofmaler. Die bereits mehrfach erwähnte Kopie des Guibalschen Christus des Deckengemäldes der Solitude-Kapelle durch Schillinger für das Orendelsaller Kanzelgemälde bestätigt diese Annahme nachhaltig.

3.3 Schillingers Tätigkeit als Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium

Schillingers Lehrtätigkeit am Öhringer Gymnasium liefert mehrere interessante Aspekte. Nicht nur wirft die Einrichtung von Zeichenstunden ein gewisses fortschrittliches Licht auf das Öhringer Gymnasium, wenn man bedenkt, daß selbst noch 1836 ein Drittel aller Gymnasien in Deutschland keinen Zeichenlehrer besaß¹⁶⁸; auch Schillinger selbst gehörte in eine »erste Generation der Schulzeichenlehrer«, die noch kein Berufsbild, keine spezifische Ausbildung und kein »Berufsethos der Zeichenlehrer« hatte¹⁶⁹. Somit ist die Art, wie der Öhringer Künstler unterrichtete, wohl in erster Linie auf seine eigene Lehrzeit in Ludwigsburg und die dort gesammelten Erfahrungen zurückzuführen.

Nachdem Schillinger also aus Italien zurückgekehrt war, wurden Anfang 1779 die Pläne für seine Anstellung als Zeichenlehrer ausgearbeitet¹⁷⁰. Noch bevor er überhaupt seine Tätigkeit aufgenommen und hinsichtlich dieser seine Vorstellungen präzisiert hatte, hatte er durchsetzen können, statt der vom Stift angebo-

166 A. M. Schwarzenberg: Fügers Zeichnungen und die Kunst in Wien um 1800, 1978; Heinrich Friedrich Füger. Ausst. Kat. Kunstverein Heilbronn 1987, Heilbronn 1987.

167 Das Portrait stellt den Bruder des Fürsten, Friedrich Wilhelm, dar. Zusammen mit dem Rahmen kostete das Bild 634 fl. *Bihl*, S. 154.

168 Kemp: Zeichnen und Zeichenunterricht, S. 261. Zudem war die Mehrzahl solcher Schulen ohne Zeichenunterricht ausnahmslos »in kleinen Provinzstädten«.

169 Kemp, S. 258.

170 Vgl. hierzu auch Kapitel 3.1.

tenen 50 fl. doppelt so viel, nämlich 100 fl. im Jahr für seinen Zeichenunterricht zu erhalten¹⁷¹.

Von Anfang an war es klar, daß Schillingers Lehrtätigkeit für diesen nur ein Nebenerwerb würde sein können, und er sich auch ohne diese Stellung seinen Lebensunterhalt verdienen könnte und daher des öfteren längere Zeit durch Aufträge außerhalb Öhringens gebunden wäre, also keinen Unterricht geben könnte. Konsequenterweise konnte auch Ludwig Friedrich Carl nichts dagegen einwenden, als ihm einer seiner Räte diesen Umstand mitteilte und zu dem Ergebnis gelangte: *Folgl[ich] wird man sich begnügen müssen, wenn er im Sommer nur so viel leistet, daß die Schüler das nicht wieder vergessen, was sie im Winter gelernet, das ist, die anerbotenen wöchentl. 2 Stunden, so lang er im Sommer hier ist, anzunehmen. Zur Winterszeit dürfte sich Schillinger wohl verstehen, zweymal die Woche, Mittwochs und Samstags, und zwar jedesmal zwey Stunden zu geben, welche Stunden richtig einzuhalten, man von ihm fordern kann*¹⁷². Ferner wurde von dem Öhringer Maler verlangt, daß er bei einem Gehalt von 100 fl. nicht noch Geld von den Schülern fordern dürfe, diese vielmehr gratis unterrichten solle¹⁷³. Bevor aber eine endgültige Instruktion für Schillinger entworfen wurde, sollte dieser selbst erst einmal seine Vorstellungen über die Abhaltung seines Zeichenunterrichtes darlegen.

Schillinger seinerseits hatte, wie aus einem Brief an den Fürst von Oehringen hervorgeht, grundsätzlich nicht viel an den eben dargestellten Vorschlägen auszusetzen. Auch betonte er, daß er *das ganze Jahr unmöglich solche [Zeichenstunden] versehen könne, insbesondere nicht im Sommer. Trotzdem versicherte er, im Sommer, sofern er in Öhringen sei, je zwei, im Winter je drei Wochenstunden am Samstag zu halten; das sei die einzige Lösung, versicherte Schillinger, da auswärtige Arbeit so mir vorfallen und mein mehrster Verdienst ist, ich ohnmöglich verlieren und versäumen kan*¹⁷⁴. Als notwendig zu tätige Anschaffungen für den Unterricht nannte der Öhringer Künstler den *Vignola zur Unterweisung [in] Architectur und Perspectiv*¹⁷⁵, ein in vielen Auflagen erschienenenes und sehr bekanntes Buch, das er wahrscheinlich in seiner Ludwigsburger Zeit kennengelernt hatte, und *die Anfangsgründe von Figuren und dergl., welche in Stuttgart zu bekommen*¹⁷⁶ seien.

Mitte September 1779 lag dann die endgültige Instruktion für den *Lehrer der*

171 Diese Bezahlung wurde übrigens im Laufe der Jahre nicht erhöht. Für das Schuljahr 1808/09 erhielt Schillinger wie seit 1779 100 fl. HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

172 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

173 Ludwig Friedrich Carl war in diesem Punkt anderer Ansicht: *Daß er aber alle Schüler gratis unterrichten solle, ist ihm nicht wohl zuzumuthen, sondern nur diejenigen die es nicht bezahlen können. Allerdings konnte er sich mit seiner Meinung letztendlich nicht durchsetzen. HZAN, B 483 Stift Ö, 15.*

174 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

175 HZAN, B 483 Stift Ö, 15. Damit meinte Schillinger höchstwahrscheinlich das Hauptwerk des römischen Architekten Giacomo Barozzi Vignola (1507–1573): *Giacomo Barozzi Vignola: La regola delli cinque ordini d'architettura*, 1562. Dieses Werk wurde »bis ins 19. Jahrh. in alle Kultursprachen übersetzt«. Vgl. *Thieme-Becker*, Bd. 34 (1940), S. 353–356. Bei den Umbauarbeiten im Schloß Öhringen verwendete man den »Vignola« übrigens ebenfalls mehrfach als Vorlage. *Knoblauch*, S. 725.

176 HZAN, B 483 Stift Ö, 15. Sicher bezog sich diese Angabe auf eines der damals zahlreich verbreiteten Zeichenbücher, deren bekannteste Johann Daniel Preißlers Lehrbücher waren.

Zeichenkunst auf dem Hohenloh. Gymnasio zu Öhringen vor. Demnach mußte sich Johann Jacob Schillinger entgegen seinen eigenen Vorstellungen sogar verpflichten, zweimal wöchentlich – mittwochs und samstags von ein bis vier Uhr – *unentgeltlich 3. Stunden Lektion* zu erteilen. Der Unterricht durfte nicht bei dem Künstler zu Hause abgehalten werden, sondern er bekam dafür einen Raum im Gymnasium zugeteilt. Nur im Fall der *Unpäßlichkeit, wovon er aber Anzeige zu thun hat*, konnte eine Ausnahme gemacht werden. Unterrichtet wurde nur die *tertia*, deren Schüler nach Grad der Ausbildung und des Könnens in drei Klassen aufgeteilt wurden¹⁷⁷.

Ab 1. März 1786 bekam Schillinger mit dem Bauinspektor Franz Xaver Probst einen Kollegen zugeteilt, infolgedessen auch eine neue Anordnung, wie die Zeichenstunden abzuhalten seien, ausgearbeitet wurde. Dabei wird es nicht nur eine Rolle gespielt haben, daß Schillinger aufgrund auswärtiger Arbeiten seinen Unterricht öfters ausfallen lassen mußte¹⁷⁸, sondern auch daß sich die Zeichenschule großer Akzeptanz erfreute, wofür die steigende Zahl der Schüler ein Indiz ist¹⁷⁹. Begründet wurde die Einstellung eines zweiten Zeichenlehrers damit, daß *die so manchen Gewerben des bürgerl. Lebens so wohl als anderen Ständen höchst nöthige Zeichnungskunst durch vermehrte Gelegenheit zum ohnentgeltliches und gründliches Unterricht [. . .] in Stadt und Land verbreitet werde*¹⁸⁰. Auch wurde der Unterricht in inhaltlicher Hinsicht aufgeteilt: Probst übernahm diejenigen Schüler, welche sich in besonderem Maße der Architektur befähigt zeigten, Schillinger sollte die in der Malerei beflissenen Schüler beibehalten. Die Schüler mußten sich dann selbst entscheiden, von welchem Lehrer sie unterrichtet werden wollten¹⁸¹. Der eigentliche Vorteil der Arbeitsteilung auf zwei Lehrer lag allerdings nicht nur darin, daß nun zielgerichteter unterrichtet werden konnte, sondern daß nun weniger Lehrstunden ausfallen mußten. Die beiden Lehrer mußten sich nämlich verpflichten, daß immer mindestens einer von ihnen anwesend sein sollte. In den diesbezüglichen Instruktionen, die Schillinger und Probst unterzeichnen mußten, hieß es: *Es ist zu vermeiden, daß beyde Lehrer nicht zu gleicher Zeit abwesend sind, vielmehr machen sich beyde Lehrer hierdurch verbindlich, daß einer des anderen seiners Scholaren fortgesetzten Unterricht giebt, wenn den anderen eine nothwendige Reise von hier abrufft*¹⁸². Jede Verhinderung eines der beiden Zeichenlehrer, dem Unterricht nachzukommen, mußte dem Rektor des Öhringer Gymnasiums rechtzeitig mitgeteilt werden wie auch dem jeweiligen Kollegen, damit dieser die Vertretung übernehmen konnte. Auch behielt es sich der Rektor vor, von Zeit zu Zeit den Unterricht zu visitieren. Auch darüber, wie man mit ungehorsamen Schülern umzugehen hätte, wurden 1786 genaue Anweisungen aufgestellt. So sollte den

177 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

178 Wolfram Fischer, S. 197.

179 So betrug im Jahr 1789 die Zahl der Zeichenschüler am Öhringer Gymnasium 45. Wolfram Fischer, S. 197.

180 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

181 Wolfram Fischer, S. 197.

182 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

unartigen Schülern ihre während der Lehrstunden zu Schulden bringende Ungebühr liebreich und wohlmeynend vorhalten und abrathen werden; hätte dies nicht die hofende Wirkung, so wird der unartige Schüler dem Hr. Rector zur Correction angezeigt; und hilft auch dieses nichts, und der Scholar scheint unverbesserlich, so erhält er die *exclusivam*¹⁸³. Diese disziplinarischen Maßnahmen hören sich doch recht human an. Damit die Schüler die Zeichenstunden auch ernst nahmen und nicht den Schlendrian einreißen ließen, mußten Schillinger und Probst über die in seinen Stunden fehlende Scholaren ein Register führen¹⁸⁴, welches dem Rektor vorgelegt werden mußte.

Um die Leistungen der Schüler zu motivieren, wurden jährlich zu Ostern im März oder April Preismedaillen vergeben und Belobigungen ausgesprochen, was dadurch, daß Ludwig Friedrich Carl bei diesen Verleihungen persönlich anwesend war, in seiner Bedeutung aufgewertet wurde. Damit die Preisvergabe möglichst objektiv vor sich ginge, wurden die in dieser Materie am sachverständigsten Personen für diese Aufgabe ausgewählt; das waren natürlich Schillinger und Probst selbst. Um Unabhängigkeit und Objektivität im Urteil zu wahren, wurden die von den Schülern hinsichtlich der Preisverleihung gefertigten Stücke ohne Namen jeweils vom Lehrer der anderen Klasse beurteilt¹⁸⁵. Nachdem das Scholarchat das Urteil geprüft hatte, entschied der Fürst über den Preis. Konnte man sich nicht einigen, welcher Schüler den Preis erhalten sollte, da man beispielsweise zwei Stücke für gleich gut gelungen hielt, so mußte das Los entscheiden¹⁸⁶. Als Leistungsansporn und Motivation und als Auszeichnung der jeweiligen Preisträger wurden die Namen der Preisträger jedesmal im »Oehringer Wochenblatt für privilegierte Stände« veröffentlicht. In diesen Berichten wurde auch angegeben, wofür der jeweilige Schüler den Preis erhielt und worin dieser bestand. Die Prämien wurden nach drei Klassen ausgesetzt, wobei jede ein anderes Thema zeichnerisch zu bewältigen hatte. Während die Preise über die Jahre hinweg gleich blieben¹⁸⁷, änderten sich die Aufgabenstellungen von Zeit zu Zeit geringfügig. Die Themen für die Schillinger-Schüler im Jahr 1787 waren: a) *historische Stücke oder gut gezeichnete*

183 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

184 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

185 Den Namen der Schüler wurde jeweils ein Buchstabe bzw. eine Ziffer zugeordnet und davon Listen angefertigt. Die Beurteilung wurde folgendermaßen geregelt: *Nachdem die in den beyden hiesigen Zeichenschulen gefertigte Probestücke nach Sermi. gnädigsten Befehl den beyden Zeichenmeistern auf folgende Art zur Beurtheilung übergeben worden, daß Herr Baumeister Probst aus der Schillinger[schen] Schule, und Herr Schillinger aus der Probst[schen] Schule die des Preises würdigste Stücke auszuwählen hatte, solches auch von ihnen bewerkstelligt worden, so ward [...] ein Scholarchat Convent aufgestellt, und die sowohl des Preises würdig erklärte, als auch die übrigen Stücke aus jeglicher Schule öffent[lich] vorgeleget. Vgl. hierzu Unterlagen im Archiv des Hohenlohe Gymnasiums, Öhringen, »Acta Schul- und Unterrichtsgegenstände auf dem ehemaligen Gymnasio betr. A. 1779–1795«. Im folgenden zitiert als: A. Ö Gymn. 1779–1790. Auch: Wolfram Fischer, S. 197.*

186 Das geschah beispielsweise 1786 oder 1793, als der erste Preis durch Losentscheid vergeben werden mußte. Vgl.: A. Ö Gymn. 1779–1790 und Privilegiertes Oehringer Wochenblatt, XVtes Stück (1. April 1793), S. 58.

187 1. Klasse: größere und kleinere Medaille; 2. Klasse: größere Medaille; 3. Klasse: kleinere Medaille. Vgl. Veröffentlichungen der Prämierungen im Privilegierten Oehringer Wochenblatt 1788ff.

*Gruppen, b) einzelne menschliche Figuren, Köpfe, c) Landschaften, Vasen, Trophäen*¹⁸⁸.

Soviel zur rein formalen Gestaltung des Zeichenunterrichtes. Aufschlußreich ist die Lehrmethode Schillingers, die einerseits Einblick in das »Arbeitsleben« und die Unterrichtsmethode eines Zeichenlehrers im 18. Jahrhundert generell gibt, andererseits auch Rückschlüsse auf Johann Jacobs eigene Schaffensweise – sehr wahrscheinlich während seiner Ludwigsburger Lehrjahre angeeignet – zuläßt. Bereits während der Verhandlungen um seinen Zeichenlehrerposten wurde Schillinger aufgefordert, Anschaffungsvorschläge zu machen. *Nötig anzuschaffen*, so meinte er daraufhin, seien die *Anfangsgründe von Figuren und dergl., welche in Stuttgart zu bekommen* seien. Zwar präzisierete der Künstler diese Angabe nicht, doch muß man davon ausgehen, daß er damit eines der im 18. Jahrhundert zahlreich verbreiteten Zeichenbücher, mit denen den Laien die Anfangsgründe im Zeichnen nahegebracht werden sollten, handelte, beispielsweise um die Bücher von Johann Daniel Preißler, Akademiedirektor zu Nürnberg, Adrian Zingg¹⁸⁹, Akademiedirektor zu Dresden, oder Christian Ludolph Reinhold¹⁹⁰. Das wohl bekannteste und verbreitetste dieser Bücher war Preißlers »Anleitung zum Nachzeichnen schöner Landschaften«¹⁹¹, die als Fortsetzung seines in den 1720er Jahren erschienenen Buches »Die durch Theorie erfundene Practic«, in welcher in erster Linie eine Anleitung zum proportionsgerechten Zeichnen von Figuren bzw. deren Details wie Köpfen, Armen oder Beinen geliefert wurde, entstanden war¹⁹². Der Lehrgang zum Erlernen des Landschaftszeichnens durch Nachzeichnen war folgendermaßen angelegt: Die ersten sechzehn Tafeln zeigen Äste, Blätter und Baumgruppen in Umrißzeichnungen bzw. schraffierter Manier, die folgenden schematisierte Formen verschiedener Häuser, Ruinen und Landschaften (Abb. 19, s. S. 195) und schließlich die beiden letzten Tafeln Kompositionsmuster und Zusammenstellungen der zuvor aufgeführten Einzeldarstellungen zu neuen Landschaftsbildern. Alle Einzelteile dieser komponierten Landschaften wurden also zuvor zur Einübung vorgeführt, damit der Zeichenschüler diese letzte Stufe, das sogenannte »Formieren« einer neuen Landschaft bewältigen konnte. Der Zeichenlehrgang sollte den Anfänger befähigen, »wohlausgeführte Landschaften braver Meister ›mit größter Leichtigkeit nachzuzeichnen«¹⁹³.

Daß auch Schillinger sich der damals üblichen Lehrmethode des Arbeitens nach Vorlageblättern bediente, zeigen die Anschaffungen von mehreren Kupferstichen

188 A. Ö Gymn. 1779–1790.

189 Adrian Zingg (1734–1816) verfaßte die »Studienblätter für Landschaftszeichner, Leipzig [1811]«.

190 Christian Ludolph Reinhold: Die Zeichen- und Mahlerschule oder systematische Anleitung zu den Zeichen-, Mahler-, Kupferstecher-, Bildhauer- und andern verwandten Künsten, Münster, Osnabrück 1786.

191 Johann Daniel Preißler: Gründliche Anleitung welcher man sich im Nachzeichnen schöner Landschaften oder Prospecten bedienen kan, den Liebhabern der Zeichen=Kunst mitgetheilet und eigenhändig in Kupffer gebracht, Nürnberg 1740. Es wurde als Ergänzung zu seinem didaktischen Werk von 1721/23 über die Zeichenkunst vertrieben.

192 Johann Daniel Preißler: Die durch Theorie erfundene Practic, Nürnberg 1765.

193 Bättschmann: Entfernung der Natur, S. 29.

im Laufe der Jahre für die Zeichenschule. Im Oktober 1781 wurden vom Rektor der Schule, Franz Karl Eggel, auf Schillingers Wunsch sechs italienische Stücke von Giovanni Volpato¹⁹⁴ und vier Landschaftsansichten von Balzer erworben¹⁹⁵. Im Februar 1786 wurden ebenfalls *Zeichnungen und Kupferstiche* angeschafft, die der Öhringer Hofmaler diesmal mit seinem neuen Kollegen Probst auswählte, da sie beide solche *Stücke für nothwendig zu ihrem Behuf* ansahen¹⁹⁶. Der Vorteil dieser Kopiermethode war, wie Wolfgang Kemp schreibt, in erster Linie der geringe Organisationsgrad des Faches. Zurückzuführen sei diese Einstellung auf die fehlende (didaktische) Ausbildung der Lehrer sowie deren Bequemlichkeit, außerdem auf eine gewisse Geringschätzung des Faches überhaupt. Die Hauptaufgabe des Lehrers bestünde in erster Linie darin, als Disponent der Lehrmittel zu agieren und als Wahrer von Zucht und Ordnung aufzutreten¹⁹⁷. Auch Schillingers Rolle als Zeichenlehrer unterschied sich sicherlich nicht wesentlich von dieser Beschreibung. Einmal abgesehen davon, daß es generell kein Berufsbild oder gar eine Ausbildung für Zeichenlehrer gab, brachte auch Schillinger sozusagen als einzige Voraussetzung für seine Anstellung am Öhringer Gymnasium sein Können als Künstler mit. Über die Unterrichtsgestaltung konnte sich Schillinger somit nur an den gängigen Vorbildern orientieren, wie er sie beispielsweise in Ludwigsburg an der Akademie hatte sehen können. Hier wurde regelmäßig nach Bildern kopiert, die die dort lehrenden Professoren sich aus der Ludwigsburger Galerie ausliehen¹⁹⁸. Trotz aller Kritik hatte das Erlernen der Zeichenkunst mittels ständigen Kopierens durchaus seine Vorteile, da dies der »Einübung eines Formenkanons, an dem später die individuelle Naturscheinung gemessen und korrigiert werden konnte«¹⁹⁹, diene. Der Schüler lernte dadurch, daß er erst Einzelteile zeichnen lernen mußte, später sozusagen »sprechen in einer hochentwickelten Sprache«²⁰⁰. Zuletzt soll noch die Bedeutung der Einrichtung einer Zeichenschule in Öhringen für Hohenlohe allgemein angesprochen werden. Ihre Entstehung ist im Zusammenhang mit Reformbestrebungen zu sehen, die Franz Karl Eggel nach seiner Ernennung zum Direktor des Öhringer Gymnasiums im Jahre 1772 in die Wege zu leiten begann. An dem neugeschaffenen Unterrichtsfach des Zeichnens konnte jeder Schüler teilnehmen, wofür er eine Eintrittskarte vom Rektor erhielt, die ihm unentgeltlichen Zutritt zu den vom Fürsten finanzierten Unterricht verschaffte²⁰¹. Als Hauptgründe, weshalb Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen

194 Giovanni Volpato 1735–1803. Ausst. Kat. Bassano del Grappa 1988.

195 A. Ö Gymn., 4. Giovanni Volpato (1735–1803) war einer der bekanntesten und weitverbreitetsten Kupferstecher seiner Zeit; er stach v. a. nach italienischen Meistern. Bei seinen Landschaften orientierte er sich an den gängigen Themen, in erster Linie Ansichten italienischer Gegenden (Tivoli, Rom, Paestum etc.). Bei »Balzer« handelt es sich entweder um Johann (1738–1799), der v. a. durch phantastische Landschaften und Genres bekannt wurde, oder um dessen Sohn Anton (1771–1807), der sich ausschließlich dem Landschaftsstich widmete. *Thieme-Becker*, Bd. 2 (1908), S. 429–430.

196 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

197 Kemp: *Zeichnen und Zeichenunterricht*, S. 283.

198 HStAS, A 21, Bü 1010 (Oberhofmarschallamt).

199 Schoch: *Zeichnungen der Goethezeit*, S. 10.

200 Schoch, S. 12.

201 Wolfram Fischer, S. 197.

jedem Schüler den Zeichenunterricht ermöglichen wollte, sind folgende zu nennen. In den Instruktionen von 1786 für die beiden Zeichenlehrer heißt es, daß durch den Zeichenunterricht *die so manchen Gewerben des bürgerl. Lebens so wohl als anderen Ständen höchst nöthige Zeichnungskunst [. . .] in Stadt und Land verbreitet werden*²⁰² solle. Das Ziel dieses neuen Unterrichts sollte also darin bestehen, die Qualität insbesondere des Handwerks zu verbessern. Denn durch die Vermittlung gründlicher Kenntnisse im Zeichnen wurden die angehenden bzw. fertigen Handwerker einerseits mit neuen Mustern, Modellen oder Ornamenten vertraut gemacht, wodurch die Konkurrenzfähigkeit der eigenen Produkte gesichert werden sollte und konnte. Andererseits konnte der Handwerker selbst erfinderisch werden und durch seine erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten in Perspektive und Proportionen eine größere Genauigkeit bei der Ausführung seiner Arbeiten erzielen. Dieses Hauptziel bestätigt auch Wolfgang Kemp, wenn er über die Zeichenschulen im 18. Jahrhundert allgemein sagt: »Die pädagogische Reflexion des Zeichnens [. . .] bezieht sich ausschließlich auf die Qualifikation des Handwerks«²⁰³. In der Krise des Handwerks und in der im Gefolge der Aufklärung und der bürgerlichen Emanzipation einsetzenden Entwicklung eines allgemeinen Schulwesens sieht er somit auch die Wurzeln der Schulgeschichte des Zeichnens²⁰⁴. Wie ernst es Ludwig Friedrich Carl mit dieser Förderung des Handwerks war, zeigt seine Anordnung, daß sonntags nach dem Gottesdienst Stunden *zum Besten derjenige[n] Gesellen und Lehrlingen, welche von ihren Meistern die Erlaubniß zur Besuchung der Wochenstunden nicht erhalten können*²⁰⁵, abgehalten werden mußten.

Als zweiten Grund darf man nicht vergessen, daß auch Ludwig Friedrich Carl und die anderen hohenlohischen Fürsten von der besseren Ausbildung heimischer Handwerker, die für fürstliche Aufträge gebraucht wurden, profitierten. Durch eine Art Begabtenauslese – diejenigen Schüler, bei denen sich herausstellte, daß sie *keine Anlage* zum Zeichnen besäßen, sollten den Stunden fern bleiben, *um die anderen nicht zu hindern*²⁰⁶ – bestand ferner die Möglichkeit, auch besonders künstlerisch talentierte Schüler von Jugend an gezielt zu fördern und zu Künstlern auszubilden, was dann allerdings nicht mehr in den Aufgabenbereich des Zeichenunterrichtes am Gymnasium fiel, sondern Aufgabe einer Akademie war²⁰⁷. Auch die ab 1786 eingeführte fachliche Aufteilung des Zeichenunterrichtes in Klassen, in denen entweder Malerei oder Architekturzeichnen gelehrt wurde, wodurch eine gezieltere Qualifizierung der Schüler erreicht werden konnte, ist als Ansatz in diese Richtung zu verstehen. Inwiefern bei der Einrichtung des Zeichenunterrichtes auch sozialpädagogische Gründe eine Rolle spielten, nämlich den Kindern der Handwerker, Arbeiter und Armen eine Förderung zukommen zu lassen, und ihnen

202 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

203 Kemp, S. 147.

204 Kemp, S. 175.

205 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

206 HZAN, B 483 Stift Ö, 15.

207 Die meisten Schillinger-Schüler, die die Kunst zum Beruf machten, besuchten ebenfalls später eine Akademie. Siehe hierzu auch Kap. 3.5.

durch Zeichenstunden Pflichtbewußtsein, Ordnungssinn und Wetteifer nahegebracht werden sollte, kann nur vermutet werden²⁰⁸.

Ob insgesamt die mit der Gründung der Zeichenschule verbundenen Absichten auch zum Ziel führten, kann im Detail nicht nachgeprüft werden. Immerhin brachte die Schule doch einige begabtere Schüler hervor, die sich später sogar professionell der Kunst widmeten²⁰⁹. Sicherlich hat aber auch Schillingers Zeichenschule dazu beigetragen, »die international jeweils gültigen Geschmacksmuster bis in die Provinz zu verbreiten«²¹⁰ und auf das Handwerk innovativ zu wirken, wofür die jeweils zeitgemäßen Ausstattungen der fürstlichen Schlösser ein Zeugnis ablegen.

3.4 Schillingers soziale Stellung

Die Frage nach der sozialen Stellung des Künstlers ist deshalb von besonderem Interesse, da sich Ende des 18. Jahrhunderts mit der sogenannten bürgerlichen Emanzipation ein Prozeß vollzog, der nicht nur im Bürgertum ein neues, vorher ungekanntes Selbstbewußtsein entstehen ließ, sondern infolgedessen sich auch die Stellung der Künstler wandelte, vom höfischen Handwerker zum selbständigen Unternehmer. Bestes Beispiel hierfür ist der Stuttgarter Bildhauer Dannecker²¹¹. Eine andere Frage ist die, inwiefern sich mit Schillingers künstlerischem Aufstieg auch ein sozialer vollzog, wie es beispielsweise bei der im 17. Jahrhundert in Hohenlohe bedeutenden Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau der Fall gewesen war. Viele Mitglieder dieser Künstlerfamilie, die ursprünglich dem Handwerkerum angehört hatten, der den »führenden Mittelstand« in Hohenlohe bildete, hatten es durch ihre »weltoffene Haltung, gewandtes Auftreten« und »Anerkennung durch auswärtige Aufträge« geschafft, die Übernahme öffentlicher und Hofämter zu erreichen, wozu sie in den Augen ihrer Mitbürger eben auch geeignet erschienen²¹². Es stellt sich die Frage, ob Johann Jacob Schillinger ebenfalls eine derartige Akzeptanz seitens seiner Mitbürger bzw. natürlich auch seitens des Hofes entgegengebracht wurde.

Ein anderer Gradmesser für die soziale Stellung ist selbstverständlich der finanzielle Aspekt, die Frage, welche Mittel Schillinger zur Verfügung standen oder was er für seine Arbeiten bezahlt bekam. In gewisser Weise sind sogar die Preise, die Schillinger für seine Werke verlangen konnte, ein Indiz dafür, für wie »künstlerisch wertvoll« man ihn einschätzte.

Zuletzt sollte man auch Schillingers Selbsteinschätzung nicht unberücksichtigt

208 Vgl. hierzu: *Kemp*, S. 181.

209 Dazu Kap. 3.5.

210 *Kemp*, S. 186.

211 *Christian von Holst*: Johann Heinrich Dannecker. Der Bildhauer. Ausst. Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1987, Stuttgart 1987; *Ulrike Gauss*: Johann Heinrich Dannecker. Der Zeichner. Ausst. Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1987, Stuttgart 1987.

212 *Grünenwald*: Künstlerfamilie Sommer, S. 276; *Fritz Kellermann* (Hrsg.): Die Künstlerfamilie Sommer. Neue Beiträge zu Leben und Werk. Hrsg. im Auftrag des »Fördervereins Künstlerfamilie Sommer e. V.«, Sigmaringen 1988.

lassen – auch wenn sich aus dem archivalischen Material nur wenige Hinweise darauf ergeben –, denn schließlich wird diese durch die künstlerische und soziale Akzeptanz mitbeeinflusst.

Die finanziellen Verhältnisse Schillingers lassen sich vergleichsweise eindeutig beurteilen. Dabei ist ein Vergleich zu den Einnahmen der Künstler, die beispielsweise am württembergischen Hof angestellt waren, zwar interessant, aber nicht einfach auf die Verhältnisse der kleinen hohenlohischen Fürstentümer übertragbar, wie folgendes Beispiel zeigt. Seit seiner Ausbildung in Ludwigsburg und bereits vor seinem einjährigen Italienaufenthalt arbeitete der Öhringer Künstler mehrfach für die hohenlohischen Fürsten. Seine erste archivalisch faßbare Tätigkeit war die Ausgestaltung des Musikzimmers im Kirchberger Schloß. Damit Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg einen Eindruck von den Preisforderungen gewann, bat er Schillinger darzulegen, wieviel er, gemessen daran, *um welches er im Württembergischen gearbeitet*²¹³ habe, zu verdienen erwarte. Dieser versicherte, daß er normalerweise 1 fl. 30 x, bei weniger anspruchsvollen Tätigkeiten nur 1 fl. erhalten habe. Mit einer solch hohen Summe hatte man von Kirchberger Seite wohl nicht gerechnet. Christian Friedrich Karl meinte stattdessen, daß Schillinger *mit 40 x tägl. gar wohl wird vorlieb nehmen können*; außerdem müsse berücksichtigt werden, daß der Künstler während seines gesamten Aufenthaltes in Kirchberg weder für Kost noch Logis aufkommen müsse²¹⁴. An diesem Beispiel wird nicht nur deutlich, daß in Württemberg offensichtlich höhere Preise galten bzw. verlangt werden konnten, sondern auch, daß Schillinger, obwohl er nicht einmal die Hälfte des geforderten Betrages erhielt, trotzdem nicht allzu schlecht damit bedient war. Für 79 Tage, die er für die Kirchberger Arbeiten benötigte, erhielt er nämlich 52 fl. 40 x, zudem freie Kost und Logis²¹⁵. Da die Künstler als Hofhandwerker galten, war die Bezahlung nach Tages-, Wochen- oder Stundenlohn üblich²¹⁶. Für die Arbeitsmaterialien mußte er ferner ebenfalls nicht aufkommen. Um einschätzen zu können, wie ein solcher Betrag einzuordnen ist, muß man einerseits bedenken, daß damals fast achtzig Prozent des Einkommens für Naturalien verwendet werden mußten. Andererseits scheint in diesem Zusammenhang auch ein Vergleich zu anderen gut verdienenden hohenlohischen Bürgern aufschlußreich. Beispielsweise erhielt der Pfarrer Franz Karl Eggel, 1772 zum Direktor des Gymnasiums in Öhringen ernannt, »die Besoldung seines Vorgängers, nämlich freie Wohnung und jährlich 14 Malter Weizen, 13 Malter Dinkel, 6 Malter Hafer, 2 Fuder Wein und 170 Gulden in bar«, ferner,

213 HZAN, A. Kbg. ⊖ 26 Mm Nr. 29.

214 HZAN, A. Kbg. ⊖ 26 Mm Nr. 29. Zum Vergleich: Der Tageslohn eines Meisters im Jahr 1810 betrug 40 x sowie freie Kost und eine Maß Wein, der eines Tagelöhners zwischen 20 und 24 x einschließlich Kost (ohne Wein). Schillingers Bezahlung fiel also in keiner Weise aus dem Rahmen. *Rausser: Ohrntaler Heimatbuch*, S. 9. Außerdem ließ Fürst Christian Friedrich Karl durchblicken, daß er Schillinger, *wan er billig ist [. . .] noch viel Gold zu verdienen geben könne*. Sich Aufträge für die Zukunft zu sichern, konnte dem Maler also allemal lieber sein als durch Beharren auf seine Forderung diese Möglichkeit für immer auszuschließen.

215 HZAN, A. Kbg. N. Bü 350.

216 *Warnke: Hofkünstler*, S. 170.

»damit er sich nicht schlechter stelle als bisher auf seiner Landpfarrei, 100 Gulden im Jahr dazu«²¹⁷. Bedenkt man, daß Schillinger seit 1779 ein Fixgehalt von 100 Gulden im Jahr für seine Zeichenlehrertätigkeit am Öhringer Gymnasium – für Johann Jacob nur ein sicherer Nebenerwerb – erhielt und durch fürstliche Aufträge stark beansprucht war, so stellte er sich im Vergleich zum Rektor nicht schlechter, eher sogar besser. Im Vergleich zur Besoldung der führenden württembergischen Hofkünstler – Guibal erhielt 3000 Gulden, Harper 1500 Gulden Jahresgehalt – nimmt sich Schillingers Verdienst als Zeichenlehrer freilich bescheiden aus²¹⁸. Allerdings darf man erstens die hohenlohischen finanziellen Gegebenheiten nicht außer Acht lassen, zweitens muß man sich auch vor Augen halten, daß für den Öhringer Künstler nicht allzu viel (zeitlicher) Aufwand mit seinem Lehrberuf verbunden war, da er ihm oft aufgrund auswärtiger Aufträge überhaupt nicht nachkommen konnte. Es ist somit durchaus richtig, wenn Karl Schumm Schillinger als einen wohlhabenden Bürger bezeichnet²¹⁹. Einen finanziellen Rückschritt gab es für Johann Jacob Anfang des 19. Jahrhunderts, und zwar nicht in erster Linie durch die Mediatisierung, wie Schumm feststellt²²⁰, sondern dadurch, daß seine drei Hauptarbeitgeber damals wegfielen: Fürst Ludwig Friedrich Carl von Oehringen starb am 2. Juli 1805, sein Erbe und Nachfolger Fürst Friedrich Ludwig von Ingelfingen, Offizier in preußischen Diensten, zog sich nach seiner Niederlage in der Schlacht von Jena im Oktober 1806 völlig zurück und verbrachte den Rest seines Lebens auf dem oberschlesischen Besitztum in Slawentzitz, und Fürst Christian Friedrich Karl von Kirchberg, schon hochbetagt, zeigte nur noch wenig Interesse für die Kunst. Möglicherweise konnte der Öhringer Hofmaler diese Einbußen durch ein vermehrtes Maß an Aufträgen von privater Seite wieder wettmachen. Belege hierfür haben wir jedoch keine²²¹. Die Besoldung als Zeichenlehrer erhielt Schillinger allerdings bis zu seinem Tod, auch noch als er krankheitsbedingt überhaupt nicht mehr unterrichten konnte²²².

Bereits Anfang der 1780er Jahre hatte es Schillinger wahrscheinlich zu einem gewissen Wohlstand gebracht, ohne den er sich die Hälfte eines Doppelhauses in der neuerbauten Öhringer Karlsvorstadt kaum hätte leisten können. Die ungefähren Kosten für ein solches Doppelhaus beliefen sich nämlich auf fast 8000 Gulden²²³. Ebenso ist der Erwerb dieses neuen Wohnhauses als Indiz für den parallel mit dem künstlerischen verlaufenden sozialen Aufstieg, der ja 1780 mit seiner Ernennung zum Hofmaler einen Höhepunkt fand, als Sinnbild seines

217 *Wolfram Fischer*, S. 160.

218 *Pfeiffer*: Die Bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen, S. 695.

219 *Karl Schumm*: Schillinger, S. 125.

220 *Karl Schumm*: Schillinger, S. 128.

221 *Karl Schumm*: Schillinger, S. 125 und 128, schreibt, daß von Schillinger Werke »in Bürgerhäusern und in einigen Stammbüchern seiner Zeit« zu finden seien. Ferner: »Handwerklich hat Schillinger an der Ausgestaltung bürgerlicher Innenräume mitgearbeitet, und seine Art zu malen ist auch auf Schränken und Truhen zu finden [...] In dieser Zeit [i. e. nach der Mediatisierung] finden wir ihn als Maler der Bürger; er fertigte Portraits, Albumskizzen, und verdiente sein Geld auch im Ausmalen von Gartenhäusern und Wohnräumen.« Woher Schumm dieses Wissen hat, ist fraglich und nicht belegbar.

222 HZAN, A. Ö Domänenkanzlei 46/31.

223 *Grünenwald*: Das Museumsgebäude in der Karlsvorstadt, S. 4.

künstlerischen Ansehens bei Hofe und seiner engen Verbindung zum Fürsten zu werten, da der Öhringer Fürst bei der Vergabe der Grundstücke in der Karlsvorstadt gewichtige Mitsprache besaß. Schillingers neue Wohnung nämlich befand sich damit in unmittelbarer Nachbarschaft zum ebenfalls neuerbauten Palais seines Fürsten Ludwig Friedrich Carl. Daß Schillingers sozialer Aufstieg auch in der Übernahme öffentlicher Ämter, wie es bei einigen Mitgliedern der Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau zutraf, seinen Ausdruck fand, ist allerdings nicht der Fall gewesen.

Wie groß das Ansehen war, das Schillinger im Laufe der Jahre vor allem in fürstlichen Kreisen gewann, zeigen die zahlreichen Besuche, die er von verschiedenen Mitgliedern der hohenlohischen Häuser erhielt. So kam der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg öfters in Schillingers Atelier, um sich persönlich Bilder und Zeichnungen von diesem zeigen zu lassen²²⁴. Auch mit Friedrich Ludwig von Ingelfingen und dessen Sohn August stand er in reger Verbindung²²⁵. Den nachdrücklichsten Hinweis, daß Schillinger es im weiteren Umkreis zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hatte, liefert ein Tagebucheintrag der Prinzessin Sophie zu Hohenlohe-Bartenstein. Sie, die am Bartensteinischen Hof, der als der glänzendste in Hohenlohe galt, das Besondere gewohnt war, schrieb im Januar 1808 folgendes: *Tel j'admirois entre autres les ouvrages de Mons. Schillinger, excellent peintre, chef de l'academie de desin*²²⁶. Dadurch, daß auswärtige Potentaten seine Werkstatt besuchten, bei ihm Bestellungen aufgaben und sich ihn sozusagen für den eigenen Bedarf »ausliehen«, fand eine Einschaltung Schillingers in den zwischenhöfischen Verkehr statt. Durch diese »Gunst« und »fama« wurde die Stellung des Hofmalers gesichert²²⁷. Diese Beispiele zeigen hinreichend, daß die Kunst und die Qualität von Schillingers Arbeiten im Hohenlohischen überaus geschätzt wurden, und er selbst dadurch zu Ansehen und Wohlstand gekommen war sowie einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hatte, ja er in Hohenlohe sogar als eine Berühmtheit bezeichnet werden könnte.

Eng mit Schillingers sozialer Stellung, seinem Ansehen und der Akzeptanz, die er insbesondere von fürstlicher Seite genoß, ist seine Selbsteinschätzung, die einerseits Rückschlüsse über seinen Erfolg zuläßt, andererseits Hinweise auf die Frage liefert, ob auch im Hohenlohischen die im späteren 18. Jahrhundert einsetzende Entwicklung der bürgerlichen Emanzipation, die ihren Ausdruck u. a. auch in

224 Am 10. Dezember 1778 schaute Christian Friedrich Karl die von Schillinger aus Mailand mitgebrachten Zeichnungen an, vier Tage später auch die Gemälde (HZAN, A. Kbg. N. Bd. 72). Am 20. Mai 1799 besuchte er den Öhringer Maler ebenfalls, um sich die *mit Wasser-Farben verfertigte Hohenlohische Prospekte zeigen zu lassen*. (HZAN, A. Kbg. N. Bd. 93).

225 So nahm zum Beispiel Friedrich August 1804, als er bereits in Breslau wohnte, während er sich zu einem Besuch in Öhringen aufhielt, Zeichenunterricht von seinem früheren Lehrer (HZAN, PA Ö 47/3/4). Auch Friedrich Ludwig vergaß bei seinen gelegentlichen Aufenthalten in Öhringen den Hofmaler nicht und besorgte sich bei solchen Gelegenheiten Werke des Künstlers, die er mit nach Breslau nahm. So schrieb beispielsweise Friedrich Ludwig im Juli 1805 von Öhringen aus an seine Tochter in Breslau: *Vom Schillinger bringe ich auch einiges mit*. HZAN, A. Kbg. N. 420.

226 HZAN, Tagebuch der Prinzessin Sophie zu Hohenlohe-Bartenstein (unverzeichnet), Eintrag vom 10./11. Januar 1808.

227 Warnke; Hofkünstler, S. 259–260.

einem neuen Selbstverständnis des Standes der Künstler offenbarte, Einzug finden konnte. Aufschlußreich ist die Beschreibung eines heute nicht mehr existierenden Plafonds, den Schillinger in seinem Haus in der Karlsruhvorstadt malte und der das Thema der Geschichte seiner eigenen Schicksale zum Inhalt hatte. Juncker liefert uns in seinem Aufsatz über den Künstler eine ausführliche Beschreibung: »Die Malerey, eine schöne weibliche Figur in einem großgeworfenen Gewande, sitzt da, und malt sein Porträt, das auf einem kleinen Piedestal zu stehen scheint, in welches der Genius der Bildhauer-Kunst, Schillingers Namen meißeln will. Das Porträt ist noch nicht vollendet; der Name nur, bis auf I. I. S. eingegraben; so erscheint plötzlich [...] der Neid in seiner Doppelgestalt – dumm und boshaft schädlich. Der dumme Neid mit einer Zakken-Krone und Esels-Ohren, bestrebt sich, ein schweres dickes Tuch über das Porträt zu ziehen, um es zu verhüllen. Der boshafte Neid [...] hackt mit der rechten Hand, plump den Arm des kleinen Genius, der eben an seinem S meiselt, und zieht ihn zurück. Der Genius fährt erschrocken zusammen, die Malerey scheint zurück zu beben. Aber Minerva, die Schutzgöttin, erscheint aus den Wolken, mit vorgehaltenem Schilde, mit empor gehobener Lanze, und nimmt sich der Kunst, gegen den Neid, an. Seitwärts dieser Scene heben zwey beflügelte Gracien, das Schillingerische Wappen empor, um es an einer Pyramide zu befestigen! Unten am Fuß des ganzen Stücks, nagt ein Schlangen-Ungeheuer an hin und her zerstreuten Skizzen«²²⁸. Tut man eine solche Darstellung nicht als bloße Künstlerattitude ab, so ist diese als Indiz dafür zu werten, daß Schillinger sich einerseits seiner als Hofkünstler herausgehobenen Stellung durchaus bewußt war, andererseits auch von der künstlerischen Qualität seiner Arbeiten überzeugt war.

Für diese Einschätzung spricht auch, daß Schillinger zu einem der ersten Künstler gehörte, der einen Teil seiner Gemälde zu der im Jahr 1812 ersten in Stuttgart stattfindenden Kunst- und Gewerbeausstellung anmeldete und ausstellte²²⁹, während ein Großteil der Teilnehmer erst nach der Eröffnung den Mut fand, die Schüchternheit, wie Gottlob Heinrich Rapp rügend bemerkte, abzulegen und ebenfalls Werke der Öffentlichkeit zu zeigen – und damit möglicherweise der Kritik auszusetzen²³⁰. Vielleicht hing diese Zurückhaltung nicht nur mit der Neuartigkeit einer solchen Veranstaltung zusammen, sondern auch mit der ursprünglich geplanten, letztendlich aber nicht durchgeführten Absicht, für herausragende Werke Preise auszusetzen²³¹. Aber auch ohne Preise war jeder weniger bekannte Künstler dem Vergleich mit bereits etablierten Malern, Bildhauern oder Kupferstechern ausgesetzt, die ja ebenfalls ausstellten. Bei den Malern waren so klingende Namen wie Philipp Friedrich von Hetsch, Christian Gottlieb Schick, Johann

228 Juncker, S. 22.

229 Anfangs hatten (inklusive Schillinger) nur fünf Maler Werke gemeldet, die anderen zahlreichen Teilnehmer gehörten zur Gruppe der »Fabrikanten und Professionisten«. Vgl.: *Schwankl*: Das württembergische Ausstellungswesen, S. 28.

230 Rapp: Erste Kunstaustellung in Stuttgart, S. 506.

231 *Schwankl*, S. 31/32.

Baptist Seele, Eberhard Wächter oder Karl Heideloff vertreten²³². Johann Jacob Schillinger scheint jedenfalls den Vergleich mit diesen Kunstgrößen nicht gescheut zu haben.

Als Indiz dafür, für wie wertvoll im wahrsten Sinne des Wortes Schillinger seine eigenen künstlerischen Schöpfungen hielt, mag man die Preise nehmen, die er für diese verlangte. Ist seine bereits erwähnte, nicht realisierte Forderung für seine Kirchberger Arbeit im Jahr 1776 auf mangelnde Erfahrung, was die hohenlohischen Fürsten überhaupt in finanzieller Hinsicht zu leisten bereit und imstande waren, zurückzuführen, so weist ein Beispiel aus späterer Zeit, als er sich als Künstler etabliert hatte, in eine andere Richtung. Mit steigendem Erfolg und zunehmender Bekanntheit verband der Öhringer Künstler nämlich durchaus auch steigende finanzielle Einnahmen. Als er 1804 für Friedrich Ludwig in Breslau tätig war, mußte der Auftraggeber feststellen, daß Schillinger *sehr viel theurer geworden, als er sonst war*²³³. Auch seine Landschaftsgouachen, die er früher in Öhringen für *einen halben Fr. Duc. gegeben, waren um das dreifache theurer worden. Er ließ sich nämlich hier drei Ducaten für das Stück bezahlen*²³⁴. Schon zehn Jahre zuvor hatte der Öhringer Maler Ärger erregt, als er einen recht hohen Preis für zwei bemalte Kelchdeckel für die Orendelsaller Kirche verlangte.

Inwiefern Schillinger wie beispielsweise seine Berufskollegen in Stuttgart einen Wandel im eigenen Selbstverständnis durchlief, ist nicht leicht zu beurteilen. Die Stuttgarter Künstlerschaft – bestes Beispiel ist der bekannte und bereits erwähnte Bildhauer Dannecker – hatte es seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert geschafft, »sich immer mehr ihrer selbst bewußt zu werden [...] und sich, bei aller traditionellen Achtung, die sie dem angestammten Herrscherhaus schuldig blieb, immer mehr höfischer Bevormundung und der Abhängigkeit vom Hofe zu entziehen«²³⁵. Forciert wurde dieser Prozeß auch durch den Tod Carl Eugens, der für die Künstler den wichtigsten Auftraggeber gestellt hatte. Der Künstler hatte einen neuen Stellenwert bekommen, er zählte nicht mehr, wie noch vor einer Generation, zum Handwerkerstand, sondern zur Oberschicht. Sichtbares Zeichen dieser neuen Entwicklung waren die von dieser Schicht eingerichteten sogenannten offenen Häuser, in denen sie sich zu regem geistigen und kulturellen Austausch traf. Wesentlicher Ausgangspunkt für diese bürgerliche Emanzipation waren die v. a. über die Stuttgarter Hohe Karlsschule verbreiteten Ideen der Aufklärung.

Betrachtet man im gleichen Zeitraum die politische und gesellschaftliche Situation in Hohenlohe, so muß man feststellen, daß dort in keinem Landesteil die geistige Bewegung der Aufklärung besonderen Niederschlag gefunden hätte. Die hohenlohischen Fürsten »strebten weniger, ihre Landeskinder aus den Banden des Aberglaubens und der Unwissenheit zu befreien, als ihnen Glauben, Sitte und Ordnung

232 Rapp: Erste Kunstaussstellung in Stuttgart, S. 506–507 und S. 521–522.

233 HZAN, PA Ö 26/6/2.

234 HZAN, PA Ö 26/6/2.

235 Bernhard Zeller: Gottlob Heinrich Rapp und das kulturelle Leben in Stuttgart um 1800, in: ZWLG 31 (1972), S. 295.

zu erhalten«²³⁶. Auch der eigentliche Träger der Aufklärung, das akademische Bürgertum, war im »Land der Bauerndörfer und Schlösser« nicht gerade zahlreich vertreten und darüber hinaus in seinen Ansichten sehr traditionell gesinnt²³⁷. Auch Schillingers Biographie bringt keinen Hinweis darauf, daß er sich jemals mit den geistigen Strömungen seiner Zeit auseinandergesetzt und infolgedessen eine Neuorientierung im Vergleich zu seiner traditionsgebundenen Stellung als Hofkünstler gesucht hätte; allerdings – das muß man gerechterweise hinzufügen – hätte es für einen solchen Schritt auch keinen Anlaß gegeben, da ihm seine Stellung am Hofe die nötige Existenzsicherheit brachte, die sich die Stuttgarter Künstler nach dem Tode Carl Eugens und der danach erfolgten Aufhebung der Hohen Karlschule erst neu suchen mußten. Nicht nur die persönliche Entwicklung, sondern vor allem die Gegebenheiten in Schillingers hohenlohischer Heimat lassen ihn eher als einen traditionellen Künstler erscheinen, wobei man aber nicht vergessen sollte, daß er insbesondere von fürstlicher Seite hohes Ansehen genoß.

3.5 Schüler und Nachwirken

Die Bekanntheit und Bedeutung eines Künstlers zeigt sich nicht zuletzt an der Zahl seiner Schüler, von denen bekannt ist, daß sie es ebenfalls schafften, Karriere zu machen und somit einen gewissen Nachruhm ihres Lehrers sicherten. In der Literatur findet man allerdings nur einen einzigen Hinweis auf einen Maler, der als Schüler des Öhringer Hofmalers genannt wird, nämlich den Maler Friedrich Christian Wagner²³⁸. Gemessen an der Zahl der Schüler, die im Laufe der Zeit die Zeichenstunden Schillingers am Öhringer Gymnasium besuchten – wenn auch nicht in erster Linie, um eine Laufbahn als Künstler einzuschlagen –, wäre es ziemlich verwunderlich, wenn sich unter diesen Schülern kein einziges Talent befunden hätte. Den wichtigsten Hinweis zur Beantwortung dieser Frage liefern die Veröffentlichungen der jährlichen Preisträger im Privilegirten Öhringer Wochenblatt²³⁹. Die Durchsicht ergab Hinweise zu weiteren Künstlern, in deren Biographie in der bisher erschienenen Literatur hinsichtlich einer Schülerschaft bei Johann Jacob Schillinger überhaupt keine Angaben und Hinweise zu erfahren waren. Im folgenden sollen diese Schillinger-Schüler kurz biographisch behandelt werden, auf eventuelle künstlerische oder stilistische Zusammenhänge der sich aus dem Lehrer-Schüler-Verhältnis ergebenden Beziehung kann allerdings aufgrund der mangelnden Erschließung der Werke dieser Schüler nicht eingegangen werden. Einer von den ehemaligen Preisträgern, die später eine künstlerische Laufbahn

236 Wolfram Fischer, S. 215.

237 Wolfram Fischer, S. 216.

238 Füßli, Teil 2 (1813), S. 4068; Nagler, Bd. 21 (1855), S. 55; Pfeiffer, S. 723; Thieme-Becker, Bd. 35 (1942), S. 34; Nagel, S. 123.

239 Zur Verfügung standen mir die Jahrgänge von 1788 bis 1795 aus dem Archiv des Hohenlohe-Gymnasiums. Die Durchsicht ergab die Anzahl von 49 Schülern (die dort übrigens mit vollem Vor- und Zunamen aufgeführt wurden), denen ein Preis oder eine Belobigung zuteil wurde. Anhand aller einschlägigen Künstlerlexika wurde dann von mir überprüft, ob ein Schüler eine künstlerische Laufbahn eingeschlagen und es zu einer gewissen Bekanntheit gebracht hatte.

einschlugen, war Carl Ludwig Friedrich Viehbeck. 1788 erhielt er, der aus Rüdenhausen stammte, in Schillingers erster Klasse für die Zeichnung einer »Gruppe, die Hinschleppung des Apostels Andreas zum Kreuz vorstellend, nach Carlo Morato«²⁴⁰ den ersten Preis. Ein Jahr später waren seine in der Zeichenschule erbrachten Leistungen ebenfalls einer lobenden Erwähnung bei der jährlichen Preisvergabe wert²⁴¹. Über sein Leben ist kaum etwas bekannt²⁴². Als sein Geburtsdatum wird das Jahr 1769 angegeben²⁴³, sein Geburtsort ist unbekannt. Wohl in den 1790er Jahren oder etwas später muß er Hohenlohe verlassen und sich in Österreich niedergelassen haben, wo er eine militärische Laufbahn einschlug und bis zum K. K. Hauptmann aufstieg. Daneben machte er sich als Aquarellist und als Zeichner »einen rühmlichen Namen«²⁴⁴; viele seiner Veduten und Landschaftszeichnungen von österreichischen Gegenden dienten als Stichvorlagen. So bildeten sechs seiner österreichischen Ansichten Grundlagen für lithographische Illustrationen zu F. M. Vierthalers »Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich«²⁴⁵. Ferner vollendete Viehbeck 1820 einen Zyklus von 72 Aquarellen, welche ebenfalls Ansichten von Gegenden Österreichs darstellten. Diese wurden dann von K. Rahl und J. A. Klein 1820 gestochen und erschienen unter dem Titel »Malerische Reise durch die schönsten Alpengegenden des österreichischen Kaiserstaates«²⁴⁶. Viehbeck starb am 18. Januar 1827 in Wien.

Ein weiterer Schillinger-Schüler war Johann Heinrich Stürmer, der 1775 als Sohn des in Kirchberger Diensten stehenden Kammerdieners Friedrich Stürmer geboren wurde²⁴⁷. Er besuchte ebenfalls die Öhringer Zeichenschule bei Schilling und

240 Privilegiertes Öhringer Wochenblatt vom 21. März 1788. Gemeint war sicherlich Carlo Maratta (1625–1713), ein Hauptmeister der Malerei des römischen Spätbarock.

241 Privilegiertes Öhringer Wochenblatt vom 1. Mai 1789.

242 Die folgende Biographie stützt sich auf die Angaben in folgenden Künstler- bzw. biographischen Lexika: Nagler, Bd. 20 (1850), S. 229; *Constant von Wurzbach: Biographisches Lexicon des Kaisertums Österreich, Neunundvierzigster Theil*, Wien 1884, S. 275–276; *Thieme-Becker*, Bd. 34 (1940), S. 335. Wurzbach (S. 275): »Ueber Lebens- und Bildungsgang des in Rede Stehenden fehlen uns alle Nachrichten.« Das gilt stellvertretend leider für alle anderen Lexika ebenfalls.

243 *Thieme-Becker*, Bd. 34 (1940), S. 335. Ebenso ist sein Todesdatum hier entnommen.

244 Nagler, Bd. 20 (1850), S. 229.

245 *Franz M. Vierthaler: Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich*, Wien 1816; siehe auch: *Thieme-Becker*, Bd. 34 (1940), S. 335.

246 *Thieme-Becker*, Bd. 34 (1940), S. 335. Zu den Landschaftsbildern zählten Ansichten von Mödling, Lichtenstein, Merkenstein, die Brücke und das Schloß Schönau bei Baden, die Aussicht bei der gotischen Brücke im Park zu Laxenburg, Ansichten von Hallstadt und Attrosee sowie zwei Landseen im Gebirge (Nagler, Bd. 20 [1850], S. 229). *Constant von Wurzbach* schreibt ferner (S. 275–276): »Anfangs erschienen nur Ansichten aus Oberösterreich und Salzburg. Aber trotz der bedeutenden Theilnahme, deren sich diese Blätter erfreuten, würde sich Viehbeck doch genöthigt gesehen haben, dieselben nur nach einem beschränkten Plane auszuführen, wenn nicht Se. Majestät der Kaiser mittels eigenen Cabinetschreibens aus Troppau vom 20. Dezember 1820 dem Künstler eine wahrhaft kaiserliche Unterstützung hätte angedeihen lassen, wodurch derselbe in den Stand gesetzt wurde, die Sammlung auch noch auf die schönsten Gegenden Tirols auszudehnen und einen Cyclus der malerischen Ansichten der Monarchie zu liefern [...] Das Werk, das sich den besten landschaftlichen Arbeiten der Engländer und Franzosen jener Zeit an die Seite stellte, [...] umfaßte 72 Blätter, von denen eine stattliche Folge 1822 auf der Jahresausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste bei St. Anna in Wien zu sehen war.«

247 Vgl. hierzu: HZAN, A. Kbg. Bd. 102 (Eintrag vom 26. März 1808): *Friedr. Stürmer v. hier, geboren d. 23. Dec. 1729, ein Hof-Schneiders Sohn u. gelernter Schneider, trat als Lakay in hiesige Dienste a. 49.*

erhielt im April 1790 in dessen Klasse den ersten Preis²⁴⁸. 1791 erwarb er sich nochmals »öffentliches Lob«²⁴⁹. Zum ersten Mal als selbständiger Maler trat er 1798 in Erscheinung, als Reparaturen im Salon und Cabinet des Kirchberger Schlosses durchgeführt werden mußten. Damals malte er ein Medaillon neu, außerdem Säulen und Gesimse²⁵⁰. Kurz darauf wurde er Schüler der Akademie in Augsburg, ließ sich dann in Göttingen, anschließend in Berlin nieder, wo er auch bis zu seinem Tod im Jahr 1855 lebte. In Berlin wurde er 1816 Mitglied in der dortigen Akademie²⁵¹. Sein künstlerisches Schaffen war breit gefächert: Stürmer malte Historien, Genrebilder, Landschaften, Bildnisse und Dekorationen²⁵². Zwischen 1802 und 1848 nahm er regelmäßig an den Ausstellungen der Berliner Akademie teil. »Seine Bilder«, schrieb Nagler, »zeichnen sich durch Wahrheit der Darstellung und durch schöne Färbung aus. Sehr anziehend sind seine landschaftlichen Darstellungen, in welchen auch die Staffage bedeutsam ist. Er wählte irgend eine Scene, und brachte geschichtlich merkwürdige Gebäude oder Ruinen an, mit wirkungsvoller Beleuchtung«²⁵³. Eine solche Beschreibung erinnert an die Landschaftsbilder seines Lehrers Schillinger. Einige von Stürmers Werken sind auch heute noch in öffentlichen Sammlungen vertreten, so ein Knabenbildnis von 1808 und ein Selbstbildnis von 1847, die sich in der Städtischen Kunsthalle in Mannheim befinden, und ein Gemälde seiner Gattin mit seinen zwei Söhnen, das dem Museum in Wiesbaden gehört²⁵⁴. Diese beiden Söhne, Karl (1803–1881) und Ludwig Wilhelm (geb. 1812), ergriffen übrigens ebenfalls den Beruf ihres Vaters und machten sich einen Namen²⁵⁵.

Friedrich Christoph Dietrich²⁵⁶, der am 3. April 1779 in Öhringen als Sohn eines

wurde *Camer Lakay a. 63 u. Camer Diener a. 70. Dienstunfähig im Herbst a. 806. Starb heute früh. Er hinterlässt 3 Söhne u. 2 Töchter von seiner d. 15. May 1799 verstorbenen Frau.* Bei der folgenden Biographie beziehe ich mich auf folgende Literatur: Nagler, Bd. 17 (1847), S. 516–517. Singer, Bd. 4 (31901), S. 361. Thieme-Becker, Bd. 32 (1938), S. 241.

248 Privilegirtes Oehringer Wochenblatt vom 23. April 1790.

249 Privilegirtes Oehringer Wochenblatt vom 22. April 1791. Daß Stürmer in Öhringen lernte, wird übrigens auch bei Singer (Bd. 4, 31901, S. 361) erwähnt; auf seinen Lehrer Schillinger gibt er allerdings keinen Hinweis.

250 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 217.

251 Laut Nagler, Bd. 17 (1847), S. 517, war Stürmer bereits seit 1810 Mitglied der Akademie.

252 Zu seinen Genrebildern gehörten unter anderem »mehrere sehr lebendig aufgefaßte militärische Scenen, deren einige als geschichtliche Episoden aus den Befreiungskriegen zu betrachten sind, da irgend ein Held den Mittelpunkt des Drama bildet. In der früheren Zeit malte er gerne romantische Scenen, wozu ihm Dichter und Novellisten den Stoff boten.« Ferner war er bei der Ausschmückung des Fest- und Konzertsaaes im neuen Theater zu Berlin tätig. Nagler, Bd. 17 (1847), S. 517.

253 Nagler, Bd. 17 (1847), S. 517.

254 *Schweers*, Bd. 2, S. 979.

255 Vgl. Thieme-Becker, Bd. 32 (1938), S. 241–242, und Nagler, Bd. 17 (1847), S. 517–519. Carl Stürmer half u. a. Cornelius bei der Ausmalung der Glyptothek und der Ludwigskirche in München und wurde von Schinkel mit der Ausführung eines Teils der Fresken im Alten Museum in Berlin beauftragt. Sein Bruder Ludwig Wilhelm war als Bildhauer tätig.

256 Bei der Biographie stützte ich mich auf folgende Literatur: Singer: Nachträge und Berichtigungen (31906), S. 72; Thieme-Becker, Bd. 9 (1913), S. 263. Außerdem gewährte mir Herr W. Beutter, Neuenstein, dankenswerter Weise Einblick in seinen auf archivalischer Grundlage gearbeiteten und in diesem Jahr erscheinenden Aufsatz über Hofkünstler zur Schillinger-Zeit, in dem er ferner auch Friedrich Christian Wagner und Christian Friedrich Schillinger behandelt.

Hofgoldschmiedes geboren wurde, besuchte zwar nicht Schillingers Zeichenunterricht, sondern den des Kollegen Franz Xaver Probst, erhielt aber, wie bereits erwähnt, privaten Unterricht von dem Öhringer Hofmaler. Nachdem 1793 Fürst Ludwig Friedrich Carl von Oehringen die Bezahlung des Lehrgeldes für Dietrich noch mit der Begründung abgelehnt hatte, daß es an ausgebildeten Malern in Öhringen und Umgebung nicht fehle, wurden ihm 1796 und 1797 auf Stiftskosten doch Sonderstunden bei Johann Jacob Schillinger bewilligt²⁵⁷. 1799 ermöglichte der Öhringer Fürst dem angehenden Künstler Dietrich dann sogar einen Studienaufenthalt in Dessau. Dort lernte er, der er sich mittlerweile auf die Kupferstechkunst verlegt hatte, wohl bei Carl Wilhelm Kolbe.

1801 kehrte er nach Öhringen zurück, wo ihm Ludwig Friedrich Carl 542 fl. lieh, »damit er mit seinen Kunstarbeiten den Anfang machen könne«; auch zu seinem Hofkupferstecher ernannte er ihn²⁵⁸. Der am Öhringer Hof lebende Prinz Wilhelm Friedrich zu Hohenlohe-Langenburg berichtete 1802 seinem regierenden Neffen über einige Kunstwerke von Dietrichs Hand; dazu gehörten u. a. ein »Ecce Homo« und einige schön ausgearbeitete, jedoch recht teure englische Kopien. Diese Tatsache veranlaßte den Prinzen schließlich auch zu der Vermutung, daß der Künstler wohl im Hohenlohischen nicht viel Geld werde machen können. Diese Ahnung bewahrheitete sich, denn 1806 geriet der Hofkupferstecher in Konkurs und verließ Öhringen. Damals versuchte die fürstliche Hofkammer, der vom inzwischen verstorbenen Öhringer Fürsten in Auftrag gegebenen Kupferstiche von »hohenlohischen Gegenden« habhaft zu werden, was allerdings nicht gelang. Dietrich hatte, wie die Stadtvogtei berichtete, nur einige wertlose Gemälde, nicht aber die bestellten Veduten zurückgelassen. Möglicherweise gehörte zu diesen Blättern auch eine Ansicht von Langenburg, die sich inzwischen im Besitz der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart befindet²⁵⁹. Ob Dietrich während dieses Zeitraums auch an der Kaiserlichen Akademie in Augsburg unter J. D. Herz von Herzberg jr. und in Karlsruhe in der Werkstatt des Aquatintaätzers Chr. Haldenwang lernte, wie im Künstlerlexikon von Thieme und Becker geschrieben steht, ist fraglich²⁶⁰.

Christoph Friedrich Dietrich ging, nachdem er Öhringen verlassen hatte, zunächst nach Amsterdam, zwischenzeitlich hielt er sich in London und Berlin auf, wo er jeweils für verschiedene Verlage Radierungen anfertigte. 1817 berief ihn dann der polnische Unterrichtsminister Graf Potocki zur Ausführung von vierundzwanzig Aquatintaätzungen für das Krakauer Grabmälerwerk »Monumenta Cracoviensia Regum Poloniae«²⁶¹ nach Polen. Bereits 1820 wurde Dietrich zum königlich polnischen Jagdmeister ernannt, 1825 übernahm er das Inspektorat an der War-

257 HZAN, Öhringer Stiftsrechnungen 1796/97.

258 Im März 1802 kaufte beispielsweise Christian Friedrich Karl für 5 fl. 30 x einen illuminierten »Prospekt« von Öhringen von Dietrich. HZAN, A. Kbg. N. Bü 356.

259 Michels: Ansichten aus Hohenlohe, S. 86–87, Abb. 31.

260 Thieme-Becker, Bd. 9 (1913), S. 263. Hiernach soll Dietrich »um 1804–06« bei Haldenwang gelernt haben.

261 Monumenta Cracoviensia Regum Poloniae, Warschau 1822–1824.

schaer Hauptkreditanstalt. Seine Stechertätigkeit betrieb er ebenfalls weiterhin rege, wobei er vor allem Architekturveduten und Portraits anfertigte. Zuletzt lebte er als Rentner in Łódz, wo er am 25. Mai 1847 bei einer Typhusepidemie ums Leben kam.

Eingangs bereits erwähnt wurde Friedrich Christian Wagner²⁶². Er wurde 1763 in Eschenau als Sohn eines Kaufmanns geboren. Füßli schreibt, daß Wagner »die Anfangsgründe bey Schilling zu Oehringen« gelernt und dann weiter »unter Guibal zu Stuttgart« ausgebildet worden sei²⁶³. 1782 finanzierte ihm Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ein Stipendium für einen zweijährigen Italienaufenthalt, um sich dort, wie er in der Verpflichtungserklärung schrieb, im Portraitmalen und in der Baukunst tüchtig und brauchbar zu machen. Der Ingelfinger Fürst ermöglichte Wagner 1787 auch einen Aufenthalt in Dresden, wo er in der dortigen Galerie viele Gemälde, vor allem Landschaften, kopiert haben soll. Nachdem Wagner bereits ein Jahr später Dresden verlassen hatte, hielt er sich 1789 in Breslau auf und kehrte 1791 nach Ingelfingen zurück. Der dortige Salinen- und Baudirektor Johann Georg Glenck schrieb im Juli 1791 wenig freundlich über den Maler an Friedrich Ludwig, daß die Ingelfinger Bevölkerung von Wagners Kunst nicht allzu viel halte: »Ein Teil verhöhnen seine Kunst und geben ihm den Rang der Kopisten.« Fürst Heinrich August schenkte dieser Kritik allerdings wenig Aufmerksamkeit und ernannte Wagner 1792 zum Sekretär und Hofmaler. Auch zum »Zeichnungsmeister« wurde er an der von Friedrich Ludwig neu geschaffenen Zeichnungsschule in Ingelfingen berufen²⁶⁴. Bereits 1797 verstarb der mit einer Ingelfinger Wirtstochter verheiratete Maler erst vierunddreißigjährig.

Zuletzt sollte man Johann Jacob Schillingers Sohn, den 1788 in Öhringen geborenen Christian Friedrich Schillinger, nicht vergessen²⁶⁵. Zwar existieren keine archivalischen Hinweise darauf, daß er bei seinem Vater gelernt habe, aber es liegt recht nahe, daß dieser ihn in die Malkunst einführte. 1806 wurde er, kurz vor der Mediatisierung, zum – letzten – Hofmaler in Öhringen ernannt²⁶⁶. Allerdings hatte Christian Friedrich kaum Gelegenheit, dieses Amt auszuführen, da er bereits wenig später zum württembergischen Militär ausgehoben wurde, wo man sich sein zeichnerisches Talent zu Nutze machte und ihn als Guide im Ingenieurkorps einsetzte. Nach seiner Entlassung schlug Schillinger jr. die Beamtenlaufbahn ein und wurde am 18. April 1816 zum Oberumgelder im Kameralamtsbezirk Brackenheim ernannt²⁶⁷. Er starb 1822 nur ein Jahr nach seinem Vater in Brackenheim. Diese Kurzbiographien ehemaliger Schillinger-Schüler zeigen einerseits, daß bisher vor allem deren Jugend- und Ausbildungszeit in der einschlägigen Literatur

262 Die Biographie beruht auf folgender Literatur, deren Angaben archivalischer Überprüfung zumeist nicht standhalten: *Füßli*, II. Theil (1813), S. 4068; *Nagler*, Bd. 21 (1851), S. 55; *Thieme-Becker*, Bd. 35 (1942), S. 34; *Nagel*, S. 123; siehe ferner Anm. 256 zu der bei Dietrich verwendeten Literatur.

263 *Füßli*, II. Theil (1813), S. 4068.

264 *Adolf Fischer*, II. Tl. (1871), S. 311.

265 Vgl. Anm. 256 zu der bei Dietrich verwendeten Literatur. Ferner existiert ein kurzer Lebenslauf, den Joseph Albrecht angefertigt hat. HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III].

266 HZAN, PA Ö 118/4/33. Vgl. Kap. 3.1.

267 HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [III]. Vgl.: Regierungsblatt von 1816, S. 100.

fehlerhaft oder gar nicht dargestellt wurden. Viel wichtiger in diesem Zusammenhang ist jedoch, daß der Lebenslauf jedes einzelnen besprochenen Malers deutlich macht, wie schwierig es für einen Künstler zu Lebzeiten Schillingers war, im Hohenlohischen ein ausreichendes Auskommen zu finden. Allein aus diesem Grund waren begabte Maler zur Zeit und in der Nachfolge Schillingers gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, da die einzige Möglichkeit der wirtschaftlichen Sicherheit dadurch erreicht werden konnte, ein Amt als Hofmaler zu übernehmen. Die Zahl solcher Ämter war in den kleinen hohenlohischen Fürstentümern sehr klein – am Öhringer Hof gab es zwei Hofmaler – oder gar nicht vorhanden, wie in Kirchberg. Zudem waren diese Posten natürlich auf Lebenszeit besetzt.

Ein weiterer Grund, weshalb die Lehrerschaft Schillingers in fast allen Fällen nicht bekannt war, ist, daß eine Zeichenschule zwar Grundlagen der Malerei vermitteln konnte, allerdings nicht den künstlerischen Stellenwert einer Akademie besaß, wo die Professoren auch stilbildend auf ihre Schüler wirken konnten und sich so eher einen gewissen Nachruhm sichern konnten. Auch hierin mag ein relativ schnelles Vergessen des Künstlers Schillinger nach seinem Tod bedingt sein.

Zwar lieferte noch der bekannte hohenlohische Schriftsteller Karl Julius Weber 1826 in seinem Buch »Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen«²⁶⁸ eine kurze Biographie über Schillinger und schrieb, daß dieser »unter glücklichern Umständen unter den berühmten Malern glänzen würde«²⁶⁹. In der Oberamtsbeschreibung von Öhringen wurde er sogar als »genialer Künstler«²⁷⁰ bezeichnet, doch später geriet der ehemalige Öhringer Hofmaler völlig in Vergessenheit, sicherlich auch deshalb, weil sich viele seiner Werke nicht erhalten haben.

4. Das künstlerische Werk

4.1 Einzelwerke

Bei der sich anschließenden Betrachtung der Einzelwerke Schillingers sollen all diejenigen Gemälde genauer behandelt werden, die entweder von vornherein als Einzelkunstwerke geschaffen wurden, oder bei denen ein bestimmter künstlerischer Kontext – beispielsweise als Altarblatt oder Tapetenmalerei – nicht nachweisbar ist.

Dabei kristallisieren sich zwei Sujets heraus: Landschaft und religiöse Darstellungen. Von den zahlreichen Historienmalereien, mit denen sich Schillinger offenbar vor allem in seinem Frühwerk befaßte, sind keine erhalten oder auffindbar²⁷¹. So haben wir es wohl vor allem mit den Werken der mittleren Schaffensphase und

268 *Karl Julius Weber: Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*, 1. Band, Stuttgart 1826.

269 *Weber*, S. 311.

270 *Beschreibung des Oberamts Oehringen*, S. 125.

271 *Nagler*, Bd. 15 (1845), S. 234, schreibt ebenfalls, Schillinger habe sich »nur in seiner früheren Zeit die Historienmalerei zur Hauptaufgabe gemacht«, und daß man »später [...] den Künstler als Landschaftsmaler gerühmt« fände.

dem Spätwerk des Künstlers zu tun, da die Darstellungen religiöser Themen ebenfalls erst in späteren Jahren entstanden²⁷². Auch in dieser Hinsicht unterscheiden sich die hier zu besprechenden Werke von denen, in einer zweiten Hauptgruppe aufgeführten, Werken in den hohenlohischen Schlössern und Kirchen, von denen die frühesten erhaltenen Anfang der 1780er Jahre zu datieren sind.

4.1.1 Landschaftsbilder

Den Schwerpunkt des erhaltenen Œuvres von Johann Jacob Schillinger bilden die zahlreichen Landschaftsdarstellungen, für die er geradezu bekannt war²⁷³. Schon das Morgenblatt für gebildete Stände von 1816 rühmte ihn hierfür, indem es schrieb: »Schillinger male herrliche Landschaften in Oel und Gouache, habe eine freie und fertige Hand und wisse vorzüglich pikante Effekte hervorzubringen«²⁷⁴. Daß sich der Öhringer Künstler schwerpunktmäßig mit der Landschaftsmalerei auseinandersetzte, ist für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts geradezu exemplarisch, in dem dieses Sujet einen bis dahin nie gekannten Rang in der Malerei einnahm²⁷⁵. Von der Vielzahl seiner Darstellungen sind im folgenden die wichtigsten und auffälligsten Typen und Themen ausgewählt.

4.1.1.1 Ansichten hohenlohischer Städte

Zu Schillingers Œuvre gehören auch drei Gouachen, die Ansichten hohenlohischer Städte zeigen. Mit ziemlicher Sicherheit gehen sie auf einen Auftrag Christian Friedrich Karls zurück, der sich im Mai 1799 solche *mit Wasser-Farben gefertigte Hohenlohische Prospekte* bei Schillinger zeigen ließ²⁷⁶. Daß gerade diese Bilder gemeint sind, belegt ferner die Tatsache, daß auf dem Kirchberger Blatt die steinerne, fünfbogige Brücke über die Jagst zu sehen ist, die erst im Jahr 1799 fertiggestellt wurde²⁷⁷. Welchen Auftrag Schillinger genau auszuführen hatte, ist jedoch nicht ganz klar, da nur die Ansichten Kirchbergs und Künzelsaus bekannt sind. Da die Arbeiten für den Kirchberger Fürsten bestimmt waren, ist es am naheliegendsten, daß eine Reihe von Darstellungen seiner eigenen hohenlohischen Residenzen entstehen sollte, zu denen natürlich Kirchberg, ferner Künzelsau, Döttingen, Tierberg und eine Burg in Leofels

272 In dem Problem, Schillingers Gemälde eindeutig zu datieren, offenbart sich eine gewisse Schwierigkeit, eine stilistische Entwicklung in seinem Schaffen nachzuzeichnen.

273 An dieser Stelle darf ich auch sehr herzlich Herrn Prof. Dr. Max Schefold danken, der freundlicherweise die Mühe auf sich nahm, Schillingers Landschaftsbilder mit mir durchzugehen und mich auf manches Detail hinzuweisen.

274 Zitiert nach: Nagler, Bd. 15 (1845), S. 234.

275 Siehe hierzu: *Bätschmann*: Entfernung der Natur; *Matthias Eberle*: Individuum und Landschaft. Zur Entstehung und Entwicklung der Landschaftsmalerei, Gießen 1979; *Eschenburg*: Die Landschaft in der deutschen Malerei; *Marcel Roethlisberger* (Bearb.): Im Licht von Claude Lorrain. Landschaftsmalerei aus drei Jahrhunderten. Ausst. Kat. Haus der Kunst München 1983, München 1983; *Erich Steingraber*: Zweitausend Jahre Europäische Landschaftsmalerei, München 1985.

276 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 93.

277 Beschreibung des OA Gerabronn, S. 245.



Abb. 1 Ansicht der Stadt Künzelsau mit Schloß Stetten im Hintergrund, 1799; Gouache auf Papier (Städtisches Museum Ludwigsburg, Inv.Nr. 534)

gehörten²⁷⁸. Eine betonte Selbstdarstellung und ein gestiegenes Repräsentationsbedürfnis sind die Ursachen für die herrschaftlichen Wünsche nach solchen Ansichten²⁷⁹.

Bei den drei Darstellungen handelt es sich um sogenannte Veduten, deren Anliegen eine exakte Ansicht einer Stadt oder Landschaft ist. Wesentlich bei dieser Art der Landschaftsdarstellung ist in erster Linie eine sachlich treue Wiedergabe und erst in zweiter Linie die Realisation perspektivischer Richtigkeit und bildmäßiger Gestaltung. Vom 17. bis Mitte des 19. Jahrhunderts erfreute sich die Vedute einer besonderen Blüte. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts nahmen auch die Darstellungen der eigenen, heimischen Umgebung zu, wie die Beispiele der Aschaffener Landschaften von Ferdinand und Wilhelm Kobell oder der bekannten Dresden-Ansichten des Bernardo Bellotto zeigen²⁸⁰. Städteansichten, wie die von Schillin-

278 Beschreibung des OA Gerabronn, S. 241.

279 Manfred Akermann: Adelsstand und Bürgerstolz. Ansichten im Dienst herrschaftlicher und bürgerlicher Repräsentation, in: Michels (Hrsg.): Ansichten aus Hohenlohe, S. 53; Schoch, S. 17. Nur wenige Jahre später bestellte ja auch Ludwig Friedrich Carl von seinem Hofkupferstecher Friedrich Christoph Dietrich ebenfalls solche Ansichten. Vgl. Kap. 3.5.

280 Ferdinand von Kobell (1740–1799) und Wilhelm von Kobell (1766–1853), »Aschaffener Ansichten«, 1786, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München. Bernardo Bellotto (1721–1780), 14 Ansichten von Dresden, 1747–1752, Gemäldegalerie Dresden.

ger, entsprachen der Gesinnung der Zeit, die diese »realistische, von Pathos und Sentimentalitäten freie Kleinkunst mit ihrer Genauigkeit der Wiedergabe«²⁸¹ schätzte.

Auf der Ansicht der Stadt Kirchberg an der Jagst sind alle wesentlichen Baulichkeiten der auf einem Bergsporn über dem Fluß liegenden Stadt, die Schillinger in den Bildmittelgrund gesetzt hat, gut zu erkennen. Drei markante Bauten zwischen den Gebäuden der ummauerten Stadt fallen dem Betrachter ins Auge: in der Mitte der nordwestliche Eckturm der Stadtmauer, links davon an der Südostecke sein Pendant mit dem spitzen Kegelhelm – das Wahrzeichen der Stadt – und rechts die fürstlichen Schloßanlagen. Rechts im Bildvordergrund ist die neue fünfbogige Steinbrücke über die Jagst zu sehen, an deren rechtem Ende eine Häuseransammlung liegt (sie geht auf den mittelalterlichen Weiler Sulz zurück). Links sieht man den Sophienberg, den der Kirchberger Fürst als Englischen Landschaftsgarten umgestalten ließ. Während der Bildvordergrund noch in ganz barocker Manier in dunkleren Farben gehalten ist, ist der Bildmittel- und vor allem Hintergrund mit seinem Himmel in helle und lichte Farben getaucht. Die Stadt wird aus dem Blickwinkel eines Betrachters gezeigt, der sich in einiger Entfernung befindet und die Stadt aus einer etwas tiefer gelegenen Position wahrnimmt.

Die Ansicht der Stadt Künzelsau mit Schloß Stetten im Hintergrund (Abb. 1) ist nach ähnlichem Schema aufgebaut. Rechts im Vordergrund wird das Blatt von einem Hügel in dunklen braunen Tönen gerahmt, von dem aus auch der Betrachter auf die Stadt zu blicken scheint. Rechts im Bildmittelgrund liegt, sich bis in die Bildmitte erstreckend, der von einer Stadtmauer umgebene Ort Künzelsau, dessen prägnanteste Bauwerke links das 1679 bis 1681 unter Graf Ludwig von Hohenlohe erbaute Schloß mit seiner vierflügeligen Anlage und den Rundtürmen, mittig die evangelische Stadtkirche St. Johann Baptist mit ihrer spitzzulaufenden Laternenhaube und rechts daneben das Rathaus, von dem nur der Dachreiter zu sehen ist, sind. Leicht erhöht stehend und außerhalb des Mauerringes befindet sich am rechten Bildrand eine kleine Kapelle. Fast den Mittelpunkt der Komposition bildet die dreibogige, Ende des 17. Jahrhunderts errichtete Steinbrücke über den Kocher. Dieser schlängelt sich zwischen hohen, hintereinander gestaffelten Hügeln in die Tiefe, wo man ebenfalls eine dreibogige Brücke und das Schloß Stetten erkennt. Im Vergleich zu der zweiten bekannten Künzelsau-Vedute von Schillinger wirkt hier die malerische Ausführung etwas nachlässig und grob. Die einzelnen Hügel sind jeweils recht blockhaft in einem einzigen düsteren Farbton – braungrün, ocker und blaugrün – wiedergegeben. Im Gegensatz dazu stehen Stadt und Hintergrund, die beide in hellem Licht erscheinen.

Die Ansicht der Stadt Künzelsau von Nordwesten mit Schloß Garnberg und Morsbach im Hintergrund entspricht dem vorher beschriebenen Blatt bis auf kleine Details völlig. Der Blickwinkel hat sich nicht geändert. Der Kirchturm und der Dachreiter des Rathauses sind etwas höher dargestellt, und die kleine Kapelle

281 *Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg*, S. 69.

ist durch einen stärker belaubten Baum am rechten Rand fast völlig verdeckt. Das ganze Blatt geht trotz der für Schillinger typischen großzügigen malerischen Art stärker ins Detail. So erkennt man, um nur einige Beispiele zu nennen, – obwohl ebenfalls nur durch Striche angedeutet –, daß die Hügelketten von Wein bewachsen sind; Fluß und Ufer bilden keine einheitliche Fläche und auch der Himmel verschwimmt nicht in einem Rosafarnton, sondern dessen grau-weiße Wolken heben sich deutlich vom Blau ab. Überhaupt hat sich der Öhringer Künstler bei dieser Künzelsauer Vedute mit der farblichen Gestaltung mehr Mühe gegeben, indem er sie wirklichkeitstreuer verwendete und durch verschiedene Abstufungen wesentlich differenzierter einsetzte. Auffällig ist auch sein stärkeres Bemühen um Räumlichkeit, was nicht nur durch die vor allem durch den Farbeinsatz erzielte geschicktere Staffelung der Hügel erreicht wird, sondern auch durch einen sichtbaren Knick in der Stadtmauer, wodurch der Blick des Betrachters stärker in die Tiefe geleitet wird. Bei ersterem Bild war diese durch eine senkrecht angeordnete Strauchreihe wesentlich verdeckt.

Vergleicht man die besprochenen drei Veduten mit Schillingers zahlreichen anderen Landschaftsdarstellungen, so ist eine gewisse Unbeholfenheit in der Ausführung hier unübersehbar. Ganz offensichtlich hängt das damit zusammen, daß es dem Charakter der Vedute nicht entsprach, »in der Bildkomposition wie einst im Barock Einzelheiten der Landschaft oder der Architektur zurechtzurücken« und nach freier Phantasie zu verändern²⁸². Daher konnte er auch nicht auf die üblichen Kompositionsmuster zurückgreifen und sicher auch nicht auf Vorlagen. Vielmehr entstanden diese Bilder wahrscheinlich nach Skizzen vor Ort; an dieses Zeichnen nach der Natur war aber Schillinger, bedingt durch Ausbildung und Praxis, eben nicht gewöhnt.

Etwas verwundert es auch, daß der Öhringer Künstler bei den hohenlohischen Veduten nicht das gängige Schema der »Cavaliersperspektive« (des Blickwinkels des Reiters, möglichst von einer nahegelegenen Anhöhe herab) anwendete, wodurch Einzelheiten des Stadtbildes noch genauer hätten dargestellt werden können, wodurch aber vor allem auch die Stadt an Eindruck gewonnen hätte, weil dieser Blickwinkel sie repräsentativer, stattlicher und würdevoller hätte erscheinen lassen, und nicht nur, wie bei Schillingers Gouachen, Dächer und Türme der Ortschaften zu sehen gewesen wären.

Im ganzen gesehen sind Schillingers drei Veduten im Kontext der damals beginnenden »Loslösung von der überlieferten Landschaftsform«, dem »Verzicht auf fremde Vorbilder in der üblichen niederländischen und italienischen Manier« und einer »neue[n] Schilderung der Natur in realistischer Nüchternheit und ungekünstelter Sachlichkeit«²⁸³ zu sehen.

282 *Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg*, S. 69.

283 *Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg*, S. 68.

4.1.1.2 Ansichten italienischer Landschaften

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte sich in der Landschaftsmalerei zunächst die *Vedute* infolge der stetig wachsenden Antiken- und Italienbegeisterung und dem ansteigenden Strom der Italienreisenden – v. a. wegen ihrer Funktion als Reiseandenken an die besuchten Orte – als dominierendes Thema entwickelt. In der zweiten Jahrhunderthälfte überzog dann das Naturerlebnis über das Bildungserlebnis. Einerseits schlug sich diese Entwicklung in einer möglichst naturgetreuen, aber dennoch idealisierten Wiedergabe der Landschaften nieder, andererseits entstanden gewisse *Topoi*, also eine Standardisierung auf bestimmte Gegenden. Zu diesen zählten in erster Linie Rom und Tivoli, der Golf von Neapel, die Alpen und später auch das Rheinland, das Nildelta und Venedig²⁸⁴.

An diesen Vorbildern orientierte sich auch Schillinger bei der Auswahl seiner Themen. Neben eindeutig lokalisierbaren Darstellungen stehen in seinem Œuvre solche, die nur ein bestimmtes Motiv phantasievoll verarbeiteten. Natürliche Landschaften waren bis Anfang des 19. Jahrhunderts verpönt. Es galt das Ideal der erfundenen Landschaft, »in der der Maler alles zusammenhäufte und zurecht-rückte, was ihm in Wirklichkeit effektiv erschien«²⁸⁵. Selbst die einen lokalisierbaren Ort darstellenden Landschaftsmalereien richteten sich nach diesem Prinzip. In kompositioneller Hinsicht blieben die Maler des 18. Jahrhunderts dem Schema der idealen Landschaft treu, das jedoch immer stärker der Schematisierung unterworfen wurde. Die Form der idealen Landschaft entstand um 1600 in Rom; Namen wie Annibale Caracci, Paul Bril, Adam Elsheimer oder Domenichino stehen für diesen Typus. Das Verdienst, diesen Typus zur klassischen Landschaftsform weiterentwickelt zu haben, kommt jedoch Claude Lorrain (1600–1682) zu. Diese zeichnet sich durch starke Sonnen- oder Lichteffekte, durch große *Repoussoirmotive* – oft in Form von großen Bäumen im Vordergrund – und die Staffelung des Bildraumes bis in eine weite Ferne aus²⁸⁶. Im Grunde genommen entwickelten nur wenige Maler im 18. Jahrhundert einen anderen Stil, so beispielsweise Jean-Honoré Fragonard oder Hubert Robert.

Anschließend sollen einige der Schillingerschen italienisierenden Landschaftsbilder exemplarisch herausgegriffen und ihre Besonderheiten erörtert werden.

Der ruhige *Oro* (Abb. 2) ist eines derjenigen Gemälde, in denen Schillinger einer noch ganz barocken Formensprache verhaftet ist²⁸⁷. Der Betrachter findet sich offenbar in einer – das Bild rahmenden – Höhle und blickt von dort auf das Meer

284 *Erich Steingräber*: Natur, Landschaft, Landschaftsmalerei, in: *Roethlisberger* (Bearb.): Im Licht von Claude Lorrain, S. 28.

285 *Schmid*: Deutsche Landschaftsmalerei, S. 16.

286 *Hierzu: Roethlisberger* (Bearb.): Im Licht von Claude Lorrain.

287 Offensichtlich handelt es sich bei diesem Bild um ein Pendant zum *Oro-Sturm*. Die Architekturmotive und das Segelschiff im Hintergrund tauchen ebenso wieder auf wie die Felszunge und die Felswand am rechten Bildrand, nur daß der Betrachter näher an die Szene herangerückt ist. Da Schillingers Gemälde – insbesondere die Landschaftsdarstellungen – bis auf wenige Ausnahmen nicht eindeutig datierbar sind, habe ich mich bei der Auswahl und der Reihenfolge der Beschreibung der Bilder an einer Art »stilistischer Chronologie« orientiert.

und die – die rechte Hälfte des Blattes einnehmende – zerklüftete und mit Sträuchern bewachsene Felswand. Vor dieser ragt eine Felszunge ins Meer, wo sich badende Frauengestalten befinden. In der Bildmitte sieht man das Meer, auf dem einige Boote und ein Segelschiff schwimmen, das sich ebenso in der lichten Ferne aufzulösen scheint wie eine rechts daneben liegende festungsartige Architektur. Die typisch barocken Elemente, derer sich der Öhringer Hofmaler bedient, bestehen in dem Kontrast des dunklen Vordergrundes und der lichten Ferne, des dunklen, rahmenden Repoussoirmotives der Höhle, in der Betonung der Diagonalen (das Meer zieht sich von rechts vorne nach links in den Hintergrund), der Staffelung der Raumbreite insbesondere durch die hintereinander gesetzten Felsblöcke und die pittoresk geformten Sträucher und Äste.

Zu den erwähnten »Topoi« gehören zwei Darstellungen, die die Landschaft um Neapel zeigen. Daß Schillinger, der ja diese Gegend nie mit eigenen Augen gesehen hatte, bei der Umsetzung dieses Motives auf Vorlagen zurückgriff, ist verständlich. Ganz offensichtlich regten Stiche, die den Vesuv zeigten und in Saint-Nons »Voyage pittoresque« zu finden waren, seine Phantasie an²⁸⁸. Die Bilder des Hofmalers, die beide »Das Mare Morto bei Neapel« (Abb. 3) zum Thema haben, sind in Komposition und motivischer Ausführung einander sehr ähnlich. Der Blick des Betrachters wird von der Küste über das Meer in die Ferne geführt, wo die Vulkankegel des Vesuvus zu sehen sind. Auch hier zeigt Schillinger, daß er mit Vorliebe auf barocke Gestaltungsprinzipien zurückgreift, was bei Bild 3 allein schon durch die farbliche Ausführung mittels Sepiatönen, einer typisch barocken Eigenart, ins Auge fällt. Im zweiten Bild erweitert er die Farbskala der braunen Töne um grün, hellblau und hellviolett. Traditionell ist bei beiden Blättern auch wieder die Aufteilung der Komposition in einen dunklen Vorder- und einen hellen Hintergrund sowie des Repoussoirmotives am linken Rand der beiden Blätter. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich völlig von der erwähnten Vorlage, von der er in erster Linie einzelne Motive wie die beiden rauchenden Vulkankegel des Vesuvus im Hintergrund übernahm.

Eine ebenso freie Umsetzung nach einem Motiv aus der »Voyage pittoresque« könnte Schillingers in Privatbesitz befindliches Tempera-Blatt einer Ruine eines oktogonalen Gebäudes sein. Hubert Robert (1733–1808), der bekannte französische Spezialist für Ruinendarstellungen, hatte für den dritten Band des besagten Stichwerks eine Ansicht eines ähnlichen ruinenhaften Gebäudes in der Nähe Neapels geliefert²⁸⁹. Das Hauptmotiv des Schillingerschen Blattes bildet eine aus rotem Stein gemauerte, oktogonale Ruine, die sich in der Bildmitte befindet. Das flache, kuppelartige Dach ist von buschigem Pflanzenwerk bewachsen. Das

288 *Richard Saint-Non: Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile*, 5 Bde, Paris 1781–1786; siehe auch: *Petra Lamers: Die voyage pittoresque des Abbé de Saint-Non und ihre Illustrationen*, Diss. Mainz 1991.

289 Zu Hubert Robert: *Hubert Burda: Die Ruinen in den Bildern Hubert Roberts*, München 1967; *Dietmar Lüdke* (Hrsg.): *Hubert Robert (1733–1808) und die Brücken von Paris*. Ausst.Kat. Kunsthalle Karlsruhe 1991, Karlsruhe 1991.



Abb. 2 *Der ruhige Oro*; Tempera auf Papier (Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, Inv.Nr. 6054)

Gebäude selbst ist schalenförmig aufgebaut; hinter den jeweils mit einem fast bis zum Boden reichenden Rundbogenfenster versehenen Außenseiten folgen ebenso gestaltete Wände, deren etwas kleinere Fenster allerdings teilweise zugemauert sind. Über den Rundbogenfenstern zieht sich rings um die Ruine ein zackenförmiger Fries. Seitlich neben dieser Ruine wachsen Sträucher, Gräser und Bäume. Der eigentliche Vordergrund besteht aus einer grasbewachsenen, mit zwei Wegen durchzogenen Fläche, in der Schillinger ein paar Staffagefiguren angeordnet hat. Der Hintergrund, dessen Horizontlinie von der Ruine weit überragt wird, besteht aus einer im Dunst der Ferne sich auflösenden Bergkette. Im ganzen gesehen entfernt sich Johann Jacob Schillinger mit diesem Tempera-Blatt allmählich von stark barock geprägten Formenprinzipien, wie sie den zuvor beschriebenen Bildern eigen waren, wenn auch die Neigung zu dem Hell-Dunkel von Hinter- und Vordergrund und zur seitlichen Rahmenbildung – hier durch das Buschwerk – unverkennbar zum Ausdruck kommen.

Interessant ist im Zusammenhang mit diesem Bild das auch von Schillinger häufig verwendete Motiv der Ruine in der damaligen Malerei, das bis Ende des 18. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Bedeutungswechsel erfahren hatte²⁹⁰. Ziele der Ende

290 Hierzu und im folgenden: *Eschenburg*: Landschaft in der deutschen Malerei, S. 71–78.



Abb. 3 *Das Mare Morto bei Neapel; Tempera, Tusche auf Papier (Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, Inv.Nr. 6042)*

des 16. Jahrhunderts einsetzenden und im Laufe des 17. Jahrhunderts immer stärker werdenden Ruinenbegeisterung in der Malerei waren zunächst der Wille nach einer Rekonstruktion der ursprünglichen Gebäude gewesen. Ebenso standen sentimentale Gründe für die Darstellung dieses Themas, als »Mahnmale der Vergänglichkeit«, im Vordergrund. Rom wurde während des 17. Jahrhunderts zum feststehenden Sinnbild des Verfalls menschlicher Größe. Der Vanitas-Gedanke, der für die Malerei dieser Zeit so typisch war, wurde mittels der Ruinen auch zum Bildinhalt der Landschaftsdarstellungen. Dieses moralisierende und auf die Vergänglichkeit weisende Moment fehlt den Darstellungen im 18. Jahrhundert, in denen eine »allgemeine Verweltlichung« spürbar ist. So wurde seit 1750 die Ruine in erster Linie als Stimmungsträger gesehen, als »Gegenstand, der zu Empfindungen und Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen, über Glück und Unglück im Geschehen der Einzelnen wie der Völker anregt«²⁹¹. Für diese neuere Ruinenmalerei hatten in erster Linie die kurz nach 1700 beginnenden Ausgrabungen Pompejis als Initialzündung gewirkt. Eine regelrechte Vermarktungswelle der Ruinen durch die Malerei bewirkten auch die immer zahlreicher werdenden Italienreisenden des 18. Jahrhunderts, die diese antiken Trümmer als »sehens- und wissenswerte Objekte für den Fremden« betrachteten²⁹². Wichtig ist

291 *Vogel*: Die Ruine in der Darstellung der abendländischen Kunst, S. 9.

292 *Eschenburg*, S. 78.

nicht ein historisch genau rekonstruierbarer Zustand der Vergangenheit, sondern vielmehr der Gegensatz zwischen Natur und Ruine, die malerische Oberfläche der Erscheinungen und deren sinnlicher Reiz. Der Engländer William Gilpin, »einer der wichtigsten Theoretiker des Malerischen«, empfahl sogar jedem Landschaftsmaler das Motiv der Ruine, das als besonders malerisch galt, in seine Bilder aufzunehmen²⁹³. In diesem Sinne, die Ruine als Stimmungsträger in seinen Bildern einzusetzen, gestaltete auch Schillinger seine Kompositionen, wobei nicht nur dieses Blatt mit der oktagonförmigen Ruine beispielhaft steht, sondern insbesondere seine Landschaftsbilder im Öhringer Schloß, bei denen durch die lichte Farbgebung die Komponente des Malerischen verstärkt herausgearbeitet ist.

Wohl ebenfalls nach einer Vorlage entstanden ist die Ansicht der Wasserfälle bei Tivoli. Die Parallelen zu einem Gemälde Jean-Honoré Fragonards (1732–1806) sind überaus auffällig. Da Schillinger das um 1760 entstandene Gemälde nicht im Original gekannt haben dürfte und er auch Tivoli nie besuchte, muß man davon ausgehen, daß ihm »die gelungenste Landschaft, die Fragonard in Italien schuf« aus einem Nachstich vertraut war²⁹⁴. Die Darstellung bezieht insbesondere durch den Blick durch einen steinernen Torbogen auf die Wasserfälle ihren Reiz. Schillinger gestaltete drei Viertel des Bildes mit dunklen, tief zerklüfteten Felsen, die einzig durch die Öffnung des Tores und den schmalen Streifen des Himmels darüber unterbrochen werden. Mittig im Vordergrund sitzen zwei Personen – die eine zeichnet, die andere scheint Anweisungen zu geben –, die sich als Objekt ihres Schaffens die hinter dem Torbogen sich darbietende Landschaft gewählt haben. An diesen Bogen, zwischen Felswände gebaut und aufgrund seiner ruinenhaften Wirkung und der Bewachung mit Buschwerk wahrscheinlich den fragmentarischen Überrest eines früheren Bauwerkes darstellend, schließt sich links die Giebelseite eines Hauses mit zwei auf einem Balkon stehenden Gestalten an. Der Ausblick durch das Tor öffnet sich auf eine in der Ferne liegende, in Vegetation und Bauweise typisch italienische Stadt, die in hellem Licht liegt. Zu ihren Füßen stürzen die Wassermassen eines Wasserfalls in die Tiefe. Das Bild stellt insgesamt die Verwirklichung der Forderung nach dem Malerischen dar. In der Komposition unterscheidet sich des Schillingersche Bild von dem Fragonards nicht wesentlich. Dagegen machen sich in der farblichen Gestaltung Unterschiede bemerkbar, die bestätigen, daß Schillinger wohl nach einem Stich gearbeitet hat. Denn während Fragonard auch den Vordergrund – insbesondere das (bei Schillingers Gemälde nicht dargestellte) Gebäude am rechten Bildrand – in sonniges Licht taucht und somit die starre Komposition zwischen dunklem Vordergrund und hellem Hintergrund auflockert und den Akzent auf die Gesamtstimmung des Bildes setzt, behält der Öhringer Hofmaler diesen Hell-Dunkel-Kontrast bei und betont stärker Einzelheiten, wie beispielsweise die über den Wasserfällen befindliche Stadt, die

293 *Eschenburg*, S. 78; *William Gilpin: Three Essays on Pictoresque Beauty ...*, London 1792.

294 *Cuzin: Fragonard*, S. 64; auch Hubert Robert nahm sich des Motivs an und schuf 1770 davon ein Gemälde (vgl. *Cuzin: S. 275*). Und auch in der *Voyage pittoresque*, Bd. II (1782) befindet sich eine sehr ähnliche Komposition.

Fragonard nicht dargestellt hat. Das Gemälde des Franzosen besitzt eine wesentlich rokokohaftere und beschwingtere Stimmung als das Schillingers, der ja im Gegensatz zu Fragonard den Süden Italiens mit seinem gleißenden Licht nicht aus eigener Anschauung kannte. Wahrscheinlich ist hier der Hauptgrund für die unterschiedlichen Wirkungen der beiden Bilder auf den Betrachter zu suchen. Abschließend kann man sagen, daß Schillingers Landschaftsbilder sich als an internationalen und bekannten Vorbildern orientierte Darstellungen zeigen, denen er aufgrund seiner Ausbildung und seines Werdegangs ein eigenes, ein wenig traditionelles Gepräge verlieh.

4.1.1.3 Wasserfälle

Die Darstellungen von Wasserfallmotiven machen in Schillingers Œuvre einen schier unüberschaubaren Teil aus – Max Schefold bezeichnet den Öhringer Künstler sogar als einen »Spezialisten« –, so daß eine ausführlichere Betrachtung wenigstens einiger dieser Gemälde angebracht ist²⁹⁵.

Stilistisch gesehen sehr stark noch an barocken Traditionen orientiert, sind zwei Gouachen in Sepiatönen, die die Felsenbrücke unweit Ronjo und die Brücke von Ronjo zeigen. Die Lokalisierung dieses Ortes war bisher nicht möglich, er könnte aber möglicherweise in den Alpen liegen²⁹⁶. Bei zuerst genanntem Bild zieht sich eine zerklüftete Felswand, die fast die ganze untere Bildhälfte und linke Seite einnimmt und nach oben hin schmaler wird, in die Höhe. Bewachsen ist sie von Gestrüpp und Bäumen mit bizarren und knorrigen Ästen. Im Bildmittelgrund wird diese Wand durch eine bogenförmige Felsenbrücke mit der gegenüberliegenden Seite verbunden. Im Hintergrund kann man im Nebelschleier einen viereckigen, kantig aufragenden Felsblock erkennen. Den bewegten Mittelpunkt der Darstellung allerdings bildet der unter der Felsenbrücke durchstürzende und mit seiner Gewalt Steine und Pflanzen mit sich nehmende Wasserfall, ein reißender Gebirgsbach. Auf ihn hat Schillinger, insbesondere indem er ihn geradezu schlaglichtartig von dem dunklen Vordergrund absetzt, das Hauptaugenmerk des Betrachters gelenkt. Durch den Verzicht auf detailgenaue Ausführung und großzügiges Erfassen des Motivs erreicht er »die Steigerung der Natur ins Effektvolle« und eine ausdrucksstarke Darstellung »voll barockem Pathos«²⁹⁷.

An Schillingers Gemälde wird schon deutlich, daß Ende des 18. Jahrhunderts der Wasserfall als ein Motiv galt, das »der Sucht nach Spannung und Bewegung, nach leidenschaftlichem Pathos« besonders stark entgegenkam²⁹⁸. Bis weit ins 17. Jahrhundert hinein galt er dagegen als etwas Bedrohliches und Furchteinflößendes, als ein Symbol für die Übermacht der Natur und ihrer entfesselten Gewalten, von denen der Mensch in Angst und Schrecken versetzt wird. Für die Barockmaler mit ihren bewegten Kompositionen bildete der Wasserfall jedoch das ideale Motiv,

295 *Schefold*: Der Wasserfall als Bildmotiv, S. 275.

296 *Pannewitz*: Deutsche Landschaftszeichnungen des 18. Jahrhunderts, S. 118.

297 *Pannewitz*, S. 118.

298 *Schefold*: Wasserfall, S. 275.

besonders auch deshalb, da infolge der Aufklärung und (naturwissenschaftlichen) Entdeckungen das ihm eigene furchteinflößende Moment verschwand. So wird schließlich auch in den Ideallandschaften des Klassizismus das Wasserfall-Motiv ein unersetzliches Versatzstück. Wasser ist nun Sinnbild des Lebens und nicht mehr das zerstörende Symbol der Vergänglichkeit²⁹⁹. Geradezu exemplarisch für diese Entwicklung stehen die Landschaftsbilder des Stuttgarter Hofmalers Adolf Friedrich Harper (1725–1806), der den Wasserfall sozusagen zu seinem Lieblingsmotiv auserkor³⁰⁰.

Neben der generell häufigen Darstellung des Motivs »Wasserfall« an sich, gab es bestimmte existierende – und nicht der Phantasie entstammende, wie wohl auch Schillingers Wasserfall bei Ronjo einer ist – Gegenden mit Wasserstürzen, deren Darstellung sich besonderer Beliebtheit erfreute. Hierzu muß man ganz eindeutig den Rheinfall bei Schaffhausen (Abb. 4) zählen, der »in der europäischen Kunst zweifellos [...] am meisten dargestellte Wasserfall«. Insbesondere um und nach 1800 ist die Zahl seiner Darstellungen unüberschaubar, und fast jeder Landschaftsmaler hielt diesen Wasserfall in seinem Œuvre fest³⁰¹. Auch der Öhringer Hofmaler befaßte sich mit diesem Thema. In seinem Blatt »Der Rheinfall von Schaffhausen« betont er die Wucht und Bewegung dieses Naturereignisses allein schon durch die helle Farbgebung des ansonsten in blauen, braunen und grünen Farbtönen gehaltenen Temperablattes. Dadurch und durch die kompositionelle Anordnung als alles einnehmenden Mittelpunkt des Blattes bildet der Rheinfall geradezu die Kulminationsfläche des Bildes. Seine Mächtigkeit wird durch winzige, am Ufer stehende und auf das Naturschauspiel deutende Figuren zusätzlich unterstrichen.

Eine zweite Landschaft, die nicht nur wegen ihrer Wasserfälle, sondern auch aufgrund ihrer antiken Ruinen Berühmtheit besaß, war Tivoli. Im 18. Jahrhundert gehörte Tivoli zum Standardprogramm jedes Italienreisenden. Seitdem Girolamo Muziano (1528–1592) sie erstmals gemalt hatte, wurden sie zu den beliebtesten und am häufigsten dargestellten Wasserfällen. Goethe formulierte den einzigartigen Reiz, der von ihnen ausging, treffend: »Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Komplex der Landschaft zu jenen Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grunde reicher macht«³⁰². Auch in Schillingers Œuvre sind die Landschaften Tivolis, die er nie besuchte und selbst gesehen hatte, zahlreich. So malte er in bewährter barocker Repousoir-Manier die »Grotte des Neptun bei Tivoli«, wobei er wiederum das den Mittelpunkt der Komposition bildende, wild aufsprühende, spritzende und schäumende Wasser durch die helle Farbgebung heraus hob und dessen Gewalt durch die scharfkantigen Felsen unterstrich³⁰³. Bei der Darstellung der »Sirengrotte bei Tivoli« fügte

299 *Eschenburg*: Landschaft in der deutschen Malerei, S. 121.

300 *Scheffold*: Harper, S. 77.

301 *Engelhard*: Wasserfall, S. 92.

302 *Scheffold*: Wasserfall, S. 275.

303 Die Höhle als rahmendes Repousoirmotiv findet sich bei weiteren Bildern Schillingers.

Schillinger durch die Ruinen am Felsrand, von dem auch die Wasserfälle herabstürzen, dem Bild eine malerische Komponente hinzu. Insbesondere durch den auf einer Felsenzunge, fast am Abgrund stehenden kleinen Rundtempel der Vesta wird die Spannung in der Komposition erzeugt, in der die Mächtigkeit der Natur den beherrschenden Eindruck bildet. Unterstützt wird dieser Eindruck ferner durch den Standpunkt des Betrachters, der, am Fuße der Felswand und Wasserfälle stehend, auf das wuchtige Naturschauspiel hochblickt.

Zuletzt soll das Bild der »Wasserfälle von Fiume Grande« (Abb. 5) erwähnt werden, von dem zwei fast identische Ausführungen existieren. Die Vorlage entnahm der Öhringer Künstler der bereits mehrfach erwähnten »Voyage pittoresque« (Abb. 6)³⁰⁴. In der Anlage der Komposition ist es dem zuvor besprochenen Blatt recht ähnlich. In der Farbgebung hat sich Schillinger von dem vom Barock geprägten Sepia und dem Hell-Dunkel-Kontrast, wie er sie beispielsweise bei den »Ronjo«-Darstellungen verwendete, abgewandt und helle, beinahe aquarellartig wirkende Farben eingesetzt. Daß er im Gegensatz zu seiner Vorlage aber an der Rahmung und Staffelung des Bildgrundes festhält, zeigen die dunklen Felsen und Bäume am Bildrand und die hintereinandergeschichtete Uferpartie in der rechten Bildhälfte. An diesen exemplarisch herausgegriffenen Bildern wird deutlich, daß Schillinger einem erlernten, klassischen Formenkanon treu bleibt, wobei er aber dennoch die jeweils gängigen und weit verbreiteten Motive in der Malerei der damaligen Zeit aufgriff und verarbeitete.

4.1.1.4 Ein Seesturm- und Schiffbruchmotiv

Zum Œuvre Schillingers gehört auch ein Werk, das sich unter dem Titel »Der Oro-Sturm« (Abb. 7) in der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart befindet. Obwohl es sich um das einzige bekannte Blatt handelt, in welchem der Öhringer Künstler ein Schiffbruchmotiv verarbeitete, soll im folgenden trotzdem etwas näher auf dieses Bild eingegangen werden, da es ein instruktives Beispiel dafür bildet, wie sehr die Werke prominenter Künstler (in diesem Fall standen mit Sicherheit die Gemälde Claude-Joseph Vernets Pate) auch »in der Provinz« wahrgenommen und rezipiert wurden.

Links im Vordergrund ist ein gekentertes Segelboot zu sehen, das offensichtlich an einen felsigen Strand gespült wurde, und aus dem sich mehrere Personen in der von dem Sturm aufgewühlten Gegend zu retten versuchen. Rechts blickt der Betrachter auf eine hoch aufragende, zerklüftete und mit Gestrüpp bewachsene Felswand, gegen die das Meer schäumend brandet. Der Mittel- bzw. Hintergrund der linken Bildhälfte gewährt einen Ausblick auf die offene und stürmische See, wobei am Horizont (am linken Bildrand) ein auf ein Riff aufgelaufenes und sinkendes Segelschiff zu sehen ist. In gleicher Höhe am rechten Bildrand befinden sich verschiedene, direkt am Meer liegende Gebäude: ein runder, festungsartiger Bau, dahinter ein hoher viereckiger, beflaggter und mit einem Zinnenkranz endender Turm, an den

304 Der Stich befindet sich in: *Saint-Non*, Bd. IV, 1785.

sich eine Arkadenarchitektur anschließt; in ihn schlägt gerade ein Blitz ein, infolgedessen der Turm Feuer fängt. Dominant hat Schillinger den fast die zwei oberen Drittel des Bildes einnehmenden Himmel mit seinen zusammengeballten, von Licht, Schatten und Blitzen durchzogenen und bewegten Wolken dargestellt. In den Details ist in diesem Bild Schillingers Handschrift deutlich auszumachen: Die bizarren Bäume und die Staffagefiguren gleichen denen in seinen anderen Werken. Auch das Motiv des viereckigen Turmes mit der Arkadenarchitektur taucht beispielsweise in seinem »Feuerbrunst«-Bild wieder auf. Überhaupt scheint er ein besonderes Interesse an der Darstellung von Naturkatastrophen gehabt zu haben, wie seine Bilder mit Stürmen und Bränden belegen.

Auf den ersten Blick mag das Sujet des Schiffbruchs ungewöhnlich anmuten, doch befaßte sich Schillinger hier mit einem Typus, der seit Mitte des 18. Jahrhunderts enormen Auftrieb erfahren hatte. Rein formal betrachtet handelt es sich bei diesem Tempera-Blatt um ein »anonymes Ereignisbild«, da die Darstellung keinerlei Bezug auf eine dokumentarisch belegte Schiffskatastrophe nimmt³⁰⁵. Marine-darstellungen und als Teilbereich davon die Seesturm- und Schiffbruchdarstellungen etablierten sich als Teilgebiet der Landschaftsmalerei zuerst im 17. Jahrhundert (ausschließlich) in den Niederlanden. Diese Vormachtstellung wurde im 18. Jahrhundert von den Italienern und Franzosen übernommen. In diesem Zusammenhang sind vor allem Alessandro Magnasco (1667–1749) und Marco Ricci (1676–1730) zu nennen. Von ihnen wird das Kompositionsschema der Rahmung des Meeres durch Küstenlandschaft, der Felsen mit einer Burganlage und der Aktionen der Schiffbrüchigen im Vordergrund geprägt³⁰⁶. Spezialist der Darstellungen des »Idealschiffbruchs« ist aber der Franzose Claude Joseph Vernet (1714–1789), der weit über fünfzig Bilder mit dem Thema eines an einer Felsenküste gestrandeten Schiffes, aus dem sich die Menschen zu retten versuchen, malte. Immer wieder gestaltete er Gemälde nach einem fast stereotypen Prinzip: im Vordergrund Felsblöcke als »Bühne« für die Schiffbrüchigen (deren Darstellung dem Betrachter das vermeintliche Grauen der Szene allerdings nicht vermitteln kann), im Hintergrund die Fortsetzung der felsigen, steilabfallenden Landschaft mit ihren Burgen, untergehende Schiffe, die stürmische See und der von dunklen Wolken durchzogene Himmel. An den Kompositionen dieses Malers scheint sich auch Johann Jacob Schillinger eng orientiert zu haben.

Vergleicht man nämlich Vernets Bilder³⁰⁷ mit Schillingers Schiffbruch-Darstellung, so fällt auf, daß beide ungewöhnlich große Ähnlichkeit besitzen. Man muß davon ausgehen, daß der Öhringer Künstler Bilder des seinerzeit außerordentlich populären Vernet³⁰⁸ gesehen hatte oder zumindest Nachstiche von dessen Werken kannte. Seine Gemälde entsprachen dem gängigen Zeitgeschmack, da sie eine

305 Mertens: Seesturm und Schiffbruch, S. 20.

306 Hierzu: Mertens, S. 50–66.

307 Zum Beispiel: Claude-Joseph Vernet, »Naufrage«, 1780, Kunstmuseum Basel (Inv.Nr. 624).

308 Die Aufmerksamkeit breiter Schichten hatte Vernet durch einen Auftrag Ludwigs XV. gewonnen, für den er Ansichten von französischen Häfen malte. Zur Verbreitung seines Ruhms trug auch der bekannte Kunstkritiker Diderot bei, der die Bilder Vernets überaus schätzte.



Abb. 4 *Der Rheinfall bei Schaffhausen; Tempera auf Papier (Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, Inv.Nr. 6048)*



Abb. 5 *Die Wasserfälle von Fiume Grande, nach 1785; Tempera auf Papier (Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, Inv.Nr. 6051)*



Abb. 6 Die Wasserfälle von Fiume Grande. Aus: Saint-Non, Richard: *Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile*. Bd. IV. Paris 1785



Abb. 7 Der Oro-Sturm; *Tempera auf Papier* (Graphische Sammlung Staatsgalerie Stuttgart, Inv.Nr. 6052)

Gegenrichtung gegen die Unnatürlichkeit des Barock und Rokoko verkörperten. Auch der gängigen Forderung, daß ein Maler nur »interessante Gegenstände« darstellen solle, entsprachen seine Gemälde³⁰⁹. Insofern kennzeichneten sie eine Neuorientierung in der Malerei des späten 18. Jahrhunderts. Auch Schillinger wandte sich (früher oder später; die Entstehungszeit seines Tempera-Blattes ist nicht bekannt) also dieser neuen Richtung in der Malerei zu und zeigt sich somit als ein Maler, der solche neuen Strömungen bereitwillig aufnimmt.

4.1.2 Religiöse und biblische Themen

Außer den Werken in den Kirchen von Döttingen und Orendelsall, die sich mit sakralen Sujets befassen, fertigte Schillinger auch Gemälde, die zwar biblische Darstellungen zeigen, aber nicht im Kontext der Neuausstattung eines Kirchenraumes entstanden.

Stellvertretend für die fürstlichen Auftraggeber sei hier Christian Friedrich Karl genannt, der offensichtlich Einzelbilder religiösen Inhalts als Wanddekoration für die Zimmer seiner Schlösser bestellte, wie ein Eintrag in seine privaten Rechnungsbücher belegt³¹⁰. Jedoch ist es keineswegs sicher, ob die folgenden beiden Gemälde Ergebnis eines fürstlichen Auftrages waren, da nicht nachvollziehbar ist, für wen sie überhaupt gefertigt wurden. Ebenso könnte man sich nämlich vorstellen, daß die beiden Spätwerke Schillingers für Öhringer Bürger oder »anonyme Auftraggeber« entstanden, da sie sich auch stilistisch von früheren Werken in Döttingen, Berlichingen oder Orendelsall stilistisch unterscheiden. Die Beantwortung dieser Frage wäre deshalb von besonderem Interesse, da man dann Rückschlüsse auf eine je nach Auftraggeber spezifische Unterschiedlichkeit der künstlerischen Umsetzung eines Themas ziehen könnte.

Da dies jedoch nicht möglich ist, sollen im folgenden die beiden Werke stärker unter dem Gesichtspunkt ihrer Stellung im künstlerischen Gesamtwerk Schillingers betrachtet werden.

4.1.2.1 Daniel in der Löwengrube

Das Daniel-Bild (Abb. 8) ist das einzige bekannte Werk Schillingers, das er eigenhändig mit einer Datierung versah. Demnach malte er es in seinem fünfundsiechzigsten Lebensjahr, also um das Jahr 1815. Für wen er das Bild anfertigte, läßt sich nicht mehr ermitteln.

309 So schrieb beispielsweise Christian Ludolph Reinhold in seiner »Zeichen- und Mahlerschule« unter dem Abschnitt »Von den Seestücken« (S. 133): »Der Mahler soll überhaupt interessante Gegenstände wählen, wenn er reitzen will, ein Seestück, worauf also ein Sturm, eine Feuersbrunst der Schiffe, eine Bataille oder ein Schiffbruch vorgestellt ist, verdient ungemein viel mehrere Hochachtung als jene Seelandschaft, wenn auch diese in dem mechanischen Theil der malerischen Behandlung überträfe.« *Christian Ludolph Reinhold: Die Zeichen- und Mahlerschule oder systematische Anleitung zu den Zeichen- Mahler- Kupferstecher, Bildhauer- und anderen verwandten Künsten, Münster, Osnabrück 1786.*

310 Beispielsweise zahlte der Fürst dem Maler Schillinger vor eine 5 s 6 1/2 z hohe und 4 s 6 1/2 z breite gemahlte biblische Geschichte, samt den schwarz u. goldenen Rahme im Juni 1793 15 fl. HZAN, A. Kbg. N. Bü 354.

Daniel, der vierte der »großen Propheten«, wurde der Legende nach mit anderen Jünglingen von König Nebukadnezar nach Babylon deportiert, wo er zum Dienst am Hofe bestimmt wurde. Dort wirkte er als Traumdeuter und hatte hohe Ämter inne, sowohl unter den Babyloniern als auch unter den Persern, die um 538 v. Chr. Babel eroberten. Nachdem er einen Drachen, den die Babylonier wie einen Gott verehrten, umgebracht hatte, mußte der König (der Perser Cyrus) Daniel auf Drängen des Volkes ausliefern und ließ ihn in eine Grube mit sieben Löwen werfen. Obwohl diese – während Daniel sich in der Grube befand – sechs Tage lang nicht gefüttert wurden, taten sie ihm nichts an. Als am siebten Tag der König Daniel lebend vorfand, pries er dessen Gott und ließ stattdessen diejenigen Leute in die Grube werfen, die den Tod des Daniel gefordert hatten; sie wurden von den Löwen sofort aufgefressen³¹¹. Das Thema des Daniel in der Löwengrube erfreute sich besonders in der barocken Malerei großer Beliebtheit. Dabei wird der Heilige meist in einem felsigen Abgrund und von zahlreichen Löwen umgeben dargestellt³¹². Außerdem wird er fast ausschließlich als junger Mann in jugendlicher Kleidung gezeigt. Die Verbildlichung des geistigen Hintergrundes allerdings trat in dieser Epoche zugunsten der Darstellung von Löwen in den »mannigfaltigsten Stellungen« zurück³¹³.

Bei dem als Grisaille ausgeführten Aquarellbild gestaltete auch Schillinger das Thema nach erwähntem Schema. Die untere Hälfte des Bildes zeigt die eigentliche Löwengrubenszene: In der Mitte kniet Daniel mit seinem linken Bein auf einem quaderförmigen Felsen, mit dem rechten, das leicht angewinkelt ist, steht er auf dem Boden. Die Hand seines linken Armes, abgestützt auf einem Felsblock, legt er auf seine Brust, den rechten Arm hält er weit ausgestreckt mit der Handfläche nach oben, als wolle er einerseits die Löwen zu sich winken, andererseits die am oberen Bildrand befindlichen Zuschauer auf die friedfertigen Tiere aufmerksam machen. Bekleidet ist Daniel nur mit einem um den Unterkörper gewickelten und über die linke Schulter geschlungenen Tuch. Umringt wird er von fünf Löwen, denen Schillinger zwar ein gefährliches und grimmiges Aussehen zu verleihen suchte (zum Teil stellte er sie brüllend dar), die aber eher die Harmlosigkeit einer Hauskatze besitzen und fast menschliche Gesichtszüge tragen. Diese Szene spielt sich in einer Höhle ab, die nur dadurch markiert ist, daß am rechten Bildrand sowie im linken oberen Eck des Bildes wie ein Repoussoir Felsen angeordnet wurden, die einen kreisförmigen Durchblick in die Tiefe des Bildes gewähren. Dort befinden sich in Höhe der mit einer Stoffdraperie versehenen Brüstung einer halbkreisförmigen (nicht näher bestimmbar) Architektur wie auf einer Tribüne diejenigen Personen, die diese Strafe für Daniel veranlaßt haben. In der Mitte dieser Gruppe steht König Cyrus, mit dem linken ausgestreckten Arm die anderen Personen auf das Geschehen unter ihnen hinweisend. Diese beugen sich hinunter

311 Nach Buch Daniel 14, 23–42. Ferner: Krauss, *Uthemann*, S. 248–250.

312 H. Schlosser: Daniel, in: LCI, Bd. 1 (1968), Sp. 472. Bezeichnend auch die lange Auflistung von Darstellungen dieses Themas bei Andor Pigler, Bd. 1, S. 216–218.

313 Hans Feldbusch: Daniel, in: RdK, Bd. 3, Sp. 1047.



Abb. 8 *Daniel in der Löwengrube, um 1815; Aquarellfarben und Bleistift auf Papier (Weygang-Museum Öhringen, Inv.Nr. 89/3857)*

und starren gebannt, verwundert und entsetzt auf Daniel. Am Fuße dieser »Tribüne« lagern zu den Zuschauern hinaufbrüllende Löwen. Vor einer in diese Architektur eingelassenen spitzbogigen Öffnung liegt ein Totenschädel.

In mehrfacher Hinsicht handelt es sich bei dieser Darstellung um ein typisches Schillinger-Bild, bei dem sich Parallelen zu anderen seiner Werke finden. So ähnelt die Figur des »Sebastian« (Abb. 11) in der Gestaltung des Oberkörpers – jedesmal ist die muskulöse Bauchpartie durch einen ovalen Schatten besonders hervorgehoben – und in der Stellung der Beine (nur daß sich die beiden Figuren spiegelbildlich zueinander verhalten) der des Daniel stark. Auch das Motiv des Repoussoirs, wodurch der Tiefeneindruck des Bildes verstärkt wird, verwendete Schillinger hier; schon bei seinen Landschaftszeichnungen war dies ein häufig eingesetztes Gestaltungsmittel. Auffällig ist ferner eine gewisse Vorliebe des Öhringer Künstlers für die Darstellung von Löwen. Erhalten hat sich ein Blatt in der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart, das eine Löwin mit ihren Jungen zeigt. Diese hinterläßt zwar beim Betrachter mit ihrem blitzenden Augen und dem halb geöffneten Rachen einen gefährlicheren Eindruck als die Löwen auf dem »Daniel«-

Bild, doch entspricht auch sie keineswegs einer dem Studium der Natur entsprungenen Darstellung. Möglicherweise diente dieses Blatt als Vorstudie für weitere Bilder mit Löwen-Motiven, so für das heute verschollene Blatt, das den »Androclus mit dem Löwen« zeigte.

Die Frage, woher Schillinger Anregungen für die Gestaltung dieses Sujets empfangen haben könnte, läßt sich schwer beantworten. Überprüft man die bei Andor Pigler aufgelisteten Gemälde dieses Themas, so ähnelt keines derjenigen Werke, die der Öhringer Hofmaler gekannt haben könnte, seinem eigenen Bild³¹⁴. Wahrscheinlich verarbeitete er hier thematisch gegebene Vorgaben zu einer eigenständigen Komposition.

4.1.2.2 Adam und Eva mit dem Leichnam Abels

Die Zeit der Entstehung dieses Bildes dürfte wohl wie die des zuvor besprochenen »Daniels« aufgrund ähnlicher technischer und kompositorischer Merkmale um 1815 anzusetzen sein (Abb. 9).

Das Thema der Beweinung des Abel durch Adam und Eva ist etwas ungewöhnlich und wurde seit dem Barock recht selten dargestellt³¹⁵. Auch Andor Pigler kann nicht auf eine solche Vielzahl von Darstellungen verweisen wie beispielsweise beim »Daniel«; zudem fehlt bei den erwähnten Bildern auch oft die Figur der Eva, und lediglich Adam beweint seinen toten Sohn³¹⁶.

Ikonographisch nimmt diese Szene Bezug auf die Geschichte des seinen Bruder Abel erschlagenen Kains, der beiden Söhne Adam und Evas. Kain war Ackerbauer und Abel ein Schafhirte. Als beide von ihren Erträgen opferten, und Gott Kains Opfer nicht beachtete, erschlug dieser im Zorn seinen Bruder Abel³¹⁷. Die Darstellung dessen nicht in der Bibel erwähnten Beweinung durch Adam und Eva ist in der bildenden Kunst des Abendlandes seit dem 13. Jahrhundert anzutreffen. Stärkere Verbreitung fand dieses Thema im 16. und 17. Jahrhundert in den Niederlanden und – unter deren Einfluß – in der venezianischen Malerei³¹⁸.

Das beherrschende Zentrum von Schillingers Gemälde bildet die Dreiergruppe aus Eva und dem neben ihr schreitenden und den Abel tragenden Adam. Er ist aus diesen drei Figuren durch die dunklere Farbgebung seiner Haut und durch seine etwas exponierte Stellung – er steht einen halben Schritt vor Eva – ein wenig hervorgehoben. Er wird in rechter, halbschräger Seitenansicht gezeigt, sein

314 Pigler, Bd. 1, S. 217 u. 218. Beispielsweise ist Daniel im Gemälde des Guiseppe Vermiglio, das sich ehemals im Dom San Marco in Mailand (wo sich Schillinger ja bekanntermaßen längere Zeit aufhielt und auch Bilder kopierte) befand, nicht in einer Höhle sitzend dargestellt. Das Gemälde von Karl Borromäus, Andreas Ruthart (entstanden um 1665), das sich schon zu Schillingers Lehrzeit in Ludwigsburg befand (siehe Inventare der Bildergalerie zu Ludwigsburg von 1761, 1767 und 1774; HStAS, A 21, Bü 533 und Bü 534), besitzt mit dem Schillingerischen Bild allenfalls die Gemeinsamkeit, daß Daniel sich ebenfalls in einer Höhle befindet.

315 George Henderson: Abel und Kain, in: LCI, Bd. 1 (1968), Sp. 9.

316 Pigler, Bd. 1, S. 23–24.

317 1. Buch Mose 4, 2–8.

318 Ausführlicher hierzu: Aurenhammer, Bd. 1, S. 10–11.



Abb. 9 Adam und Eva mit dem Leichnam Abels, um 1815; Aquarellfarben und Bleistift auf Papier (Weygang-Museum Öhringen, Inv.Nr. 89/3856)

rechtes, ausgestelltes Bein ist leicht angewinkelt. Über seine linke Schulter hat er den bleichen Leichnam Abels gelegt, den er mit seinen beiden Armen fest umklammert und an dem er schwer zu tragen scheint. Sein Gesicht ist das eines älteren Mannes, bärtig und vom Schmerz gezeichnet. Adams Körper ist, abgesehen von einem Lendenschurz und einem kurzen Fell, als Akt dargestellt. Abels Leichnam, mit dem Rücken auf den Schultern Adams lastend, hängt – die Beine vor, der Kopf und die Schultern hinter dessen Körper –, schlaff herab. Sein in extremer Verkürzung dargestellter Kopf, dessen Mund und Augen geschlossen sind, ist bläulich gefärbt, wie überhaupt sein Körper, der nur mit einem Lendenschurz aus Fell bedeckt ist, durch die weiße und bläulich abgestufte Farbgebung kalt und leblos wirkt. An der rechten Seite der beiden Männer schleppt sich Eva mühsam vorwärts. Ihre Darstellung ist gekennzeichnet vom Ausdruck des Schmerzes: Die rechte Hand hält sie vor ihr Gesicht geschlagen, mit der linken preßt sie ihr langes wallendes Haar auf ihre Brust. Ihr leicht gebückter Körper, fast ebenso bleich wie der ihres toten Sohnes, wendet sich in einer Drehung von den beiden männlichen Figuren ab. Um ihre Hüften trägt Eva ein langes Fell geschlungen.

Auf eine räumliche Gestaltung hat Schillinger fast ganz verzichtet. So ist auf dem Bild außer wenigen Steinen, Zweigen und Blättern im Vordergrund lediglich am linken Bildrand ein Baum zu sehen, dessen einziger Ast die obere Bildhälfte in ihrer ganzen Breite erfaßt. Der eigentliche Hintergrund besteht nur aus verschiedenen hellen Blau- und Brauntönen.

Schillingers Komposition weist durch die fast parallele Körperhaltung Adams und Evas, durch die – auf ein Rechteck reduzierbare – Anordnung aller drei Figuren und die Klarheit des Aufbaus insgesamt in sich eine große Geschlossenheit und Ausgewogenheit auf. Dieser Eindruck wird zudem durch die zur Bildebene parallele und nicht mehr diagonale (wie im Barock übliche) Anordnung der Figuren unterstützt. Kompositionell hat sich Schillinger somit von seinen noch ganz barock geprägten Werken in Berlichingen oder Orendelsall gelöst und verzichtet ferner auf die extreme Bewegungsgestik, wie sie beispielsweise noch den Figuren des Orendelsaller Auferstehungsbildes (Abb. 15) eigen war. Bezeichnend für Schillingers Orientierung an klassizistischen Grundsätzen ist auch die zeichnerisch lineare Form der Figuren, deren Umrisse mit deutlich definierten, festen Linien umzogen sind. Jeglicher Illusionismus wird außerdem vermieden. Machen all diese Gestaltungskriterien eine Hinwendung Schillingers zum Klassizismus deutlich, so weist die Wahl der sich in einem monochromen Spektrum von Hellblau, Rosa, Braun und Grün bewegenden Farben, die an die Pastellmalerei erinnern, auf die Malerei des Rokoko.

4.2 Arbeiten in den fürstlich hohenlohischen Schlössern und Kirchen

In den vorhergehenden Kapiteln der Arbeit wurden ausschließlich Werke besprochen, von denen sich einerseits der Auftraggeber nicht mehr ermitteln läßt, und die sich andererseits in öffentlichen oder privaten Sammlungen befinden, also nicht in einem funktionellen Zusammenhang mit ihrer Umgebung stehen. Bei der folgenden Gruppe Schillingerscher Werke, die behandelt werden sollen, verhält es sich anders: Sie entstanden jeweils im Auftrag eines seiner »Hauptarbeitgeber«, der hohenlohischen Fürsten von Oehringen, Kirchberg und Ingelfingen; außerdem sind diese Bilder Schillingers sozusagen »ortsgebunden«, da es sich um Wandmalereien in Schlössern oder Altar-, Emporen- und Kanzelgemälde in Kirchen handelt. Zwar hätte man alle folgenden Werke thematisch sicher einer der bereits erwähnten Werkgruppen zuordnen können, doch werden beispielsweise an große, in einen Raum eingebundene Wandgemälde andere Anforderungen geknüpft als an einzelne »mobile« Bilder. Außerdem scheint die Aufteilung der Arbeiten Schillingers in zwei Hauptgruppen auch deshalb gegeben, da durch die gesonderte Behandlung der in fürstlichem Auftrag entstandenen Werke möglicherweise weitere Aufschlüsse über seine Stellung und Arbeit als Hofkünstler gewonnen werden können. Im folgenden werden nun die in fürstlichen Schlössern und Kirchen geschaffenen Hauptwerke Schillingers einer näheren Betrachtung unterzogen. Dabei wurden, wie bei Schloß Kirchberg oder Schillingers Malereien in Breslau, auch Arbeiten

aufgenommen, deren Existenz sich nur noch archivalisch nachweisen läßt. Die Besprechung der Werke erfolgt nach der Chronologie ihrer Entstehung, wodurch gewissermaßen der künstlerische Werdegang Schillingers nachgezeichnet wird.

4.2.1 Schloß Kirchberg

Gleich zuerst soll uns ein Werk Schillingers beschäftigen, das zwar nicht mehr erhalten ist, zu dem sich aber anhand der vorhandenen Archivalien einige interessante Aspekte ergeben. Es handelt sich um das Musikzimmer im vorderen Querbau des Schlosses Kirchberg (Landkreis Schwäbisch Hall), mit dessen Ausgestaltung Schillinger vom März bis Juni 1776³¹⁹, also noch vor seinem Italienaufenthalt, betraut war.

In mehrfacher Hinsicht stellt diese Arbeit des Künstlers eine Art »Premiere« dar: Es ist die erste (archivalisch nachweisbare) Tätigkeit für den Kirchberger Fürsten, allem Anschein nach auch die erste für diesen Hof überhaupt. Die häufigen Arbeiten übrigens, die Christian Friedrich Karl in den letzten dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts in seinem Kirchberger Schloß durchführen ließ, sind im Zusammenhang mit dem allgemeinen Trend zu sehen, daß sich das Leben aus den großen Schlössern in die Lusthäuser verzog und parallel dazu aus den Repräsentationsräumen in die Wohngemächer, die der jeweiligen Mode gemäß neu ausgestattet wurden. Bei einer solchen Renovierung kam auch Schillinger zum Einsatz, den Christian Friedrich Karl in Öhringen kennengelernt haben muß, da er noch vor Beginn der Kirchberger Ausmalungen als *fleißiger Arbeiter*³²⁰ von ihm sprach.

Offensichtlich wußte der Öhringer Künstler eine gute Woche nach seiner Ankunft in Kirchberg über den exakten Inhalt seiner Tätigkeit und die Höhe der Bezahlung noch nicht Bescheid, da er sich *nicht [. . .] auf eine Forderung über seine [. . .] Arbeit einlaßen [wolle], bevor ihme eigent[lich] bekannt seye, worinnen solche zuverlässig bestehen solle und bevor er alsdann wenigstens nur eine Parthie davon ganz verfertiget haben würde*³²¹. Aus diesen Worten spricht eine Forderung Schillingers nach einer seiner künstlerischen Leistungen angemessenen Bezahlung. Damit der Kirchberger Fürst einigermaßen Vorstellungen über die zu erwartende Höhe der Forderungen gewinnen könnte, sollte Schillinger zum Vergleich angeben, *um welches er im Württembergischen gearbeitet habe. 1 fl. 30 x und respect. bey leichten und flüchtigen Arbeiten, wie diehiesige ist, [. . .] 1 fl.* schien dem Fürsten doch beträchtlich zu hoch gegriffen, weshalb Johann Jacob, um den künftigen potentiellen Arbeitgeber nicht zu verstimmen, bei weiteren Verhandlungen einlenkte und versicherte, *daß er als ein junger Mensch, der sich hohen Herrschaften zu empfehlen suche, das thun werde,*

319 Am 19. März 1776 notierte Christian Friedrich Karl in seinen Schreibkalender: *Vormittag kam der Maler Schillinger von Öhringen hier an* und am 24. Juni 1776: *Der Mahler Schillinger gieng heute mit dem Postwag[en] ab.* Demnach hielt sich der Öhringer Künstler drei Monate ununterbrochen in Kirchberg auf. HZAN, A. Kbg. N. Bd. 70. Daß Schillinger das Musikzimmer im Schloß ausgemalt hat, geht aus Rechnungen hervor, wonach ein gewisser Hiller und sein Sohn *zur Ausmalung des dahiefigen Music-Saals [für] Farbreiben und Aufstreichen* dem Maler zur Hand gegangen sind. HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 434.

320 HZAN, A. Kbg. ⊖ 26 Mm Nr. 29.

321 HZAN, A. Kbg. ⊖ 26 Mm Nr. 29.

womit man allemahl zufrieden seyn könne. Christian Friedrich Karl hatte zu diesem Vorgang folgendermaßen Stellung genommen: *Deswegen glaube ich, daß er mit 40 x tägl. gar wohl wird vorlieb nehmen können. Dan die Kost am Camer-Tisch, das Frühstück, frey Quartier, Holz u. Licht, sind auch was werth. Wan er billig ist, so kan ich Ihme noch viel Gold zu verdienen geben*³²². Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Kommentar des Fürsten, den er hinsichtlich der Bezahlung von 20 fl. für den Entwurf eines Brunnens des Bildhauers Johann Michael Meyer abgab: *das ist wieder eine starke Forderung von einem Menschen, der Kost, Holz und Licht frei hat und der sich hoffentlich noch nicht unter die großen Meister rechnen wird, da es so gar lange noch nicht ist, daß er aus der Lehre gekommen . . . Alle Künstler machen einen merklichen Unterschied zwischen der Vorstellung einer leblosen Sache und einer lebendigen Kreatur, letztere werden teurer bezahlt, weil sie mehr wissenschaftliche Einbildungskraft und Kunst erfordern*³²³. Auch Schillingers Lehrzeit war gerade einmal zwei Jahre vorüber, weshalb er zu diesem Zeitpunkt noch darauf bedacht sein mußte, sich hochzudienen und zu etablieren und mit einer weniger großzügigen Bezahlung zufrieden zu sein.

Ferner lassen sich aus diesen Aussagen gewisse Rückschlüsse auf die ursprüngliche Bemalung des Musikzimmers durch Schillinger, von der heute nichts mehr erhalten ist, ziehen. Da die Malereien als *flüchtige Arbeiten* bezeichnet werden, und da sich aus der Höhe der Bezahlung schließen läßt, daß Phantasie und Erfindungsgeist des Malers weniger beansprucht wurden, kann man Landschaftsbilder wie im Öhringer Schloß oder figürliche Darstellungen ausschließen. Vielmehr dürfte Schillinger anhand aktueller Vorlagen seine Ausmalung des Musikzimmers angefertigt haben³²⁴. Elisabeth Grünenwald vermutet in einem in Privatbesitz befindlichen Wandaufriß einen Entwurf für diese Malereien Schillingers für das Musikzimmer. Dargestellt sind in der Mitte eines Wandfeldes »ein bunt gemaltes Gebinde von Noten und Musikinstrumenten«, das an Blumengirlanden hängt³²⁵. Die Wände wurden durch Wandpilaster mit ionischen Kapitellen, welche der Bildhauer Johann Michael Meyer fertigte, gegliedert. Zwei unsignierte, zur gleichen Zeit entstandene Entwürfe für die Renovierung des dortigen Speisesaals bekräftigen die Vermutung Grünenwalds. Zwischen einer Anordnung von gepaarten dorischen Halbsäulen bzw. Pilastern befinden sich hängende Gebinde von Vasen und Musikinstrumenten und antikisierenden Büsten; die Ecken dieser Entwürfe sind illusionistisch gemalt, sie zeigen einen Putto mit Herdfeuer bzw.

322 HZAN, A. Kbg. ⊖ 26 Mm Nr. 29. Schillinger erhielt schließlich pro Arbeitstag die vom Fürsten angebotenen 40 x. Die Bezahlung für die 79 Arbeitstage erhielt er in mehreren Abschlagszahlungen: 5 fl. am 6. April, 22 fl. am 23. April, 11 fl. am 17. Mai, 5 fl. am 15. Juni und letztendlich 12 fl. am Tag seiner Abreise am 24. Juni; mit dieser Zahlung war der Maler *vollends abgefertiget*. Mit diesen insgesamt 55 fl. bekam Schillinger somit geringfügig mehr bezahlt als ein Tagessatz von 40 x bei 79 Tagen ergibt. HZAN, A. Kbg. N. Bü 350.

323 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 212.

324 Im HZAN befinden sich solche Vorlagen klassizistischer Wandgestaltungen (allerdings aus etwas späterer Zeit), die sich ehemals in Kirchberger Besitz befanden.

325 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 209.

Springbrunnen³²⁶. An solchen, durch Architektur gegliederten und mit antikisierenden Motiven (zu denen auch Girlanden gehören) ausgeführten Entwürfen zeigt sich, daß sich der Klassizismus in der Innenraumgestaltung durchgesetzt hatte. Zuletzt scheint auch ein ganz anderer Gesichtspunkt die mutmaßlichen Gestaltungsarbeiten Schillingers zu bestätigen. Wenn es sich um gestalterische und künstlerische Leistungen besonderer Art in Form von aufwendigen Male-reien gehandelt hätte, hätte der in Kirchberger Diensten stehende Schillinger-Biograph Juncker diese Arbeiten, deren Urheber-schaft ihm bestimmt bekannt war, sicher erwähnt. Da dies aber nicht der Fall ist, maß er der Musikzimmer-Ausmalung wohl keine allzu große Bedeutung zu, obgleich sie für Schillinger den Ausgangspunkt für eine reiche Tätigkeit am Kirchberger Hof bildete. Ganz offensichtlich hatte er sich bei seinem ersten Kirchberger Auftrag bewährt, da er in fast regelmäßigen Abständen immer wieder Aufträge von dort erhielt.

Im Zuge der fast ständigen Renovierungen im Kirchberger Schloß wurden 1782 und 1802 auch die sogenannten Prinz-Reuß-Zimmer im vorderen Querbau erneuert. Die Arbeiten bestanden in einer Ausmalung im klassizistischen Geschmack und einer Neumöblierung³²⁷. In diesem Zusammenhang wird auch Johann Jacob Schillinger genannt³²⁸. Nachweislich verbrachte der Öhringer Hofmaler im Juni 1782 eine Woche am Kirchberger Hof und wurde am Tag seiner Abreise mit 12 fl. entlohnt³²⁹. Welche Art von Arbeiten er in den acht Tagen seines Aufenthaltes ausführte, läßt sich jedoch nicht ermitteln. Allerdings scheinen sie aufwendiger als 1776 gewesen zu sein, da Schillinger pro Tag doppelt so viel verdiente wie sechs Jahre zuvor. Bei der neuerlichen Umgestaltung der Räume im Jahr 1802 war Johann Jacob wohl nicht beteiligt, da sich weder in Rechnungsbüchern noch in den Schreibkalendern des Fürsten ein Hinweis auf eine Tätigkeit des Malers finden läßt. In diesem Jahr hatte Christian Friedrich Karl den Bauinspektor Franz Xaver Probst aus Öhringen für verschiedene Malerarbeiten hinzugezogen³³⁰.

Auch Entwürfe für den Kirchberger Sophienberg, der im Stil eines englischen Landschaftsgartens umgestaltet wurde, hat Schillinger wahrscheinlich angefertigt. Denn 1783, als Christian Friedrich Karl intensiv mit Planungen begonnen hatte, kam der Öhringer Maler Ende März für mehrere Tage nach Kirchberg, um

326 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 209 und 210 sowie Abb. 14.

327 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 210; *Heuß*: Hohenloher Barock und Zopf, S. 36. Heuß liefert auch eine knappe Beschreibung der Ausstattung: »Früher Klassizismus, die Wände mit lichten Tönen aufgeteilt, die geschmackvoll von Raum zu Raum sich abwandeln; vielfach sind die Zimmer [...] mit den behaglichsten Empiremöbeln ausgestattet. Besonders die Prinz-Reuß-Zimmer [...] lassen den inneren Gesinnungswechsel von glanzvoller höfischer Äußerlichkeit zu bürgerlicher Verinnerlichung sehr anschaulich erkennen.«

328 *Heuß*, S. 36.

329 Laut Eintrag im Schreibkalender Christian Friedrich Karls kam Schillinger am 11. Juni von Öhringen heute früh hier an und verließ am 17. desselben Monats nach dem Nachlassen die Kirchberger Residenz wieder. HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76; HZAN, A. Kbg. N. Bü 352.

330 *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 210.

*Risse und Modelle zu machen*³³¹. Konkrete Angaben zu diesen Projekten erhält man allerdings nicht.

4.2.2 Schloß und Kirche St. Martin in Döttingen

Döttingen (Gemeinde Braunsbach, Landkreis Schwäbisch Hall) war neben Kirchberg die zweite Residenz des Fürstentums Hohenlohe-Kirchberg, die Christian Friedrich Karl bewohnte. Das dortige, bereits Ende des 16. Jahrhunderts erbaute Schloß wurde im Laufe der Zeit mehrfach umgebaut und erweitert. Um 1780 scheint das Gebäude jedoch in keinem guten Zustand gewesen zu sein, da der Fürst »die gegen die Straße liegenden Flügel des Schlosses neu aufbauen« ließ und »das ganze Schloß wieder in wohnlichen Zustand« versetzte³³². 1781 begannen hierzu die Bauarbeiten. Der Nordflügel wurde auf fast doppelt so breiter Grundfläche von Hofzimmermeister Ernst neu erbaut. Bei der Innenausstattung fertigte Schillinger in den Jahren 1782 und 1783 Malereien an, insbesondere Supraporten. 1807 fanden Umbauarbeiten im Südflügel statt. Nachdem 1861 die Linie Hohenlohe-Kirchberg ausgestorben war, wurde das Schloß zwei Jahre später mitsamt dem Inventar an die Familie Bruckmann aus Heilbronn verkauft und in der Folgezeit mehrfach renoviert³³³. Ob die Schillingerschen Supraporten nach 1863 verkauft oder zerstört wurden, ist nicht bekannt. Andere möglicherweise vorhanden gewesene Malereien fielen wahrscheinlich den Renovierungen zum Opfer.

Die Kenntnisse über Johann Jacob Schillingers Arbeiten im Döttinger Schloß beschränken sich, da von der heutigen Existenz der Werke nichts bekannt ist, im wesentlichen auf das Wissen, wann er dort arbeitete und wie hoch die Bezahlung dafür ausfiel. Erstmals faßbar im Zusammenhang mit der Schloßrenovierung wird der Öhringer Künstler, als er Mitte Oktober 1782 von Christian Friedrich Karl nach Döttingen bestellt wurde³³⁴. Am 24. desselben Monats erhielt dann der Maler vom Fürsten genaue Instruktionen; dieser hatte sich nach Döttingen begeben, *um dem Mahler Schillinger anzugeben, was er in denen neuen Zimmern mahlen soll*³³⁵. Der Künstler scheint seinem (bereits erwähnten) Fleiß alle Ehre gemacht zu haben, denn bereits Ende des Monats war die Arbeit ausgeführt. In der Rechnung vom 31. Oktober 1782 heißt es dann auch, *daß [Schillinger] im hießigen Schloß die Ausfassung der Mahlerei in denen Zimmern verfertigt, und daran 8 Tag und die Hälfte der Nacht damit zugebracht habe*³³⁶. Am selben Tag noch

331 Schillinger, der sich seit 25. März dort aufhielt, wurden dafür vom Kirchberger Fürsten am 5. April 1783 12 fl. bezahlt. HZAN, A. Kbg. N. Bü 352; HZAN, A. Kbg. N. Bd. 77.

332 Beschreibung des Oberamts Künzelsau, S. 510.

333 *Himmelheber*: Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau, S. 137.

334 Christian Friedrich Karl schrieb am 15. Oktober 1782 in seinen Schreibkalender: *Heute war ich auf einige Stunde in Döttingen, weil ich den Mahler Schillinger v. Öhringen dahin bestellt hatte*. HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76.

335 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 76.

336 Für diese Arbeit samt seinem Gehilfen, einem *Farbreiber und Anstreicher*, sowie für die Reisekosten von Öhringen und dorthin zurück erhielt Schillinger 30 fl. Für die Kosten, die ursprünglich das *hiesige Bauamt* begleichen sollte, kam Fürst Christian Friedrich Karl privat auf. HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 296; HZAN, A. Kbg. N. Bü 352.

konnte Fürst Christian Friedrich Karl den neuen Schloßflügel beziehen. Um welche Art von Malerei es sich gehandelt haben könnte, läßt sich nicht ermitteln. Im Frühjahr 1783 hielt sich Schillinger im Zusammenhang mit der Neuausgestaltung des Schlosses und nun auch wegen des neuen Großauftrags in der Kirche St. Martin wieder in Döttingen auf. Anfang April besuchte Christian Friedrich Karl mit seiner Gattin mehrere Tage die Stadt, um sich *sowohl im Schloß als in der Kirche umzusehen u. einige Arbeit dem Mahler Schillinger an beiden Orten anzudingen*³³⁷. Einige Wochen später befand sich der Öhringer Maler immer noch (oder schon wieder?) in Döttingen, wo er abermals mit dem Fürsten zusammentraf, der sich seinerseits über den Fortgang der Arbeiten im Schloß informierte³³⁸. Damals war Schillinger mit der Anfertigung von Supraporten beschäftigt, nach deren Fertigstellung er am 6. Juli vom Kirchberger Fürst, der einen Tag später die neuen Zimmer im Schloß begutachtete, 36 fl. erhielt³³⁹.

Über die Art der Darstellungen auf den Supraporten kann man nur Mutmaßungen anstellen. Nur daß Schillinger sie in Öl malte, können wir den Archivalien entnehmen³⁴⁰. Am ehesten könnte man sich Landschaftsdarstellungen vorstellen, wie sie etwa Harper für die Solitude oder das Ludwigsburger Schloß geschaffen hat (diese sind allerdings etwas früher entstanden), und die sicher auch Schillinger während seiner Lehrzeit kennengelernt hatte. Auch ein altes Photo, das einen Wohnraum im Kirchberger Schloß zeigt, wie er seit Ende des 18. Jahrhunderts eingerichtet war, bestärkt Vermutungen dieser Art. Die dort zu erkennende Supraporte zeigt ebenfalls eine Landschaft³⁴¹.

Seit Frühjahr 1783 arbeitete Schillinger auch an der Ausgestaltung der Kirche St. Martin in Döttingen. Angeblich soll er diese in nur einer einzigen Woche ausgemalt haben³⁴². Besondere »Berühmtheit« erlangte Schillingers Ausstattung durch einen seiner spaßhaften Einfälle, für die der Künstler anscheinend bekannt war. Demnach malte er »einen Nagel auf der Emporkirche, ermangelte nicht Sonntags sich einzufinden, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie der Schulz seinen Hut an seinen Nagel hing, der dann natürlich herabfiel auf die Weiber im Schiffe der Kirche«³⁴³. Das offensichtlich außerordentlich gute Gelingen dieses Trompe-l'œil spricht aber auch für seine gute Beherrschung der illusionistischen Malerei.

Wie bereits im Zusammenhang mit dem Döttinger Schloß erwähnt, arbeitete

337 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 77.

338 Christian Friedrich Karl kam am 28. Mai 1783 nach Döttingen. HZAN, A. Kbg. N. Bd. 77.

339 Außerdem verdiente Schillinger auf Grund einiger anderer kleinerer Arbeiten 11 fl. und 8 fl. 15 x. HZAN, A. Kbg. N. Bü 352; HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 296; HZAN, A. Kbg. N. Bd. 77.

340 HZAN, A. Kbg. N. Bü 352.

341 Das Photo ist abgebildet bei: *Grünenwald*: Schloß Kirchberg, S. 210, Abb. 15.

342 *Weber*: Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, S. 311, schreibt: »So malte er in einer Dorfkirche die Apostel in einer Woche.« Diese Angabe bezieht sich mit Sicherheit auf die Döttinger Kirche, da nicht bekannt ist, daß Schillinger auch in einer anderen Kirche dieses Motiv aufgegriffen hätte.

343 *Weber*: Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, S. 312. Die Geschichte wird allerdings schon bei *Juncker* (1789), S. 8, berichtet und wird in der Folgezeit immer wieder aufgegriffen.

Schillinger Anfang April sowohl dort als auch in der Kirche³⁴⁴. In nur einer Woche scheint er jedoch die ziemlich umfangreichen Arbeiten in der Kirche nicht beendet zu haben, denn seinen Akkord unterzeichnete er am 5. April, im Juni erhielt er eine Abschlagszahlung über 25 fl. und erst am 6. Juli 1783 wurden ihm *nach vollendeter Kirchenarbeit* weitere 75 fl. ausbezahlt. Von den insgesamt 100 fl., die der Öhringer Künstler erhielt, mußte er diesmal übrigens auch die nötigen Farben anschaffen³⁴⁵. Der *Accord über den Anstrich der hießigen Kirche, mit Herrn Schillinger* enthält folgende Arbeiten: 1.) *Die Kanzel, samt Deckel, und Stiepengelender weiß u. ballir, samt einer schicklichen Historiemahlerey in die große Füllung der Kanzelbrüstung* 2.) *den Altar ebenfalls die Palouster samt deren Gesims auf behörige Art weiß u. ballir auszufassen* 3.) *die Orgel die Zierathen und Laubwerke weiß und deren Grund ebenfalls ballir* 4.) *die Orgelbrüstung weiß und ballir und auf beiden Seiten mit ein schicklichen Historie begleitet* 5.) *der große Crucifix, samt beiden kleinen mit ihren gehörigen Coleur in Öhlfarb* 6.) *die 3 Säulen ballir marmoriert* 7.) *die Brüstung der Borkirchen, mit denen 12 Aposteln, und die 4 Evangelisten, in die Füllungen bund gemahlte, weilen es besser und kennlicher ist, oder weiß auf weiß* 8.) *die Decke weiß anzustreichen, wie auch die untere Decke der Chorkirchen* 9.) *die 2 herrschaftlich Wappen an die Brüstung des herrschaftl. Standts, in Öhlfarb*. Einer Marginalie des Kirchberger Fürsten entnimmt man ferner, daß *außer den zwei herrschaftlichen Wappen [. . .] nichts Buntes in diese Kirche kommen sollte*³⁴⁶.

Wie schon so oft wird auch bei diesem Akkord Schillingers deutlich, daß künstlerische Tätigkeiten den gleichen Stellenwert bei seinen Aufträgen besitzen wie rein handwerkliche Arbeiten, und er gleichermaßen Aufgaben eines Künstlers, Malers und Restaurateurs ausführte.

Die Qualität der Malereien ist unterschiedlich, was teilweise sicher auch durch die späteren Renovierungen bedingt sein dürfte. Allerdings liest man auch schon in der Oberamtsbeschreibung von Künzelsau, daß »die Empore im Schiff der Kirche mit Kreidezeichnungen von biblischen Personen geschmückt [sei], von denen einzelne gut und charaktervoll, andere weniger gut gelungen«³⁴⁷ seien. Die Apostel an der Emporenbrüstung sind, wie in Schillingers Vertrag vereinbart, in Grisailen auf ockerfarbigem Grund ausgeführt. Solche Apostelreihen bzw. -köpfe erfreuten sich besonders im Barock großer Beliebtheit. Bei der Auswahl der Apostel orientierte sich Schillinger nicht an der Folge, die im Evangelium des Matthäus, Markus oder Lukas angeführt wird, sondern an der, die seit dem 15. Jahrhundert als häufigstes Thema der Predellen links und rechts zu seiten Christi zu sehen ist³⁴⁸. Der Öhringer Künstler wählte für die Darstellung der Apostel das Brustbild, das er

344 HZAN, A. Kbg. N. Bd. 77.

345 HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 296; HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 174. In seinem Vertrag, den er am 5. April 1783 unterzeichnete, verpflichtete sich Schillinger, *alle dazugehörig Farben, Leim und Öhl, selbst anzuschaffen und zu bezahlen*; ferner verlangte er *nichts dazu, als einen erwachsenen Buben oder Handlanger zum Hin- und Herschicken*.

346 HZAN, A. Kbg. Rechnungen Bd. 296.

347 Beschreibung des Oberamts Künzelsau, Bd. II (1883), S. 509.

348 In den genannten drei Evangelien werden Matthäus und Judas Ischariot genannt, die in der Döttinger Apostelreihe fehlen. Vgl. *Keller: Lexikon der Heiligen*, S. 60–61.

auf einen kreisrunden grauen Hintergrund setzte, so daß die Bilder medaillonförmiges Aussehen besitzen. Über jedem Bild ist in lateinischen Großbuchstaben jeweils der Name des betreffenden Apostels angebracht. Bei der Darstellung der Apostelköpfe orientierte sich Schillinger einerseits an der üblichen Ikonographie, andererseits hielt er sich nicht an den seit dem Mittelalter üblichen Topos, die Apostel – mit Ausnahme des Johannes und Thomas – als Zeichen ihrer Würde mit Bart darzustellen, sondern verzichtete auch bei Jacobus d. Ä. und Judas Thaddäus darauf. So sehen wir Matthias (Abb. 10) als älteren Mann mit etwas schütterem Haar und wallendem Bart, seinen Kopf (von ihm aus gesehen) und auch seinen Körper nach rechts gewandt und den Blick nach oben gerichtet. Bekleidet ist er mit einem Mantelpallium und in seiner Rechten hält er ein Beil. Seine Hand wirkt im Vergleich zur Größe des Kopfes unverhältnismäßig groß. Rechts neben ihm befindet sich der Apostel, über dessen Tafel die Aufschrift »Thomas« angebracht



Abb. 10 Der Apostel Matthias, 1783; Öl auf Holz (Gemälde auf der Emporenfüllung der Kirche St. Martin in Döttingen)

ist. Er trägt Tunika und Mantel. Sein im Profil dargestellter, bärtiger Kopf blickt nach links; vor seinem Körper hat er seinen linken Arm gewinkelt, in der Hand hält er eine Lanze. Offensichtlich handelt es sich hier um Judas Thaddäus und nicht um Thomas. Andreas ist mit Körper und Gesicht dem Betrachter zugewandt; er trägt Tunika und Mantel, sein Blick ist nach oben gerichtet. Mit der rechten Hand hält er das obere Ende eines Gabelkreuzes, dessen einer Balken vor und dessen anderer hinter dem Körper des Apostels zu sehen ist. Die Haltung des linken Armes und der Hand entsprechen nicht der Anatomie des Körpers. Judas Thaddäus wurde von Schillinger als junger Mann gemalt, was völlig unüblich ist. Sein beinahe

kindlich wirkendes, im Halbprofil dargestelltes Gesicht wird von kurzen, leicht gewellten Haaren gerahmt. Der Körper ist vom Betrachter aus gesehen nach rechts gewandt. Mit seiner Linken umfaßt der mit Mantel und Tunika bekleidete Apostel ein Winkelmaß, ein Attribut, das im Zusammenhang mit Judas Thaddäus nicht gebräuchlich ist und eigentlich als Erkennungsmerkmal des Apostel Thomas gilt. Da – wie bereits erwähnt – auch die Darstellung des Thomas nicht dem gängigen Typus entspricht, ist anzunehmen, daß die beiden Darstellungen nicht zu dem jeweils über ihnen stehenden Namenszügen gehören. Vielleicht wurden bei den Renovierungen die beiden Tafeln der Emporenfüllungen vertauscht. Es schließt sich daneben der Apostel Simon Zelotes an, ein bärtiger alter Mann, den der Betrachter von rechts im Profil sieht. In seiner Linken hält er eine senkrecht aufgerichtete Säge. Das äußerste Bild links auf der Längsseite der Empore zeigt den Apostel Bartholomäus, einen bärtigen Greis mit entblößtem Oberkörper, über die Schultern als Zeichen seines Martyriums die abgezogene Haut gelegt. Seinen Körper und sein Haupt richtet er leicht nach rechts, seine rechte Hand umschließt den Griff eines Messers mit kurzer breiter Klinge. Neben Bartholomäus folgt die Darstellung des Jacobus d. J., dem Schillinger trotz schütterem Haar und vollem Backenbart ein fast jugendliches und tatkräftiges Aussehen verliehen hat. Er trägt eine Tunika und ein übergeworfenes Mantelpallium, sein linker, vor dem Körper angewinkelter Arm hält in der Hand das Attribut seines Martyriums, eine Walkerstange. Der sich rechts anschließende Apostel Paulus trägt die Merkmale des seit des 4. Jahrhundert feststehenden Typus: einen länglichen Schädel mit einem langen, spitz zulaufenden Bart; er ist mit Tunika und Mantel bekleidet. Sein Attribut ist das Schwert, dessen Knauf er in Höhe seines Gesichtes mit der linken Hand umfaßt. Auch die Darstellung des Petrus folgt einem bereits sehr früh gängigen Typus. Die dem Betrachter zugewandte Figur hat den typischen Rundkopf mit Backenbart und Lockenkranz. Vor seiner Brust hält der mit einer Tunika bekleidete Apostel zwei riesige Schlüssel. Blick und Kopf des Petrus sind nach oben gerichtet. In der Emporenfüllung rechts daneben befindet sich das Bild des Jacobus d. Ä. Auch ihn malt Schillinger, wie erwähnt, als jungen, bartlosen Mann. Die Haltung des Kopfes und der Ausdruck des Gesichtes sowie die Haartracht besitzt große Ähnlichkeit mit der Darstellung des Judas Thaddäus. In der rechten Hand des mit Tunika und Mantel bekleideten Apostels befindet sich ein Pilgerstab. Auf die gängigen Attribute der Muschel, des Hutes, der umgehängten Tasche und der Flasche verzichtete Schillinger. Der sich anschließende Apostel Philippus richtet seinen Kopf und Blick nach rechts unten. Sein kahles Haupt besitzt einen welligen Haarkranz und einen Vollbart. Dem Betrachter zugewandt ist seine rechte, entblößte Schulter, über die linke ist ein Mantelpallium geworfen. Die linke Hand hält ein lateinisches Kreuz, die *cruce immissa*, vor dem Körper hoch. Die Darstellung des zwölften Apostel, des Johannes, befindet sich auf einem Feld der Orgelempore. Schillinger malt ihn zwar nach gängigem Typus als jungen, bartlosen Mann mit langen, leicht gewellten Haaren. Aber in der Wahl des Attributes greift er nicht auf Adler und Schreibfeder zurück, wie seit dem Barock

üblich, sondern auf die besonders im 15. und 16. Jahrhundert häufig verwendete Darstellung des Johannes mit Kelch und der sich aus diesem herauschlängelnden Schlange. Den Kelch hält der Apostel mit seiner Linken (die übrigens wieder verhältnismäßig groß geraten ist) vor seiner Brust. Gesichtsausdruck und Haltung des Kopfes besitzen große Ähnlichkeit mit dem Halbbildnis des Judas Thaddäus und des Jacobus d. Ä. Offensichtlich verwendete Schillinger, wenn er einen jungen Mann darstellte, immer wieder einen gleichen bzw. ähnlichen Typus mit weichen Gesichtszügen, rundem Kinn, lang gezogener Nase und eng beieinanderstehenden Augen.

Betrachtet man nun die zwölf Aposteldarstellungen im ganzen, so fällt Schillingers Bemühen auf, den einzelnen Personen eine gewisse Individualität zu verleihen, ohne aber eine Verinnerlichung oder Psychologisierung der Figuren anzustreben oder zu erreichen. Er orientierte sich an der barocken Tradition, nach der das »Apostelporträt als repräsentativer Charakterkopf vorherrscht«³⁴⁹.

Die beiden mittleren Bilder der Orgelbrüstung zeigen die Grablegung und die Auferstehung Christi. Es soll an dieser Stelle nur kurz auf stilistische und kompositorische Eigenheiten eingegangen werden, da Schillinger die gleichen Themen zehn Jahre später auch in der Kirche in Orendelsall darstellte; in diesem Zusammenhang erfolgt die genaue Erläuterung der ikonographischen Gesichtspunkte. Bei dem Bild der Grablegung sieht der Betrachter frontal auf die Schmalseite eines Steinsarkophages, in welchen Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi, an den Schultern bzw. an den Füßen packend, legen. Der leblose Körper Christi bildet geradezu eine Horizontale. Zwischen den beiden Männern befindet sich Maria, die Nikodemus zugewandt ist. Links daneben die Darstellung der eigentlichen Auferstehung. Christus, mit einem um die Lenden gebundenen Tuch bekleidet und die Kreuzesfahne in seiner Rechten haltend, steigt gerade aus dem schräg stehenden Steinsarkophag, der fast völlig durch einen auf dem Boden liegenden, die ganze Breite des Bildes ausfüllenden Soldaten verdeckt wird. Er stützt sich, seinen Rücken dem Betrachter zugewandt, mit seinem linken Arm auf dem Boden auf, seine rechte Hand hebt er Schutz suchend in die Höhe. Hinter dem Sarkophag kniet ein zweiter Soldat, erschreckt zu Christus hoch blickend.

Schillinger beschränkt sich auf die wesentliche Aussage einer Szene und unterstreicht diese Auffassung durch den Verzicht auf Details und mittels einer schwungvollen Pinselführung, die auch schon den Apostelportraits eigen war. Die Qualität der Bilder besitzt dabei kein durchgehend gleiches Niveau. Gelingen Schillinger in den Portraits der Apostel Petrus, Paulus und Jacobus d. J. ausdrucksstarke Charakterköpfe, so wirken einige andere Aposteldarstellungen stereotyp und austauschbar. Auch die Vermittlung von Räumlichkeit gelingt Schillinger in einzelnen Fällen nicht ganz überzeugend. Der auferstehende Christus beispielsweise scheint sich in einer Ebene mit dem vor ihm liegenden Soldaten zu

349 *Aurenhammer*, Bd. I, S. 220. Besonders signifikant in diesem Zusammenhang sind die Apostelportraits Anton van Dycks, Rubens, El Grecos und Rembrandts; sie legten besonderes Gewicht auf die Individualisierung der Apostel.

befinden. Insgesamt mögen solche Mängel aber auch auf die aufgrund der Grisaillemalerei erschwerte Darstellung von Licht und Schatten zurückzuführen sein.

4.2.3 Altarblatt des heiligen Sebastian in der Kirche St. Martin in Berlichingen

Das Altarblatt der Marter des heiligen Sebastian (Abb. 11) muß man sicherlich als eines der wichtigsten Werke Schillingers bezeichnen. Es ist eines seiner wenigen bekannten bzw. erhaltenen Ölgemälde, das zudem keine Landschaftsdarstellung ist. Außerdem zeigen sich hier vielfältige stilistische Einflüsse früherer Meister besonders deutlich.

Das Altarblatt befindet sich auch heute noch in der katholischen Pfarrkirche St. Sebastian in Berlichingen (Gemeinde Schöntal, Hohenlohekreis). Jedoch ist das Kirchengebäude nicht mit demjenigen identisch, für das Schillinger seinen »Sebastian« schuf. Die damalige Kirche war ein Bau aus dem 17. Jahrhundert, der im Laufe des neogotischen Neubaus von 1845 bis 1849 sukzessive abgebrochen wurde³⁵⁰. Noch nach der Fertigstellung des neuen Kirchengebäudes gehörte Schillingers Altarblatt zu einem im »gothischen Stil« gehaltenen Hochaltar³⁵¹. Heute hängt es als Einzelbild an der linken Wand vor dem Chor.

Der heilige Sebastian gehört zu den in der bildenden Kunst am häufigsten dargestellten Heiligenfiguren. Der Legende nach war der Christ Sebastian Offizier unter dem Kaiser Diokletian und dem Mitkaiser Maximian. Nachdem er Cromatius, den höchsten Richter und Beamten Roms, unter der Bedingung geheilt hatte, all seine Götterbilder zerstören zu lassen und an Christus zu glauben, wurde Sebastian von Diokletian der Untreue gegen die Staatsgötter und damit gegen den Staat selbst bezichtigt. Der Kaiser ließ daher seinen Offizier an einen Pfahl binden und so lange mit Pfeilen beschießen, bis er scheinbar tot war. Von Engeln geborgen, wurde er wieder gesund gepflegt und begab sich zu den beiden Kaisern, um diese wegen ihrer Vergehen gegen die Christen zur Rechenschaft zu ziehen. Daraufhin ließen ihn Diokletian und Maximian mit Knüppeln erschlagen.

Bevorzugte Darstellung aus der Vita des Sebastian ist das eigentliche Martyrium, das den Heiligen an einen Baum oder eine Säule gebunden und von mehreren Bogenschützen umringt zeigt. Wurde Sebastian bis ins 15. Jahrhundert hinein als ein mit mittelalterlicher Tracht bekleideter oder gerüsteter Mann, von Pfeilen durchbohrt, dargestellt, so entwickelte sich hieraus und aus der Passionsszene, beeinflusst durch spätmittelalterliche Schmerzensmann- und Ecce-homo-Darstellungen, der im Norden häufigste Typus des 15. bis 18. Jahrhunderts: Sebastian wird als weiteres individuelles Attribut Nacktheit zugeordnet und als halb oder bis auf einen Lendenschurz entblößter junger Mann dargestellt. Während er in der italienischen Kunst oft an einem Pfahl oder einer Säule gebunden gezeigt wird, zeigt ihn die deutsche Kunst bevorzugt an einen Baum gefesselt³⁵².

350 *Himmelheber*, S. 92.

351 Beschreibung des Oberamts Gerabronn, S. 380.

352 *P. Assion*: Sebastian, in: LCI, Bd. 8 (1976), Sp. 318.



*Abb. 11 Altarblatt »Marter des heiligen Sebastian«;
Öl auf Leinwand (Pfarrkirche St. Sebastian in Berlichingen)*

Diese Szene greift auch Johann Jacob Schillinger mit seinem Berlichinger Altarblatt auf. Der heilige Sebastian, der die Mittelachse des Gemäldes einnimmt, kniet mit seinem rechten Bein auf einem Stein, mit seinem linken, leicht angewinkelten stützt er sich auf dem steinigen Erdboden ab. Sein muskulöser, in helles Licht getauchter und von fünf Pfeilen durchbohrter Körper ist bis auf ein aus einem weißen, faltenreichen Tuch bestehenden Lendenschurz entblößt und – vom Betrachter aus gesehen – etwas nach rechts geneigt. Insgesamt wirkt der Körper etwas schwerfällig und gedrungen, die Pfeile scheinen ihm nichts anhaben zu können. Sebastians linker Arm ist hinter seinem Rücken, sein rechter am Handgelenk über seinem Kopf an einem Baumstamm gefesselt, wodurch die einem c-förmigem Schwung nachvollzogene Haltung des Körpers betont wird. Auch der sich vom dunklen Hintergrund kaum abhebende Baumstamm nimmt, zum Körper des Heiligen beinahe parallel verlaufend, dieses Kompositionsmotiv auf. Betont der Körper somit die rechte Hälfte des Bildes, so ist die Haltung des Kopfes und die Blickrichtung des Sebastian dieser Bewegung entgegengewandt. Sein rundliches, im Ausdruck kindlich weich wirkendes, aber trotzdem vom Leiden gezeichnetes Gesicht, das von kurzen, leicht gewellten dunklen Haaren gerahmt wird, richtet seine gequält blickenden Augen auf die linke obere Bildhälfte, wo sich auf einer in helles Licht getauchten Kumulation von Wolken, die geradezu eine Verbindungslinie bzw. Brücke zwischen beiden schaffen, ein in hellroten und weißen Tüchern gewandeter Engel befindet. Dieser blickt zu Sebastian herunter und hält als Zeichen des Martyriums und des Sieges des Christentums in seiner Rechten einen Palmzweig, in seiner Linken einen Lorbeerkranz. Zu Füßen des Heiligen bauscht sich in der Form eines Dreieckes sein zinnoberroter Mantel; darunter befinden sich die verschiedenen Attribute seines Martyriums: links ein Schild, ein Bogen, ein Pfeilköcher und ein Helm mit Federbusch, rechts eine an einen kantigen Stein gelehnte Hellebarde. Links und rechts des Sebastian sehen wir im Dunkel des Hintergrundes Soldaten in antiken Gewändern, die die Hinrichtung bereits hinter sich gebracht haben und in eine Auseinandersetzung mit anderen Christen – eine Figur am rechten Bildrand trägt einen mit einem Kreuz bekrönten Stab – verwickelt scheinen. Insgesamt gestaltete Schillinger das Gemälde in einem warmen und – bis auf wenige erleuchtete Stellen – dunklen Kolorit.

Für das Schema der Komposition wählte Schillinger einen einfachen und einleuchtenden Aufbau. Zum einen teilte er das Geschehen fast genau in der Mitte des Gemäldes in eine (untere) irdische und eine (oberere) himmlische Ebene, die durch die Engel bzw. kriegerischen Soldaten charakterisiert werden. Zum anderen durchbricht Sebastian diese beiden Ebenen; mit seinen Beinen steht er noch auf der Erde, dem Ort seines Leidens und Martyriums. Sein Oberkörper aber ragt sozusagen in den Himmel, den Ort der Erlösung und Überwindung seines Leidens. Unterstützt wird diese Aussage durch den Baum, an den der Heilige gefesselt ist. Er durchschneidet ebenfalls beide Bildhälften und steht so als Symbol für den Baum des Lebens und des Paradieses. Durch diese Komposition, die die Mittel-

achse des Bildes betont, erreicht Schillinger aber auch, daß in der Darstellung das Moment der Bewegung abgeschwächt wird.

Die besonderen künstlerischen Gestaltungsmittel, die Schillinger bei seinem »Sebastian« einsetzt, zeigen ihn als einen Künstler, der dem Hochbarock noch tief verwurzelt ist. Das ausgeprägte Chiaroscuro, das Schillinger hier verwendete, erinnert an Caravaggio (1573–1610), einen Künstler, der die Hell-Dunkel-Malerei zu höchster Ausbildung gebracht hatte, und dessen Kunst epochemachende Wirkung auf den gesamten europäischen Barock hatte³⁵³. Typisch für ihn ist sein theatralischer Einsatz von Licht und Schatten, wobei er gewöhnlich das Licht als »grelle Scheinwerfer«, das meist aus einer einzigen, links oben befindlichen Quelle kam, einsetzte. Dadurch werden die Figuren, die sich häufig ganz im Bildvordergrund befinden, hart gegen dunkle Schatten abgesetzt. Der Hintergrund dagegen ist oft in ein unheimliches Dunkel getaucht. An diesem Schema hat sich offensichtlich auch Schillinger orientiert. Ebenso muß man in diesem Zusammenhang auch Rembrandt (1606–1669) nennen, der die letzten Möglichkeiten dieser Hell-Dunkel-Malerei entwickelte und insbesondere in der biblischen Historienmalerei damit eine neue Intensität des Ausdrucks erreichte. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Schillingers Biograph Juncker in seiner Gemäldesammlung einen Sebastian besaß, der »aus der niederländischen Schule, wo nicht von Rembrandt selbst«³⁵⁴ gemalt war. Die Beschreibung dieses Gemäldes, das in vielen Details mit dem Schillingerischen übereinstimmt, läßt die Schlußfolgerung zu, daß der Öhringer Künstler dieses kannte und als Anregung oder gar als Vorlage für sein Berlichinger Altarblatt verwendete.

Aber auch seine Lehrzeit in Ludwigsburg scheint in Schillingers Altarblatt deutliche Spuren hinterlassen zu haben. So erinnert die Gestaltung des Gesichtes des Sebastian an ähnliche Darstellungen des vielfach in Ludwigsburg tätigen Carlo Carlone (1686–1775)³⁵⁵. Ferner lassen sich auch Parallelen zu Werken seines Lehrers Giosuè Scotti entdecken. In Scottis Altarblatt »Das Martyrium des heiligen Mauritius«, das sich im Münster in Zwiefalten befindet, ist die Partie des Oberkörpers des den Mauritius enthauptenden Mannes ganz ähnlich ausgebildet wie bei Schillingers Sebastian. Auf dem entblößten und muskulösen Oberkörper zeichnet sich in Bauchhöhe ein Schatten in Form eines Ovals ab. Der Mantel des Mauritius fällt ähnlich dreiecksförmig wie beim Sebastian. Auch besitzen beide Figuren gleichartige nach oben blickende, jugendliche und rundlich wirkende Gesichter. Und auch die Wolkenpartie mit den Engeln, die sich hinter Mauritius zum Himmel hoch zieht, erinnert an Schillingers Berlichinger Altarblatt. Scotti allerdings verwendet sehr viel hellere und lichtere Farben und vermeidet die Chiaroscuro-Gestaltung seines Schülers.

353 F. Baumgart: Caravaggio. Kunst und Wirklichkeit, 1955; H. Hibbard: Caravaggio, 1983.

354 Kretschmer, S. 1068.

355 Carlone malte u. a. das Deckengemälde in der Ludwigsburger Schloßkirche und das Deckengemälde in der Ahnengalerie des Schlosses: Telse Lubitz: Studien zu Carlo Carlone, Kiel 1989.

Ein Blick auf weitere Darstellungen des Sebastian im 18. Jahrhundert soll schließlich die Betrachtung des Schillinger-Gemäldes abrunden. Im Marienmünster zu Dießen am Ammersee befindet sich ein 1739 entstandenes Gemälde der »Marter des heiligen Sebastian« von Giovanni Battista Tiepolo (1696–1770), dem Hauptmeister des venezianischen Spätbarock und bedeutendsten europäischen Maler des 18. Jahrhunderts. Ganz anders als Schillinger gestaltete Tiepolo die Szene in hellen und lichten Farben und setzt sie in eine italienisch anmutende Landschaft. Der elegant geschwungene Körper des Sebastian vermittelt einen Ausdruck der Leichtigkeit. Trotz der hohen künstlerischen Qualität wirkt jedoch das Leiden des Sebastian nicht wahrhaftig und verinnerlicht, sondern vielmehr theatralisch und gespielt. Gemeinsamkeiten entdeckt man in den Werken der beiden Künstler in keinem Punkt, weder in der Komposition noch in der Ausführung des Themas. Ein weiteres bekanntes Gemälde, das Sebastian zum Gegenstand der Darstellung hat, ist Paul Trogers (1698–1762) Ölbild von 1746³⁵⁶. Er zeichnet nicht den jugendlichen Helden barocker Darstellungen, sondern einen sterbenden Menschen, der keine Heilsgewißheit ausstrahlt, vielmehr qualvoll leidet. Durch das Chiaroscuro erfährt der Ausdruck des Sebastian eine enorme Steigerung, der Betrachter leidet geradezu mit. Zwar greift auch Schillinger auf das Hell-Dunkel zurück, doch sind die Ergebnisse beider Maler recht unterschiedlich, da die Intention, mit der es angewandt wurde, verschieden ist. So fällt im Vergleich zu Trogers Altarblatt auf, daß in Schillingers Darstellung die Verinnerlichung und die Intensität des Leidens des Sebastian nicht überzeugend zur Geltung gebracht ist.

4.2.4 Das Landschaftszimmer im Schloß in Öhringen

Die Tapetenmalereien im sogenannten Landschaftszimmer im zweiten Stockwerk des Öhringer Schlosses bilden zweifelsohne das Hauptwerk Schillingers, da diese fünf Bilder an Qualität und Größe (sowohl in bezug auf den Umfang als auch auf die Maße) seine übrigen erhaltenen Arbeiten übertreffen.

Die Entstehungszeit dieser Gemälde zu datieren, erweist sich aufgrund der äußerst spärlichen Überlieferung der Archivalien zum Öhringer Schloß als recht schwierig³⁵⁷. In der Literatur wurde bisher die Annahme vertreten, daß die Malereien im Zuge der Neugestaltung der Innenräume im Jahr 1782 entstanden seien³⁵⁸. Das scheint zwar naheliegend, da Schillinger damals ebenfalls an den Umbauarbeiten beteiligt war³⁵⁹, doch spricht einiges gegen diese Meinung.

356 Paul Trogers Gemälde »Der heilige Sebastian und die Frauen« befindet sich im Österreichischen Barockmuseum im Unteren Belvedere in Wien: Wanda Aschenbrenner, G. Schweighofer: Paul Troger, Leben und Werk, 1965; Christl Wolf: Paul Trogers Zeichnungen und Graphik, Diss. Wien 1971.

357 Im Jahr 1896 wurden fast alle Rechnungen, die im Zusammenhang mit dem Öhringer Schloß standen, verkauft und vernichtet. Zwar fertigte Joseph Albrecht noch auf der Grundlage des vorhandenen Aktenmaterials 1830 eine Baugeschichte des Öhringer Schlosses an, der auch zu entnehmen ist, daß der Umbau im Jahr 1782 den Fürsten 24000 fl. kostete, doch hält er seinen Bericht für das 18. Jahrhundert äußerst knapp und erwähnt keinerlei Einzelheiten zur künstlerischen Ausstattung. »Das fürstliche Schloß zu Öhringen und seine Umgebungen, aktenmäßig dargestellt von Albrecht 1830« (HZAN, Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht [274]).

358 Fleck: Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg, S. 200; Ders.: Öhringer Schloß, S. 143.

359 Schillinger malte offensichtlich für das Schlafzimmer und das Speisezimmer Supraporten.

Angesichts der Bedeutung dieser Tapetenmalereien hätte sie wohl auch Karl Ludwig Juncker, dem die künstlerische Ausgestaltung des Öhringer Schlosses vertraut war, wie seine Erwähnung von Schillingers dort befindlichem Plafond einer Götterversammlung nahelegt, in seinem 1789 erschienenen Bericht genannt, wenn sie zu diesem Zeitpunkt schon existiert hätten³⁶⁰. Auch der Auftraggeber selbst, der Öhringer Fürst Ludwig Friedrich Carl, erwähnt diesbezüglich in seinem detailgenau geführten Schreibkalender des Jahres 1782 nichts³⁶¹. Ein anderer Gesichtspunkt, der bei der Datierung der Tapetenmalereien hilfreich ist, sind die von Schillinger benutzten Vorlagen, auf die im folgenden wesentlich genauer eingegangen werden soll. Es handelt sich um Kupferstiche aus Saint-Nons »Voyage pittoresque«³⁶², die er konkret in einem Fall, der Darstellung des Serapis-Tempels, in eine große farbige Gouache umsetzte (Abb. 12 und 13). Daß diese Vorlage aus dem 1782 erschienenen zweiten Band des Werkes stammt, besagt lediglich, daß die Tapetenmalereien keineswegs früher entstanden. Bei den anderen seiner Bilder im Landschaftszimmer scheint er, wie im folgenden noch zu erwähnen sein wird, zumindest Anleihen aus den später erschienenen Bänden der »Voyage pittoresque« verarbeitet zu haben. Eindeutigere Aufschlüsse zur Datierung könnte man allerdings nur dann gewinnen, wenn bekannt wäre, wann der Öhringer Fürst das fünfbandige Werk anschaffte, was ja keineswegs unbedingt im Jahr seines Erscheinens geschehen sein muß; doch das kann man aufgrund fehlender Rechnungen nicht mehr ermitteln.

All diese Aspekte sprechen eher für eine Datierung der Gemälde des Landschaftszimmers in die 1790er Jahre, zumal da 1794 neuerliche Umbauarbeiten durchgeführt wurden³⁶³. Zwar ist nicht davon auszugehen, daß Schillinger seine großen Bilder an Ort und Stelle im Schloß selbst fertigte, doch mußte für die Befestigung und Anbringung der Leinwandbespannungen jedenfalls der ganze Raum ausgeräumt werden, was im Zuge von größeren Umbauarbeiten eher denkbar erscheint. Landschaftsräume mit bemalten Wandbespannungen in Schlössern sind im 18. Jahrhundert insbesondere in Deutschland und Österreich außerordentlich zahlreich³⁶⁴. Sie befanden sich in erster Linie in den nicht der Repräsentation dienenden Gesellschaftszimmern und Salons und nicht in den Prunkräumen. Entwicklungsgeschichtlich gehen diese bemalten Wandbespannungen, die erstmals Ende des 17. Jahrhunderts am Hofe Ludwig des XIV. in Frankreich auftauchen, auf die früher verwendeten Gobelins zurück³⁶⁵, an deren Stelle man sie vor allem dort findet, »wo die Mittel zur Innenraumgestaltung nicht unbegrenzt waren«³⁶⁶, was man sicher auch vom Öhringer Hof sagen kann. Jedoch wurden sie auch

360 Juncker, S. 126.

361 HZAN, Schreibkalender Ludwig Friedrich Carl, 1782 (unverzeichnet).

362 Richard Saint-Non: Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile, Bd. 3, 1782.

363 Der Landkreis Öhringen, Bd. II, S. 14.

364 Roethlisberger: Räume mit Landschaftsdarstellungen, S. 248.

365 Aldrian: Bemalte Wandbespannungen, S. 14.

366 Aldrian: Bemalte Wandbespannungen, S. 14.

deshalb immer stärker bevorzugt, da die Möglichkeiten der Darstellungen und damit der Originalität bei gemalten Bespannungen wesentlich größer waren als bei den gewobenen Gobelins. Thematisch orientierte man sich zunächst eng an den Webteppichen, seit 1750 wurden Darstellungen von Jagd- und Genreszenen bevorzugt und Ende des 18. Jahrhunderts spielten klassizistische Landschaften mit architektonischem und figuralem Beiwerk, eingeteilt in klare Felder, wie wir sie auch im Öhringer Landschaftszimmer sehen, die größte Rolle. Ausgangspunkt der Abwendung von den mit Ornamenten, Spiegeln, Stuck und Vergoldungen überladenen Rokokoräumen bildete die auch in der Kunst Rationalität fordernde Aufklärung, eine durch die Ausgrabungen im 18. Jahrhundert in Pompeji (1711) und Herculaneum (1748) und durch Winckelmanns und Mengs Schriften verstärkte Antikenbegeisterung sowie ein starkes allgemeines Naturgefühl, wie es Rousseau mit seinem »Zurück zur Natur« auf eine Formel gebracht hatte. Gerade diese »Naturesentimentalität« ist bezeichnend für alle Landschaftszimmergestaltungen des späten 18. Jahrhunderts³⁶⁷.

Auf Schillingers Tapetenmalereien des Öhringer Landschaftszimmers treffen diese allgemeinen Klassifizierungen ebenfalls zu. Da auf seine Landschaftsbilder bereits in den vorigen Kapiteln ausführlich eingegangen wurde, sollen hier nur Anmerkungen zu motivischen Eigenheiten der fünf Gemälde folgen. Auffallend ist die Dominanz der Ruinendarstellungen gegenüber der eigentlichen Landschaft. Die architektonischen Elemente füllen den Bildvorder- und Hintergrund, während Bäume und Sträucher nur spärlich und zumeist im Hintergrund der Kompositionen vorhanden sind. Die Parallelen zu den Werken des französischen Malers Hubert Robert (1733–1808), der sich auf die Darstellung von Ruinen spezialisiert hatte, und dessen Gemälde auf seine Zeitgenossen wesentlichen Einfluß hatten, sind hier deutlich zu sehen. Verbreitung fanden seine Bilder unter anderem durch Saint-Nons »Voyage pittoresque«, für die er etliche Ansichten der Gegend um Neapel lieferte. In diesem Stichwerk ist der Verknüpfungspunkt zwischen der Kunst des französischen und den Werken des Öhringer Malers zu finden. Durch seine dort abgedruckten Ansichten nahm Robert indirekt Einfluß – der einen ganz konkreten Niederschlag in einer der Tapetenmalereien des Landschaftszimmers des Öhringer Schlosses findet – auf das künstlerische Schaffen Johann Jacob Schillingers. Es handelt sich um die Ansicht eines Rundtempels (Abb. 12), als dessen Vorlage Schillinger, wie eingangs erwähnt, die Abbildung des Serapistempels von Pozzuoli verwendete (Abb. 13)³⁶⁸. Der Öhringer Maler hielt sich dabei exakt an die Vorlage: Bewuchs der ruinösen Kassettenkuppel, Anordnung der Säulen und steinernen Frauenstatuen, ja sogar die Faltenwürfe in deren Gewand übernahm er genau. Verändert hat Schillinger lediglich den Bildausschnitt: Während Hubert die Gesamtanlage zeigt, wählt Schillinger nur das einem Rundtempel ähnliche Brunnenhaus und damit das effektivste Motiv der Komposition.

367 *Börsch-Supan*: Garten-, Landschafts- und Paradiesmotive im Innenraum, S. 306.

368 Vgl. hierzu auch: *Hubert Burda*: Die Ruine in den Bildern des Hubert Robert, München 1967, Abb. 40.

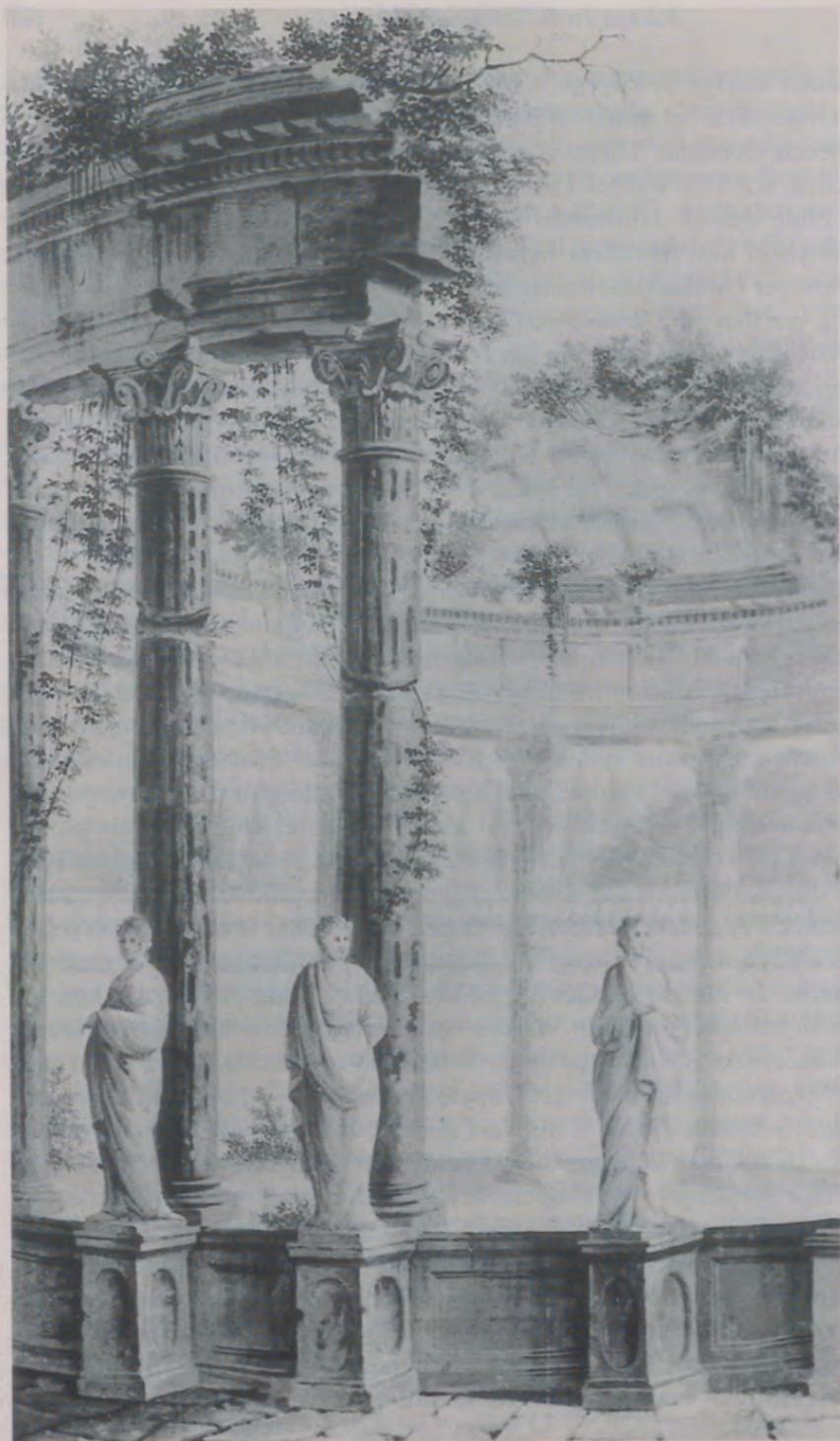


Abb. 12 Der Serapistempel von Pozzuoli; Gouache auf Leinwand
(Wandbespannung im sogenannten Landschaftszimmer des Öhringer Schlosses)



Abb. 13 Der Serapistempel von Pozzuoli (Ausschnitt). Aus: Saint-Non, Richard: Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile. Bd. II. Paris 1782

Auch andere, nicht von Hubert stammende Motive aus der »Voyage Pittoresque« beeinflussten den Öhringer Maler, wenn er sie auch im Stile eines Capriccios phantasievoll veränderte und neu zusammenkomponierte. Bei der Ansicht des Theaters von Taormina scheint ihm der mit einer Kassettendecke überwölbte Torbogen und die sich anschließenden, vor eine mit Nischen versehenen Wand vorgelagerten Säulenstellungen inspiriert zu haben. In zwei seiner Darstellungen griff er dieses Motiv etwas abgewandelt wieder auf³⁶⁹. Drei andere Landschaftsblätter, die »Ansicht von Astroni«, »Die Eliseischen Felder« und der »See von Proserpina«, könnten aufgrund ihrer sehr skizzenhaften Ausführung und ihrer detailgenauen Übernahme aus der »Voyage pittoresque« ebenfalls Entwürfe für die Tapetenmalereien des Landschaftszimmers gewesen sein, die jedoch nicht realisiert wurden. Vielleicht waren sie aber auch Entwürfe zu Supraporten, wofür der tief und in der Entfernung liegende Standpunkt des Betrachters, die mittels eines fast geschlossenen Kreisschemas zugunsten einer Bildtiefe überführte Breiten dimension der Bilder sowie die »flächenhafte Auflösung der Gegenstände«³⁷⁰ spräche. Nach diesem Kompositionsschema gestaltete auch der Stuttgarter Maler Adolf Friedrich Harper seine zahlreichen Supraporten mit Landschaftsmotiven³⁷¹. Kompositorisch erinnern die fünf Gemälde des Landschaftszimmers ferner stark an die in Preißlers Zeichenbüchern vorgegebene Anleitung, aus verschiedenen Versatzstücken eine Landschaft zu arrangieren. Insbesondere das Bild 14, mit seiner Vermischung antiker Ruinenarchitektur und an deutsche Bauernhäuser erinnernden Gebäuden im Hintergrund, scheint unmittelbar von Preißlers Ideen beeinflusst. Auch die mehrmalige Wiederholung einzelner Motive – so beispielsweise des Motivs einer Amphore auf einem Podest oder eines Obeliskens – bestätigen dies. Schillinger waren ja solche Zeichenbücher, die er auch für seinen Zeichenunterricht anschaffen ließ, vertraut.

Daß Schillinger in so großem Maß auf Vorlagen zurückgriff, soll seine Leistung, die ja auch darin bestand, einer zeichnerischen Vorlage farbige Gestalt zu verleihen, keineswegs schmälern. Die farbliche Umsetzung und die pittoreske und effektvolle Anordnung der Ruinen, der Trümmer, der Vegetation und der Staffagefiguren ist durchaus gelungen. Vielmehr ist eine solche Schaffensweise symptomatisch für das 18. Jahrhundert, in welchem in der gesamten künstlerischen Dekoration – insbesondere bei Wandbespannungen – Kupferstiche eine nicht zu unterschätzende Vorbildfunktion hatten³⁷². Das Können eines Malers zeigte sich darin, wie strikt er sich an diese Vorlage hielt oder sie in freier Art verwertete.

369 Die Darstellung des Theaters von Taormina befindet sich im 1785 erschienenen 5. Band des Saint-Non'schen Werkes, was ebenfalls für eine Datierung der Tapetenmalereien um 1790 spräche.

370 Becker: Arkadische, heroische, schwäbische Landschaften, S. 246–247.

371 Becker: Arkadische, heroische, schwäbische Landschaften, S. 247, Abb. 181 und 182.

372 Vgl.: Aldrian: Bemalte Wandbespannungen, S. 29–34; sie nennt hierzu eine Vielzahl von Beispielen.



Abb. 14 Antike Tempelruinen mit Dorf im Hintergrund; Gouache auf Leinwand
(Wandbespannung im sogenannten Landschaftszimmer des Öhringer Schlosses)

Verallgemeinert man das Beispiel Schillingers für Hohenlohe, so zeigt sich hier einerseits deutlich die Arbeitsweise der (kleineren) Künstler, denn gestochene Vorlagenblätter waren in jeder Werkstatt vorhanden, andererseits, daß durch die Vermittlung der Stiche auch Kompositionen der großen Maler des 18. Jahrhunderts Eingang in die »Provinz« fanden.

4.2.5 Kirche St. Martin in Orendelsall

Der kleine Ort Orendelsall (Gemeinde Zweiflingen, Landkreis Künzelsau) – er zählte 1806 gerade einmal 143 Einwohner³⁷³ – gehörte seit Ende des 16. Jahrhunderts zur Herrschaft Hohenlohe und war zur Zeit Schillingers im Besitz des Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oehringen. Dieser ließ seit 1791 die Kirche in der heutigen Form errichten. Eingeweiht wurde der Bau am 3. November 1793. Archivalisch belegt sind in diesem Zusammenhang auch drei Arbeiten Johann Jacob Schillingers, der »Gemälde in die drei Schilde an der Kanzel [malte], wofür er 16 Gulden und 15 Kreuzer« sowie Naturalien erhielt³⁷⁴.

Die drei Ölgemälde, die die Geburt, die Grablegung und die Auferstehung Christi (Abb. 15) zum Thema haben, gehören zu Schillingers interessantesten Werken, da sie Schlüsse auf seine Lehrzeit bzw. künstlerischen Vorbilder zulassen.

Das Gemälde der Geburt Christi befindet sich – von vorn gesehen – an der linken Seite der Kanzel. Die Darstellung bezieht sich auf folgendes Geschehen: Die schwangere Maria und Joseph reisten infolge einer Volkszählung in ihre Heimat nach Bethlehem, wo Maria ihren Sohn gebar, ihn in Windeln wickelte und in eine Futterkrippe legte, da sie keine Herberge gefunden hatten³⁷⁵. In Schillingers Bild wird fast die ganze rechte Seite von der Figur des Joseph eingenommen, der mit einer dunkelbraunen Tunika und einem roten Mantelpallium bekleidet ist, das in Höhe der Taille in reichen Falten herabfällt und den Boden berührt. Er ist in sitzender Haltung wiedergegeben, seine Hände sind zum Gebet gefaltet und sein Kopf und sein Blick in die Höhe gerichtet. Er wird als alter, bärtiger Mann mit schütterem Haar gezeigt, wie es in seiner Heiligenlegende berichtet wird. In einer Höhe mit Joseph befindet sich auf der linken Hälfte des Gemäldes Maria, eine junge, fast kindlich wirkende Frau, die über ihrem dunklen Kleid ein blaues, kopfbedeckendes Gewand trägt. Da sie hinter der – bildparallel und in Längsansicht dargestellten – mit Stroh ausgelegten Krippe mit dem Christuskind sitzt, kann man nur ihren Oberkörper sehen. Ihre Augen sind beinahe geschlossen, ihren Kopf neigt sie zu dem Neugeborenen hinab. Einen Zipfel ihres Gewandes hebt Maria fürsorglich über das Kind, als wolle sie es vor Kälte oder Wind schützen. Ihre Gestik und ihr Gebaren lassen sie als liebevolle, ihr Kind behütende Mutter erscheinen. Das Kind selbst, das in helle Tücher gewickelt ist, schaut zu seiner Mutter hinauf. Fast im Dunkel der Nacht verschwindend, ist am linken Rand des Bildes ein Stall angedeutet, in dem eine Kuh zu erkennen ist. Durch die Anordnung der Figuren erreicht Schillinger eine Dreieckskomposition, die der Szene Geschlossenheit und Ruhe verleiht. In der Farbgebung ist der Öhringer Künstler, wie schon bei seinem Berlichinger »Sebastian«, noch ganz an barocken Vorbildern orientiert. In das beherrschende Dunkel werden nur wenige helle Schlaglichter gesetzt: Außer dem Kind und dem Gesicht Mariens leuchtet ein heller Streifen am

373 Der Landkreis Öhringen, Bd. II, S. 458.

374 Rauser, Friederich: Zweiflinger Heimatbuch, S. 35.

375 Nach Lukas 2, 1–7.

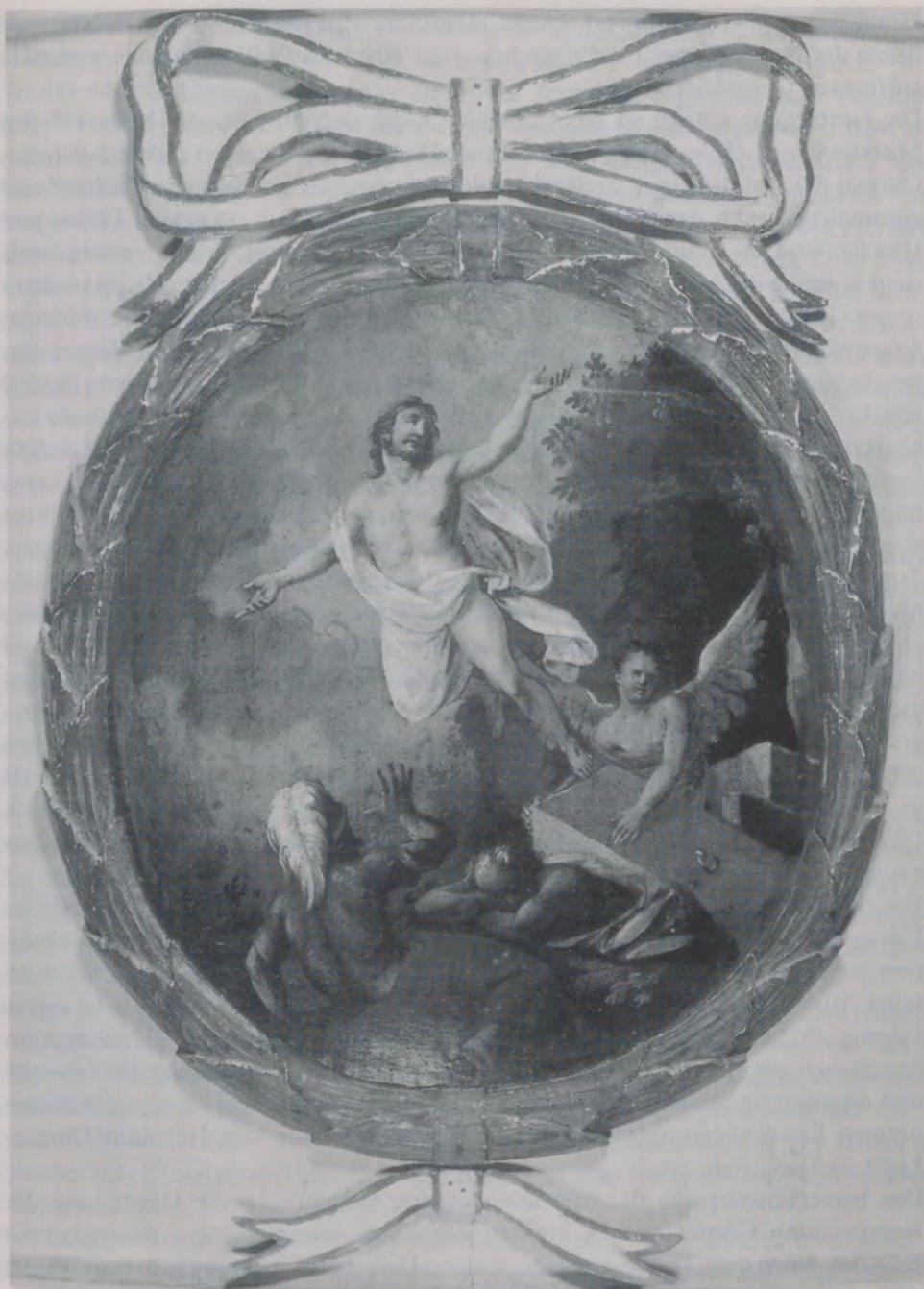


Abb. 15 Die Auferstehung Christi, 1793; Öl auf Holz (Gemälde im Kanzelschild der Kirche St. Martin in Orendelsall)

Himmel, der diesen zu teilen scheint. Dadurch wird die fast alltäglich wirkende Szene der Normalität entrückt, sie bekommt einen feierlichen, beinahe weihevoll entrückten Charakter.

Die Grablegung Christi ist das Gemälde an der rechten Seite der Kanzel³⁷⁶. Im Mittelpunkt der Darstellung befindet sich der in fahles Licht getauchte Leichnam Christi, der fast die ganze Breite des Bildes einnimmt. Sein Körper ist schlaff und zusammengesackt, der Kopf ist leblos zur Seite gesunken, an seinen Füßen und Händen sind die Wundmale seines Martyriums zu sehen. An seinem Kopfende steht Joseph von Arimathia, ein bärtiger, älterer Mann mit lichtem Haar und mit rotem Gewand bekleidet; er trägt Christus an den Schultern, um ihn mit Hilfe des Nikodemus in den Steinsarg zu legen. Der Sarg ist als einfacher Quader dargestellt, der diagonal weit nach links in den Hintergrund ragt, wo er sich kaum vom Dunkel abhebt. Vor dem Sarkophag liegen neben ein paar Steinen die Attribute des Martyriums Christi: die Dornenkrone und drei Nägel. Nikodemus befindet sich in leicht gebeugter Haltung am Fußende, wo er unterhalb der Knie Christi Beine umschlingt und mit seiner linken Hand auch das Leichentuch festhält. Er ist ebenfalls als alter Mann dargestellt, weißhaarig und bärtig. Über seiner blauen Tunika trägt er ein rotes, gegürtetes Gewand. Die Charakterisierung seines Gesichtes erinnert stark an die Aposteldarstellungen Schillingers in der Döttinger Kirche, obwohl der Kopf des Nikodemus keinem von diesen vollständig gleicht. Obwohl Nikodemus und Joseph den Leichnam Christi in ihren Händen tragen, scheint dieser doch eher zu schweben. Zwischen der Gruppe und im Dunkel des Hintergrundes fast verschwindend, befindet sich Maria; sie ist in Kleidung und Aussehen wie auf dem Gemälde der Geburt Christi charakterisiert. In ihren Händen, die sie in die Höhe hebt, hält sie ein Schweiß Tuch, ihren Kopf neigt sie zum Leichnam Christi. In der Dunkelheit des Hintergrundes sind Hügel und Sträucher angedeutet.

Bei dieser Darstellung orientierte sich Schillinger an den Berichten der vier Evangelien und an der bis ins frühe Mittelalter zurückzuverfolgenden Bildtradition, wonach Joseph von Arimathia, Nikodemus und andere Anhänger Christi, so seine Mutter Maria, den Leichnam am Abend des Kreuzigungstages in einem Felsengrab bei Golgotha bestatten. Die Gestaltungsmittel, die Schillinger in diesem wie auch den beiden anderen Gemälden einsetzt, sind noch ganz barock und erinnern an seinen Berlichinger »Sebastian«. Typisch hierfür sind die ausgeprägten Bewegungen aller Figuren sowie die Verteilung von Hell und Dunkel, Licht und Schatten.

Das bemerkenswerteste der drei Orendelsaller Gemälde ist die Darstellung der Auferstehung Christi, welche sich in der Mitte vorn auf dem Kanzelkorpus befindet. Nach dem Tod Jesu wurde von den Hohenpriestern am Grab eine Wache aufgestellt, weil sie befürchteten, der Leichnam könne von Anhängern Jesu geraubt werden, damit diese behaupten könnten, Christus sei von den Toten

376 Vgl.: Matth. 27, 59–61; Mark. 15, 42–47; Luk. 23, 50–56; Joh. 19, 38–42.

auferstanden³⁷⁷. Später kam die Vorstellung dazu, daß die Wächter, bestürzt vom Glanz des auferstandenen Christus, zu Boden fielen oder das Weite suchten.

In der oberen lichterem Bildhälfte ist in der Mitte die Figur des zum Himmel schwebenden Christus zu sehen. Seine Arme sind ausgebreitet, sein rechtes Bein ist angewinkelt, während er mit dem linken Fuß noch den Grabstein berührt, von dem er sich geradezu abzustoßen scheint. Sein Blick und sein Kopf, umgeben von einem Glorienschein, ist gen Himmel gerichtet. Um seine Lenden, seinen rechten Oberschenkel und Arm ist ein weißes Tuch geschlungen, dessen langes Ende links neben seinem Körper flattert. In der unteren Hälfte des Bildes befindet sich, regelrecht einen Gegenpol zum aufschwebenden Christus markierend, ein Wächter. Er wendet dem Betrachter den Rücken zu, während er – wohl gerade aus dem Schlaf aufgeschreckt – in noch halb liegender Position seinen rechten Arm abwehrend und Schutz suchend Christus entgegenstreckt und sich mit seinem linken Arm und ebenso mit seinem rechten angewinkelten Bein am Boden abstützt. Bekleidet ist dieser Wächter mit einem um den Unterkörper geschlungenen roten Mantel, einem (kaum zu erkennenden) Brustpanzer und einem Helm mit Federbusch. Dahinter befindet sich ein noch schlafender Wächter in blauem Gewand, der seinen Kopf auf die verschränkten Arme gelegt hat. Er hat von dem Geschehen noch nichts bemerkt. Hinter diesen beiden Wächtern ist rechts schräg im Bildmittelgrund der Grabstein dargestellt, dessen Ende von einem Engel gehalten wird. Im Dunkel des Hintergrundes hebt sich das Strauchwerk kaum ab, auch die Felsenhöhle – Christi Grab soll der Legende nach aus einem Felsen gehauen worden sein – am rechten Rand des Bildes ist nur angedeutet.

Der Typus, bei der Auferstehungsszene Christus schwebend darzustellen, hatte sich seit dem 14. Jahrhundert in der italienischen Kunst entwickelt und wurde schließlich für die manieristische, besonders aber für die barocke Kunst nördlich der Alpen maßgeblich. Im 18. Jahrhundert allerdings wurde diese Darstellung wieder vom mittelalterlichen Typus mit dem auf dem Sarg stehenden Christus verdrängt³⁷⁸. Wie schon in anderem Zusammenhang mehrfach erwähnt, griff der Öhringer Künstler bevorzugt auf barocke Vorbilder zurück.

In der Komposition strebte Schillinger eine Zweiteilung des Bildes in eine obere und untere Hälfte an, die er mit dem fahl leuchtenden Körper Christi und dem lichterem Himmel einerseits sowie dem verlassenen Grab mit den Wächtern andererseits markierte. Himmel und Erde werden durch die Gegensätze hell und dunkel, durch die schwebende und liegende Figur, durch Betonung des Hintergrundes mit Christus und des Vordergrundes mit dem aufgeschreckten Wächter charakterisiert.

Das Interessante an Schillingers Orendelsaller »Auferstehung« ist, daß diese einen Hinweis auf die zwar schon bei Juncker erwähnte, aber anhand der Archivalien

377 Matthäus 27, 62–66.

378 Aurenhammer, Bd. I, S. 246/247. Aurenhammer erwähnt hier beispielsweise die Darstellungen von Martin Knoller in der Stiftskirche Neresheim oder sein Altarbild in Gries bei Bozen sowie Januarius Zick Handzeichnung in der Kunstakademie in Düsseldorf.



Abb. 16 Nicolas Guibal: Der Erlöser (Ausschnitt aus dem Deckengemälde der Schloßkapelle auf der Solitude), 1766

nicht nachweisbare Lehrerschaft des Stuttgarter Hofmalers Guibal liefert. Vergleicht man nämlich das Gemälde des Öhringer Hofmalers mit dem 1766 von Nicolas Guibal fertiggestellten Deckenbild der Schloßkapelle auf der Solitude (Abb. 16), das dasselbe Sujet zum Inhalt hat, findet man instruktive Parallelen zwischen beiden Bildern. Am auffälligsten ist die fast gleiche Ausführung der Christusfigur: Haltung des Körpers, die ausgebreiteten Arme, die Stellung der Beine, die Haltung des Kopfes, selbst Details wie die Frisur, den Glorienschein und die Drapierung des weißen Tuches übernahm Schillinger von diesem gut fünfundzwanzig Jahre früher entstandenen Bild fast detailgenau. Auch an der von Guibal gewählten Komposition orientierte sich Johann Jacob, wenngleich er die Zahl der Figuren aufgrund des beschränkten Platzes, der ihm mit dem Kanzelschild zur Verfügung stand, reduzierte. Daher ließ er auch die im obersten Drittel des Guibalschen Gemäldes dargestellten Figuren des Gottvaters und der Taube des Heiligen Geistes weg. Gewisse Parallelen kann man auch in dem erschrockenen Wächter des Orendelsaller Bildes und demjenigen Wächter des Deckengemäldes erkennen, der sich unten in der Mitte des Bildes befindet (Schillingers Wächter erscheint jedoch im Vergleich zu diesem spiegelbildlich). Das Vorbild für die »theatralische Gestik«, die dem Öhringer Künstler nachahmenswert erschien, hatte Guibal übrigens in der in Marmor gemeißelten Gestalt der »Donau« von der Fontana dei Fiumi auf der Piazza Navona in Rom gefunden³⁷⁹.

Abgesehen von der rein formalen Erkenntnis, daß Schillinger bei seinem Auferstehungsbild auf ein Werk Guibals zurückgriff, zeigt dieses spezielle Beispiel dreierlei: Erstens spricht diese Tatsache dafür, daß der Öhringer Hofmaler Schüler des Nicolas Guibal gewesen war und mit Skizzen oder Entwürfen zu dessen Werken vertraut war, denn da es sich bei der Schloßkapelle auf der Solitude (die außerdem vor Schillingers Lehrzeit in Ludwigsburg vollendet war) um die katholische Privatkapelle des Herzogs Carl Eugen gehandelt hatte, konnte er das Deckengemälde kaum aus eigener Anschauung kennen. Zweitens wird deutlich, daß Schillinger sich bei der Ausführung seiner Arbeiten öfters auf einen Ideenvorrat stützte, den er während seiner Lehrzeit wie auch während seines Italienaufenthaltes (was sich mangels vorhandener Skizzen oder Zeichnungen allerdings nicht untermauern läßt) – u. a. durch Kopien der sogenannten großen Meister – gesammelt hatte. Drittens zeigt sich hier, daß – gerade in diesem speziellen Beispiel wird dies recht deutlich – seine Arbeiten nicht unbedingt an dem Maßstab dessen, was in der damalige »Kunstszene« als modern und fortschrittlich galt, gemessen werden dürfen. Bedenkt man, daß Wolfgang Uhlig schon Guibals Deckengemälde als eines den barocken Traditionen verwurzelt beurteilt, dann muß ein Gemälde dieses Typs, das ein Vierteljahrhundert später entstand, noch wesentlich »unmoderner« gewirkt haben. Allerdings muß man sich auch vor Augen halten, daß die

379 Uhlig: Nicolas Guibal, S. 92. Die Fontana dei Fiumi wurde 1648–1651 von Gianlorenzo Bernini geschaffen. Uhlig schreibt hierzu ferner: »Die Figur wurde nur etwas anders drapiert und mit einem metallblinkenden, mit Federn geschmückten Helm versehen: aus dem Flußgott war ein Grabwächter geworden.«

Gestaltung und Ausführung des Gemäldes, da es sich um ein offizielles Werk handelt, zumindest teilweise auf den Geschmack seines Auftraggebers Ludwig Friedrich Carl zurückzuführen ist.

Trotz einer gewissen Altertümlichkeit, die den drei Darstellungen anhaftet, kann man sich ohne weiteres dem Urteil Georg Dehios anschließen, der zu der Orendelsaller Kirche schreibt: »[...] die Bilder an der Kanzel von Hofmaler Schillinger aus Öhringen, gute Qualität«³⁸⁰.

4.2.6 Arbeiten für Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen in Breslau

Wie bereits ausführlich erläutert, hielt sich Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen infolge seiner militärischen Laufbahn kaum in seiner hohenlohischen Heimat auf, sondern einen Großteil der Zeit in Breslau, wo seit den 1780er Jahren sein Infanterieregiment stationiert war und er seit 1792 die Stelle des Gouverneurs von Breslau innehatte. Seinen Wohnsitz im Winter hatte Friedrich Ludwig in der Albrechtstraße bezogen, seinen Sommerwohnsitz in Scheitnig, einem ehemals »wenig beachtete[n] und bekannte[n] Fischer- und Gärtnerdörfchen«³⁸¹ am Rande der Stadt, das durch die nach und nach entstehenden Anlagen des Fürsten am Ende des 18. Jahrhunderts – der erste Grundstückskauf des Ingelfingers in Scheitnig fiel in das Jahr 1783 – eine ungewöhnliche Anziehungskraft gewonnen hatte. Weder über die Innenausstattungen des Palais in Breslau noch des Landsitzes in Scheitnig findet man genauere Beschreibungen. Einzig die außergewöhnlichen Anlagen in Scheitnig wurden etwas ausführlicher in der Literatur behandelt. Außer dem fürstlichen Wohnhaus befanden sich dort zahlreiche weitere Baulichkeiten³⁸². Besondere Aufmerksamkeit erregte der im englischen Stil angelegte Park und seine Ausgestaltung: Friedrich Ludwig hatte ihn, wohl unter dem Eindruck des von Winckelmann und Lessing geweckten Interesses für die antike Kunst, mit Gipsabgüssen der berühmtesten klassischen Bildwerke ausschmücken lassen³⁸³. Auch ein Rundtempel im Stil des Sbyllentempels von Tivoli, ein Motiv, das Schillinger in seinen Landschaftsbildern ebenfalls aufgriff, befand sich in dem Park.

Schillingers Arbeiten in Breslau nun finden in der Literatur keine Erwähnung, was sich allerdings auch teilweise damit erklären läßt, daß die 1804 entstandenen Malereien kaum länger als zwei Jahre, höchstens jedoch sechs Jahre am ursprünglichen Ort ihres Entstehens geblieben sind. Denn bereits bei der Belagerung Breslaus durch napoleonische Truppen vom Dezember 1806 bis Januar 1807 wurden die Häuser des Fürsten durch Artilleriebeschuß in Mitleidenschaft gezogen und durch eine Bombe die Zimmerdecken und Gemälde beschädigt; die

380 *Friedrich Piel* (Bearb.): Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg, 1964, S. 370.

381 *Wendt*: Breslauer Stadt- und Hospitallandgüter, S. 98.

382 Dazu gehörten »Stallungen und Wagenremisen, Billardhaus und Theater; eine stolze Orangerie war in dem noch heute erkennbaren Halbrund vor der Villa aufgestellt«. *Cohn*: Scheitniger Park, S. 115.

383 U. a. befanden sich unter diesen Abgüssen die medicische Venus, der Laokoon, der Mars, der Hermaphrodit, der Borghesische und der sterbende Fechter. *Cohn*: Scheitniger Park, S. 117.

»besten Sachen« hatte man vorsichtshalber schon von Scheitnig in die Breslauer Stadtwohnung gebracht. In der Wohnung in der Albrechtstraße – Friedrich Ludwig befand sich seit seiner Jenaer Niederlage im Oktober 1806 in Gefangenschaft in Öhringen – quartierten sich »etliche Herren von der Generalität« ein, in Scheitnig richtete sich Prinz Jérôme Bonaparte mit seinen Truppen seit Frühjahr sein Hauptquartier ein³⁸⁴. Dadurch nahm die Einrichtung starken Schaden. Der endgültige Verlust sämtlicher Kunstgegenstände wurde aber nicht durch diese »Nutzungen« besiegelt, sondern durch den völligen Bankrott des Fürsten. Aus einem Brief eines Gläubigers aus dem Jahr 1811 geht nicht nur hervor, daß Friedrich Ludwig *das sämtl. Mobiliare welches sich in seinen beiden Häusern auf der Albrechtstraße, als auch auf seinen Besitzungen zu Altscheitnig befindet, ohne Ausnahme so wie solches steht und liegt, sei es an Pretiosen Kunstsachen, Gemälden, Kupferstichen u. dergl. überhaupt [...] verpfändet* habe, sondern auch, daß bereits *mehrere Wagen* mit Gegenständen subhastiert oder weggeschafft worden waren³⁸⁵. Vom Schicksal der Scheitniger Baulichkeiten erfährt man, daß sie seit den 1860er Jahren alle dem Abriß zum Opfer fielen³⁸⁶.

Johann Jacob Schillinger führte 1804 einen größeren Auftrag für Friedrich Ludwigs Wohnungen in Breslau aus. Für dessen – nicht näher bestimmbare – Ausführung hielt er sich mindestens seit Juli desselben Jahres in Breslau auf. Er war zu diesem Zeitpunkt mit der Ausmalung eines Zimmers – sehr wahrscheinlich in dem im Sommer unbewohnten Stadtpalais – beschäftigt, was, wie man bestätigte, *ihm sehr viel Ehre machen* werde. Seine Arbeit fand viel Anklang, denn man bescheinigte ihm viel *Fleiß, als Geschmack und Sachkenntnis*. Auch *die hiesige Mahler gestehen gern, daß ihm kein einziger das nachmachen könne*³⁸⁷. Genauere Aufschlüsse erhalten wir aus einem Brief, den Professor Kahlert, der Hauslehrer des Erbprinzen August, Ende November 1804 an diesen schrieb³⁸⁸. Daraus geht hervor, daß Schillinger in der Breslauer Stadtwohnung mehrere Zimmer, die für den Erbprinzen, der vom Winter 1802 bis Sommer 1804 an der Universität Erlangen studierte, eingerichtet wurden, mit Wandgemälden ausstattete. Diese zeigten italienische und Schweizer Gegenden. Offensichtlich arbeitete Schillinger, wie ja bereits im Öhringer Schloß, auch hier nach Vorlagen, denn Kahlert berichtet, daß er *Schillingern [die] besten Zeichnungen [brachte], um sie in den für Sie [i. e. Erbprinz August] bestimmten Zimmer zu copieren*. Dies ist denn auch *geschehen u. die Arbeit [ist] meisterhaft gerathen*³⁸⁹. Woher sonst sollte der Öhringer Hofmaler, der selbst nie in die Schweiz gereist war, solche Gegenden gekannt

384 Adolf Fischer, II. Theil (1871), S. 353.

385 Der Brief, der an Fürst August (also Friedrich Ludwigs Sohn und Nachfolger) gerichtet ist, stammt von dem Gläubiger Carl Zerboni di Sposetti und ist vom 7. März 1811 datiert. HZAN, PA Ö (unverzeichnet).

386 Cohn: Scheitniger Park, S. 121.

387 HZAN, PA Ö 47/6/3. Major Pirch, ein militärischer Untergebener Friedrich Ludwigs, schildert dies in einem Brief vom 28. Juli 1804 an Erbprinz August.

388 HZAN, PA Ö 26/6/2. Kahlerts Brief trägt das Datum vom 27. November 1804.

389 HZAN, PA Ö 26/6/2.



Abb. 17
 Die Teufelsbrücke am
 Gotthardpaß, 1805;
 Gouache auf Papier
 (Stadtmuseum Sindelfingen;
 Inv.Nr. 581)

haben. In seinem gesicherten Œuvre kommen solche Motive sehr häufig vor, weshalb es nicht auszuschließen ist, daß es sich bei dem einen oder anderen Bild um einen Entwurf oder die Nachzeichnung eines der Wandbilder handelt. Gerade die Darstellung der Schweizer Bergwelt erfreute sich um 1800 größter Beliebtheit, nachdem die Angst vor den scheinbar unbezwingbaren Bergen durch vielfache Erstbesteigungen allmählich einem »Gefühl der Besitznahme« gewichen war³⁹⁰. Eine unaufhaltsame Produktion von Stichen mit schweizerischen Motiven war die Folge; vieler solcher Ansichten wurden damals in aufwendigen Sammelbänden herausgegeben, so zum Beispiel Saussures »Voyages dans les Alpes«, Lamys »Voyage pittoresque de Genève dans la Vallée de Chamouni« (1785), Lorys Schweizer Landschaften aus dem Jahr 1797 oder Zurlaubens 1788 herausgegebene dreibändige Kollektion mit fast 450 Tafeln. Gletscher, Gipfel, Wasserfälle und

³⁹⁰ Die Alpen, S. 94.

Felsschluchten waren die bevorzugten Objekte. Die Gouache der »Teufelsbrücke am Gotthardpaß« (Abb. 17), die historische Berühmtheit besaß, könnte ein solches Motiv sein, das Schillinger im Zusammenhang mit den Breslauer Wandbemalungen verwendet haben könnte. Jedenfalls gehörte die Teufelsbrücke zu einer der meistgewählten Ansichten, seit Caspar Wolf 1777 das erste wichtige Gemälde dieser Brücke angefertigt hatte³⁹¹.

Ende November hatte Schillinger Breslau wieder verlassen, nachdem er *die große Galerie, das Zimer der Prinzessin Sophie, Ihre [i. e. Erbprinz August] beiden Zimmer u. ein Transparent bei der Illumination in Scheitnig verfertigt hatte*³⁹². Ganz offensichtlich hatte der Öhringer Künstler, wie die Erwähnung der Illumination zeigt, auch wieder Arbeiten im mehr handwerklichen Bereich übernommen. Ob Schillingers Malereien auch die Anfertigung von Deckengemälden in der Stadtwohnung beinhaltete, geht aus den vorhandenen Archivalien nicht hervor³⁹³. Doch hinterließ er einen seiner *launigten Einfälle*: Er malte auf Bitten der in der im Stadtpalais einquartierten Jäger ihnen *einen Pudel, der Tabak raucht u. dabei seine Nothdurft verrichtet und eine Katze, die sich am Hintern leckt über die Türen*³⁹⁴.

4.3 Die Tapetenmalereien im Schloß Ingelfingen: Ein Werk Schillingers?

In der Literatur werden immer wieder die Tapetenmalereien im zweiten Obergeschoß des neuen Ingelfinger Schlosses, das von 1705 bis 1710 erbaut wurde, als Arbeiten³⁹⁵ bzw. sogar »Hauptwerk«³⁹⁶ Johann Jacob Schillingers bezeichnet, obwohl es keinen Beweis für dessen Urheberschaft gibt. Da entsprechende Archivalien wie Akkorde oder Rechnungen, mit Hilfe derer diese Frage geklärt werden könnte, fehlen, und da auch eine stilkritische Betrachtung der Ingelfinger Werke aufgrund einer gewissen – thematisch bedingten – Austauschbarkeit der Darstellungen schwerlich eindeutige Schlußfolgerungen zur Urheberschaft des Künstlers liefern kann, sollen sich im folgenden einige Bemerkungen anschließen, die das Für und Wider der künstlerischen Ausführung durch Schillinger erläutern.

Daß Schillinger auch in Ingelfingen Aufträge ausführte und dort arbeitete, ist eindeutig belegt, wenn man auch über die Art der Arbeit keine Hinweise besitzt. So hielt er sich nachweislich im Juni 1781 dort auf, wo er, wie Fürst Heinrich August von Hohenlohe-Ingelfingen in seinem Schreibkalender notierte, *ein fall v. gerüst*³⁹⁷ hatte. Von 1780 bis 1782 wurden die Räume des zweiten Obergeschosses

391 Die Alpen, S. 100. Zuletzt zu Caspar Wolf: In *Nebel aufgelöste Wasser des Stroms: Hommage à Caspar Wolf*. Ausst. Kat. Alte Pinakothek München 1993, München 1993.

392 HZAN, PA Ö 26/6/2.

393 *Adolf Fischer*, II. Tl. (1871), S. 77.

394 HZAN, PA Ö 26/6/2.

395 So bei: *Schumm*: Berühmter Maler aus dem Hohenloher Land, S. 90; *Grünenwald*: Friedrichsruhe, S. 4; *Schumm*: Schillinger, S. 125 und 128; *Himmelheber*, in: *Rausser*: Ingelfinger Heimatbuch, S. 146.

396 *Himmelheber*: Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau, S. 32 und 177; *ders.*, in: *Der Kreis Künzelsau*, S. 94.

397 HZAN, Schreibkalender Heinrich August von Hohenlohe-Ingelfingen (unverzeichnet).

des Schlosses neu ausgestattet³⁹⁸. Bei diesen Renovierungen soll eben auch der Öhringer Hofmaler umfassend beteiligt gewesen sein und die Tapetenmalereien geschaffen haben, was, zeitlich betrachtet, naheliegend wäre.

Zumindest drei Gemälde lassen sich jedoch genau (jedenfalls läßt sich der Terminus post quem eindeutig bestimmen) datieren. Es handelt sich hierbei um die drei Supraporten im heutigen Bürgermeisterzimmer im Ostflügel des Schlosses, die Ansichten des Tempels von Segesta zeigen. Sie stellen exakte Nachzeichnungen aus dem bereits mehrfach erwähnten Stichwerk Saint-Nons, aus der »Voyage pittoresque«, dar. Die Motive zu den drei Supraporten sind dabei dem vierten Band dieses Werkes entnommen, der 1785 in Paris erschien. Bis auf kleine Variationen bei den Staffagefiguren gleichen die Ingelfinger Temperabilder den Pariser Stichvorlagen völlig. Daß Schillinger als Maler für diese Supraporten in Frage kommen könnte, ist nicht ganz auszuschließen, da er ja, wie das Öhringer Beispiel des Landschaftszimmers zeigte, des öfteren Motive aus der »Voyage pittoresque« in seinen eigenen Arbeiten zitierte oder übernahm. Jedoch müssen zwei wesentliche Fakten zu diesen drei Bildern, die wohl eine Sonderstellung bei der künstlerischen Ausgestaltung des Schlosses einnehmen, angemerkt werden. Diese Supraporten sind wesentlich kleiner als fast alle anderen Wandmalereien und zudem nur in einem Bilderrahmen an der Wand befestigt (die anderen Gemälde sind direkt auf die Wände aufgezogen, also nicht mehr mobil). Sie könnten somit, ohne daß Schillinger zu deren Anfertigung überhaupt nach Ingelfingen kam, von Friedrich Ludwig direkt bei dem Künstler in Öhringen besorgt worden sein, daher mit der Ausgestaltung der anderen vier Räume gar nichts zu tun haben. Für diese Annahme spricht auch, daß die Supraporten mit den Segesta-Motiven auf keinen Fall vor 1785 entstanden sein können, also nicht mit den Renovierungsarbeiten von 1780 bis 1782 im Zusammenhang stehen können. Diese Gesichtspunkte sprechen also durchaus auch dafür, daß Schillinger der Künstler der drei Supraporten mit dem Tempel von Segesta ist, wenn es sich auch nicht eindeutig beweisen läßt.

Im Westflügel des Schlosses befinden sich weitere vier Räume, deren Ausgestaltung – in erster Linie antikisierende Figuren und Landschaften – an Schillinger als ausführenden Künstler denken lassen. Diese Arbeiten sind recht umfangreich, so daß man sie sicherlich als ein Hauptwerk desjenigen Malers, der sie geschaffen hat, bezeichnen muß. Die vier Räume sind folgendermaßen ausgemalt. Ein Zimmer besitzt gelb marmorierte Wandflächen mit en grisaille gemalten Darstellungen antiker Figuren aus der griechischen Mythologie. Die Wände des ehemaligen Billardzimmers sind in einzelne, von Blumenbordüren auf schwarzem Grund gerahmten Flächen aufgeteilt, auf deren hellem Grund schwarze Medaillons mit sich jeweils abwechselnden Grisaille-Darstellungen des Merkur und des Herakles – darunter Blumengirlanden – zu sehen sind. Es folgt das ehemalige Wohnzimmer (Abb. 18). Die Ausschmückung besteht aus monochromatisch gestalteten Land-

398 *Himmelheber*: Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau, S. 177.



Abb. 18 Waldlandschaft mit Bauernhaus (Wandbespannung im ehemaligen Wohnzimmer des Ingelfinger Schlosses); Gouache auf Papier

schaften, deren Felder, in die sie einbeschrieben sind, von gedruckten Streifen mit Fruchtgirlanden eingefasst werden. Im ehemaligen Schlafzimmer sind die Wände ähnlich gegliedert. In mit Blumengirlanden auf schwarzem Grund gerahmten Wandflächen befinden sich bunte Landschaftsdarstellungen.

Es gibt mehrere Gründe, die einer Urheberschaft des Öhringer Hofmalers widersprechen. Sollten sie wirklich in den 1780er Jahren entstanden sein, dann ist mit Sicherheit auszuschließen, daß Schillinger irgendetwas mit ihrer Anfertigung zu tun hatte. Denn in Karl Ludwig Junckers Lebensbeschreibung des Künstlers wären Arbeiten einer solchen Größenordnung mit Sicherheit nicht unerwähnt geblieben. Auch Schillingers gute Auslastung mit Aufträgen – er führte ja, wie eingehend erläutert, mehrere größere Projekte in Kirchberg, Döttingen und Öhringen aus – spricht nicht gerade für einen künstlerischen Einsatz in Ingelfingen. Sollten die Malereien erst in den 1790er Jahren entstanden sein, beispielsweise als Fürst Friedrich Ludwig im Frühjahr 1796 sein Hauptquartier in seiner Ingelfinger Heimat aufschlug, sprechen andere Gründe dagegen, daß Schillinger an den Malereien beteiligt gewesen wäre. Zu diesem Zeitpunkt hatte Friedrich Ludwig

den Künstler Friedrich Christian Wagner als Hofmaler angestellt³⁹⁹, und ein weiterer Maler bemühte sich darum, diese Anstellung am Hofe zu bekommen. Es handelt sich um Johann Michael Probst (gest. 1819), der im Juli 1796 diese Bitte an den Fürsten richtete. Dieser entsprach dem Antrag und zwar mit der Begründung: »In Rücksicht auf seine Geschicklichkeit und Uns in seiner Kunst geleisteten Dienste«⁴⁰⁰. Möglicherweise bezieht sich diese nicht näher auf ein bestimmtes Werk zu präzisierende Angabe sogar auf das Ingelfinger Schloß. Weshalb sollte der Ingelfinger Fürst also für diese Dekorationsarbeiten nicht seine Künstler einsetzen?

Diese rein formalen Gründe sollen noch durch ein paar stilistische Betrachtungen ergänzt werden. Auf den ersten Blick ist man durchaus geneigt zu sagen, die Landschaftsdarstellungen im Wohn- und Schlafzimmer stammten von Schillingers Hand. Das ist wohl in erster Linie aufgrund des Sujets bedingt, fühlt man sich doch an seine Gemälde im Öhringer Schloß erinnert. Bei genauerer Betrachtung allerdings stellt man fest, daß die Pinselführung bei den Ingelfinger Landschaften wesentlich unruhiger ist und der Auftrag der Farben weniger gleichmäßig wirkt als bei den eher flächig aufgetragenen im Öhringer Landschaftszimmer. Schillingers Duktus ist zwar recht schwungvoll, aber sein Pinselstrich scheint nicht so locker. Auch die Farbigkeit der Öhringer Bilder, die hell und beinahe bunt wirken, ist eine ganz andere als bei den Ingelfingern, die monochromatisch angelegt sind. Andererseits besitzt die Ausführung des beinahe nur schematisch angedeuteten Laubwerks, wie sie insbesondere im Schlafzimmer auffällt, große Ähnlichkeit zu Schillingers Landschaftsbildern (beispielsweise bei denen des Landschaftszimmers). Bei der Gestaltung des Billardzimmers denkt man an die zahlreichen mythologischen Darstellungen nach pompeianischen Motiven im Neuensteiner Schloß, die ebenfalls als Grisaille auf schwarzem Grund gestaltet sind. Da jedoch auch bei diesen die künstlerische Hand nicht eindeutig zu klären ist, kann man kaum Schlußfolgerungen auf die Zimmer des Ingelfinger Schlosses ziehen. Ähnlich verhält es sich bei dem ersten Raum. Die Grisaille-Malereien der antiken Gottheiten und Figuren erinnern zwar ebenfalls an die »pompeianischen Bilder« sowie die Darstellungen von antiken Statuen Schillingers (beispielsweise in seinen Tapetenmalereien im Öhringer Schloß), doch lassen sich auch hier keine eindeutigen Äquivalente finden.

Abschließend kann man sagen, daß die Wahrscheinlichkeit, daß Schillinger die Supraporten im Bürgermeisterzimmer malte, sehr groß ist, und daß die anderen vier Räume eher von einem oder gar mehreren anderen Malern ausgeführt wurden. Somit wäre Johann Jacob Schillinger 1781 aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit einer künstlerischen Arbeit betraut gewesen, sondern möglicherweise (wie man auf Grund des erwähnten Gerüsts vermuten könnte) mit schlichten Anstreifarbeiten, wie er sie auch in der Öhringer Stiftskirche ausführte.

399 Vgl. hierzu auch Kap. 3.5.

400 Nach: *Beutter*, vgl. Kap. 3.5, Anm. 256.

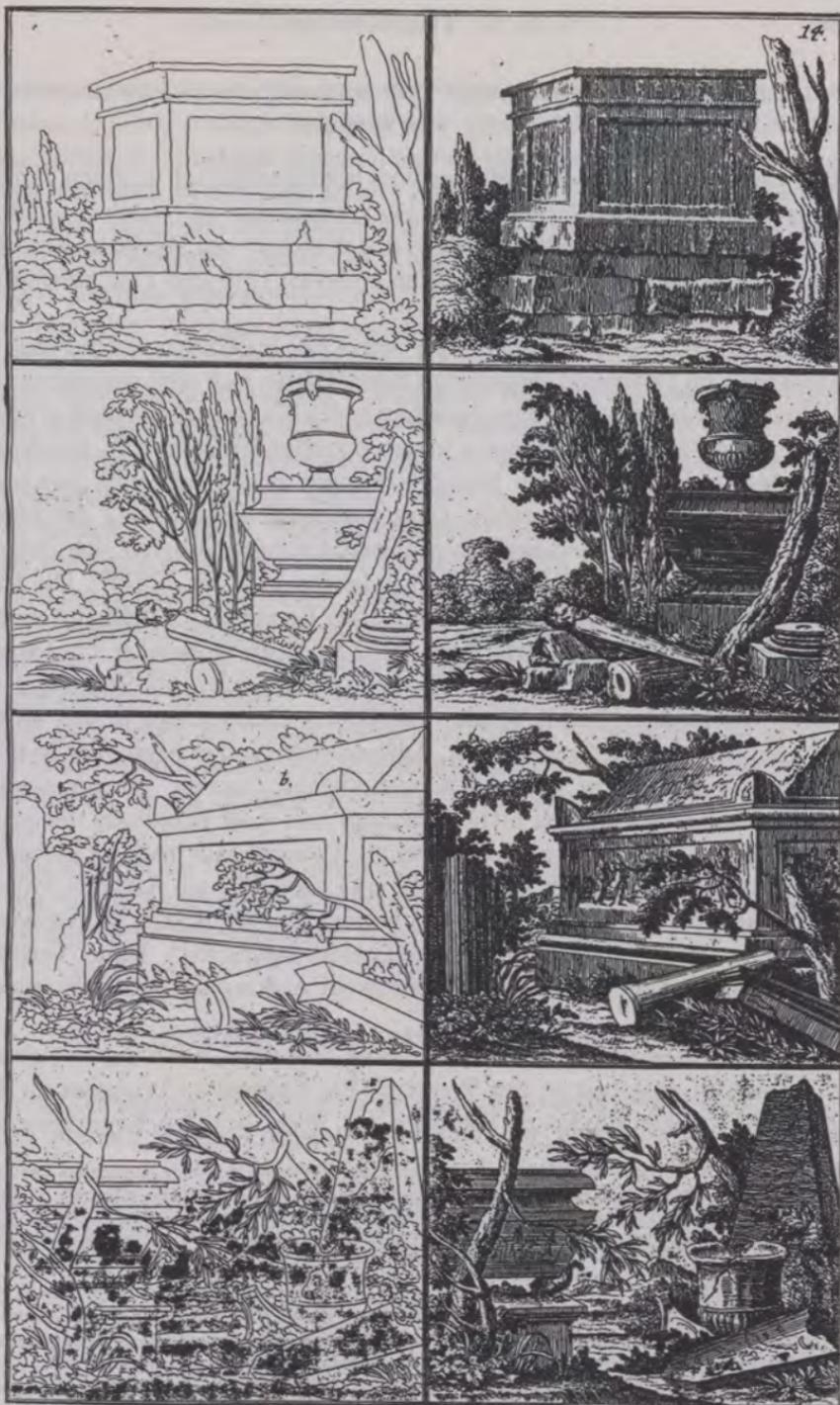


Abb. 19 Versatzstücke einer Landschaft. Aus: Johann Daniel Preißler: Gründliche Anleitung welcher man sich im Nachzeichnen schöner Landschaften oder Prospecten bedienen kan, Nürnberg 1749

4.4 Anmerkungen zu drei nicht mehr nachweisbaren Arbeiten in Amorbach und Wimpfen

Karl Ludwig Juncker berichtet in seinem bereits mehrfach zitierten, 1789 erschienenen Artikel von drei Objekten, die man, existierten sie – noch –, wohl zu seinen Hauptwerken zählen müßte. Es handelt sich hierbei um Werke in Amorbach und Wimpfen, die Schillinger in den Jahren zwischen 1779 und 1787 geschaffen haben soll⁴⁰¹.

Juncker schreibt nun, daß Schillinger »ein Chor im Kloster Ammerbach«⁴⁰², also Amorbach im Odenwald, angefertigt habe. Die an sich sehr umfangreiche Sekundärliteratur zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Amorbach erwähnt allerdings keine Tätigkeit Schillingers in den betreffenden Jahren⁴⁰³. Erschwerend für die folgenden archivalischen Nachforschungen erwies sich auch Junckers unpräzise Angabe »ein Chor«, welche keine eindeutige Bestimmung des betreffenden Objektes zuläßt. Die archivalischen Untersuchungen stützten sich daher auf die Rechnungsbücher des Klosters aus den Jahren 1778 bis 1787⁴⁰⁴. Die Durchsicht dieser Bücher ergab allerdings kein positives Ergebnis. Es stellt sich somit natürlich die Frage, ob die Information von Karl Ludwig Juncker im »Museum für Künstler und Kunstliebhaber« unzuverlässig ist, oder ob Schillinger vielleicht »unter der Hand« bezahlt wurde, was keinen Niederschlag in den klösterlichen Rechnungsbüchern gefunden hätte. Anhand stilkritischer Merkmale Malereien des Öhringer Künstlers in Amorbach ausfindig zu machen, scheint auch deshalb unangebracht, weil man ja nicht unbedingt von einer Erhaltung des »vermeintlichen« Werkes ausgehen kann. Eine weitere Tatsache fällt noch im Zusammenhang mit Amorbach auf: Sämtliche erhaltene und nachweisbare Arbeiten Johann Jacob Schillingers beschränken sich auf den hohenlohischen Raum, zu Amorbach ergeben sich – zumindest in dem betreffenden Zeitraum – keine Verbindungen, beispielsweise dynastischer Art, wodurch ein Auftrag des Hofkünstlers erklärbar gewesen wäre.

Ähnlich verhält es sich mit den Arbeiten in Wimpfen. Auch hierzu liefert Juncker nur spärliche Angaben zu den Werken: »Ein Plafond zu Wimpfen im Thal; und dann, eine ganze Kirche zu Wimpfen am Berg, bey den Kreuzherren«⁴⁰⁵. Die

401 Juncker, S. 9. Diese Werke sollen nach Schillingers Italienaufenthalt entstanden sein. Wenn man davon ausgeht, daß Junckers Angabe, er habe den Bericht verfaßt, als der Künstler 37 Jahre alt war (S. 7), stimmt, dann könnten diese Arbeiten spätestens 1787 entstanden sein; selbst wenn diese Angabe unzuverlässig wäre, wären die drei Werke spätestens im Erscheinungsjahr des Berichtes, also 1789, geschaffen worden.

402 Juncker, S. 9.

403 Adolf Gebauer: Die Bautätigkeit des ehemaligen Benediktinerklosters zu Amorbach im letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts, Königstein i. T. 1931 (Diss. Darmstadt); Felix Mader, Hans Karlinger (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg. Heft XVIII: Bezirksamt Aschaffenburg, München 1917 (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, 3. Bd.: Unterfranken und Aschaffenburg); Max Walter: Die ehemalige Abteikirche zu Amorbach. Kloster- und Baugeschichte, Grevenbroich¹²1990.

404 Fürstlich Leiningensches Archiv Amorbach: Klösterliche Kellerey Manuale, 1778–1787; Kellerey Rechnungen des Klosters Amorbach von 1778–1787.

405 Juncker, S. 9.

ebenfalls reichlich existierende Literatur zu Wimpfens Kunst und Bauten bringt keinen Hinweis auf eine Tätigkeit Schillingers⁴⁰⁶. Obwohl die Angaben zu Schillingers Wirkungsstätten eindeutiger scheinen als bei Amorbach, lassen die Formulierungen auch hier vieles im unklaren. So gibt schon die Bezeichnung »Kreuzherren« Rätsel auf. Denn weder den aus Belgien stammenden Orden des heiligen Kreuzes noch den in Prag sitzenden Orden der Kreuzherren mit dem roten Stern, die beiden Orden, die man normalerweise mit dem Namen »Kreuzherren« verbindet, gab es in Wimpfen. So kann man wieder nur von Mutmaßungen ausgehen: Möglicherweise kam Karl Ludwig Juncker im Zusammenhang mit dem Kreuzreliquienkult des Dominikanerklosters in Wimpfen am Berg auf die gewählte Formulierung. Bei der Durchsicht der »Chronik des Dominikanerklosters Wimpfen«⁴⁰⁷ für die Jahre 1778 bis 1789 ließ sich allerdings kein Hinweis auf eine künstlerische Tätigkeit Schillingers in diesem Kloster ermitteln. Die andere Angabe, »ein Plafond zu Wimpfen im Thal«, ist noch ungenauer, da man nicht einmal erfährt, um was für ein Gebäude – Kirche oder Bürgerhaus – es sich handeln soll. Was Arbeiten an Kirchenbauten anbetrifft, so fanden sie in dem betreffenden Zeitraum nur in der Corneliengasse statt. Eine Durchsicht der Ratsprotokolle hinsichtlich dieses Gebäudes, aber auch im Hinblick auf mögliche andere Hinweise brachte ebenfalls kein positives Ergebnis⁴⁰⁸. Vielleicht hat Schillinger ja in Wimpfen im Tal einen heute nicht mehr erhaltenen Plafond in einem bürgerlichen Wohnhaus angefertigt, was erklären würde, weshalb man keine archivalischen Hinweise zu diesen von Juncker zu den »großen Arbeiten«⁴⁰⁹ des Künstlers gezählten Arbeiten finden kann.

Da im großen und ganzen Junckers Bericht als recht zuverlässige Quelle bezeichnet werden kann, ist die Annahme, daß es sich in Amorbach und Wimpfen um Werke handelt, die sich nicht erhalten haben, wohl die naheliegendste.

5. Abschließende Zusammenfassung

Blickt man auf die einleitenden Bemerkungen zurück, so kann man feststellen, daß sich zu den meisten Fragestellungen Antworten oder zumindest Teilergebnisse finden ließen.

Betrachten wir zunächst nochmals, wie Schillingers kunsthistorische Stellung einzuschätzen ist. Seine Werke schaffen nichts genuin Neues – was jedoch sowieso

406 *Ludwig Frohnhäuser*: Geschichte der Reichsstadt Wimpfen, des Ritterstifts St. Peter zu Wimpfen im Thal, des Dominikanerklosters und des Hospitals zum Heiligen Geist zu Wimpfen am Berg, Darmstadt 1870; *Rudolf Kautsch*: Die Kunstdenkmäler in Wimpfen am Neckar, Wimpfen 1920; *A. von Lorent*: Wimpfen am Neckar, Stuttgart 1870; *Georg Schäfer*: Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. A. Provinz Starkenburg. Ehemaliger Kreis Wimpfen, Darmstadt 1898.

407 StadtA Wimpfen, Chronik des Dominikanerklosters Wimpfen.

408 StadtA Wimpfen, Ratsprotokolle von 1778 bis 1789.

409 *Juncker*, S. 9.

kein Charakterzug in der Kunst des 18. Jahrhunderts war –, sondern schöpfen ihre Ideen aus Vorgaben. Diese werden aus zweierlei Quellen bezogen: Einerseits aus Vorbildern, die er während seiner Ludwigsburger Lehrzeit und seiner Italienreise kennenlernte und auf die er immer wieder zurückgriff (bestes Beispiel hierfür ist sein Orendelsaller Kanzelgemälde der Auferstehung Christi nach einem Gemälde Nicolas Guibals), andererseits aus Vorlagen, wie beispielsweise dem Kupferstichwerk der »Voyage pittoresque«. Der Austausch mit anderen Künstlern spielte seit Abschluß seiner Lehr- und Wanderjahre wohl kaum eine Rolle.

Die Verwendung von Stichvorlagen weist auf seine fürstlichen Auftraggeber, denen ja solche Stichwerke gehörten und die nach diesen Vorlagen arbeiten ließen. Trotz der Begrenztheit der finanziellen Mittel, wie sie eben für kleine Höfe typisch waren, versuchten die Fürsten dennoch ihrem Repräsentationsbedürfnis auf dem Niveau der Zeit nachzukommen, wenn auch in bescheidenerem Maße. Es ist bezeichnend für diese Situation, daß im gesamten hohenlohischen Herrschaftsbereich kein barocker Schloßneubau zu verzeichnen ist, da eine solche Baumaßnahme den finanziellen Ruin für den Bauherren bedeutet hätte. Mag man darin zunächst eine wesentliche Einschränkung in Schillingers Tätigkeitsfeld sehen, so wird doch gerade hierin deutlich, wie wichtig ein Dekorationskünstler wie der Öhringer Maler für seine fürstlichen Arbeitgeber sein mußte, da die Innenraumgestaltung den Bereich bildete, in dem man sich die Gestaltung nach dem jeweils modernen Stil leisten konnte. Dadurch wird auch Schillingers häufige Beschäftigung in diesem Bereich erklärt⁴¹⁰. Sicher ist hier auch der Grund zu suchen, weshalb Schillingers Landschaftsdarstellungen dem Stil ihrer Entstehungszeit eher entsprechen als die teilweise recht unmodern wirkenden religiösen Darstellungen. Denn die Vorlagen zu den Landschaften stammten von den »aktuellen Kunstgrößen« wie Jean-Honoré Fragonard, Claude-Joseph Vernet oder Hubert Robert, die zu den religiösen Sujets beispielsweise von Nicolas Guibal, der seinerseits schon auf ältere Vorbilder zurückgegriffen hatte. Durch die Verwendung von zeitgenössischen Vorlagen konnte Schillinger einen Eindruck von den bedeutenden zeitgenössischen Kunstwerken gewinnen und sich so im Sinne des jeweiligen Zeitgeschmacks weiterbilden.

Schillingers soziale Stellung wird im wesentlichen von seiner Funktion als Hofmaler geprägt, die an sich eine Auszeichnung darstellt und ihm fürstliche Folgeaufträge bringt, jedoch nicht als finanzielle Absicherung verstanden werden darf. Diese erreicht der Öhringer Künstler vielmehr durch seine feste Anstellung als Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium, wodurch ihm ein festes Jahresgehalt zusteht.

Die Arbeiten für die hohenlohischen Fürsten sind den verschiedensten Bereichen zuzurechnen. Schillinger betätigte sich als Kunstmaler ebenso wie als Handwerker, Maler für Anstreicharbeiten oder Restaurator. Dieser Aufgabenreichtum ist für

410 Beispielhaft hierfür stehen seine Arbeiten in Schloß Kirchberg (Kap. 4.2.1) und im Öhringer Schloß (Kap. 4.2.4). Auch *Martin Warnke* (Hofkünstler, S. 255) sieht in der Innenausgestaltung der Schlösser das wichtigste Arbeitsfeld der Hofmaler.

einen Hofkünstler in der damaligen Zeit nichts Besonderes. »Daß viele Hofmaler auch Wimpel, Sattelzeug, Wände, ja auch lebende Körper anmalen mußten, ist erst seit dem 19. Jahrhundert als eine Erniedrigung empfunden worden«⁴¹¹. Zu Lebzeiten Schillingers verband man mit dem Begriff des Künstlers durchaus noch nicht die »Vorstellung von Berufenheit« und »Auserwähltheit«, sondern vielmehr einen Beruf »nützlicher, notwendiger und gewinnbringender Arbeit«⁴¹².

Die geringe Größe der hohenlohischen Fürstentümer und das damit zusammenhängende eingeschränkte Maß an finanzieller Leistungskraft und Beschäftigungsmöglichkeiten hatte zur Folge, daß die Fürsten nur sehr wenige Maler an ihren Höfen fest anstellten oder sogar völlig auf eine solche Maßnahme verzichteten. Da eine höfische Anstellung jedoch eine gewisse existentielle Absicherung bedeutete, und da Auftraggeber aus dem privaten Bereich in Hohenlohe nicht sehr zahlreich waren, hieß das für Künstler, die keine Möglichkeit sehen konnten, als Hofmaler an einen der Höfe zu gelangen, daß sie außerhalb Hohenlohes ihr Auskommen suchen mußten. Die Künstlerbiographien der ehemaligen Schillinger-Schüler bestätigen dies nachhaltig.

Schwierig beurteilen läßt sich, inwiefern die in der Einleitung beschriebene Umbruchphase im kunstsoziologischen Bereich auch ihre Auswirkungen auf Leben und Schaffen Schillingers hatte. Die offiziellen höfischen Aufträge sind zwangsläufig einer umfassenderen archivalischen Dokumentation ausgesetzt als diejenigen, die für den privaten Auftraggeber oder gar den anonymen Markt geschaffen wurden. Zwar arbeitete Schillinger bis zu seinem Lebensende für die hohenlohischen Fürsten, doch muß man aus der abnehmenden Zahl dieser Aufträge schließen, daß er sich verstärkt auch dem bürgerlichen Auftraggeber zuwandte. Eindeutig belegen läßt sich diese Schlußfolgerung jedoch nicht.

Obwohl einige Fragen offen bleiben müssen, hat sich die Beschäftigung mit dem auf den ersten Blick eher unbedeutenden hohenlohischen Hofmaler Johann Jacob Schillinger durchaus als lohnend und aufschlußreich erwiesen, da dennoch eine Vielzahl von Aspekten, die das Leben eines Künstlers im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert bestimmten, verdeutlicht werden konnte.

6. Quellen, Bibliographie und Abkürzungsverzeichnis

6.1 Abkürzungen und abgekürzt zitierte Literatur

A.	= Archiv
Abb.	= Abbildung
A. Ö Gymn.	= Archiv des Hohenlohe-Gymnasiums Öhringen
Ausst. Kat.	= Ausstellungskatalog
Bd.	= Band
Bü	= Büschel

411 Warnke: Hofkünstler, S. 256.

412 Friedländer: Von Kunst und Kennerschaft, S. 81–82.

fl.	= Gulden
Füßli	= Füßli, Johann Heinrich: Allgemeines Künstlerlexikon. 12 Tle. Zürich 1806–1821.
H.	= Hohenlohe
HChr	= Hohenloher Chronik (Hrsg. im Auftrag der Hohenloher Zeitung in Zusammenarbeit mit dem Archiv Neuenstein)
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
HZAN	= Hohenlohisches Zentralarchiv Neuenstein
Kbg.	= Kirchberg
LCI	= Lexikon der christlichen Ikonographie. Hrsg. v. Engelbert Kirschbaum. 8 Bde. Rom, Freiburg u. a. 1968–1976.
N.	= Nachlaß bzw. Nachlässe
Nagler	= Nagler, G. K. (Bearb.): Neues allgemeines Künstler-Lexicon [...]. 22 Bde. München 1835–1852.
OA	= Oberamtsbeschreibung
Ö	= Öhringen
PA	= Partikulararchiv
RdK	= Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Begr. v. Otto Schmitt. 8 Bde. Stuttgart, München 1937–1987.
Th.-B.	= Thieme, Ulrich / Becker, Felix (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 37 Bde. Leipzig 1907–1950.
Wbg.	= Waldenburg
WF	= Württembergisch Franken
x	= Kreuzer
Zf	= Zeitschrift
ZWLG	= Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

6.2 Quellen

Hohenlohisches Zentralarchiv Neuenstein

- Archiv Kirchberg Nachlässe, Bü 349–358
- Archiv Kirchberg Nachlässe, Bd. 68–104
- Archiv Kirchberg, Rechnungen
- Archiv Langenburg, Rechnungen
- Archiv Öhringen, Domänenkanzlei
- Archiv Waldenburg, Gemeinherrschaftliche Regierung Waldenburg Öhringen
- Gem. Hausarchiv Nachlaß J. Albrecht
- Öhringer Stiftsrechnungen B 483, Bde. 152–182
- Partikulararchiv Öhringen
- Schreibkalender Heinrich August zu Hohenlohe-Ingelfingen (unverzeichnet)
- Schreibkalender Ludwig Friedrich Carl (unverzeichnet)
- Tagebuch der Prinzessin Sophie zu Hohenlohe-Bartenstein (unverzeichnet)

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

- A 21, Bü 533 und 534 (Oberhofmarschallamt - Registratur)
- A 21, Bü 1010 (Oberhofmarschallamt)
- A 272, Bü 231 und 232 (Hohe Karlsschule)
- A 272, Bü 239 und 240 (Hohe Karlsschule)
- E 11, Bü 83 (Kabinettsakten III)
- E 146 III (alt) (Ministerium des Innern: Kunst u. Wissenschaft, Kunst- u. Industrieausstellungen)

Archiv des Hohenlohe-Gymnasiums, Öhringen

»Acta Schul- und Unterrichtsgegenstände auf dem ehemaligen Gymnasio betr. A. 1779–1795«

Fürstlich Leiningensches Archiv, Amorbach

Kellerey Rechnungen des Klosters Amorbach, 1778–1787

Klösterliche Kellerey Manuale, 1778–1787

Stadarchiv Bad Wimpfen

Ratsprotokolle, 1778 bis 1789

Chronik des Dominikanerklosters Wimpfen

Stadarchiv Stuttgart

Bauakten D 4474

6.3 Bibliographie

6.3.1 Lexika und Nachschlagewerke

Aurenhammer, Hans: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 1. Wien 1959–1967.

Bundschuh, M. (Hrsg.): Geographisch-Statistisch-Topographisches Lexicon von Franken. 6 Bde. Ulm 1799–1804.

Bénézit, Emmanuel (Begr.): Dictionnaire critique et documentaire des peintres, sculpteurs, dessinateurs et graveurs de tout le temps et de tous les pays. Nouv. éd., entièrement refondue, rev. et corr. sous la dir. des héritiers de E. Bénézit. Paris 1976.

Busse, Joachim: Internationales Handbuch aller Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden 1977.

[*Füssli, Johann Heinrich*]: Allgemeines Künstlerlexikon, oder: Kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister [...]. 12 Tle. Zürich 1806–1821.

Keller, Hiltgart: Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst. Stuttgart 6. durchg. Aufl. 1987.

Lexikon der christlichen Ikonographie. Hrsg. von Engelbert Kirschbaum. 8 Bde. Rom, Freiburg u. a. 1968–1976.

Meusel, Johann Georg: Teutsches Künstlerlexikon oder Verzeichnis der jetztlebenden teutschen Künstler [...]. Lemgo 1789.

Müller, Fr.: Die Künstler aller Zeiten und Völker oder Leben und Werke der berühmtesten Baumeister, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen etc. von den frühesten Kunstepochen bis zur Gegenwart. Begonnen v. Fr. Müller, fortgesetzt u. beendet durch Karl Klunzinger und A. Seubert. 4 Bde. Stuttgart 1857–1870.

Nagel, Gert K.: Schwäbisches Künstlerlexikon. Vom Barock bis zur Gegenwart. München 1986.

Nagler, G. K. (Bearb.): Neues allgemeines Künstler-Lexicon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, [...]. 22 Bde. München 1835–1852.

Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Begr. v. Otto Schmitt. Hrsg. v. Zentralinstitut für Kunstgeschichte. 8 Bde. Stuttgart bzw. München 1937–1987.

Singer, Hans Wolfgang (Hrsg.): Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. 5 Bde. 3. Aufl. von Fr. Müller und A. Seubert. Frankfurt a. Main 1895–1901.

Thieme, Ulrich / Becker, Felix (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 37 Bde. Leipzig 1907–1950.

6.3.2 Sekundärliteratur

- Aldrian, Trude*: Bemalte Wandbespannungen des XVIII. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Dekorationskunst des Rokoko. Graz 1952.
- Die Alpen in der Schweizer Malerei. Ausst.Kat. Odakyu Grand Gallery Tokio / Bündener Kunstmuseum Chur 1977. Chur 1977.
- Aust, Günter*: Die Geburt Christi. Düsseldorf 1953 (Lukas-Bücherei zur christlichen Ikonographie, Band V).
- [*Bach, Max*]: Die erste Kunstausstellung in Stuttgart 1812. In: Schwäbische Kronik Nr. 205 (30. August 1890). S. 1687.
- Ders.*: Stuttgarter Kunst 1794–1860. Nach gleichzeitigen Berichten, Briefen und Erinnerungen. Stuttgart 1900.
- Bätschmann, Oskar*: Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750–1920. Köln 1989.
- Baumgart, Fritz*: Vom Klassizismus zur Romantik. Die Malerei im Jahrhundert der Aufklärung, Revolution und Restauration. Köln 1974.
- Becker, Jörg*: Arkadische, heroische, schwäbische Landschaften. Spielarten der Landschaftsmalerei zwischen Harper und Steinkopf. In: *Holst, Christian von* (Hrsg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770–1830. Aufsatzband. Ausst.Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1993. Stuttgart 1993. S. 245–254.
- Belschner, Christian*: Verschiedene Linien und Zweige des Hauses Hohenlohe seit 1153. Ludwigsburg 1925.
- Beschreibung des Oberamts Gerabronn. Verfaßt von Fromm. Stuttgart, Tübingen 1847 (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 24).
- Beschreibung des Oberamts Künzelsau. Hrsg. von dem Königlichen Statistisch-Topographischen Bureau. Stuttgart 1883.
- Beschreibung des Oberamts Oehringen. Hrsg. von dem Königlichen Statistisch-Topographischen Bureau. Stuttgart 1865 (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 46).
- Bihl, [Gustav Heinrich Alexander]*: Die fürstliche Herrschaft Hohenlohe-Kirchberg bis zu ihrer Mediatisierung 1764–1806. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 7 (1884). S. 71–76, 149–157, 289–297 [Nachdruck in: Heimatbuch Kirchberg / Jagst. Kirchberg [1931], S. 57ff.].
- Börsch-Supan, Eva*: Garten-, Landschafts- und Paradiesmotive im Innenraum. Eine ikonographische Untersuchung. Berlin 1967.
- Cohn, Ferdinand*: Vergangenheit und Zukunft des Scheitniger Parks. In: 68. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur (1890). S. 111–123.
- Cuzin, Jean-Pierre*: Fragonard. Leben und Werk. Œuvre-Katalog der Gemälde. München 1988.
- Engelhard, Hans*: Kunstgeschichte und Geologie. Der Wasserfall in den Gemälden des 17. bis 19. Jahrhunderts. Diss. Köln 1975.
- Eschenburg, Barbara*: Landschaft in der deutschen Malerei. Vom späten Mittelalter bis heute. München 1987.
- Fischer, Adolf*: Geschichte des Hauses Hohenlohe. II. Teil. Stuttgart 1868/1771.
- Fischer, Wolfram*: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung. Tübingen 1958 (Tübinger Studien zur Geschichte und Politik, Nr. 10).
- Fleck, Walther-Gerd*: Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg. Frankfurt 1979.
- Ders.*: Das Öhringer Schloß. In: Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. von der Stadt Öhringen. Sigmaringen 1988. S. 141–143.
- Fleischhauer, Werner / Baum, Julius / Kobell, Stina*: Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1952.
- Friedländer, Max*: Von Kunst und Kennerschaft. Leipzig 1992.
- Gerson, H.*: Ausbreitung und Nachwirkung der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts. Haarlem 1941 [Nachdruck: Amsterdam 1983].
- Grünenwald, Elisabeth*: Friedrichsruhe und seine Bauwerke. In: HChr 3, Nr. 3 (1955). S. 3–4.
- Dies.*: Die Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau. In: WF, N.F. 26/27 (1951/52). Schwäbisch Hall 1952. S. 275–299.
- Dies.*: Das Museumsgebäude in der Karlsvorstadt. In: HChr 1, Nr. 2 (1953). S. 4.
- Dies.*: Schloß Kirchberg an der Jagst. Baugeschichte und Parkanlagen von 1590 bis 1800. In: WF, N.F. 28/29 (1953/54). Schwäbisch Hall 1954. S. 178–224.
- Dies.*: Zur Einweihung der renovierten Kirche in Adolfsfurt 1953. In: HChr 1, Nr. 7 (1953). S. 3–4.
- Habel, Paul* (Bearb.): Führer durch Breslau. Hrsg. v. Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau. 5. verb. Aufl. Breslau 1913.

- Häger, Jutta*: Die Karlsvorstadt in Öhringen. Eine planmäßige Stadterweiterung unter dem Fürsten Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Öhringen (1765–1805). Magisterarbeit Bonn 1984.
- Haug, Otto (Bearb.)*: Baden-württembergisches Pfarrerbuch. Pfarrerbuch Württembergisch-Franken, Teil 2: Die Kirchen- und Schuldiener. Stuttgart 1981.
- Heuss, Hermann*: Hohenloher Barock und Zopf. Schloß- und Stadtbaugeschichte der ehemals hohenlohschen Residenzen vornehmlich nach dem dreißigjährigen Kriege. Öhringen 1937.
- Himmelheber, Georg (Bearb.)*: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamtes Künzelsau. Stuttgart 1962.
- Hirschfeld, Peter*: Mäzene. Die Rolle des Auftraggebers in der Kunst. München 1968.
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Hubertus Prinz zu / Hohenlohe-Waldenburg, Friedrich Karl Erbprinz zu*: Hohenlohe. Bilder aus Geschichte von Haus und Land. Würzburg 1965 (Mainfränkische Hefte 44).
- Juncker, Karl Ludwig*: Johann Jacob Schillinger. In: Meusel, Johann Georg (Hrsg.): Museum für Künstler und Kunstliebhaber oder Fortsetzung der Miscellaneen artistischen Inhalts, siebentes Stück. Mannheim 1789. S. 121–130 (Nachdruck in: Intelligenz=Blatt der Oberamts=Stadt Öhringen, Nro. 2 [6. Jan. 1826], S. 7–8; Nro. 5 [1826], S. 21–22).
- Keller, Harald*: Die Kunst des 18. Jahrhunderts. Berlin 1990 (Propyläen Kunstgeschichte, Band 10).
- Kemp, Wolfgang*: »... einen wahrhaft bildenden Zeichenunterricht überall einzuführen«. Zeichnen und Zeichenunterricht der Laien 1500–1870. Ein Handbuch. Frankfurt a. M. 1979.
- Knoblauch, Eberhard*: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen. 2 Bde. Öhringen 1991.
- Kost, E. / Schmid, Th. u. a.*: Von der heimatkundlichen Jubiläumsausstellung in Öhringen 1037–1937. In: WF, N.F. 19 (1937/1938). S. 129–152.
- Krauss, Heinrich / Uthemann, Eva*: Was Bilder erzählen. Die klassischen Geschichten aus Antike und Christumtum in der abendländischen Malerei. 2. überarb. Aufl. München 1988.
- Kretschmer, L.*: Ueber einen Sebastian aus der Gemäldesammlung des 1797 verstorbenen Pfarrers K. L. Junker. In: Meusel, Johann G.: Neue Miscellaneen artistischen Inhalts für Künstler und Kunstliebhaber. Aechtes Stück. Leipzig 1798, S. 1068–1072.
- Lahnstein, Peter*: Württemberg anno dazumal. Streifzüge durch die Vergangenheit. Stuttgart ²1966. Der Landkreis Öhringen. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. I und II. Hrsg. v. d. Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Öhringen. 1961/1968.
- Mertens, Sabine*: Seesturm und Schiffbruch. Eine motivgeschichtliche Studie. Hamburg 1987 (Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums, Band 16).
- Michels, Norbert (Hrsg.)*: Ansichten aus Hohenlohe. Graphiken aus vier Jahrhunderten. Ausst. Kat. Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall 1990. Sigmaringen 1990 (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall; Bd. 4).
- Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. von der Stadt Öhringen. Sigmaringen 1988 (Forschungen aus Württembergisch Franken; Bd. 31).
- Pannewitz, Otto*: Deutsche Landschaftszeichnungen des 18. Jahrhunderts aus der graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart. Ausst. Kat. Staatsgalerie Stuttgart 1985. Stuttgart 1985.
- Paulus, Eduard / Gradmann, Eugen (Hrsg.)*: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar Jagstkreis. Esslingen 1907.
- Pfeiffer, Bertold*: Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen. In: Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein (Hrsg.): Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Erster Band. Esslingen 1907. S. 615–768.
- Pigler, A[ndor]*: Barockthemen. Eine Auswahl von Verzeichnissen zur Ikonographie des 17. und 18. Jahrhunderts. 3 Bde. 2. erw. Aufl. Budapest 1974.
- [Rapp, Gottlob Heinrich]*: Die erste Kunstausstellung in Stuttgart. In: Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 127, S. 505–507; Nr. 131, S. 521–523; Nr. 135, S. 537–539. Stuttgart 1812.
- Rausser, Jürgen Hermann*: Ingelfinger Heimatbuch. Ingelfingen 1980 (Heimatbücherei Hohenlohekreis, Band II).
- Ders.*: Ohrntaler Heimatbuch. Bd. XI und XII: Öhringer und Pfdelbacher Buch. Weinsberg 1982 (Heimatbücherei Hohenlohekreis, Band XI/XII).
- Ders.*: Schöntaler Heimatbuch. Schöntal 1982 (Heimatbücherei Hohenlohekreis, Band IX).
- Rausser, Jürgen Hermann / Friederich, Frieda*: Zweiflinger Heimatbuch. Aus der Ortsgeschichte der Altgemeinden Orendelsall, Westernbach, Zweiflingen. Zweiflingen 1981 (Heimatbücherei Hohenlohekreis, Band VI).
- Rössler, Walter*: Georg Peter Schillinger (1698–1774) und Johann Jakob Schillinger (1750–1821). In: Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. von der Stadt Öhringen. Sigmaringen 1988.
- Roethlisberger, Marcel (Bearb.)*: Im Licht von Claude Lorrain. Landschaftsmalerei aus drei Jahrhunderten. Ausst. Kat. Haus der Kunst München 1983. München 1983.
- Ders.*: Räume mit durchgehenden Landschaftsdarstellungen. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Bd. 42, H. 4 (1985). S. 243–250.

- Saint-Non, Richard*: Voyage pittoresque ou description des royaumes de Naples et de Sicile. 5 Bde. Paris 1781–1786 (Nachdruck 1982).
- Schefold, Max*: A. F. Harper und seine Landschaften im Ludwigsburger Schloß. In: »Hie gut Württemberg«. H. 10 (1950). S. 76–78.
- Ders.*: Alte Ansichten aus Württemberg. Bd. 1. Stuttgart 1956.
- Ders.*: Alte Ansichten aus Württemberg. Katalogteil. Stuttgart 1957.
- Ders.*: Der Wasserfall als Bildmotiv. Anregungen zu einer Ikonographie. In: Aachener Kunstblätter 41 (1971) / Festschrift für Wolfgang Krönig. S. 274–289.
- Schenk, Werner*: Johann Jakob Schillinger – Schöpfer des Landschaftszimmers. Zuerst im Gefängnis, dann fürstlicher Hofmaler. In: Kleine HZ. Monatsblatt der Hohenloher Zeitung, 3 (8. Dez. 1977). o. S.
- Ders.*: Die Öhringer Regentenfamilie. In: Öhringen. Stadt und Stift. 1988. S. 155–159.
- Schmidt, Paul Ferdinand*: Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830. München 1922.
- Schoch, Reiner*: Zeichnungen der Goethezeit. Ausst. Kat. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1983/1984. Nürnberg 1983.
- Schreiner, Kurt*: Von der Grafen- zur Fürstenresidenz. In: Öhringen. Stadt und Stift. 1988. S. 160–175.
- Schumm, Karl*: Ein berühmter Maler aus dem Hohenloher Land. In: Hohenloher Heimat 1 (1949), Nr. 23, S. 90.
- Ders.*: Johann Jakob Schillinger, Hofmaler in Öhringen. In: Schwäbische Heimat, H. 2 (1967), S. 125–128.
- Schumm, Marianne*: Über die Eigenart der Hohenloheschen evangelischen Kirchen aus dem 18. Jahrhundert. In: HChr 1, Nr. 7 (1953), S. 2–3.
- Schwankl, Herbert R.*: Das württembergische Ausstellungswesen. Zur Entwicklung der allgemeinen Gewerbe- und Industrieausstellungen im 19. Jahrhundert. St. Katharinen 1988 (Veröffentlichungen des Wirtschaftsarchivs Baden-Württemberg; Band 8).
- Schweers, Hans F.*: Gemälde in deutschen Museen, Katalog der in der Bundesrepublik Deutschland ausgestellten Werke. 2 Bde. München u. a. 1982.
- Taddey, Gerhard*: Absolutismus in Hohenlohe. In: Beiträge zur Landeskunde, Nr. 6 (Dez. 1983). S. 1–9.
- Ders.*: Hohenlohe. Herrschaft – Grafschaft – Fürstentum. In: Michels, Norbert (Hrsg.): Ansichten aus Hohenlohe. Sigmaringen 1990. S. 11–17.
- Uhland, Robert*: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart. Stuttgart 1953 (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte; Band 37).
- Uhlig, Wolfgang*: Nicolas Guibal, Hofmaler des Herzogs Carl Eugen von Württemberg. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Masch. Diss. Stuttgart 1981.
- Vogel, Hans*: Die Ruine in der Darstellung der abendländischen Kunst. Kassel 1948.
- Warnke, Martin*: Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers. Köln 1985.
- Weber, Hartmut*: Die Mediatisierung und ihre Folgen. In: Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. v. der Stadt Öhringen. Sigmaringen 1988. S. 182–189.
- [*Weber, Karl Julius*]: Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster Band. Stuttgart 1826.
- Weller, Karl*: Hohenlohe. In: Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein (Hrsg.): Herzog Carl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Band 2. Esslingen 1909. S. 425–433.
- Wendt, Heinrich*: Die Breslauer Stadt- und Hospitallandgüter. Erster Theil: Amt Ransern. Breslau 1899 (Mittheilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau, Heft 4).
- Werner, Gerlind (Bearb.)*: Nützliche Anweisung zur Zeichenkunst. Illustrierte Lehr- und Vorlagenbücher. Ausst. Kat. Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 1980. Nürnberg 1980 (Kataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg / Bestandsverzeichnisse der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums I).
- Zahlen, Johannes*: Die Bildenden Künste an der Hohen Karlsschule in Theorie und Praxis. In: *Aurnhammer, Achim, u. a. (Hrsg.)*: Schiller und die höfische Welt. Tübingen 1990. S. 31–46.

Abbildungsnachweise

Frill. Werbung & Foto. Kupferzell: 11, 15; Landesbildstelle: 16; Neesen, Claudia: 8, 9, 10, 12, 14, 17, 18; Staatsgalerie Stuttgart: 2, 3, 4, 5, 7; Städtisches Museum Ludwigsburg: 1; Die Veröffentlichungen der Abb. 8, 9, 12 und 14 erfolgen mit freundlicher Genehmigung der Stadt Öhringen, die der Abb. 18 mit freundlicher Genehmigung der Stadt Ingelfingen.

Emblematische Darstellungen auf Schützenscheiben des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

VON ARMIN PANTER

Knapp 200 Schützenscheiben des 18. und 19. Jahrhunderts gehören zur Sammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Zu einem großen Teil wurden die auf ihnen gezeigten Bildthemen bereits gedeutet; so konnten etwa Bezüge zu historischen Ereignissen oder Anspielungen auf die Biographien der Stifter nachgewiesen werden. Unter den Scheiben des 18. Jahrhunderts befindet sich jedoch eine Reihe mit bisher falsch oder nicht entschüsselten Darstellungen. Die Schützenscheiben, die im folgenden behandelt werden, lassen sich inhaltlich wie formal unmittelbar auf eine von der Renaissance bis ins 18. Jahrhundert beliebte Kunstform zurückführen, – das Emblem¹. Dieses vereint Wort und Darstellung zu einem allegorischen Gefüge, das aus drei Teilen besteht. Das Lemma oder Motto, welches nicht mehr als fünf Wörter umfassen sollte, nennt in knapper Form eine bedenkenswerte, meist moralische Wahrheit, einen Wahlspruch oder eine Lebensregel. Es steht über dem Icon, der bildlichen Darstellung. Diese beiden Bestandteile des Emblems stellen dem Betrachter ein Rätsel, dessen Lösung zumeist ein unter das Bild geschriebener Text, das Epigramm, erleichtert. Diese Inschrift bietet jedoch mehr als nur eine nüchterne Erklärung des Zusammenhangs von Lemma und Icon; sie ist als Sprachkunstwerk gestaltet und ermöglicht in mehr oder weniger verschleierter Form die Lösung des Problems.

Eine große Zahl von Schützenscheiben des 18. Jahrhunderts entspricht schon rein formal der Dreiteilung des Emblems. Über, oder in einem Bild integriert steht ein Motto geschrieben. An die Stelle des Epigramms sind jedoch der Name des Stifters, sein Beruf, eine Jahreszahl oder ähnliche Angaben gerückt. Ohne das Epigramm lassen sich aber die Bilder, die mehr bedeuten, als sie vorstellen, vor allem vom heutigen Betrachter kaum entschlüsseln. Zu ihrer Deutung werden dieselben Emblembücher benötigt wie etwa zur Bestimmung von Deckenprogrammen in Schlössern und Rathäusern.

Die im folgenden vorgestellten Scheiben gehören nicht zu den künstlerisch herausragenden Stücken der Sammlung. Um so mehr erstaunt, daß die zum Teil grob gemalten Bilder komplizierte, wohl auch für den damaligen Betrachter nicht von vorneherein verständliche Inhalte wiedergeben. Der Schwerpunkt der kleinen Studie liegt daher allein auf der Ikonographie dieser zur Volkskunst zählenden Erzeugnisse.

1 Vgl. *Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte*, Bd. V, S. 85–228.

Zu den ältesten Scheiben der Sammlung gehört eine von *W. I. Seifferheld, Steuer-Registrator, Schützen-Meister d.J. 1747* gestiftete Tafel (Abb. 1). Eine Banderole trägt das Lemma *Sibimet Invidia Vindex* (Der Neid straft sich selbst). Darunter sind zwei Hunde zu sehen – bisher als streitender Bär und Wolf beschrieben –, die mit blutigen Mäulern in die scharfen Dornen einer Streitkeule beißen². Offensichtlich kannte der Maler die neunte Darstellung aus dem Emblembuch des Diego de Saavedra Fayardo (1584–1648), das auch in deutscher Übersetzung vorlag³.

Hier finden wir eine Erklärung zu Inschrift und Bild:

»Mitt seinem eigenen schaden / widersetzet sich der neidt den Rühmlichen siegszeichen Herculis. Da er seinen stachlichten kolben meinert zu zerbeißen / daß thut er anderst / als seinen eigenen schlunt bluttig machen / vnd ein Rächer seiner selbst sein. . .

Alle andere Laster die haben jhren ursprung / oder von einem scheint des gutten / oder von einer erlustigung; dises aber rühret her von einem jnnerlichen schmerzen / und haß / eines anderen wol ergehens. Allen anderen laster folget die straffe auf dem fuß nach / disem aber pflegt sie vorzugehen. Der Neid wüet zuvohr in seinen eigenen gliedmaßen als in des nähsten ehre / er ist ein schatten der tugenden / wer dem entgegen wil / der muß solchen fliehen«⁴.

Das Epigramm erklärt auch für den heutigen Betrachter ausreichend die Bedeutung von Motto und Icon.

Ähnliches gilt für eine Schützenscheibe, deren Bildteil bisher als »Atlas und Palme« gedeutet wurde⁵. Von *Christoph Heinr: Hezel Dr.et. L:O: Raths Advocat* gestiftet, wurde sie 1760 datiert (Abb. 2). Eine Banderole gibt das Motto *DAT GLORIA VIRES* (Ruhm verleiht Kräfte).

Im Zentrum des Rundes ist eine Palme wiedergegeben, deren Krone eine Weltkugel trägt. Hercules – durch das Löwenfell und die am Boden liegende Keule als solcher ausgewiesen – müht sich, den Baum zu besteigen. Dies wird jedoch durch eine weitere, auf seinen Rücken gebundene Weltkugel erschwert. Im Mythos des Helden läßt sich keine Tat finden, auf die unsere Scheibe Bezug nehmen könnte. Doch liegt auch zu dieser merkwürdigen Darstellung ein Emblem vor, das der Maler recht genau übernommen hat. Er benutzte den zwölften Stich von Hieronymus Sperling (1695–1777) aus dessen um 1740 in Augsburg erschienenen Buch als Vorlage⁶. Darin kommentiert ein Epigramm von Jacob Crophius (1666–1742) das Sinnbild:

2 Die Schützenscheiben der Sammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken sind in der grundlegenden Arbeit von Heinrich Mehl und Hans Jürgen Flamm aufgelistet. Im Folgenden wird die jeweilige Nummer aus dem Katalogteil angegeben: *Heinrich Mehl, Hans Jürgen Flamm: Haller Schützenscheiben. Eine gemalte Chronik der Stadt Schwäbisch Hall und ihres Umlands (Forschungen aus Württembergisch Franken 21)*, Sigmaringen 1985, Nr. 9.

3 *Diego de Saavedra Fajardo: IDEA / DE UN PRINCIPE POLITICO / CHRISTIANO . . .*, Amsterdam 1659.

4 Zitiert nach: *Arthur Henkel, Albrecht Schöne* (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI und XVII Jahrhunderts*, Stuttgart 1978, Sp. 562.

5 *Mehl, Flamm*, Nr. 19.

6 *Hieronymus Sperling: Trojano / regio Principi, PARIDI . . .*, Augsburg o.J. (um 1740).

»Hier zeigt Hercules gantz ungemeyne Proben,
 Wie von so Edlem Geist werd seine Brust bewohnt;
 Er schwingt sich von der Erd, und suchet das, so droben,
 Wo wahre Tugend wird mit Ruhm und Ruh belohnt.
 Er wagt ein schweres Werk, doch der Verspruch der Ehren
 Will immer seinen Muth mit neuer Krafft vermehren«⁷.

Schon im darauffolgenden Jahr stiftete derselbe Schütze erneut eine Scheibe, die – wie stilistisch unschwer zu erkennen – vom selben Maler ausgeführt wurde (Abb. 3). Unter dem Motto *Fama manet Facti* (sinngemäße zeitgenössische Übersetzung: Das Gerücht vergeht nicht) ist wiederum eine merkwürdige Szene mit Hercules geschildert, die bisher als »Fabelwesen in Phantasielandschaft« bezeichnet wurde⁸.

Der mit dem Löwenfell bekleidete Heros bindet an zwei mit Palmzweigen bewachsene Säulen eine geflügelte weibliche Gestalt, die durch einen Lorbeerkrantz und eine Trompete in ihrer Rechten offensichtlich als Fama ausgewiesen ist. Eigenartig an der Darstellung sind die in Wurzeln auslaufenden Füße der dadurch fest mit dem Boden verwurzelten, sonst fast ausschließlich fliegend wiedergegebenen Allegorie.

Auch dieses Bild geht auf einen Stich Sperlings in dem zuvor schon zitierten Buch zurück (Abb. 4). Dort lautet die Erklärung des Icon:

»Die Säulen Herculis die werden hier gefunden,
 Daraus manch Palm-Geschoß die grüne Blätter treibt,
 Damit von Hercule wird Fama vest gebunden,
 So mit den Füßen schon der Erden einverleibt;
 Zum Zeugniß, das Gerücht von tapffern Helden-Thaten
 Könn' bey der Nachwelt nicht in Untergang gerathen«⁹

Neun Jahre später, 1770, stiftete der Stättmeister *L.F. Bonhoeffer, J.C.*, eine Tafel, die bisher als »Schützenscheibe mit allegorischer Darstellung des Lebenswegs (?)« oder als »Allegorie: Zwillingsberg« betitelt wurde¹⁰. Da der obere Rand der Tafel angebrochen ist, sind vom Lemma lediglich die Buchstangen *AR...TEM* zu lesen (Abb. 5). Fast wörtlich übernahm der Maler die Darstellung aus dem ersten EmblemBuch des Joachim Camerius (1535–1598), das 1590 erstmals erschienen war¹¹. Demnach kann das Motto zu »*ARDURA VIRTUTEM*« ergänzt werden. Der steile Weg der Tugend, den mit Gepäck beladene Männer beschreiten, windet sich auf einen Berg mit zwei Gipfeln empor. Der Linke wird von einem Lorbeerbaum bekrönt, auf dem Rechten steht eine Palme. Im Epigramm wird das Icon wie

7 Zitiert nach: *Henkel, Schöne*, Sp. 1654.

8 *Mehl, Flamm*, Nr. 21.

9 Siehe Anm. 6. Zitiert nach der Originalausgabe. Bayerische Nationalbibliothek München (Sign.: 2° L. eleg. m. 105 t)

10 *Mehl, Flamm*, Nr. 29.

11 *Joachim Camerius: SYMBOLORUM / & / EMBLEMATUM EX / RE HERBARIA / ...* Nürnberg 1590.

folgt gedeutet: »Der du gern Zweige vom Lorbeer und der Siegespalme brechen möchtest, ersteige – vorher die steilen Abhänge des Berges«¹².

Etwas komplexer ist die Ikonographie einer Schützenscheibe, die um 1782 entstanden ist. Da der untere Rand fehlt, kann ihr Stifter nicht mehr genannt werden (Abb. 6)¹³.

Ein schwebender Putto hält ein Spruchband mit dem Motto *Concordia res parvae crescunt* (Die kleinen Dinge wachsen durch Eintracht). Darunter, noch in der oberen Hälfte des Rundes, ist der ruhende Kriegsgott Mars dargestellt. Vor ihm stehen flankierend zwei weibliche Gestalten; die linke hält einen Palmenzweig, die rechte einen Ölweig. Ihre Attribute kreuzen sich über einer Weltkugel, die unterhalb des Kriegsgottes liegt. Die rechte Figur wird durch ein rauchendes Kohlebecken (Altar) als Eintracht, die linke anhand ihres strahlenden Szepters und des Zeichens der Dreieinigkeit als göttliche Vorsehung ausgewiesen. Vermutlich lag dem Künstler Hertels Ausgabe der Ikonologie Cesare Ripas vor, die übrigens auch zur Ausmalung des Haller Rathauses benutzt wurde¹⁴. Die 79. Tafel des Buchs zeigt die Allegorie des Friedens. Auf einem Schild stehend, verbrennt eine weibliche Gestalt mit gesenkter Fackel am Boden liegendes Kriegsgerät. Rechts von ihr, im Hintergrund, ist die zuvor beschriebene Szene zu sehen, die fast wörtlich auf die Haller Schützenscheibe übertragen wurde. Darüber schwebt ebenfalls ein Putto mit dem schon zitierten Motto auf einem Spruchband. Über dem Bild steht die Erklärung (deutsche Übersetzung): »Der Friede. Unters Joch soll das Rind, in die Ackererde der Samen: der Friede nährt Ceres (= Göttin der Feldfrucht), Ceres ist des Friedens Freundin.« Ein zusätzlicher Kommentar zu der Szene im Hintergrund – also der Vorlage unserer Schützenscheibe – steht unter dem Bild: »Der Friede. Wo Providenz und Eintracht paart, da wird der Völcker Heyl bewahrt.«

Frieden und der Wunsch nach Frieden ist auf einigen Scheiben mehr oder weniger verschlüsselt dargestellt. Noch häufiger wurde jedoch das Thema Zeit und Vergänglichkeit aufgegriffen. Eine Tafel des Jahres 1776 zum Beispiel zeigt Chronos – wie allgemein üblich als geflügelter Greis mit Sense –, der über dem Wasser schwebend eine sich in den Schwanz beißende Schlange hält¹⁵. Das Motto *VOLAT IRREVOCA-BILIS* spricht eindeutig die Thematik des unwiederbringlichen Flugs der Zeit aus. *HORA RUIT* (Die Zeit eilt) lautet die Beschriftung einer 1793 entstandenen Scheibe mit Chronos¹⁶. Nachdenklich hockt der Greis am Boden, während ein geflügelter Genius in ein Buch schreibt. Diese Gruppe läßt sich wiederum auf das schon zitierte Emblembook Ripas zurückführen. Dort zeigt die 122. Tafel recht ähnlich die Allegorie der Geschichte als eine weibliche Gestalt, in einem Buch lesend, das auf den Schultern des Chronos ruht.

12 Zitiert nach: Henkel, *Schöne*, Sp. 202.

13 Mehl, *Flamm*, Nr. 54.

14 Des berühmten italienischen Ritters Caesaris Ripae allerley Kunsten und Wissenschaften dienliche Sinnbilder und Gedanken. Verlegt bei Johann Georg Hertel in Augsburg. Nachdruck: München 1970, Nr. 79.

15 Mehl, *Flamm*, Nr. 40.

16 Ebd., Nr. 81.

Aufgrund der gängigen Symbolik vermag auch der heutige Betrachter, die beiden erwähnten Darstellungen ohne größere Schwierigkeiten richtig zu deuten; anders dagegen eine Scheibe, die der *Raths Secretarius Boelz 1770* stiftete (Abb. 7)¹⁷.

Ihr Motto *Quae Fuerint, Quae sint, Quae mox ventura trahuntur* (sinngemäß zu übersetzen: Was war, was ist, was bald kommen wird) verweist auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Sanduhr und drei Stäbe, um die sich jeweils eine Schlange windet – bisher als drei Äskulapstäbe gedeutet –, scheinen das Motto sinnvoll zu dem Thema Vergänglichkeit zu ergänzen. Wohl deshalb wurde die Scheibe bisher fälschlich unter der Überschrift »Tod und Krankheit« ausgestellt. Wiedergegeben sind keine Äskulapstäbe, sondern ein auf der Sanduhr stehendes Szepter, das eine bekrönte Schlange umwindet. Links und rechts davon steht jeweils ein Spiegel, so daß Schlange und Szepter noch zweimal erscheinen. Die Sanduhr steht für die Zeit, das Szepter für Macht und Herrschaft; Spiegel und Schlange sind Attribute der Weisheit. Der Zusammenhang von Lemma und Icon bleibt jedoch auch nach dieser »schematischen« Deutung unklar.

Zum besseren Verständnis der Scheibe hilft ein Emblem des Covarrubias Orazco, das unter dem fast gleichen, jedoch fehlerhaft wiedergegebenen Motto steht: »Quae Sint, Fuerint, Q(...) Mox Ventura«¹⁸. Unter dem Spruchband sind drei Tierköpfe auf einem Steinsockel dargestellt: Nach links gewendet ein Hund, frontal auf den Betrachter blickend ein Löwe und im Profil nach rechts ein Fuchs. Der Sockel des Triciput trägt die Inschrift »Prudentiae« (der Klugheit). Die ins Deutsch übertragene Erklärung des Emblems lautet: »Der Hund, der Löwe und die Füchsin verkünden in diesem kunstreichen Bild, was war, ist und sein wird, wie das feste und sichere Postament mitteilt. Es ist das heilige Symbold der Göttin der Klugheit und das wahre Bild des besonnenen Mannes, der auf Gegenwart und Vergangenheit achtet und sich damit vorbereitet auf das, was noch nicht gekommen ist«¹⁹. Es ließe sich noch eine Reihe von ähnlichen Darstellungen der Klugheit aufzählen, denen allen die Dreiteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gemeinsam ist. Als bekanntestes Beispiel sei Tizians »Allegorie der Klugheit« erwähnt, deren Motto lautet: »Ex praeterito / prudenter agit / ni futura actione deturpet« (Aus [der Erfahrung] der Vergangenheit heraus handelt das Gegenwärtige klug, damit es nicht künftiges Handeln beeinträchtigt)²⁰.

In dem eingangs zitierten Emblembuch des Diego de Saavedra Fajardo trägt das Bild einer um ein Szepter geschlungenen Schlange zwischen zwei Spiegeln das gleiche Motto wie die besprochene Schützenscheibe²¹. Laut Epigramm sind Weisheit und Weitsicht des Fürsten bzw. der Regierung sinnbildlich dargestellt. Ähnlich dürfte unsere Scheibe zu deuten sein.

In der vorliegenden Studie wurde nur eine geringe Auswahl von emblematischen

17 Ebd., Nr. 28.

18 *Sebastián de Covarrubias Orazco: EMBLEMAS MORALES / ...*, Madrid 1610.

19 Zitiert nach: *Henkel, Schöne*, Sp. 1821.

20 Siehe *Erwin Panovsky: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*, Neuauflage Köln 1978, S. 169.

21 Siehe Anm. 3.

Schützenscheiben vorgestellt. Ihre Zahl ist weitaus größer – bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts dominierte dieses Genre.

Die komplizierten Bildinhalte lassen wohl eher auf das Bildungsniveau der Auftraggeber als das der manchmal drittklassigen Maler rückschließen, die sich oft streng an die Vorlagen hielten. Künstler wie Christian Andreas Eberlein hingegen waren in der Lage – sicherlich nach Absprache mit den Stiftern – wesentlich freier mit den Vorlagen umzugehen. Eine seiner populärsten Scheiben »Jungfrau mit Einhorn« ist gewissermaßen ein aktualisiertes Emblem (Abb. 8)²². Die Jungfrau, in deren Schoß das Haupt des gezähmten Einhorns ruht, ist nach neuester Mode gekleidet. Wer wen mit jungfräulicher Liebe zähmte (Das Motto lautet: *VIRGINEO MANSVESCIT AMORE*), wußten die Schützen. Dieser spielerische Umgang mit dem Emblem zeigt symptomatisch den »Verfall« dieses Genres an.

Zwar finden sich auch auf Tafeln des 19. Jahrhunderts noch immer mythologische Figuren und Allegorien, jedoch unter völlig gewandelten Vorzeichen. Eine Scheibe mit der »Jagenden Diana« etwa wurde von einem Oberförster gestiftet; »Fortuna über dem Gradierwerk und dem Salzspeicher schwebend« ist im Auftrag eines Sieders entstanden. Solche Darstellungen und deren Inhalte waren im allgemeinen für den Betrachter leicht ablesbar. Anspielungen, Illustrationen zu vergangenen und aktuellen Ereignissen oder reine Kunst um der Kunst willen, wie etwa bei den Landschaftsstücken, herrschten nunmehr vor. Nicht nur die Freude am Ver- bzw. Entschlüsseln komplizierter Bildinhalte hatte sich überlebt, sondern auch der Versuch einer gleichnishaften Deutung der Wirklichkeit – der Sinn des Emblems.

BILDNACHWEIS

Kern-Atelier, Schwäbisch Hall: 1–3, 5–8 – Bayerische Nationalbibliothek München: 4

22 Mehl, Flamm, Nr. 44.



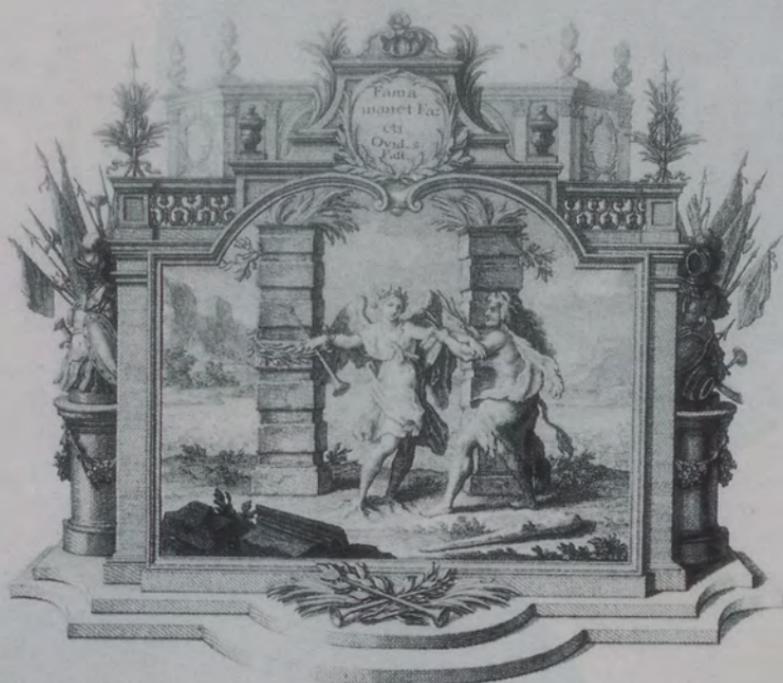
Abb. 3 Schützenscheibe, 1761. Hällisch-Fränkisches Museum, Inv. Nr. 86/143–21

Abb. 4 Hieronymus Sperling.
Kupferstich, um 1740 ▷

XIX.

FAMA MANET FACTI. Ovid. 2. Fast.

Das Gerücht vergehet nicht.

*Herculeas Spinas dicitur esse**Quas Paris, Sic. Lib. III.**Herod. Lib. VIII. exult. Am. Vind.*

GAdibus Herculeas hæc monstrat ripa columnas,
 Quas viridi palmæ fronde virere vides:
 Alligat Alcides his Famae rite lacertos,
 Cujus jam terræ planta refixa stetit;
 Indicio, maneat quod Facti Fama perennis
 Virtutis veræ & Gloria firma fiet.

Die Säulen Herculis die werden hier gefunden,
 Daraus manch Palm-Geschoß die grüne Blätter treibt,
 Damit von Hercule wird Fama vest gebunden,
 So mit den Füßen schon der Erden einverleibt;
 Zum Zeugniß, das Gerücht von tapffern Helden-Thaten
 Könn' bey der Nachwelt nicht in Untergang gerathen.



Abb. 5 Schützenscheibe, 1770.
Hällisch-Fränkisches Museum,
Inv. Nr. 86/143-29

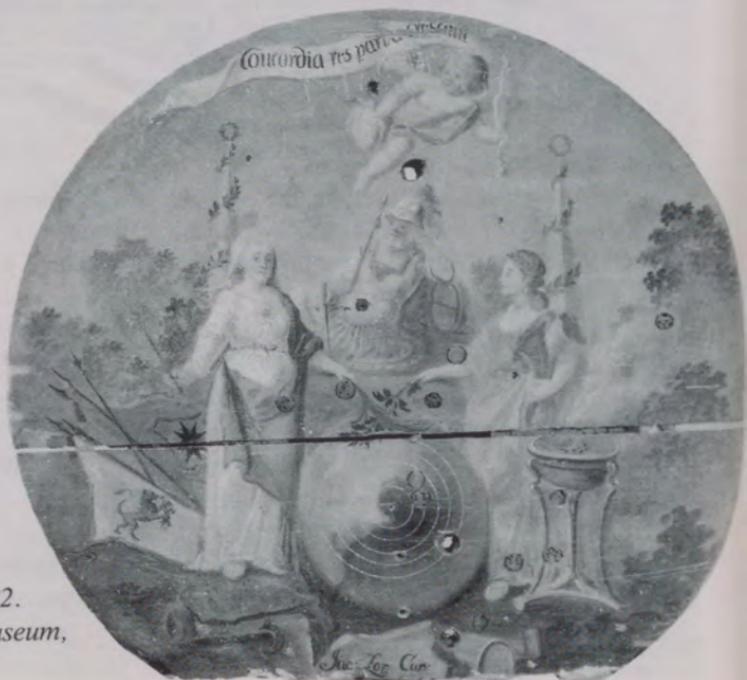


Abb. 6
Schützenscheibe, um 1782.
Hällisch-Fränkisches Museum,
Inv. Nr. 86/143-54

Abb. 7 Schützenscheibe, 1770.
Hällisch-Fränkisches Museum,
Inv. Nr. 86/143-28

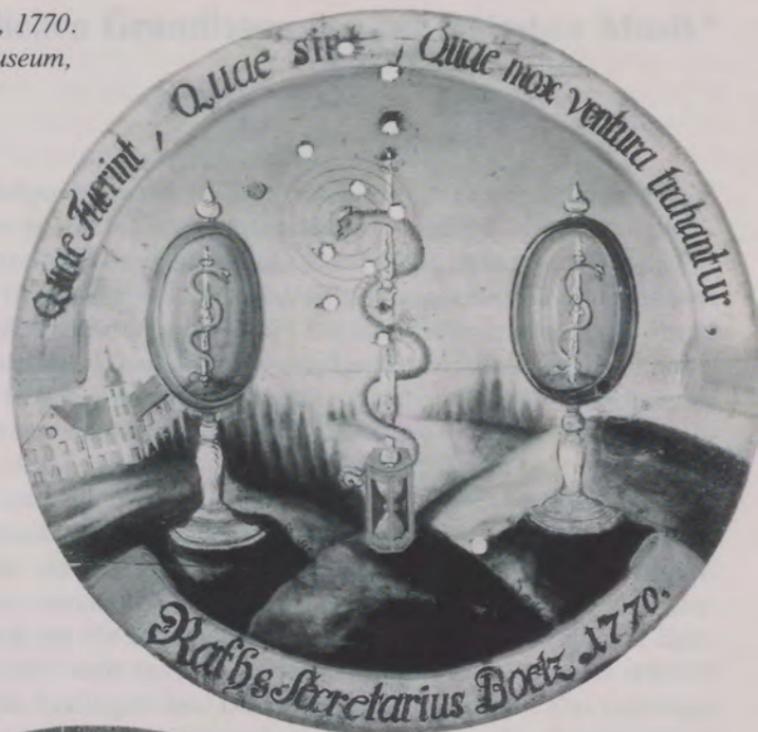


Abb. 8 Schützenscheibe von
Christian Andreas Eberlein, 1778
Hällisch-Fränkisches Museum,
Inv. Nr. 86/143-44

Die mittelalterlichen Grundlagen der europäischen Musik*

von Andreas Traub

Vorbemerkung: Im folgenden werden keine neuen Forschungen vorgestellt, sondern lediglich einige bereits in der wissenschaftlichen Diskussion entwickelte Gedanken zusammengefaßt. Keine historische Darstellung ist beabsichtigt, die die Vielschichtigkeit der Erscheinungen und die Verflechtungen der Zusammenhänge zu berücksichtigen hätte, sondern nur der in der Zusammenfassung vergrößerte Aufweis der entscheidenden Wendung zur europäischen Musik im engeren Sinne. Eine die einzelnen Überlegungen hinreichend dokumentierende Bibliographie kann hier nicht gegeben werden; neben den beigezogenen Quellen werden nur einige Titel genannt, denen sich der Verfasser verpflichtet weiß.

Fragt man nach den mittelalterlichen Wurzeln der europäischen Kultur, so kommt der europäischen Musik eine besondere Stellung zu, die aus ihrer doppelten Erscheinungsform, die sie von anderen Musikkulturen unterscheidet, resultiert. Sie existiert sowohl als unmittelbares Erklingen im nicht festzuhaltenden Augenblick wie als schriftlich ein für alle Mal fixierte Struktur, als musikalischer Satz. Dabei ist weder das eine noch das andere das Ganze der Musik; dieses entsteht vielmehr im Hören des Erklingens *und* Durchdenken der Struktur. Das Erklingen ist an die Praxis gebunden, und so lassen sich die Umrisse dieser Erscheinungsform nur soweit verfolgen, wie eine gesicherte, durch Institutionen des Musiklebens getragene Aufführungstradition reicht. Was jenseits dieser Grenze liegt, kann allenfalls bruchstückweise und ohne letzte Gewißheit aus indirekten Zeugnissen erschlossen werden.

Deshalb ist die Musik der griechischen und römischen Antike trotz zahlreicher Berichte und ausführlicher theoretischer Literatur verloren. Der Versuch ihrer Rekonstruktion, der im 16. Jahrhundert in dem humanistisch gebildeten Kreis um den Grafen Giovanni Bardi in Florenz, der »Camerata Fiorentina«, unternommen wurde, führte denn auch – in einem geradezu dialektischen Umschlag – zu einer ganz neuen, als modern empfundenen und später auch so bezeichneten Ausdrucksform in der Musik, zur Monodie. Aber auch von der Musik des Mittelalters ist die Seite des Erklingens verloren, wenn man vom Sonderfall des gregorianischen Chorals absieht, dessen Tradition aber in den Rahmen der Liturgiegeschichte eingebettet und somit zuerst Funktions- und dann Aufführungstradition ist. Die Frage des Chorals, genauer: der Choralinterpretation sei hier jedoch nicht berührt. Die musikalische Struktur erschließt sich dagegen im Lesen ihrer Aufzeichnung, wobei sowohl die Kenntnis des jeweils verwendeten Zeichensystems erforderlich ist wie die fragende Besinnung darauf, was die so fixierte Struktur besagt. Durch die

* Zuerst veröffentlicht in: *Joseph Szövérfy* (Hrsg.): *Mittelalterliche Komponenten des europäischen Bewußtseins* (Medieval Classics: Texts and Studies 17), Berlin 1983. Hier in überarbeiteter Form erneut veröffentlicht.

Konzipierung der musikalischen Struktur wurde im Mittelalter die geistige Basis der europäischen Musik geschaffen, und dies sei im folgenden beschrieben.

Musikalischer Satz wird da greifbar, wo das Erklingen, und zwar ein konkretes Erklingen, in Einzeltöne aufgelöst und diese in ihrer Beziehung zueinander bestimmt werden, zunächst ihrer intervallischen Distanz (nicht der absoluten Tonhöhe), dann der Dauer ihres Erklingens nach. Distanz und Dauer müssen der ratio unterworfen werden. Die Maße der Distanz sind dabei der tonus (proportio sesquioctava, epogdous: 9:8, Ganzton) und die consonantiae diapason (proportio dupla: 2:1, Oktave), diapente (proportio sesquialtera: 3:2, Quinte) und diatessaron (proportio sesquitertia: 4:3, Quarte), das Maß der Dauer ist das tempus (Zeiteinheit), bzw. das Verhältnis von tempus longum zu tempus breve (proportio dupla: Länge zu Kürze wie 2:1).

Diese Maß- und Proportionssysteme wurden bereits in der griechischen Musiktheorie in aller Differenziertheit entfaltet, so daß man nicht zu Unrecht hier die eigentlichen Grundlagen der europäischen Musik sehen kann. Diese Durchdringung des Erklingenden mit dem logos blieb jedoch theoria, Wesensschau, für die die Konkretion allenfalls beliebiges Beispiel sein kann. Die antike Musiktheorie wurde dem Mittelalter von Boethius und Augustinus überliefert. Doch ändert sich nun die Grundhaltung, und diese entscheidende Wendung führt von der reinen Betrachtung der Proportionen im Tonsystem oder Versmodell zur Untersuchung der Erscheinungsform des Konkreten, die mit Hilfe von Elementen der Theorie begriffen werden soll. Die mittelalterliche Musik-»Theorie« ist damit nicht mehr theoria im antiken Sinne, sondern Rationalisierung musikalischer Praxis, wodurch jene zweite Erscheinungsform der Musik entsteht. Der Aufbau des musikalischen Satzes vollzieht sich in zwei Schritten, die mit Epochen der mittelalterlichen Geistesgeschichte verbunden sind: Die Bestimmung der Tondistanzen geschah im späten 9. Jahrhundert, der ausgehenden Karolingerzeit, und zwar im Bereich der »Schule von Laon«, die geistig von Johannes Scottus Eriugena geprägt wurde, der in Auseinandersetzung mit der enzyklopädischen Tradition das Wissenschaftsverständnis entscheidend schärfte. Die Bestimmung der Tondauern geschah im frühen 13. Jahrhundert in Paris im Umkreis jener »universitas magistrorum et scholarium Parisiis studentium«, aus der die Sorbonne hervorgehen sollte. Kloster-, bzw. Kathedralschule und Universität, karolingische Kunst und Frühgotik – dies ist der Hintergrund, und beides geschieht in der Auseinandersetzung mit bestimmter Musik, zum einen mit einem feierlichen klanglichen Musizieren – einem Parallel- und Bordunsingen, von dem vielleicht das byzantinische »Ison« eine Ahnung vermittelt –, zum anderen mit der an der Kathedrale Notre Dame in Paris geübten kunstvollen Mehrstimmigkeit.

Die Erfassung des klanglichen Musizierens begann mit einer genauen Beschreibung, in der die umgangssprachliche Bezeichnung ersetzt wurde. In der Musica enchiridis, dem wichtigsten der diese Frage behandelnden Traktate, heißt es: *Haec namque est, quam diaphoniam cantilenam vel assuete organum nuncupamus. Dicta autem diaphonia, quod non uniformi canore constet, sed concentu concorditer*

dissono (cap. XIII, S. 37. Dies ist es nämlich, was wir *diaphonia cantilena* oder gewöhnlich *organum* nennen. Sie, das heißt die *cantilena*, wird aber *diaphonia*, das heißt auseinanderklingend, genannt, weil sie nicht in einförmigem Gesang besteht, sondern in einem übereinstimmend auseinanderklingenden Zusammenklang). Dies ist genau zu nehmen: Es handelt sich um eine *cantilena*, die in sich selber auseinandertritt, da sie nicht in einförmigem, sondern in mehrfachem Klingen besteht; es handelt sich nicht um das Zusammentreten verschiedener Melodielinien (und insofern ist die Bezeichnung »Mehrstimmigkeit« problematisch). *Diaphonia* (adjektivisch, dann auch substantivisch gebraucht) bezeichnet also die Erscheinung, daß in einem Gesang nicht Ton auf Ton, sondern jeweils zwei gleichzeitig erklingende verschiedene Töne auf zwei ebenfalls gleichzeitig erklingende verschiedene Töne folgen. Die erforderliche vierfache Distanzbestimmung wird sowohl in erläuterndem Text dargelegt wie in graphischen Schaubildern (*descriptiones*) veranschaulicht. Beide gehören zusammen als einander ergänzende Teile des geistigen Zugriffs, und so darf die *descriptio* nicht als für sich bestehendes »Notenbeispiel« mißverstanden werden. In den *descriptiones* werden die Tondistanzen dadurch konkretisiert, daß auf den die abstrakten Distanzen einer systematischen Ordnung bezeichnenden Linien – Abbilder der gestimmten Saiten: »*linealiter quidem veluti cordarum usu*« (*Musica enchiriadis* cap. VIII Ed. S. 16) – die erklingenden Töne mit Hilfe der gesungenen Textsilben in ihrer Aufeinanderfolge markiert werden (Abb. 1). Eingespannt in das Koordinatensystem von Distanz und Aufeinanderfolge werden die Melodien zu Punktreihen, die das Phänomen der *diaphonia cantilena* unmittelbar einsichtig machen.

Die Ablösung vom Vorgang des Erklingens, den diese Aufzeichnung mit sich bringt, wird für den gleichzeitig und in derselben geistigen Umgebung schreibenden Hucbald von St. Amand zum Anlaß, den nur distanzbestimmenden Zeichen die hinsichtlich der Distanz indifferenten Neumen, die Schrift des Gregorianischen Chorals, gegenüberzustellen und den Bereich des von ihnen Bezeichneten zu umschreiben: *Hae autem consuetudinariae notae (sc. die Neumen) non omnino habentur non necessariae; quippe cum et tarditatem cantilenae, et ubi tremulam sonus contineat vocem, vel qualiter ipsi soni iungantur in unum, vel distinguantur ab invicem ... quorum nihil omnino hae artificiales notae (sc. die Distanzbestimmungen) valent ostendere, admodum censentur proficuae* (Edition S. 64f. Jene traditionellen Zeichen darf man aber nicht für völlig nutzlos halten, sondern im Gegenteil für sehr hilfreich erachten, da sie ja die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Melodie anzeigen, und wo der Ton eine »zitternde Stimme« enthalten soll, oder wie die Töne miteinander verbunden oder voneinander abgesetzt werden ... Von diesen Dingen können jene kunstgemäßen Zeichen überhaupt nichts anzeigen). Dies ist jene Vielfalt im Erklingen, ohne die nach Hucbald eine Melodie im vollen Sinn nicht bestehen kann.

Bei der Betrachtung der Einzeltöne verschwindet auch der funktionale Rang der jeweiligen Melodie aus dem Blickfeld; eine Psalmformel besteht aus denselben Tönen wie eine Hymnen- und Sequenzzeile oder gar eine weltliche Melodie, und so

obstante tria soni inconsonantia. qui tertio
 est subsecundus. Quae ut lucidiora fiant
 exempli descriptione statuantur pro ut pos
 sit fieri subaspectum.

dhanc descriptionem canendo facile sen
 titur quomodo indescriptis duobus membris
 sicut subtus tertium sonum organalis vox

Abb. 1 Das Schriftbild (descriptio) einer diaphonia cantilena: Die beiden Anfangszeiten der Sequenz *Rex coeli domine* in der *Musica enchiriadis* (Handschrift: Bamberg, Bayerische Staatsbibliothek, Ms. Var. 1, fol. 57^r, Ende des 9. Jh.). Aus: Heinrich Besseler, Peter Gülke, *Schriftbild der mehrstimmigen Musik* (= *Musikgeschichte in Bildern III/5*), Leipzig 1973, S. 29, Abb. 3.

werden in den Texten der *Musica enchiriadis*-Gruppe die Formeln »Tu Patris sempiternus es filius« (*Musica enchiriadis*) und »Nos qui vivimus benedicimus Dominum ex hoc nunc et usque in saeculum« (*Scholia enchiriadis*), die Hymnenzeile »Gratuletur omnis caro nato Christo Domino« (*Bamberger Dialog*), das Sequenzversikel »Rex coeli Domine maris undisoni« (*Musica enchiriadis*) und die Verse aus der spätantiken romanhaften Enzyklopädie »De nuptiis Mercurii et Philologiae« des Martianus Capella, dem für die Wissenschaftskonzeption des Johannes Scottus Eriugena grundlegenden Werk, »Scande coeli templa virgo digna tanto foedere« (*Bamberger Dialog*) zu descriptiones herangezogen, wobei »Rex coeli Domine« und »Scande coeli templa« in gleicher Weise als carmen bezeichnet werden. Damit wird grundsätzlich die Gesamtheit der erklingenden Musik als »theoriefähig« erfaßt; die Funktion der jeweiligen Melodie – in der Liturgie, an ihrem Rande oder außerhalb – wird zu einer unter diesem Aspekt sekundären Größe. Ebenso löst sich der Vorgang der Tonerzeugung von der Struktur ab; man kann sie vokal oder instrumental realisieren, je nach den gegebenen Möglichkeiten: *Possunt enim et humanae voces et in aliquibus instrumentis musicis non modo binae et binae (Glosse: ut in diapason), sed et ternae ac ternae (Glosse: ut in bisdiapason) hac sibi collatione misceri* (*Musica enchiriadis* cap. XIV, Ed. S. 40. Es können sich nämlich in dieser Verbindung, das heißt in der diaphonia cantilena, sowohl menschliche Stimmen wie auch Töne aus Instrumenten mischen,

und zwar nicht nur je zwei und zwei wie bei der Oktavverdopplung, sondern auch je drei und drei wie bei Oktav- und Doppeloktavparallelen).

Damit sind die Grundzüge des musikalischen Satzes festgelegt: Er ist eine durch das Ausmessen und Aufschreiben ihrer Intervallik aus einem konkreten Erklingen herausgelöste musikalische Struktur, die immer wieder in ein Erklingen umgesetzt werden kann, grundsätzlich aber unabhängig davon besteht. Dies bedeutet – in aller Vorsicht gesagt – eine geschichtliche Zäsur, deren Gewicht in der frühmittelalterlichen Musik- und Kulturgeschichte zwar noch zu ermitteln wäre, die aber nicht wegzudenken ist.

Der Verfasser der *Musica enchiriadis* – nach Smits van Waesberghe der Graf Otger von Laon, Abt von St. Amand – suchte den Satz der *diaphonia cantilena* durch göttliche, bzw. natürliche Gesetze zu binden: *sua quadam lege voces vocibus divinitus accommodantur* (*Musica enchiriadis* cap. XVII, Ed. S. 48. Nach eigenem Gesetz werden die Töne den Tönen durch göttliche Fügung angepaßt) und: *alia quadam naturali lege organum exinde derivatur* (*Scholia enchiriadis*, Ed. S. 97. Nach einem anderen naturgegebenen Gesetz geht das *organum* hieraus hervor). Die Einzelheiten dieser Gesetze – die Frage, ob sich Otger allein deshalb der aus dem byzantinischen »Rad«-System abgeleiteten Dasia-Reihe zur Bestimmung der Tondistanzen bediente, weshalb er von Guido von Arezzo und Hermannus Contractus kritisiert wurde, und die Beobachtung, daß schon aus den Texten der *Musica enchiriadis*-Gruppe selber das Ungenügen der gewählten Maßordnung herauszulesen ist – seien übergangen, festzuhalten ist aber, daß durch sie der klangliche Ablauf jeweils eines ganzen Melodiegliedes (*membrum*, *comma*) festgelegt wird; der Einzelklang läßt sich nicht herauslösen, und die Aufeinanderfolge der Einzelklänge entzieht sich dem Zugriff. Dies wurde erst um 1100 von Johannes Afflighemensis endgültig überwunden: *Est ergo diaphonia congrua vocum dissonantia, quae ad minus per duos cantantes agitur, ita scilicet ut altero rectam modulationem (sc. einen gegebenen cantus) tenente alter per alienos sonos apte circueat et in singulis respirationibus ambo in eadem voce vel per diapason convenient. Qui canendi modus vulgariter organum dicitur . . . Sed antequam organizandi praecepta demus, de motibus vocum, quorum consideratio ad hoc negotium utilis est, pauca perstringere volumus* (*De Musica cum Tonario* cap. XXIII, Ed. S. 157. Die *diaphonia* ist ein passendes Auseinandertönen der Stimmen, das von wenigstens zwei Sängern ausgeführt wird, und zwar so, daß, während der eine am korrekten Verlauf einer gegebenen Melodie festhält, der andere auf passende Weise durch fremde Töne herumschweift und beide an den einzelnen Zäsuren auf demselben Ton oder in der Oktave zusammentreffen . . . Doch bevor wir Regeln für diese Praxis geben, wollen wir einiges über den *motus vocum* sagen, da dessen Betrachtung hierzu nützlich ist). Anstelle der *lex* stehen *praecepta*, und das *membrum* wird in einzelne, unabhängig voneinander zu bearbeitende Tonschritte aufgelöst. Mit dem Begriff *motus vocum* öffnet sich eine wesentliche Perspektive: Er geht zurück auf die Definition Augustins *Musica est scientia bene modulandi – Scientia modulandi est scientia bene movendi* (Edition S. 86 und S. 94), in der das Bewegungsmoment als Kern aller

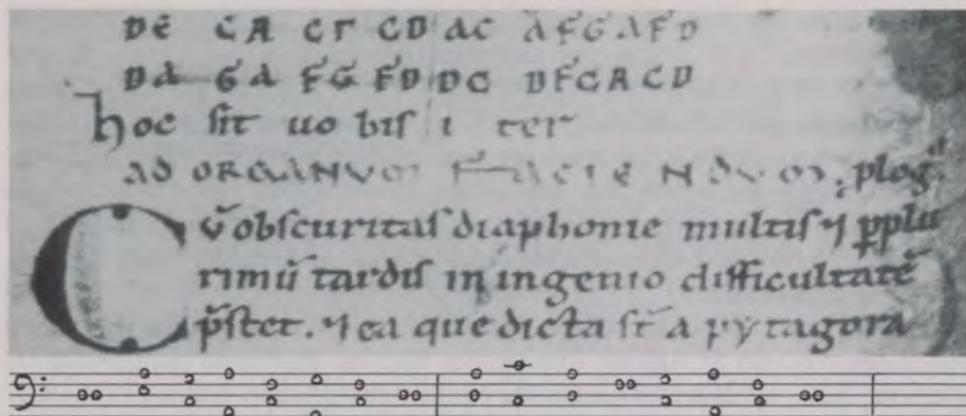


Abb. 2 Die teilweise klanglich gefasste Überschrift des »Mailänder Traktats« (»Dies sei euch ein Weg zur Herstellung des Organums«) (Handschrift: Milano, Biblioteca Ambrosiana, M. 17. sup., fol. 56^v, um 1100). Aus: Hans Heinrich Eggebrecht, Frieder Zaminer, *Ad organum faciendum*, Mainz 1970, Abb. 2 (unterer Teil).

Musik benannt wird. Statt mit »Tonschritt« ist *motus vocum* besser, wenn auch umständlicher, mit »Bewegungsimpuls von Ton zu Ton« zu übersetzen. Dieser je einzelne Bewegungsimpuls durchdringt hier den musikalischen Satz – und an diesem Punkt wird dann die Bestimmung der Tondauern ansetzen. Zugleich werden der vorrangige Gesang und die hinzutretenden Begleitstimme unterschieden, und noch etwas kommt hinzu: Musikalischer Satz kann gemacht werden: *Hoc sit vobis iter ad organum faciendum* lautet die Überschrift des etwa gleichzeitigen »Mailänder Traktats«, und zur Verdeutlichung sind die ersten vier Worte als ein in Buchstabennotation aufgezeichneter musikalischer Satz gefasst (Abb. 2). Hier wird auch gelehrt, daß man einen Tonschritt in der hinzutretenden Stimme durch die Einfügung weiterer Töne, durch ein Melisma also, ausschmücken kann; der Satz wird zu einem »Gerüst«. Im 12. Jahrhundert entstand in Aquitanien mit dem Zentrum St. Martial de Limoges ein vielfältiges Repertoire geistlicher Lieder, unter denen einige in dieser Weise mehrstimmig gesungen wurden, und da entfaltet sich die Melismatik zu prächtigen, an die Initialen in der Buchmalerei erinnernden Formen (Abb. 3).

So weit konnte das Denken musikalischer Struktur getrieben werden, ohne die Tondauern der *ratio* zu unterwerfen. In der *Musica enchiriadis* heißt es, man solle singen *modesta dumtaxat et concordī morositate, quod suum est huius meli*. (cap. XIII, Ed. S. 38. Mit maßvoller und übereinstimmender Bedächtigkeit, was diesem Gesang eigen ist). Guido von Arezzo erwähnt für einen bestimmten Fall eine andere Bewegungsart: *Tunc vero opus est, ut in inferioribus distinctionem cantor non faciat, sed discurrentibus sub celeritate vocibus ...* (*Micrologus* cap. XVIII, Ed. S. 205. Dann aber ist es nötig, daß der Sänger in den tieferen Tönen keine Zäsur macht, sondern sie rasch durchheilt), doch scheint hier *celeritas* eher als Gegenbegriff zu *distinctio* denn als »Vortragsbezeichnung« zu stehen. Im »Mailänder

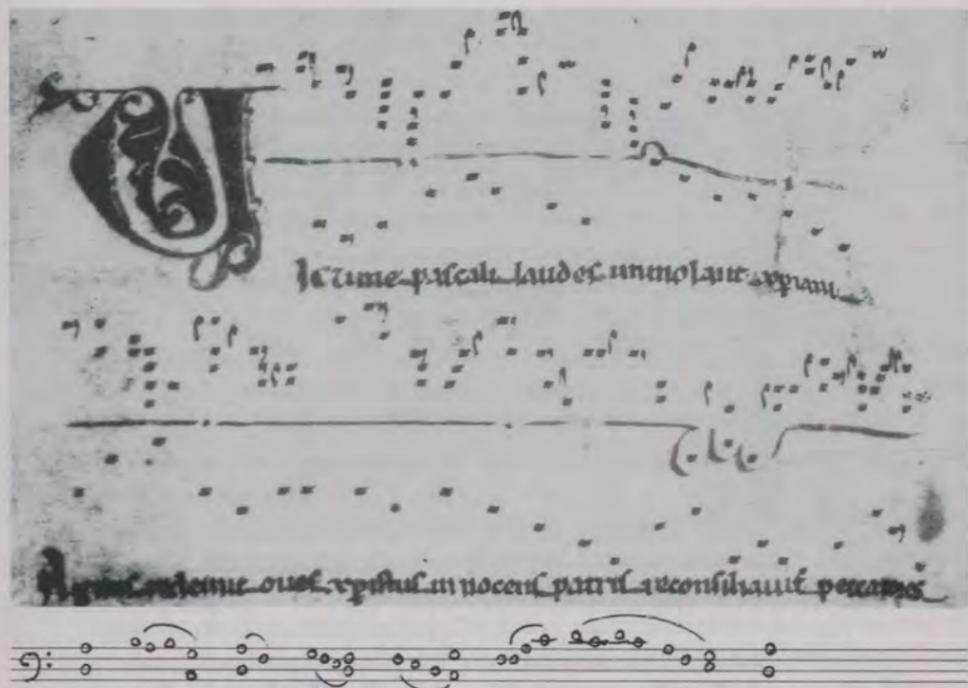


Abb. 3 »Der Beginn der Ostersequenz des Wipo von Burgund *Victimae paschali laudes* als aquitanisches Organum (Handschrift: Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. lat. 3549, fol. 158^v, 12. Jh.).

Traktat« ist der Ausdruck dagegen in die Definition aufgenommen: *Organum est vox sequens praecedentem sub celeritate diapente vel diatessaron* (Prosateil, Ed. S. 46. Das organum ist eine Stimme, die einer vorangehenden rasch folgt, und zwar in Quinten und Quartan). Alles bleibt aber noch im vorrationalen Zustand. Dies war in der Musik, wie sie um 1200 an der Kathedrale Notre Dame in Paris gepflegt wurde und die in repräsentativen Sammelhandschriften des 13. Jahrhunderts überliefert ist, nicht mehr möglich (Abb. 4). Der als »Anonymus IV« bezeichnete englische Mönch berichtet, man habe begonnen, rhythmische Sachverhalte zu erkennen (*cognoscere*), zu benennen (*narrare*) und zu bezeichnen (*significatio materialis*); so entstand die *musica mensurabilis*.

Wie die »Mehrstimmigkeit«, das organum, durch den Begriff *diaphonia cantilena* hinsichtlich der Tondistanz präzisiert wird, so durch den Begriff *musica mensurabilis* hinsichtlich der Tondauer: *Habito de ipsa plana musica (sc. dem Choral), quae immensurabilis dicitur, nunc est praesens intentio de ipsa mensurabili, quae organum quantum ad nos appellatur, prout organum generaliter dicitur ad omnem mensurabilem musicam*, beginnt Johannes de Garlandia, der erste bedeutende Autor im 13. Jahrhundert seine Darlegung (Ed. S. 35. Nachdem von der *Musica plana* gehandelt wurde, die keiner Maßordnung unterworfen ist, geht das Interesse jetzt

The image displays a manuscript page from the Notre Dame repertoire. The upper portion features a large, decorative initial 'I' on a four-line staff, with square neumes written on the lines. Below this, three staves of music are shown, each with square neumes and a long horizontal line indicating a sustained tone. Brackets and accents are used to group notes in pairs and threes, as described in the caption.

Abb. 4 Der Beginn des Alleluia V. Nativitas aus dem Notre Dame-Repertoire: Zwei rhythmisch genau regulierte Stimmen verlaufen über einem langgezogenen Ton (Handschrift: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 1099 Helmst., fol. 16', späteres 13. Jh.). Zum richtigen Verständnis des Rhythmus kommt man, wenn man die mit einer Klammer zusammengefaßten Zwei- und Dreitongruppen auf ihren Schlußton hin akzentuiert. Aus: Bessler, Gülke (s. Abb. 1), S. 39, Abb. 8 oberes Drittel und S. 38 Beginn der Übertragung (nach Retuschen!).

auf jene strukturell ermeßbare Musik, die in unserem Sprachgebrauch organum heißt, wie ja die Bezeichnung organum allgemein für alle Arten der *Musica mensurabilis* verwendet wird). Die durch das Verhältnis von *tempus longum* zu *tempus breve* bestimmte zahlhafte Ordnung der Tondauern – in der überlieferten Lehre der Betrachtung »einstimmiger« Verläufe zugeordnet, diesen aber nicht essentiell verbunden, was aus der zitierten Definition der *musica plana* erhellt – wird nun auf den Tonsatz übertragen und gewinnt dadurch die musikalisch bestimmende Kraft, diesen als *musica mensurabilis* zu definieren. Entscheidend ist dabei der Begriff *modus*, in dem die Definition Augustins anklingt – *Musica est*

scientia bene modulandi –, und der nun zur Bestimmung der zahlhaften Ordnung jenes Bewegungsmoments wird, das mit *motus vocum* bezeichnet wurde. Tonsatz wird zahlhaft geordnete Bewegungsstruktur.

Für seine Notierung wird eine Verfeinerung des Zeichensystems erforderlich, denn nun müssen die Markierungen der Tonorte zusätzlich unterschiedliche Tondauern veranschaulichen. Johannes de Garlandia schreibt: *Sequitur de repraesentatione figurarum sive notularum, videlicet quomodo per huiusmodi figuras denotetur longitudo vel brevitatis* (cap. II, Ed. S. 44. Es folgt: über die Vergegenwärtigungskraft der Zeichen oder Noten, auf welche Weise nämlich durch solche Zeichen die Länge oder Kürze des Tons angegeben wird). So wird das Grundpaar der Notenformen bestimmt: *Omnis figura simplex portans tractum magis a parte dextera quam a sinistra semper significat longitudinem ... Omnis figura brevis sumitur sine tractu* (Ed. S. 45f. Jedes einfache Zeichen, das einen Strich eher an der rechten als an der linken Seite hat, bezeichnet immer die Länge ... Das Zeichen für die Kürze hat nie einen Strich. Gemeint sind:).

Diese Formen sind aber nichts anderes als die beiden Grundzeichen der gotischen Chorschrift, die *virga* und das *punctum*; im Zusammenhang der *musica mensurabilis* – aber auch nur dort – erhalten sie diese neue Bedeutung. Der ganze Traktat des Johannes de Garlandia entfaltet sich aus einer Definition des *discantus*, der strukturierten Zweistimmigkeit, die von der fast restlosen Durchrationalisierung des musikalischen Gefüges zeugt. Sie wird im ersten Kapitel aufgestellt und nach sorgfältiger Diskussion aller aus ihr hervorgehender Fragen im elften Kapitel zusammenfassend wiederholt; sie lautet: *Discantus est aliquorum diversorum cantuum sonantia secundum modum et secundum aequipollentiam sui aequipollentiam per concordantiam* (Ed. S. 74f. Der *discantus* ist ein Erklingen – oder: ein Tonsatz! – aus verschiedenen Melodielinien, die einander zugeordnet sind durch den *modus*, das heißt die Anordnung von Längen und Kürzen, und die gegenseitige Gleichgewichtigkeit, das heißt die Länge der einzelnen Melodieabschnitte, gemäß der Konsonanzen).

Und im folgenden begründet Johannes de Garlandia das Verfahren der musikalischen Analyse, der Betrachtung eines Tonsatzes auf seine inneren Bestimmungen hin: *Et sciendum, quod a parte primi (sc. cantus) tria sunt consideranda, scilicet sonus, ordinatio et modus. Sonus sumitur hic pro musica, ordinatio sumitur pro numero punctorum ante pausionem, modus sumitur pro quantitate brevium vel longarum. Et similiter a parte secundi (sc. cantus) ista supradicta, scilicet sonus, ordinatio et modus, sunt consideranda. Et sciendum, quod primus et secundus in tribus simul et semel sunt considerandi, scilicet in modo, in numero, in concordantia. In modo, ut sit longa contra longam vel breves aequipollentes longae. In numero, ut tot sint puncti secundum aequipollentiam a parte secundi quot a parte primi vel e converso. In concordantia, ut debito modo primus bene concordet secundo et e converso* (cap. XI, Ed. S. 75f. Und man muß wissen: seitens der einen Melodielinie sind drei Dinge zu betrachten, nämlich *sonus*, *ordinatio* und *modus*. *Sonus* wird hier verstanden als *musica*, das heißt als melodischer Verlauf überhaupt, *ordinatio* als

Anzahl der Melodieglieder vor einer Pause, modus als das Wieviel der Kürzen und Längen. Und ebenso sind seitens der anderen Melodielinie diese genannten Dinge zu betrachten, nämlich sonus, ordinatio und modus. Und man muß wissen: erste und zweite Melodielinie sind in ihrem Miteinander und am gleichen Punkt in dreifacher Hinsicht zu betrachten, hinsichtlich des modus, des numerus und der concordantia. Hinsichtlich des modus, damit Länge auf Länge trifft oder soviele Kürzen, daß sie der Länge entsprechen. Hinsichtlich des numerus, damit sich gemäß der Gleichgewichtigkeit in der zweiten Melodielinie soviele Glieder finden wie in der ersten und umgekehrt. Hinsichtlich der concordantia, damit die erste Melodie in geziemender Weise mit der zweiten zusammenklingt und umgekehrt).

Sowohl der »horizontale« Verlauf beider Stimmen für sich wie ihre »vertikale« Verbindung werden nach Tondistanzen, Tonanzahl und der Verteilung von Längen und Kürzen bestimmt. Der oben mit dem Wort »fast« signalisierte Vorbehalt gegenüber dieser Satzbeschreibung verbirgt sich im zweiten und dritten Kriterium. Johannes de Garlandia versuchte – darin dem Verfasser der *Musica enchiriadis* vergleichbar –, die erschlossene Satzdimension durch Regeln zu binden. Er lehrte verschiedene Formeln, denen gemäß Längen und Kürzen aufeinander folgen sollten, und bezeichnet sie als modus oder maneries: *Sed quia in huiusmodi discantu consistit maneries vel modus, in primis videndum est, quid sit modus sive maneries . . . Maneries eius appellatur, quidquid mensuratione temporis, videlicet per longas vel per breves concurrat. Sunt ergo sex species ipsius maneriei* (cap. I, Ed. S. 35f. Aber da es in einem solchen discantus eine gewisse Manier oder einen modus gibt, muß man zunächst betrachten, was ein modus oder eine Manier sei . . . Eine Manier heißt, was bei der Messung der Zeitdauer, und zwar durch Längen und durch Kürzen in Erscheinung tritt. Es gibt aber sechs Arten dieser Manier, das heißt sechs Manieren in der Anordnung von Längen und Kürzen – und nicht mehr).

Diese species lassen sich der Anzahl und der Gruppierung der Noten entnehmen. Longen und Breven sind so in die Modusformeln eingebunden wie in der *Musica enchiriadis* die Einzelklänge in die membra. Diese Begrenzung ist bei Franco von Köln überwunden. Sein Mensursystem, das um den bei Johannes de Garlandia nur erwähnten Wert der semibrevis erweitert ist und in dem einerseits die Verhältnisse von longa zu brevis und von brevis zu semibrevis als proportiones triplae bestimmt, andererseits zweizeitige Zwischenwerte unter den Doppelbezeichnungen longa imperfecta/brevis altera und brevis imperfecta/semibrevis altera eingefügt sind, ermöglicht weitgehende Freiheit in der rhythmischen Gestaltung der Einheiten des Satzes. Als nach der Wende zum 14. Jahrhundert Philippe de Vitry dem auf der proportio tripla basierenden System der nun so genannten ars antiqua ein entsprechendes, auf der proportio dupla basierendes zur Seite stellte, und als im folgenden beide Systeme um kleinere Notenwerte als die semibrevis erweitert wurden, war das Feld rhythmischer Möglichkeiten erschlossen.

Das Feld der rhythmischen Werte sah am Ende des Mittelalters so aus:

semifusa (semichroma)	$\frac{1}{8}$
fusa (chroma)	$\frac{1}{4}$
semiminima	$\frac{1}{2}$
minima	1
semibrevis	2 3
brevis	4 6 9
longa	8 12 18 27
maxima	16 24 36 54 81

Der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher schreibt in seiner *Musurgia universalis* von 1650: »Maxima dormit, longa recubat, brevis sedet, semibrevis deambulat, minima ambulat, semiminima currit, chroma volat, semichroma evanescit« (Buch I, S. 217. Die Maxima schläft, die Longa ruht, die Brevis sitzt, die Semibrevis wandelt, die Minima geht, die Semiminima eilt, das Chroma fliegt, das Semichroma verschwindet). Aus der Semibrevis ist unsere Ganze Note geworden, aus der Minima unsere Halbe.

Mit der Auflösung der Modusformeln zieht sich die Satzbeschreibung und -prüfung von Johannes de Garlandia auf die einzige Frage zusammen, wie in jeder gegebenen Situation Note gegen Note – punctus contra punctum – zu setzen sei, wobei man entweder *unica sola nota contra aliam unicam notam* oder *plures notae contra unicam solam notam* (Sachs, S. 31. Eine einzelne Note gegen eine andere einzelne Note – mehrere Noten gegen eine einzelne Note) setzen kann. Die rhythmisch gefaßte »motus vocum«-Lehre – so sei vereinfachend gesagt – wird damit zur contrapunctus-Lehre, die sich im 14./15. Jahrhundert entfaltet und bis ins 18. Jahrhundert hinein als die Kompositionslehre gültig bleibt. Johann Joseph Fux bestimmt: *Nomine Contrapuncti Compositio intelligitur ad Artis Regulas elaborata* (Gradus ad Parnassum lib II, Dialogus. Unter der Bezeichnung Contrapunctus versteht man die nach den Regeln der Kunst ausgearbeitete Komposition).

Solange der musikalische Satz, das Gefüge bestimmter Tondistanzen und Tondauern, als in sich geschlossene, gedachte und nachdenkbare Erscheinungsform der Musik Geltung hat, bleibt man der im Mittelalter geleisteten Durchdringung des Erklingsens mit der ratio verpflichtet. Erst die Versuche, Irrationales als konstitutive Größe in die Musik einzubeziehen, führen von dieser Grundlage weg. Es ist bezeichnend, daß solche Versuche teilweise der Erfahrung mit nichteuropäischer Musik entspringen.

Dazu nur drei Beispiele: Die javanische Gamelan-Musik, die um die Jahrhundertwende in Europa bekannt wurde, bot das Phänomen eines zwar in sich bewegten, aber insgesamt ruhenden, zeitlosen Klingens, in dem das Fortschreiten, der motus vocum, negiert wird. Zusammenfassenden Ausdruck fand die Betroffenheit darüber und das dadurch ausgelöste Nachdenken über Musik in dem Aufsatz »Primäre Klangformen« von Rudolf von Ficker. Béla Bartók hörte bei seinen Forschungen zur Volksmusik auf dem Balkan in einstimmigen Melodien Verzierungen, in denen sich die Töne gleichsam auflösten und die sich der Aufzeichnung in

Notenschrift, der Rationalisierung also, entzogen. Immer wieder versuchte Bartók, die Aufzeichnungen zu verbessern – sein Handexemplar der »Rumänischen Volkslieder aus dem Komitat Bihar« bezeugt dies eindrücklich –, ohne das Ziel erreichen zu können. Ebenso fand er Rhythmen, die sich nur auf Umwegen zahlhaft bestimmen ließen, weil sie eben nicht zahlhaft konzipiert, sondern aus einem anderen Bewegungsschwung hervorgegangen waren.

Von solchen Erfahrungen aus erscheint unser auf den Tonsatz ausgerichtetes Musikverständnis als geschichtlich gewordenes; es ist keine absolute Norm. Zwei wesentliche, dem Mittelalter zu verdankende Schritte dieser Geschichte sollten hier geschildert werden.

Literaturhinweise

1. Quellen

Aurelius Augustinus, *De Musica*, a cura di Giovanni Marzi (Firenze 1969).

Musica-enchiriadis-Gruppe:

Musica et Scolica enchiriadis una cum aliquibus tractatulis adiunctis, ed. Hans Schmid (München 1981).

Hucbald von St. Amand, *De harmonica institutione*:

ed. Andreas Traub (= Beiträge zur Gregorianik 7, Regensburg 1989).

Guido von Arezzo:

Guidonis Aretini Micorlogus, ed. Joseph Smits van Waesberghe (= *Corpus Scriptorum de Musica* 4, American Institute of Musicology, 1955).

»Mailänder Traktat«:

Hans Heinrich Eggebrecht – Frieder Zaminer, *Ad organum faciendum*, (Mainz 1970).

Johannes Afflighemensis:

Johannes Afflighemensis, De Musica cum Tonario, ed. Joseph Smits van Waesberghe (= *Corpus Scriptorum de Musica* 1, American Institute of Musicology, 1950).

Johannes de Garlandia:

Erich Reimer, *Johannes de Garlandia – De mensurabili musica* (= Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft 10, Wiesbaden 1972).

Contrapunct-Lehre:

Klaus Jürgen Sachs, *Der Contrapunct im 14. und 15. Jahrhundert* (= Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft 13, Wiesbaden 1974).

Athanasius Kircher, *Musurgia universalis* (Rom 1650).

Johann Joseph Fux:

Johann Joseph Fux, *Gradus ad Parnassum* (Wien 1725, Nachdruck New York 1966).

II. Darstellungen

Béla Bartók: Rumänische Volkslieder aus dem Komitat Bihar (= Ethnomusikologische Schriften, Faksimile-Nachdruck III), Budapest-Mainz 1967.

Béla Bartók: Der.sogenannte Bulgarische Rhythmus, in: *ders.*, *Musiksprachen*, Leipzig 1972, S. 94–105.

Carl Dahlhaus: »Anfänge der europäischen Musik«, in: Andreas Eckhardt und Rudolf Stephan (Hrsgg.), *In rebus musicis – Festschrift Richard Jacoby*, Mainz 1990, S. 8–27.

Hans Heinrich Eggebrecht: Musik als Tonsprache, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 18 (1961), S. 73–100.

Rudolf von Ficker: Primäre Klangformen, in: *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* 36 (1929), S. 21–34.

Sarah Fuller: Theoretical Foundations of Early Organum Theory, in: *Acta Musicologica* 53 (1981), S. 52–84.

Thrasylulos G. Georgiades: Sprache, Musik, schriftliche Musikdarstellung, in: *Thr. G. Georgiades, Kleine Schriften*, Tutzing 1977, S. 73–80.

Johannes Lohmann: Musiké und Logos, hrsg. von A. Giannarás, Stuttgart 1970.

Fritz Reckow: Organum-Begriff und Frühe Mehrstimmigkeit, in: *Forum Musicologicum* Band I, Bern 1975, S. 31–167.

Joseph Smits van Waesberghe: Die besondere Stellung der *Ars Musica* im Zeitalter der Karolinger, in: *Dia-Pason – Ausgewählte Aufsätze von Joseph Smits van Waesberghe*, Buren 1976, S. 48–70.

Ernst Ludwig Waeltner: *Das Organum bis zu Mitte des 11. Jahrhunderts*, Diss., Heidelberg 1955.

Kunst – Handwerk

Trauer-Musiken in Leichenpredigten

VON ANDREAS TRAUB

Die Gattung der gedruckten Leichenpredigt gewann in Deutschland nach Ansätzen im 16. Jahrhundert im 17. zentrale Bedeutung – dabei ist auch an den im Dreißigjährigen Krieg übermächtig gewordenen Eindruck von der Hinfälligkeit des Irdischen zu denken, wie er etwa in den Gedichten von Andreas Gryphius zur Sprache kommt –, und sie wurde noch im 18. Jahrhundert gepflegt¹. Sie verdient Interesse nicht nur seitens der Theologie und Literaturgeschichte einerseits, der Genealogie und Soziologie andererseits, sondern auch der Kunstgeschichte, vor allem der Emblematik, denn mehrere Drucke sind mit aufwendigen Kupferstichen versehen, und zuletzt der Musikwissenschaft, denn manchmal finden sich in den den Predigten nachgestellten Sammlungen der Epicedia auch die Kompositionen von Klage- und Trostgedichten abgedruckt, die teilweise beim Leichenbegängnis selbst musiziert wurden; häufiger allerdings fehlen die Noten zu den Trauer-Arien und -Kantaten². Hier werden 16 solcher Trauermusiken aus der Leichenpredigten-Sammlung im Hohenlohe-Zentralarchiv auf Schloß Neuenstein mitgeteilt; nicht einbezogen sind lediglich:

1. *Wie war mir um Trost so bange*, Trauer-Arie von Georg Schmezer in der Leichenpredigt Reymund Eggers (gedruckt Augsburg 1696)³.
2. *Symbolum O du schnöde! blöde Welt* und der 103. Psalm *Nun lob mein Seel den Herren* von David Schedlich in der Leichenpredigt Gall Freiherr von Rägknitz (gedruckt Nürnberg 1658)⁴.
3. *Seelig ist der Mensch der die Anfechtung erduldet*, Concert für fünf Singstimmen und fünf Instrumente von Albert Martin Lunssdörffer in der Leichenpredigt Sophia Margaretha von Brandenburg (gedruckt Onoltzbach 1664)⁵.

Ist die Auswahl somit von vornherein vom Zufall bestimmt, so lassen sich die Tonsätze sowohl unter formalem Aspekt miteinander vergleichen, denn es handelt sich

1 Rudolf Lenz (Hrsg.): *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*, Bd. 1, Köln, Wien 1975, Bde. 2–3, Marburg 1979 und 1984.

2 Wolfgang Reich: *Die deutschen gedruckten Leichenpredigten des 17. Jahrhunderts als musikalische Quelle*, Phil. Diss., Leipzig 1963. *Ders.*: *Threnodiae Sacrae*, Dresden 1966.

3 Wolfgang Reich: *Threnodiae Sacrae* (Das Erbe deutscher Musik 77), Wiesbaden 1975, S. 10–12, Nr. 14.

4 Hellmut Federhofer: *Begräbnisgesänge Nürnberger Meister für Exulanten aus der Steiermark* (Musik alter Meister 3), Graz 1955, S. 3–12, Nr. 2 und 3.

5 Leichenpredigt Nr. 197. Von einer Veröffentlichung dieser Komposition wurde wegen ihres Umfangs von 107 Takten abgesehen, obwohl sie zusammen mit den Kompositionen Nr. 6 und 7 beim Leichenbegängnis musiziert wurde. Auch ist der Text biblische Prosa (Jacobus 1,12) und keine zeitgenössische Dichtung.

durchweg um strophische Gesänge, nicht um Kantaten oder andere Formen, wie unter dem Aspekt der gleichen, mit dem Anlaß gegebenen Stilhöhe, sei diese erreicht oder nur angestrebt. Die Kompositionen spiegeln aber auch die Breite der Möglichkeiten von der Melodie für Singstimme allein zum Gesang mit vorangestellter instrumentaler Sinfonia und zum fünfstimmigen Chor mit Generalbaßbegleitung. Die Kompositionen fügen sich durchweg in den vorgegebenen Rahmen der Inszenierung von Leichenbegräbnis und Trauerbekundung ein. Die Bezeichnung »Inszenierung« ist dabei nicht abwertend gemeint, sondern soll eine Grundsicht barocker Haltung hervorheben, die in Titeln wie »Johann Christoph Menning's / Schaubühne des Todes / Oder Leich-Reden / Bey unterschiedlichen Trauerfällen gehalten / Nebst Einem Anhang 50. selbst Ersonnener Poetischer Grabschriften / ... Wittenberg 1692«, in Versen wie »... so wird mit Spiel und Pracht / Auch der Entleibten Leib in sein Begräbnüs bracht ...« von Daniel Caspar von Lohenstein und in vielen der erwähnten Kupferstiche zum Ausdruck kommt⁶. Dazu zwei Beispiele: Wenn Georg Neumark, »Hofpoet«, Kanzlei-Registrator und fürstlicher Bibliothekar in Weimar, als »Der Sprossende« Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (und Dichter des Kirchenliedes *Wer nur den lieben Gott läßt walten*), seine Dichtung zum Tod des Herzogs Adolf Wilhelm von Sachsen im Jahr 1670 für Tenor und Viola da Gamba setzt (Nr. 8), so inszeniert er seine eigene Person: Er war ein guter Gambenspieler, und die Komposition *ist* sein Auftritt vor der trauernden Witwe, die gerade Mutter geworden war. Ebenso wird das von Jacob Friedrich Rihle anläßlich des Todes der Gräfin Eleonora Magdalena von Langenburg im Jahr 1658 entworfene Trauer- und Trostgespräch zwischen dem Witwer und einer himmlischen Stimme von Georg Sebastian Woltz mit einer Art Echo-Effekt komponiert, in dem der tiefen Stimme des Grafen eine gleichsam in sich verdoppelte hohe gegenübergestellt und so die räumliche Dimension des Dialogs unmittelbar verdeutlicht wird (Nr. 11, man betrachte die vier letzten Takte der Komposition).

Als Beispiel für eine von »Geistlichen Traur- und Leich-Gesängen« getragene »Inszenierung« sei der Verlauf des Leichenbegängnisses der Fürstin Sophia Margaretha, Markgräfin von Brandenburg, am 2. September 1664 in Ansbach skizziert, wie es im Druck mit dem Titel »Christliches / Traur- Und Trost-/Denckmal« ausführlich beschrieben und durch einen Kupferstich illustriert wird. Um 9 und um 10 Uhr wurde jeweils eine halbe Stunde mit der größten Glocke geläutet; um 1 Uhr läuteten alle Glocken, und man zog zum Schloßhof. Dort wurde gesungen:

Mit Fried und Freud fahr ich dahin, von Martin Luther (1483–1546),
 Wann mein Stündlein vorhanden ist, von Nikolaus Hermann († 1561),
 O Welt ich muß dich lassen (Nürnberg 1555).

6 Menning und Lohenstein nach: *Walter Benjamin*: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt am Main 1963, S. 95 und 77. *Yves Bottineau*: Die Kunst des Barock (Große Epochen der Weltkunst III 5), Freiburg i. Br. 1986, enthält als erste Abbildungsfolge (Abb. 14–21) Darstellungen von Theaterszenen und abschließend einer Begräbniszereemonie!

Dann beginnt die in fünf Ordnungen gegliederte Prozession durch die Stadt zur Kirche. Sie wird von drei Adelsmarschällen mit schwarz verhüllten Häuptionen eröffnet; nach ihnen wird das Kreuz getragen, und dann folgen Schüler, Praeceptoren, die Geistlichkeit, Hofmeister sowie Hof- und Kammerjunker. Drei verhüllte Adelsmarschälle gehen der von 20 Adligen getragenen und von zweimal 18 Bewaffneten begleiteten »fürstlichen Leich« voran, drei folgen. Dann schließt sich der Reigen der fürstlichen und gräflichen Personen, der Stadtverwaltung und schließlich der Bürgerschaft an. Auf den Gassen sang man:

Herr Jesu Christ wahr Mensch und Gott, von Paul Eber (1511–1569),

Ich hab mein Sach Gott heimgestellt, von Johann Leon († 1597),

Herzlich lieb hab ich dich o Herr, von Martin Schalling (1532–1608),

Auf meinen lieben Gott (Wittenberg und Nürnberg 1607),

und beim Einzug in die Kirche:

Herr Jesu Christ du höchstes Gut, von Bartholomäus Ringwaldt (1530–1599),

Was mein Gott will das g'scheh allzeit (1554),

Herr Jesu Christ ich weiß gar wohl, von Bartholomäus Ringwaldt.

In der Kirche wurden das erwähnte Concert *Seelig ist der Mensch* von Lunssdörfer und *Hör Himmel hör* von Johann Erasmus Kindermann musiziert. Dann folgte die Leichenpredigt. Danach sang man:

Ach wie nichtig ach wie flüchtig (sic!), von Michael Franck (1609–1667)

hörte die Komposition *O Traurigkeit, o hertzeleid* und sang:

Mein Wallfahrt ich vollendet hab, von Ludwig von Hörnigk († 1667).

An der Gruft folgte:

Nun lasset uns den Leib begraben, von Michael Weiße († 1534).

Beim Auszug aus der Kirche sang man:

Hört auf mit Trauern und mit Klagen, von Nikolaus Hermann,

Von Gott will ich nicht lassen, von Ludwig Helmbold (1532–1598),

Keinen hat Gott verlassen (Hamburg 1612).

Dann wurden wieder alle Glocken geläutet. Diese Fülle ist nicht zu einem Überblick zu verkürzen, sondern in aller Wucht zu vergegenwärtigen. In ihr verschwindet die einzelne Liedstrophe, wie ausdrucksvoll sie auch sei, und wird auch die einzelne, vielleicht rhetorisch gelungene Formulierung des Predigers zu einem bloßen Ornament im überwältigenden großen Gestus.

In der folgenden Edition sind die Texte stets vollständig und in der originalen Schreibweise beigegeben. Hier entfaltet sich in einer Fülle aneinandergereihter fester Formeln, Figuren und Bildern Klage und Trost. Angesichts dieser Wortmasse, sei sie eher theologisch gefärbt wie die Dichtung von Johann Balthasar Beyschlag auf den Tod seines Amtskollegen Christian Höber (Nr. 9) oder eher klassisch-antik wie diejenige von Georg Neumark, ist vor einem (allzuleicht abwertenden) Urteil das hier waltende Verhältnis von Rede und Gegenstand zu bestimmen. »Es gibt in der Literatur Phasen und Bezirke, in denen die künstlerische Setzung des Wortes als solche, die Handhabung rhetorischer Kunstmittel, die Artistik der Sprache einen Eigenwert darstellen. . . . Keine Frage, hier haben wir es

(streckenweise) mit der Verselbständigung der verba gegenüber den res zu tun. Aber sie vollzieht sich auf der Grundlage des Wissens von der Bedeutung sprachkünstlerischen Vermögens, wie es den Humanisten eigen war und sich im ›rhetorischen Verhältnis zum Wort‹ bekundet. ... Das widerspricht strikt einer lyrischen Ausdrucks- und Erlebniskunst, wo erst durch das unauflöbliche Ineinander von Außen und Innen das sprachliche Kunstwerk sich voll verwirklicht«⁷. Die Frage nach »echter« Betroffenheit und deren überhaupt möglichen Ausdruck geht ins Leere; die geprägten Topoi bieten vorab Gewähr für die Angemessenheit des Sprachgestus, und die Anhäufung der Gesten wirkt als Bekräftigung des Gesagten. Vor eine »echte«, persönlich-individuelle Betroffenheit tritt die literarisch festgelegte Haltung des Affekts, der Trauer, die dem unbezweifelbaren Trost weicht, gemäß der Vorstellung einer *pugna affectuum* (eines Kampfes der Leidenschaften) oder eines »Affekt-Reigens«, in dem die Affekte als feste Schemata auftreten. Auch hier stellt sich die Bezeichnung »Inszenierung« ein⁸. Die Sprachfügungen sind bis in den Reim hinein erprobt: Die Anfänge der Dichtungen von Ludwig Casimir Dietzel (Nr. 12) und Johann Christian Vogelmann (Nr. 13) mit der doppelten Verklammerung »Schmerzen – Herzen« und »Noth – Todt« sind nicht leeres Geklapper, sondern sprechen feste, sachliche Konstellationen aus. Auch das Mißglückte und Verschrobene, wie es sich wohl am deutlichsten im Gesang *Werther Stul, gelehrte Zimmer* auf den Tod des Herzogs Georg Friedrich von Württemberg im Jahr 1686 zeigt (Nr. 5), ist von diesem rhetorischen Sprachgebrauch durchdrungen⁹.

Die Kompositionen sind stilistisch gehobene Textdeklamationen¹⁰. Bei der Melodie zum Dialog zwischen Streitender und Triumphierender Seele (Nr. 1) und dem generalbaßgestützten Duett *O Traurigkeit, o Herzeleid* (Nr. 7), die den Gestus pathetischen Sprechens direkt abzubilden suchen, ist dies offensichtlich, doch auch die einleitenden Sinfonia-Sätze der Kompositionen von Georg Neumark und Johann Erasmus Kindermann (Nr. 6) sind nichts weiter als der Rahmen zur Deklamation; bei Neumark wird dies durch die gleich ansetzende Melodieführung in Sinfonia und Gesang verdeutlicht. Zum Verständnis aller dieser Kompositionen dürfen nicht Werke wie die Musikalischen Exequien von Heinrich Schütz oder der Actus tragicus von Johann Sebastian Bach zum Maßstab genommen werden, Werke, die den vorgegebenen Rahmen in einer Weise ausfüllen, daß sie ihn zugleich weit hinter sich zurücklassen und in sich selbst Bestand haben. Andererseits handelt es sich durchaus nicht um ungekonnnte, gar geringwertige Musik;

7 Karl Otto Conrady: Vom »Barock« in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts, in: Wilfried Barner (Hrsg.): Der literarische Barockbegriff (Wege der Forschung 358), Darmstadt 1975, S. 460–487, das Zitat auf S. 483–484.

8 Erwin Rotermund: Der Affekt als literarischer Gegenstand: Zur Theorie und Darstellung der Passiones im 17. Jahrhundert, in: Die nicht mehr schönen Künste (Poetik und Hermeneutik 3), München 1968, S. 239–269.

9 Benjamin (wie Anm. 6), S. 45f.: »Sie (die Forschung) wird in diesem Sinn die Zeugnisse geringerer Dichter, in deren Werken das Absonderlichste häufig ist, nicht leichter schätzen als die der größeren.«

10 Zum folgenden vgl. Werner Braun: Die Musik des 17. Jahrhunderts (Neues Handbuch der Musikwissenschaft 4), Laaber 1981, passim.

finden sich doch Kompositionen von Johann Erasmus Kindermann, einem der bedeutendsten Komponisten seiner Zeit¹¹, sowie von Georg Wolfgang Druckenmüller (Nr. 13) und Johann Samuel Welter (Nr. 10), die von 1652 bis 1720 nacheinander als Organisten an der Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall wirkten und durchaus profilierte Musiker waren.

Zu ihrem Verständnis scheint der Begriff Kunst-Handwerk geeignet. Gemeint ist damit die handwerkliche Tradition des selbstverständlichen Wissens um allgemein brauchbare Mittel, deren Anwendung die Orientierung im vorgegebenen Rahmen sichert. Wie in der Dichtung gab es musikalische »Topoi«, Formeln des Tonsatzes, deren Ausdruck in allgemein verfügbarer Weise geprägt war. Sie konnten mit mehr oder weniger Geschick gehandhabt werden, aber es war nicht nötig, sie je und je neu zu erfinden, gar zu erfühlen. Wenn Carl Philipp Emanuel Bach 1753 schreibt: »Indem ein Musickus nicht anders rühren kan, er sey dann selbst gerührt; so muß er nothwendig sich selbst in alle Affecten setzen können, welche er bey seinen Zuhörern erregen will; er giebt ihnen seine Empfindungen zu verstehen und bewegt sie solchergestalt am besten zur Mit-Empfindung«¹², so bezeichnet dies einen wesentlichen Bruch in der Handwerkstradition. Eine ungelenke Handhabung der Kunstmittel führt zu einem grobschlächtigen, der Eleganz ermangelnden Ergebnis, nicht jedoch zur Mißlichkeit ungekonnten Ausdrucks. Vom Dilettantismus kann das bloße, gar mittelmäßige Handwerk wohl so abgegrenzt werden: Wird dort Ausdruck gesucht ohne Beherrschung der Mittel und ihrer Anwendung, so fehlt hier bei Beherrschung der Mittel die Kompetenz zum geziemenden (nicht eigens erfüllten) Ausdruck. Carl Dahlhaus pointiert: »Wenn der junge Bach (hier: Johann Sebastian!) Werke von Vorgängern kopierte, benutzte er sie, um Kunstgriffe zu erlernen: als exempla classica im Sinne musterhafter Ausprägungen eines Regelkodex. Daß Richard Wagner als Adept des Komponistenmetiers Beethovens *Neunte Symphonie* abschrieb, besagt dagegen keineswegs, daß er sich Imitierbares aneignen, sondern daß er durch pietätvolles Studium des Unnachahmlichen einen Begriff davon gewinnen wollte, was Originalität überhaupt ist und wie sie sich kompositionstechnisch realisieren läßt«¹³. Darüber hinaus ist auf die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Platz greifende grundlegende Veränderung der Poetik zu verweisen, durch die neben und anstelle einer Lehre, »wie Dichtung zu verfertigen sei«, die »philosophische Poetik« hervortritt, »die nicht nach Regeln sucht, welche in der Praxis anzuwenden, nicht nach Unterschieden, die beim Schreiben zu berücksichtigen wären, sondern nach einer Erkenntnis, die sich selber genügt«¹⁴.

11 *Harold E. Samuel*: Art. Kindermann, in: *Friedrich Blume* (Hrsg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Bd. 7, Kassel 1958, Sp. 907–917: »im deutschen mittleren 17. Jahrhundert gibt es wenige Komponisten, die Kindermann an Bedeutung übertreffen« (das Zit. Sp. 915).

12 *Carl Philipp Emanuel Bach*: Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen, Berlin 1753 (Nachdruck Leipzig 1958), S. 122.

13 *Carl Dahlhaus*: Epochen und Epochenbewußtsein in der Musikgeschichte, in: *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein (Poetik und Hermeneutik XII)*, München 1987, S. 81–96, das Zitat S. 92. Vgl. *Carl Dahlhaus*: *Exemplum classicum und klassisches Werk*, in: ebd., S. 591–594.

14 *Peter Szondi*: *Poetik und Geschichtsphilosophie I*, Frankfurt a. M. 1974, S. 13f.

Ein Topos der Trauer-Musik ist der fallende Quartgang in der Mollform, wie er in reiner Form und durch verdoppelte Notenwerte hervorgehoben zu Beginn von *Schau! o Stadt, und faß zu Hertzen* (Nr. 14) erklingt. Die Geschichte dieser Formel, die noch für Johann Sebastian Bach handwerkliches Gut war, reicht in die Instrumentalmusik des 16. Jahrhunderts zurück. Claudio Monteverdi prägte sie entscheidend als Ausdruck der Klage im *Lamento della Ninfa* (im 8. Madrigalbuch, das 1638 in Venedig, wo Monteverdi seit 1613 als Erster Kapellmeister an San Marco wirkte, gedruckt wurde): Gegen die ostinate Baßformel a-g-f-e streben die aufsteigenden Rufe »Amor« im Canto a'-h', h'-c'', c''-d'', d''-e''. Die Durform des fallenden Quartganges (g-fis-e-d) trägt dagegen das jubelnde Schlußduett der Oper *L'incoronazione di Poppea* von 1642 (»Pur ti mio, pur ti godo ... o mio tesoro, o mia vita«). Im Tonsatz ergänzen Dur- und Mollform einander zu Terzparallelen: c'/e'-h/d'-a/c'-g/h. Der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher (1601–1680) erläuterte die Mollform des fallenden Quartganges: Der in dieser Formel unten liegende Halbtonschritt präge mit seiner »Weichheit« (mollities) die ganze Tonfolge und mache sie geeignet, sowohl Liebessehnsucht wie Trauer auszudrücken¹⁵.

Der Quartgang erscheint zu Beginn von *O Weh! ach Schmerz* (Nr. 16) mit der Untergliederung des zweiten Schrittes in Achtel und gefolgt von der gegenläufig ansetzenden und zur V. Stufe führenden Wendung Gis-A-H-c-H¹⁶. In *Unser keiner selbst ihm lebet* (Nr. 9) erscheint er zum zweiten Vers; während des ersten Verses wird die I. Stufe festgehalten und nur vor Versschluß der Schritt zur Untersekunde eingefügt. In *Werther Stul, gelehrte Zimmer* wird der dritte Ton des Quartganges gedehnt und vor den vierten dessen Untersekunde eingefügt. Auf den Gang von g nach d folgt der Gang von d nach A, und in den beiden letzten Takten wird der Gang von g nach d nochmals aufgegriffen, dabei aber der Anfangston durch seine Nachbartöne umspielt, der Gang selber zu Achteln gerafft und der Kadenzschritt zur Grundstufe G angefügt.

Ausgestaltungen des Quartganges zeigen die Komposition von Georg Neumark und vor allem *Freue dich o meine Seele* (Nr. 2). Neumark beginnt mit dem Schritt zur Untersekunde, dem er in der Symphonia noch eine Imitation des Melodiebeginns voranstellt (A-e-H-c). Dann folgen die Stufen G und F des Quartganges, wobei die Töne d und c hinzugefügt werden. Anstelle des zu erwartenden E schließt der Komponist aber die Kadenz F-G-c an und führt den Tonsatz damit zur III. Stufe, eine eigenwillige Geste. In der Komposition von Caspar Soeldner (Nr. 2) wird der Quartgang g-f-es-d über den ganzen ersten Formteil ausgespannt und mit dem Kadenzschritt abgeschlossen. Zwischen seine Stufen sind Zwischentöne eingefügt: So führt die chromatische Folge es-e-f zur zweiten Stufe, aber das folgende c-d- führt nicht direkt zur dritten Stufe es, sondern ihr wird die Unterquarte B vorangestellt. So entsteht im Quartgang eine rhythmische Nuancierung:

15 Vgl. Rolf Dammann: Der Musikbegriff im deutschen Barock, Köln 1967, S. 276f.

16 Der fallende Quartgang in Dur mit anschließender Kadenzbewegung zurück zur I. Stufe ist die Grundlage zur Entfaltung der Goldberg-Variationen von Johann Sebastian Bach, vgl. Andreas Traub: Johann Sebastian Bach – Goldberg-Variationen (Meisterwerke der Musik 38), München 1983, S. 15–19.

Der Ton es steht in der zweiten Takthälfte, nicht in der ersten, und so wird der charakteristische Halbtonschritt es-d direkt vollzogen (und erscheint damit als Gegenbewegung zum aufsteigenden es-e- im ersten Takt).

Damit ist ein zweiter wesentlicher kompositorischer Topos genannt, die Chromatik, in der das charakteristische Wesen des Halbtons (mollities) den ganzen Tonsatz durchdringt. Johann Samuel Welter macht ausgiebig von ihr Gebrauch (Takt 1-2: as-a-b, Takt 3-4: es-e-f, Takt 5: B-H-c) und verbindet sie mit den sogenannten *relationes non harmonicae*, den »unharmonischen« Tonzusammenstellungen, das heißt mit übermäßigen oder verminderten Schritten (Takt 2: des'-e' zwischen Diskant und Alt, Takt 8: as'-h' zwischen Alt und Diskant). Der Musiktheoretiker Andreas Werckmeister, bekannt durch seinen Entwurf der temperierten Stimmung für Tasteninstrumente, schreibt, eine häufige Anwendung solcher *relationes non harmonicae* führe zu einer *destructio totius harmoniae*, einer Zerstörung der ganzen Harmonie, und er meint damit nicht nur den komponierten Tonsatz, sondern darüber hinaus das Ganze der Welt¹⁷. So spiegelt die Musik, daß durch den Tod dieses Ganze der Welt verstört worden ist. Johann Sebastian Bach verbindet die Chromatik mit dem fallenden Quartgang in der Baßformel, die er dem Eingangschor seiner Kantate *Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen* (BWV 12) von 1714 unterlegte und – halbtonverschoben! – im *Crucifixus* der h-moll-Messe wiederholte¹⁸.

In *O Traurigkeit, o Herzeleid* sind drei der vier Verse über eine auf G ansetzende und dann chromatisch aufsteigende Baßlinie komponiert. Im ersten und dritten Vers klafft zwischen dem Ansatzton und dem Beginn der Chromatik der Tritonus, im zweiten wird er zur großen Terz zurückgenommen¹⁹, und erst im letzten Vers weitet sich die Chromatik zur Diatonik. Die Linie wird mit dem Kadenzschritt nach E abgeschlossen; daß sie nicht auf E beginnt, spiegelt den »haltlosen« Trauergestus, der erst am Schluß zur »Fassung« findet. In der Ausarbeitung der Komposition kommt noch die gedehnte Deklamation des ersten Verses, besser: der ersten zwei Ausrufe, hinzu, und die eingefügten Punktierungen bezeichnen »Erschütterung«. Aus dem Vergleich dieser Komposition, deren rahmende Sinfonia für vier Violen nicht im Druck überliefert ist, mit dem berühmten Lamento d'Arianna *Lasciate mi morire* aus Monteverdis 1608 aufgeführter Oper »Arianna« erhellt ihre Ferne und Nähe zu großer Kunst.

Diese Hinweise mögen genügen. Textliche und musikalische Topoi erscheinen in den Trauer-Musiken oft wie aufgehäuft und bilden die »unscharfen Ränder« des pathetischen Gestus. Hierin spiegelt sich das für die Barockzeit charakteristische allegorische Verfahren, das Harald Kaufmann so umschreibt: »Es kommt nicht

17 Nach *Dammann* (wie Anm. 11), S. 293. Vgl. auch *Erich Trunz*: *Weltbild und Dichtung im deutschen Barock*, München 1992, S. 7–39.

18 Die Kantate BWV 12 zum Sonntag Jubilate wurde zum ersten Mal am 22. April 1714 in Weimar aufgeführt; wiederaufgeführt wurde sie am 30. April 1724 in Leipzig; vgl. *Alfred Dürr*: *Die Kantaten von Johann Sebastian Bach*, Kassel 1971, S. 262–265.

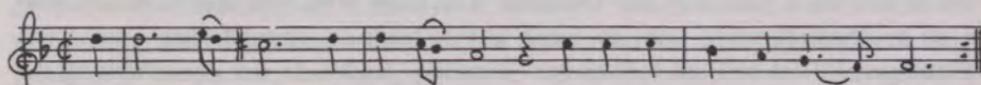
19 Diese Konstellation von Tritonus und großer Terz läßt die Frage entstehen, ob letztere hier im mittelalterlichen Sinne als Ditonus (Doppelganzton) verstanden wurde, von dem aus man schrittweise den Tritonus erreicht (in Proportionen: 81 zu 64 gegenüber 5 zu 4 der harmonischen Terz).

momentan zustande, ist nicht total, nicht unergründlich im Ursprung, nicht notwendig, nicht kurz an Weg, nicht klar, nicht lieblich und nicht schön ... Gefrorener Schnee und Eiszapfen hängen von Bäumen und Sträuchern, die Lebensäfte haben sich nach innen zurückgezogen. Dort wirken sie im Verborgenen, der Befreiung harrend von außen«²⁰. Haben die hier vorgelegten Dichtungen und Kompositionen auch kaum die Kraft, als eigengewichtige »Texte« zu fesseln, so dienen sie doch als bescheidener »Kontext« dem tieferen Eindringen in die Kultur des Barock.

Zu den Übertragungen

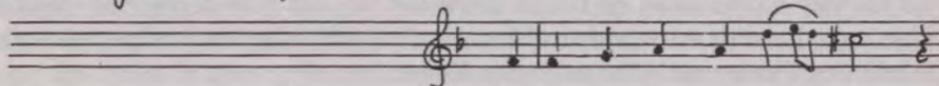
Die Übertragungen sind keinen wissenschaftlichen Grundsätzen verpflichtet, sondern auf möglichste Anschaulichkeit hin angelegt; so werden die Chorsätze in zwei Systemen mit Violin- und Baßschlüssel wiedergegeben. Im Notentext werden an wenigen Stellen fehlende Vorzeichen und Generalbaßziffern ergänzt. Der Generalbaß wurde von Ekkehard Krüger ausgesetzt. Die Texte werden in unveränderter Orthographie wiedergegeben; nur sehr behutsam werden Satzzeichen ergänzt.

1. Limpurgisch Creutz- und Leidens-Krieg / verwandelt wird in Freud und Sieg. / Bey / volkreicher und höchsttrauriger Leichbestattung / deß weiland / Hochgeborenen Graven und Herrn / HERRN / FRANCISCI / Herrn zu Limpurg ... Nürnberg / Gedruckt bey Wolfgang Moritz Endter / Anno M.DC.LXXV.

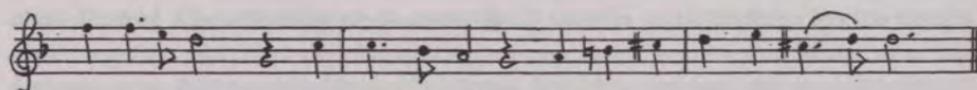


Ach ich vergeh jetzt schier vor Weh, vor tieffer Angst und Schmerzen.

Mein Aug und Brust spührt keine Lust als nur den Tod zu heutzern.



Soll so ins Grab schon kommen,



was ich geliebt? Das heißt betrübt! Ach würd ich mitgenom- men

20 Harald Kaufmann: Spurlinien der Allegorie, in: ders.: Spurlinien, Wien 1969, S. 14-36, die Zitate S. 35-36.

Streitende Seele

1. Ach! ich vergeh
Jetzt schier vor Weh,
Vor tieffer Angst und Schmetzen.
Mein Aug und Brust
Spührt keine Lust
Als nur den Tod zu hertzen.
Soll so ins Grab schon kommen,
Was ich geliebt?
Das heißt betrübt!
Ach würd ich mitgenommen.
3. Mein ander ich,
Soll aber dich
Ich sehn vom Tod' entführet?
Kans (o der Pein!)
Nicht anders seyn?
Muß Ich dich so verlieren?
Wohnt gar denn kein Erbarmen,
Du rauher Tod
Und letzte Noth,
In deinen kalten Armen.
5. So hilf, mein GOTT!
Mir denn aus Noth,
Der du allein kanst retten.
Steh du mir bey,
Brich du entzwey
Die Macht der Schmetzen-Ketten.
Wer wird mein Hertz sonst setzen
Zur Still als Du?
Du bist die Ruh,
Wenn Glück und Leid uns hetzen.

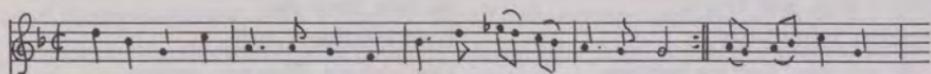
Triumphierende Seele

2. Schatz und Gemahl!
Ins Himmels-Saal
Heisst unser GOTT mich gehen:
So hör doch auf
Und laß den Lauff
Der heissen Threnen stehen.
Ich hab erlangt das Leben,
Wornach ein Christ,
Der witzig ist,
Zu ringen pflegt und streben.
4. Mißgönn mir nicht,
Getreustes Liecht,
Den Wechsel, so ich troffen.
Es ist nunmehr
Obs gleich kam schwer
Erfüllt mein glaubigs Hoffen.
Daß mir wird aufgesetzt
Von GOTTes Sohn
Die Sieges-Kron,
So meinen Geist ergetzet.
6. Recht so, mein Kind!
Kein Blitz noch Wind
Verruckt die diesen Felsen:
Wer dem vertraut,
Hat wol gebaut'
Und wird sein Heil umhalsen.
Sein' Hand kan besser schützen
Als alle Macht
Von hoher Pracht.
Er wird dich unterstützen.

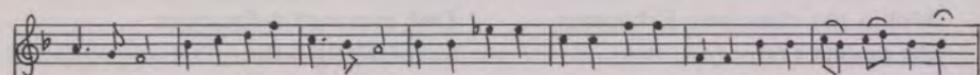
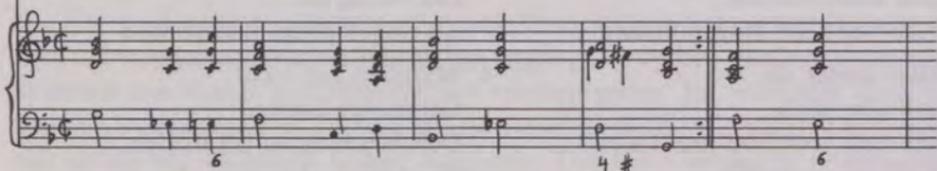
»Theophilus«; offensichtlich ein Pseudonym.

Die Übertragung soll durch Einrücken der zweiten Zeile den dem Strophenbau entsprechenden Bau der Melodie sinnfällig machen. Nur zur Orientierung wurden nach jeweils vier Halben Taktstriche eingefügt, die jedoch keine Akzentuierung anzeigen sollen.

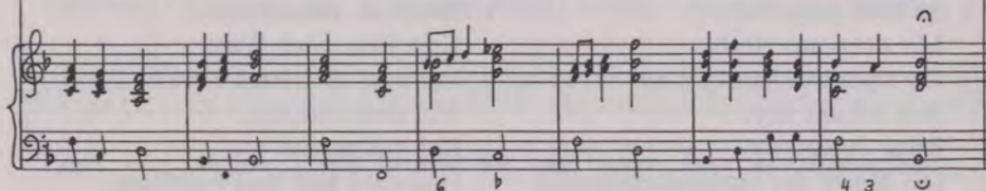
2. Viventium et Morientium / Suspiria / Frommer Christen Hertzens-Seufftzer / ... Bey Christich- und ansehnlicher Leich-Bestattung / Des weyland Wohl-Ehrwürdigen, Groß-Achtbarn / und Hochgelehrten Herrn / MICHAELIS / KNELLERI, / ... Gedruckt zu Rotenburg, bey Noah von Millenau (1679)



Freue dich o meine Seele! Und verzeihe dich der Welt, Und da leben
Dann du solt aus deiner Höle Ziehen in das Himmels-Zelt,



allezeit, Nicht in solcher Eitelkeit, Wie in dieser Welt geschehen, Da ja alles muß vergehen.



1. Freue dich o meine Seele! Und verzeihe dich der Welt,
Dann du solt aus deiner Höle Ziehen in das Himmels-Zelt,
Und da leben allezeit, Nicht in solcher Eitelkeit,
Wie in dieser Welt geschehen, Da ja alles muß vergehen.
2. Sondern haben solches Leben, So da wehret immerzu,
Auch in solcher Freude schweben Nebenst der gewünschten Ruh,
Die du kanst aussprechen nicht Hier in diesem Lebens-Licht,
Biß du wirst selbst dahin kommen Und sie seh'n mit allen Frommen.
3. Dann allda wird ja gefunden Nicht Creutz, Leyden, Angst und Noth,
Auch kein Kranckheit mehr empfunden Oder gar verspürt der Todt,
Sondern lauter Fried und Freud, Übersüsse Himmels-Waid
Und die Auserwehlte Schaaire, Die Gott lobet immerdare.

4. Darumb steige von der Erden, Steige Seele Himmel-an,
 Du solt g'wiß erfreuet werden Im gedachten Himmels-Plan.
 Ob du Leib gleich wirst erstarrt, In das schwartze Grab gescharrt,
 Wirstu doch auch endlich haben Auserwählte Himmels-Gaben.
5. Aber O ihr meine Lieben, Gebet euch getrost daren;
 - Lasset ab euch zubetrüben, Dann es muß geschieden seyn.
 - Muß ich gleich von dieser Erd'n, GOTT will Mann und Vatter werd'n
 - Und euch alle wohl versorgen Heut so wohl als auch den Morgen.
6. Tröcknet eure heissen Threnen Des betrübten Scheidens ab,
 Gebet eures Hertzens Sehnen Mir mit in das kalte Grab.
 Dencket daß wir Christen fein Müssen Gott gehorsam seyn
 Und in unserm gantzen Leben Ihm uns williglich ergeben.
7. Ach! wer kan dem Todt entgehen Und entfliehen seiner Macht?
 Siehe da, da thut er stehen, Drumb, o Liebste, gute Nacht.
 Gute Nacht und lebe wohl, Dich dein Kind'r erfreuen soll;
 Ewig solt du seyn gepriesen, Was du mir vor Treu erwiesen.
8. Dencke nicht, wann ich gestorben Und mein Leib darnieder liegt,
 Daß ich werde seyn verdorben, Ob der Todt gleich ob mir siegt;
 Sondern lebend werd ich seyn, Auf der Welt gestorb'n allein,
 Meine Seele wird erlangen, Daß sie dort kan ewig prangen.
9. Welt, dich will ich auch bedencken, Weil ich bin aus dir gemacht,
 Und dir meine Knochen schencken, Auch dir wünschen Gute Nacht,
 Dir und meinen Freunden all'n, Weil die Zung will nichts mehr lall'n.
 Geist, du bist des Himmels Erbe, Gute Nacht, ich sterb' ich sterbe.

Caspar (Casimir) Soeldner (1631–1679). Er war 1651 Praeceptor in Langenburg und 1673 Pfarrer in Gagggstatt.

3. Traurige Unterthänigkeit / welche / Dem Durchlauchtigsten, Hochgebornen Fürsten und / Herrn / Hrn. JOHANN GEORGEN / dem Ersten / Hertzogen zu Sachsen, Jülich, Cleve und / Berg ... / Abgelegt worden / von / ... David Schirmern, Churfürstl. / Sächs. Bibliothecario. / Dreßden, gedruckt in Wolfgang Seyfferts Druckerey (1657)

Wer auff der Erden lebt und in hoher Würde steht, Hat das, was nach ihm

The first system consists of a vocal line in G major and 4/4 time, and a piano accompaniment. The piano part features a bass line with a sequence of notes marked with the numbers 5 and 6, and a treble line with chords. The lyrics are written below the vocal line.

strebt, Daß er unter-ge - het. Ein sehr weit berühmter Stand, Unterthan und Land,

The second system continues the musical score. The vocal line has a more active melody with some grace notes. The piano accompaniment includes a bass line with notes marked with the numbers 4 and 3, and a treble line with chords. The lyrics are written below the vocal line.

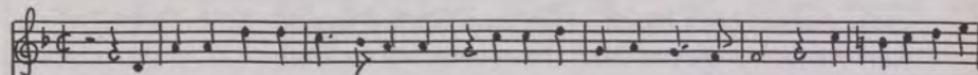
Crone, Scepter, Gold und Ket - ten Können nicht von Tod erret - ten.

The third system concludes the piece. The vocal line ends with a long note. The piano accompaniment features a bass line with notes marked with the number 4 and a treble line with chords. The lyrics are written below the vocal line.

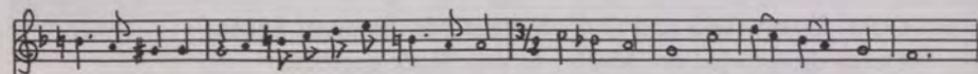
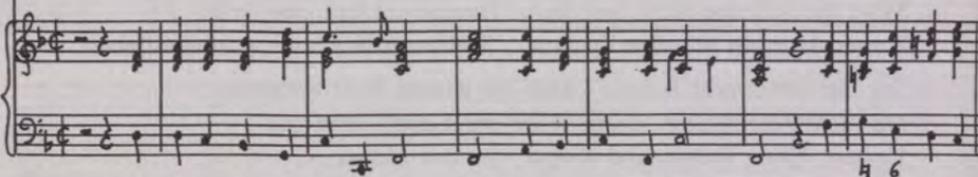
- 1.) Wer auff der Erde lebt Und in hoher Würde stehet,
Hat das, was nach ihm strebt, Daß er untergehet.
Ein sehr weit berühmter Stand, Unterthan und Land,
Crone, Scepter, Gold und Ketten Können nicht von Tod erretten.
- 2.) Ein grosser Heldenmuth, Der die Brust dem Feind entblösset,
Verläst zuletzt sein Blut, Das er vor geflösset.
Ein versuchter Streit und Kampf, Pulver, Rauch und Dampf
Und was sich bald kan verziehen, Zeigen uns, daß wir auch fliehen.
- 3.) Bau dir ein Königreich Zu den Stand der hohen Sternen,
Ach, morgen bistu bleich Und must sterben lernen.
Laß den hohen Keyser-Stul Herrschen biß an Thul,
Er wird dich herunter stürzten Und die Tage dir verkürzten.
- 4.) Der Schönheit linder Traum, Der die Eitelkeiten bildet,
Ist wie ein stolztzer Baum, Der gar bald verwildet.
Stößt der grimme Nord auf ihn, Dann muß das, was grün,
Seiner Anmuth Abschied geben. So fleucht auch ein schönes Leben.
- 5.) Sey ein berühmter Mann, Den die gantze Welt verehret,
Du must zuletzt auch dran Und wirst einst versehret.
Hoheit, Ehre, Ruhm und Kunst Ist nur Dunst,
Die der Wind der Eitelkeiten Augenblicklich kan bestreiten.
- 6.) Gold, Silber, Geld und Gut Machet uns ein elend Leben.
Durch dieses wird der Muth In den Block gegeben.
Treib und haue Stoll und Schacht Selbst zu Tag und Nacht,
So wirstu in deren Gründen Endlich auch dein Grabmal finden.
- 7.) Die eitel Eitelkeit Hat den Tod zur Welt gebohren.
Sie raubt uns die Zeit Und wird selbst verlohren.
Sie macht, daß wir endlich seyn Ein verdorrtter Schein,
Graß und Glaß und Staub und Motten, Durch sie müssen wir verrotten.
- 8.) Nichts ist in dieser Welt, Das beständig könne bleiben.
Der Tod behält das Feld, Alles aufzureiben.
Wie die federleichte Glut Und die schnelle Flut
Sich verspielen in den Wellen, So muß uns das Grab hinfällen.
- 9.) Jedoch hat eins Bestand, Das uns nimmermehr läst sterben.
Das rechte Vaterland, Das läst nicht verderben.
Gottes wahres theures Blut Ist das einzig Gut,
Dadurch wir auf dieser Erden Tauerhaftt und ewig werden.
- 10.) Willstu nun selig hier Dich der Eitelkeit entbrechen,
So mustu für und für Voller Glauben sprechen:
Meinen, meiner Seelen Licht, JESum laß ich nicht!
Alsdenn kanstu dich entbinden, Tod und alles überwinden.

David Schirmer (1623?–1683?). Er war Dichter, wurde 1647 Mitglied der »Fruchtbringenden Gesellschaft« und 1650 von Johann Georg I. als Hofpoet nach Dresden berufen. Dort führte er 1650 und 1670 Ballette auf (»Von dem Paris und der Helena«, »Der triumphierende Amor«); die Komponisten der Ballettmusiken sind nicht bekannt. 1656 erhielt er die Stelle eines Bibliothekars und ließ 1661 seine »Poetischen Rautengespräche« drucken.

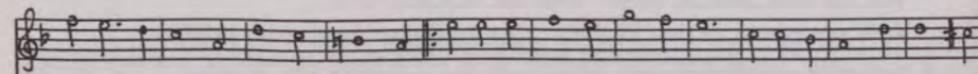
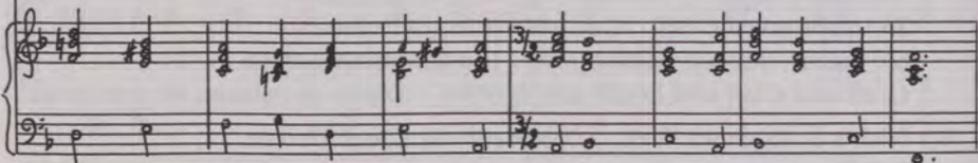
4. In derselben Leichen-Predigt



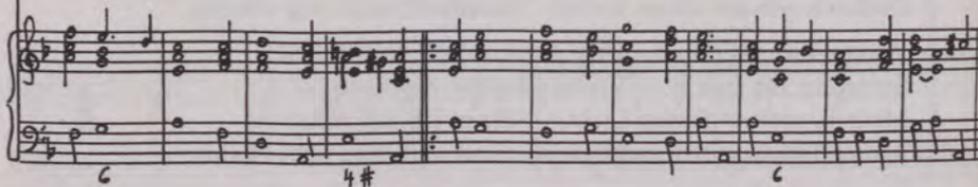
O JESU meine süsse Liebe, O JESU meiner Secten Lust, Es siehet alles



umb mich trübe, O JESU kom, und laß mich nicht. Willstu mich denn zur Probe stellen?



Ich glaube du wirst mich nicht fallen, Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Herr JESU Christ



- 1.) O JESU, meine süsse Liebe, O JESU meiner Seelen Lust,
Es siehet alles umb mich trübe, O JESU kom, und laß mich nicht.
Willstu mich denn zur Probe stellen? Ich gläube du wirst mich nicht fällen,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 2.) O Jesu, brich das Ungewitter, Das über meinem Scheitel kracht.
Du siehst und guckest durchs Gegitter Und siehst auf meine dunckle Nacht.
Willstu mir deinen Glantz verziehen? Du kanst gewiß vor mir nicht fliehen,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 3.) Hälstu dein Angesicht verdecket Und läst mich sitzen ohne Ruh,
So werd ich darumb nicht erschrecket. Stelstu dich weit, ganzt nah bistu.
Wil mich die Hertzens Angst erdrücken, So wirstu mich doch wohl er-
quicken,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 4.) Der Höllen Noth hat mich umbgeben, Der Feind hat sich umb mich ge-
macht.
Du aber JESU bist mein Leben, Durch dich werd ich daraus gebracht.
Und woltestu mich sincken lassen, So wil ich dich darum nicht hassen,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 5.) Es kräncket mich die Zahl der Sünden, Ich seh sie häuffig vor mir stehn.
Wenn ich Dich JESU nur kan finden, So müssen sie bald von mir gehn.
Dein Leiden, das sie muste büssen, Wird mir die saure Zeit durchsüssen,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 6.) Der Tod macht meiner Seelen grauen, Doch wenn ich JESU sterb in Dir
Und nur dein rotes Blut kan schauen, So sterb ich nicht. Du bist bey mir,
Du wirst mich aus des Todes Ketten, O mein Erlöser, wohl erretten,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.
- 7.) Die Welt, der Tod, die Angst der Höllen, Der arge Feind, der Sünden Zahl,
Die mögen immer sich gesellen, So lieb ich dich doch tausendmahl.
Ich habe nichts, als dich, im Herten, Du must mir wenden meine
Schmertzen,
Denn Alle Meine Freud Die Ist Bey Dir O Mein HErr JESu Christ.

David Schirmer

5. Fünff Christliche / Leich-Predigten / ... Über dem Hochseligen Ableiben / Weyland Deß / Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn / HERRN / GEORG FRIEDERICHEN / Hertzogen zu Württemberg und Teck / ... Stuttgart / Gedruckt bey Weyland Johann Weyrich Röblins ... / ... Wittib und Erben / Anno M.DC.LXXXVI.

Violine

Sung

Werther Stul, gelahrte Zimmer, Die mit Hand und Mund fort nimmer Wie vor



unser Hertzog ziert. Traurt und klagt den edlen Helden, Den ihr fort sollt ewig mel-

- 1.) Werther Stul, gelehrte Zimmer,
Die mit Hand und Mund fort
nimmer
Wie vor unser Hertzog ziert.
Traurt und klagt den edlen Helden,
Den ihr fort sollt ewig melden,
Klagt ihn wie es sich gebührt.
- 2.) Euch hat eh die Milch begossen,
Die durch seinen Mund geflossen,
Und der Reden süsse Pracht.
Nachmals war ihm Schwerdt und
Degen
Mehr, als Phoebus, angelegen
Und zu stehn in rauer Schlacht.
- 3.) Ach der tapffre Muth im Kriegen,
Seinen Feinden an zu siegen,
Wie die Vorfahrt auch gewohnt!
Wien hat diese Faust bezeuget;
Die den stoltzen Mond gebeuget;
Dein, ô Achmed, nicht geschont.
- 4.) Solchen Feind noch zu gewinnen,
War für diese Gluth der Sinnen,
War ein Wetz-Stein dieser Kunst.
Dem je Rath und That gelungen,
Fand hie, wo – er – nach gerungen,
Und zu stillen seine Brunst.
- 5.) Ihn hat, GOtt selbst zu verfechten
Und sein Häufflein der Gerechten,
Dort der Sternen Flamm' erhitzt.
Caschau, du nur solltest fällen,
Solltest nach – der Tugend – stellen,
Die sonst freudig dich geschützt.
- 6.) Weil er immer förder gehet,
Nur nach Ruhm und Ehren stehet,
Stürzt die Mörder-Kugel ihn.
Auch sein edles Blut zu giessen,
War er mutig und beflissen:
Aber die rafft alles hin.
- 7.) Doch dem Nachklang seiner Thaten
Wird hie forthin wol gerathen;
Bleibt in unverwelcker Zier.
Dort auch grünt die Sieges-Krone,
Die er hier schon trug zum Lohne
Auff dem Scheitel für und für.

J. Justina Andraein. Sie gehörte wohl zu der Tübinger Gelehrtenfamilie Andraeae, deren berühmtestes Mitglied der Theologe Johann Valentin Andraeae (1586–1654) war.

Zur Übertragung: In dem vorgezeichneten C-Takt und den abgegrenzten, vier Halbe umfassenden Takten läßt sich die Rhythmik der Komposition nur verzerrt wiedergeben. Grundlage der Rhythmik ist die Versdeklamation nach folgendem Modell:

- den, klagt ihn wie es sich gebührt.

4 6 5 # 4

Dabei wird im ersten Vers der letzte und im vierten Vers der erste Wert verdoppelt. Diese Deklamation muß hervortreten; die begleitenden Stimmen treten lediglich ergänzend hinzu.

6. Christliches / Traur- Und Trost- / Denckmal / auffgerichtet / als / die Weyland Durchleuchtigste Fürstin und / Fraw, Fraw / SOPHIA MARGA- / RETHA, / Marggräfin zu Brandenburg, zu Magdeburg, in Preussen / . . . Onoltzbach / Bey Johann Hornung, bestellten Buch- / druckern daselbst (1664)

The image displays a handwritten musical score for a chorale, organized into three systems. Each system consists of four staves: a vocal line (Soprano and Alto), a piano accompaniment (Treble and Bass clefs), and figured bass notation below the bass staff. The music is in G major and 4/4 time.

System 1: The vocal line begins with a half note G4, followed by quarter notes A4, B4, and C5. The piano accompaniment features a simple harmonic structure. The figured bass notation below the bass staff includes: ♭, 6, ♭, 6 5 6, ♭, ♭, 3, 2, ♭5.

System 2: The vocal line continues with a half note D5, followed by quarter notes C5, B4, A4, and G4. The piano accompaniment maintains the harmonic support. The figured bass notation includes: ♭6, 3, 4, 4, ♭3, ♭, ♭, 7, ♭, 6, ♭, 9, 8, 4, ♯, ♭6 5.

System 3: The vocal line concludes with a half note F4, followed by quarter notes E4, D4, C4, and B3. The piano accompaniment ends with a final chord. The figured bass notation includes: ♭6 5, 6, 4, ♭, ♭6, ♭, 6, 4.

Applicatio posteriorum Apocal. 7. ad Serenissimam Defunctam

HOer Himmel, hör unnd thu dich auff, denn sih' es kompt gegangen
die Fürstin, deren Lebens-Lauff mit Trübsal war umbfangen.

Nimm Himmel Sie in sichre Hut unnd laß nun Ruhe finden,
Die so durch Christi Jesu Blut gereinigt ist von Sünden.

Dann sih'! vor GOTTes Angesicht will Dir nun ewig dienen,
Die hier auff Erden wie ein Liecht im Glauben hat geschienen.

Hin gegen will der liebe GOTT Sie alles Leids ergetzen
und was Sie hie gehabt für Noth mit tausend Frewd ersetzen.

GOTT will auch seyn Ihr höchstes Gut, Sie laben und erfrischen
und alle feuchte Zährenfluth von Ihren Augen wischen.

GOTT will Sie ferner kein Qual auff Erden lassen quälen
noch Ihr in seinem Frewdensaal was Gutes lassen fehlen.

Nun wol! all diese Seeligkeit muß Ihr seyn und verbleiben,
und Sie muß ewig all ihr Zeit mit Himmelsfrewd vertreiben.

Text: E. B.(?)

Musik: *Johann Erasmus Kindermann* (1616–1655). Er war einer der bedeutendsten Komponisten der sog. Nürnberger Schule des 17. Jahrhunderts. Sein Lehrer war Johann Staden; 1634–35 reiste er nach Venedig und Rom und gab später Musik von Carissimi und Frescobaldi heraus; 1640 wirkte er kurzzeitig in Schwäbisch Hall und war dann Organist an St. Egidien in Nürnberg.

Hoer Himmel hör unnd thu dich auff, denn sih' es kompt gegangen die

b b 8 b7 6 b 6 6 b 4 4 6

Handwritten musical score for three vocal parts (Soprano, Alto, Tenor) in 2/4 time, key of B-flat major. The score consists of three staves with notes and rests. The lyrics "Fürstin, deren Lebens-Lauff mit Trübsal war umbfan - gen." are written below the staves.

Fürstin, deren Lebens-Lauff mit Trübsal war umbfan - gen.

Handwritten musical score for piano accompaniment in 2/4 time, key of B-flat major. The score consists of two staves (treble and bass clef) with chords and single notes. Fingering numbers (1-5) are written below the bass staff.

7. In derselben Leichen-Predigt

Poco adagio

O Trau - rigkeit! O Her - ze leid!

Ist das nicht zu beklagen? Unsers Fürsten Tausend Freud wird zu Grab getra - gen.

- O Traurigkeit! O Herzeleid!
 Unsers Fürsten Tausend Freud wird zu Grab getragen.
- O Grosse Noth! Es ist nun tod, für welcher süßes Leben
 Würde unser frommer Fürst auch sein eignes geben.
- O Grosser Schmerz! Sinn, Muth und Hertz ist uns nunmehr allen
 Durch der Fürstin frühen Todt gantz und gar entfallen.
- O Harter Stand! den unser Land anjetzo muß außstehen,
 Da ein jedes frommes Hertz möcht vor Leid vergehen.
- O Ungemach! rufft Weh und Ach! ihr Krancken und ihr Armen,
 Dann wer wird sich fürterhin Ewrer so erbarmen?
- O weh der Sünd! die das verdient, daß wider alles hoffen
 Diese thewre Landes-Sonn sich so bald verschloffen.

Was wollen dann nun fangen an wir die wir so verlassen
Und im Herten sind betrübt über alle massen.

O trewer GOtt, nimb solche Noth doch gnädiglich zu Herten,
Lindre unserm Landes Herrn seine grossen Schmetzen.

Laß das Gebet, so jetzo geht auß vieler tausend Munde,
Kommen vor dein Angesicht unnd heil diese Wunde.

Schaff mit der Zeit doch newe Frewd, erhalt bey langem Leben
Unsre Junge Herrschaffts-Zucht, die du uns gegeben.

O HERR! uns hör, laß lang nicht mehr dergleichen unfall kommen,
Daß dem Hof und Land die Frewd wider werd genommen.

Nun geh hin an der Sternen plan, du schöne Himmels-Sonne,
Hab indessen fort und fort tausend Frewd und Wonne.

Den Leichnam wird Christ unser Hirt im Sarge wol bewachen,
Bis die Seel sich wider soll in denselben machen.

Text: E. B.

Musik: G. F. W.(?)

8. Fünffaches Fürstl. Sächß. / Trauer Gedächtnüß / über das höchstbetrübte, zwar
frühzeitige, doch sehr / seelige Absterben / Des Durchleuchtigsten Fürsten und
Herrns / HERRN ADOLPH WILHELMS / Weyland / Hertzogen zu Sachsen,
Jülich, Cleve und Berg / ... Weimar / Bey Joachim Heinrich Schmieden,
F.S.Hof-Buchdruckern. / Im Jahr 1670.

Symphonie

The musical score is titled "Symphonie" and is written for three systems of staves. Each system consists of a treble clef staff, an alto clef staff, and a bass clef staff. The music is in common time (C) and one sharp (F#). The score includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings. The first system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature. The second system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature. The third system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature. The score includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings. The first system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature. The second system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature. The third system has a treble clef staff with a key signature of one sharp and a common time signature.

Handwritten musical score for the first system, featuring treble, piano, and bass staves. The bass line includes the following fingering: 3 4 4 3, 7 6, 7 6 7 6, and # 6.

Handwritten musical score for the second system, continuing the piece with treble, piano, and bass staves. The bass line includes the following fingering: 7 6, 7 6, 7 6, 5 6, # 5, 6, #, # 7, 6, # 4, # 4, #, and #.

Handwritten musical score for the third system, showing a vocal line with lyrics.

Nehmt hochgeneigt, ihr helle Fürsten - Flamme, Ihr Pindus Glantz, ihr Pallas

Handwritten musical score for the fourth system, featuring piano accompaniment for the vocal line. The bass line includes the following fingering: 6, #, 5, 4 3, and #.

dieser Zeit, Ihr Tugend-Strahl voll schöner Trefflichkeit, Ihr ädte

4 # 6 7 6 5 6

Detailed description: This system contains the first two lines of music. The top line is a vocal line in G major, starting with a treble clef and a common time signature. The second line is a vocal line in C major, starting with a soprano clef. The piano accompaniment is in G major, with a treble clef and a common time signature. The lyrics are written below the vocal lines. The piano part includes fingering numbers 4 #, 6 7 6, and 5 6.

Blum vom hohen Quellen-Stamme, Das Opfer an, so meine Klia

6 6 4 # 6 5 4 #

Detailed description: This system contains the next two lines of music. The top line is a vocal line in G major, starting with a treble clef and a common time signature. The second line is a vocal line in C major, starting with a soprano clef. The piano accompaniment is in G major, with a treble clef and a common time signature. The lyrics are written below the vocal lines. The piano part includes fingering numbers 6, 6, 4 #, 6, 5, and 4 #.

bringt. Hört, Erd-göttin was sie pflicht-schuldigst singt.

1. Nehmt hochgeneigt, ihr helle Fürsten-Flamme,
Ihr Pindus-Glantz, Ihr Pallas dieser Zeit,
Ihr Tugend-Strahl voll schöner Trefflichkeit,
Ihr ädle Blum vom hohen Guelfen-Stamme,
Das Opfer an, so meine Klio bringt.
Hört, Erd-Göttin, was Sie pflicht-schuldigst singt.
2. Was aber sol die arme Musa setzen,
Da Göttinn, Euch der trübe Himmel weint,
Und bald darauf die Sonne wieder schein?
Bald klaget Sie, bald fühlet Sie Ergetzen.
Denn das Geschick' hat nach dem Lauf der Welt
Itzt beydes, Leid und Freude vorgestellt.
3. Hie wird. was Euch O Fürstin schmerzlich kränket,
Was Euch das Hertz vor großem Jammer bricht,
Eur Ehgemahl, das tapfre Sachsen-Licht,
Ach alzufrüh! in Tellus Schoß gesenket:
Hie wird was Euch Prinzessin oft ergetzt,
In seine Gruft verwahrt und beigesetzt.
4. Eur Haupt ist hin! Die Säul' ist umgerissen,
So hiebevor die Wohlfahrt unterstützt,
Ja Leut' und Land nach Möglichkeit beschützt,
Eur wehrter Fürst, so vormals war beflissen
Und höchst bemüht zu wenden manche Noth
Von seinem Volk, ist leider! nunmehr todt.

5. Hie liegt erblasst der Hektor unsrer Zeiten!
Die grimme Hand der Lethen hat besiegt
Die Tapferkeit, so hier darnieder liegt,
Die vormals pflag die Palmen zu erstreiten:
Hie liegt der Held, der vormals die Gefahr
Frisch angesprengt, auf seiner Todten-Bahr.
6. Es rühmen noch die Baltischen Najaden
Sein muntres Hertz, Sein unerschrokknes Blut,
Den kühnen Sinn und ritterlichen Muht,
Dem fallen bey die Zymbrisch' Oreaden.
Mars gab Ihm selbst die Helden-Kron zu Lohn,
Itzt klagt Er Ihn als seinen liebsten Sohn.
7. Ihn liebte sehr die Krone der Sueonen,
Der tapfre Karl, als Er so oft gesehn,
Wie vor dem Feind' Er hertzhaft pflag zustehn
Und um den Sieg sein Leben nicht zu schonen.
Kein Britten-Hund steht so vor einem Beer,
Als dieser Held vor seinem Gegener.
8. Der Dattel-Stamm, der große Palmen-Orden
Beweinet auch, daß sein so schöner Spross,
Sein grüner Zweig und ädler Mitgenoss
Durch diesen Fall ihm abgeraubet worden:
Der Kokos-Baum steht itzt, der kurtz zuvor
Schön Sittig-grün, im schwartzen Trauer-Flor.
9. Man hat sich zwar bemüht, aus diesen Ketten,
Aus Lethens Netz' und grimmer Mörder-Hand,
Aus Charons Schiff', als es noch war am Strand,
Dies Fürsten-Blut nach Möglichkeit zu retten,
Ach! aber ach! es war des Chirons-Kunst
Und aller Raht des Artemons umsonst.
10. Als dort Admet am Fieber wolt erkalten,
Starb sein Gemahl, die tapfre Königin
Aus freyem Muht' und treuem Liebes-Sinn
Vor Ihn, nur bloß sein Leben zuerhalten:
Das Ehern-Bild, die keusch' Alzestis starb,
Weil sie dadurch das Leben ihm erwarb.
11. Ihr hettet auch, Prinzessin euer Leben,
Ich zweifle nicht, wenss noch ein Tugend-Ruhm
Und Ehre wer' in unserm Christenthum,
Vor euren Herrn, wie Jene, hingegeben:
Ihr hettet selbst, wenss noch also bewandt,
Die Palmen Ihr gerissen aus der Hand.

12. Sein Stunden-Glaß war aber ausgelauffen,
Die Lachesis, die strenge Wunder-Dirn,
Hat abgeweißt den kurtzen Lebens-Zwirn.
Die Ordnung traff Ihn aus der Menschen Hauffen:
Der Himmel hieß sein Leben stille stehn.
Er muste gehn den Weg den alle gehn.
13. Dieß kränkt nun zwar, Prinzessin Euch im Herten,
Welchs dieser Fall Euch gleichsam hat zerstückt
Und mancheß Werk, so vor war, gar verrückt.
Ein solcher Riß macht freylich bittre Schmertzen:
Jedoch was sol man thun? GOtt hats gefügt,
Mit dessen Raht' ein Christlich Hertz vergnügt.
14. Dem haltet auch, betrübte Fürstin stille
Und hemmet ein mit großem Tugend-Muht
Den Zähren-Bach, die wilde Thränen-Fluht
Und unterwerft Euch Gottes Gnaden-Wille.
Wer mit Geduld sein Kreutz, sein Leid und Pein
Zu tragen weiß, dem scheints nur halb zu seyn.
15. Schaut, wie Euch GOtt schon anfängt zu ergetzen
Und wie Er Euch mit Gnaden Blicken winkt,
Seht wie das Glück Euch schon von fern' anblinkt.
Des Himmels Gunst wil wiederum ersetzen,
Was dieser Riß (höchst wehrte Fürstinn, glaubt)
Aus Eurem Sinn' hat schmerzlich weggeraubt.
16. Denn seht, nach dem die Sonne sich verlohren,
Eur Helden-Licht, geht auf zu gutem Glück'
Ein neuer Stern durch Göttliches Geschick,
Indem Euch wird ein junger Printz gebohren,
Der mit der Zeit wird seyn des Himmels-Lust,
Ich meine dich, dich Printz Wilhelm-August.
17. Seht wie das Kind in seiner Fürsten-Wiegen
Nur von sich strahlt den schönsten Tugend-Schein.
Das Antlitz weist, was es wird künftig seyn,
Es profezeiht ein ritterliches Siegen:
Die Tapferkeit, das blanke Helden-Licht
Erscheinet schon aus seinem Angesicht.
18. Man siehet bald an einem jungen Leuen,
Daß Er kein Schaaf hinfüro werde seyn.
Den jungen Arnd blend nicht der Sonnen Schein.
Ein ädler Hengst wird nicht die Trummel scheuen:
So kan man auch an diesem Kinde sehn,
Wie künftig es werd' um sein Leben stehn.

19. Frau Mutter, seht ihr dürft Euch nicht bemühen,
Seht, Marspiter steht mit Apollo dort
Und wechselt schon manch schönes Liebes-Wort,
Wie dieser Printz am besten aufzuziehen:
Sie haben Beyd' ein Anstalt schon gemacht,
Wie er mit GOtt werd' hurtig aufgebracht.
20. Die Aretee und Pallas wollen beyde
Zwar wechselweis' an ihrer Marmor-Brust
Dieß liebe Kind als ihre Hertzens-Lust
Ersättigen mit sonderbahrer Freud:
Die Gratien und Musen stehn mit Hauff'
Und warten schon dem trautsten Printzchen auf.
21. Nu denket nach, wie GOtt dieß herbe Leiden
Ins künftige, hoch-wehrte Hertzogin,
Und wie Er doch den hoch-betrübten Sinn
Verwandeln werd' in Zukker-süße Freuden.
Schenkt uns der Höchst' ein Wermuht-Gläsgen ein,
Man sey getrost! es folgt auch Freuden-Wein.

Der Sprossende

Georg Neumark (1621–1681). Der Dichter traf 1643 in Königsberg mit Simon Dach und Heinrich Albert zusammen, wurde 1656 Kanzlei-Registrator und Fürstlicher Bibliothekar in Weimar und wirkte als Hofpoet. 1653 wurde er als »Der Sprossende« Mitglied der »Fruchtbringenden Gesellschaft«.

Stroph-Aria.

Stroph-Aria.

Cant.

Alt.

Ten.

Bass.

1. Hier trauer ich ihm sehr / unter seiner Hand ich sterbe. wann man
 2. In Ihm haben wir das Leben / weil Er selbst das Leben ist / und sich
 3. GELIEBT hat das rechte Leben / wider an das Nicht gebracht / wie am
 4. Sonntag GELIEBT muß man leben / nicht sich selbst noch der Welt / Nur nach
 5. Ihm nur will in GELIEBT leben / gläubig / heilig / fromm und rein / muß auch
 6. Zu ihm nicht ein Wunder leben / wann man dem Herrn ist und nicht. Jesu
 7. Zu ihm leben und sich lieben / in der Lieblich-heit verweilt. Jesus
 8. Drum soll Pauli Kreuzschmerzen freier Exten sterben und Kerns Nichtes sein
 9. Ich bin kein mit Leib und Geest / rußt an theurer Christen / GELIEBT
 10. Jesu leben / Jesu sterben / als der Christen Glaubens Grund / worüber
 11. Wann Er precht in dem Tempel / wie man GELIEBT leben soll / nicht Er
 12. Auch die Propheten hier auf Erden / liebten diesen Thron / Höbet
 13. Nun so geht hin und schloß / hochverdienter Ober-Hirt. In den

Stroph-Aria.

Autor Mel. Johann Gottlieb Nicolai/
Cantatenopfer und Organist zu Zionston.

nicht an GELIEBT leben / und erst im Tod verdirbt. Er des Lebens Herr
 2. hat für uns gegeben / sein Blut auf die Erde floß / als der erste Pur-
 3. schaffstein sang der Heilighen / alsdann der Glaub es macht sich an Jesum hin
 4. dem / was Himmels / irden / Widertugan wech gefüllt. Daß wir leben in
 5. in Vergebung sündlich / und gleich einer Asten sein / die nur unter Dorn
 6. Tod muß und erdnen / was Lebens-Kraft erweilt. Aber durch Blut sind ab-
 7. scheidet doch zur Seiten / die den Weg zum Leben hind. In dem Grab von Leib
 8. ist von GELIEBT treiben / die Christ ist und stirbt dem Herrn. Er mag leben o
 9. ich allein erweilt. Er hat für mich sündig gelien. Jesus / Jesus lebt
 10. die den Himmeln erben / lebete Höbers glühber Mund. Er war vor an Ge-
 11. sich selbst zum Tempel / drum vor Ihm der Hirt des. Dornlein rühmt für
 12. muß. In Bethlehems den / der Verheißung / sinden-Kern. Dornlein in Heu
 13. Bergen wider Eckel. Dein Gedächtnis leben wird. Aber so lebt und stirbt

Stroph-Aria.

Cant.

1. mit Gedult / außer Ihm ist alles recht.
 2. nur - Geist / abt dem Herrn Lebens - Kraft.
 3. ist an / daß Er in uns leben kan.
 4. dem Geist / im Geist wandeln altermest.
 5. in ihm leb / von Geis / Wunden ansprecht.
 6. der Ehre / in dem Tod das Leben find.
 7. bedacht / und zum Leben aufreracht.
 8. der nicht / in dem Leben aufreracht.
 9. in mir / öffnet mir die Himmels - Thür.
 10. den Tod / in dem Geist Elie gleich.
 11. dem Geist / Er war Wundschmerz - Preis.
 12. ersten / erbt sein Blut in Warner ein.
 13. vor Du / formt zur süßen Himmels - Thür.



Tröst-Aria auf Christian Höber, Hofprediger und Konsistorialrat in Neuenstein. Die Dichtung stammt von Johann Balthasar Beyschlag, Prediger in Schwäbisch Hall, die Komposition von Johann Gottlieb Nicolai, Organist in Neuenstein.

9. I.N.J.A. / Das rechte Leben / Der / Glaubigen / ... Als der / Hoch-Ehrwürdige
Großachtbare und Hochgelehrte / HERR / CHRISTIAN HÖBER / ... sein
Leben ... beschlossen / ... Oehringen: Gedruckt bey Johann Fuchsen, Hoch-
gräfl. Hohenl. Buchdruckern. 1708.

Unser keiner selbst ihm lebet, unser keiner selbst ihm stirbt.

Wann man nicht an JESU klebet, Leib und Seel im Tod verdirbt.

Er des Lebens Herr und Gott, ausser Ihm ist alles todt.

1. Unser keiner selbst ihm lebet, unser keiner selbst ihm stirbt.
Wann man nicht an JESU klebet, Leib und Seel im Tod verdirbt.
Er des Lebens Herr und GOtt, ausser Ihm ist alles todt.
2. In Ihm haben wir das Leben, weil Er selbst das Leben ist
Und sich hat für uns gegeben; sein Blut auf die Seele fließt
Als der edle Purpur-Safft, gibt dem Hertzen Lebens-Krafft.
3. JESUS hat das rechte Leben wider an das Licht gebracht.
Wie am Weinstock hangt der Reben, gleicherweiß der Glaub es macht.
Sich an JESum hängen an, daß er in uns leben kan.
4. Seinem JESU muß man leben, nicht sich selbst noch der Welt,
Nur nach dem was Himmlisch streben. GOTTes Augen wohl gefällt,
Daß wir leben in dem Geist, im Geist wandlen allermeist.
5. Wer nun will in JESU leben, glaubig heilig fromm und rein,
Muß auch in Verfolgung schweben und gleich einer Rosen seyn,
Die nur unter Dornen steht, von Creutz-Winden angeweht.
6. Ist das nicht ein Wunder-Leben? wann man dem Herrn lebt und stirbt.
JESu Tod muß uns erheben, neue Lebens-Krafft erwirbt,
Wer durch Buß stirbt ab der Sünd, in dem Tod das Leben find.
7. Muß schon Seel und Leib sich scheiden, so der Liebsten Hertz verwundt,
JESus stehet doch zur Seiten, thut den Weg zum Leben kund,
In dem Grab den Leib bedeckt und zum Leben aufferweckt.
8. Drum soll Pauli Trostspruch bleiben frommer Seelen Stern und Kern,
Nichts soll sie von JESu treiben, ein Christ lebt und stirbt dem HERRn.
Er mag leben oder nicht, JESUS bleibt des Lebens Licht.
9. Ich bin sein mit Leib und Seele, ruft ein theurer Christian,
JESUM ich allein erwehle, Er hat für mich gnug gethan,
JESus, JESus lebt in mir, öffnet mir die Himmels-Thür.
10. JESu leben, JESu sterben als der Christen Glaubens-Grund,
Wordurch sie den Himmel erben, lehrte Höbers göldner Mund.
Er war wol an Gaben reich und im Ambt Eliae gleich.
11. Wann er predigt in dem Tempel, wie man JESU leben solt,
Stellt er sich selbst zum Exempel, drum war ihm der Himmel hold.
Oberrn Zenn rühmt seinen Fleiß, Er war Windsheims Lehrer-Preiß.
12. Auch die Hohen hier auf Erden liebten diesen Aaron.
Höber muß ihr Nathan werden und der Grafschaft Kirchen-Kron.
Oeringen und Neuenstein gräbt sein Bild in Marmor ein.
13. Nun so gehe hin und schlaffe, hochverdienter Ober-Hirt.
In den Hertzen deiner Schaaf Dein Gedächtnis leben wird.
Wer so lebt und stirbt wie Du, kommt zur süßen Himmels-Ruh.

Text: *Johann Balthasar Beyschlag* (1669–1717). Er studierte in Wittenberg, hielt dort als Magister Vorlesungen über Kirchengeschichte, kam 1694 als Pfarrer nach Unterlimpurg und wurde schließlich Prediger und Dekan an St. Michael in Schwäbisch Hall. 1712 ließ er das Betrachtungsbuch »Bußfertiges Beichtkind« erscheinen.

Musik: *Johann Gottlieb Nicolai* (1669–1751). Er war Schulmeister und Organist in Neuenstein.

Zur Übertragung: In Takt 6–7 wurden die überflüssigen Akzidentien vor Fis (Baß) sowie d'' und fis'' (Sopran) weggelassen. In Takt 6 wurde das Akzident im Alt als Kreuz vor ais' gelesen und in Takt 8 ein Auflösungszeichen vor d'' (Sopran) eingefügt.

10. König Davids / Sehnlisches Verlangen und seliges Erlangen / ... Bey der ansehnlich- volckreich- und leidmütiger Leich-Begängnuß / Des Weyland / Hoch Edlen, Gestrengen und Hochgelehrten Herrn / JOHANN FRIDRICH / WIBELS / ... (Druckort und -jahr abgeschnitten: Schwäbisch Hall 1703)

Ach! will des Todtes grimme Hand den Cederbaum so bald verder -

- ben? Ach! hilfft dann kein Regenten stand? muß unser theure Wibel

sterben? Ach ja! der Burger Freud, der gantzen Stadt Vergnü - gen

Muß in der finstern Grufft so schnell verscharrt lie- gen

1. Ach! will des Todtes grüße Hand
den Cedernbaum so bald verderben?
Ach! hilfft daß kein Regentenstand?
muß unser theure Wibel sterben?
Ach ja! der Burger Freud, der gantzen Stadt Vergnügen
Muß in der finstern Grufft so schnell verscharrt liegen.
2. Die Landes Sonn verbirgt ihr Licht,
der Mast und Ancker ist zerschmettert;
Der Demant hält die Probe nicht,
der Palmenbaum ligt gantz entblättert.
Gewiß der Himmel will uns jetzt nur Thränen speisen
Und in der Frühlings-Lust des Winters Stürme weisen.
3. Das Leyd daß unsern Geist verzehrt,
die Thränen welche nicht zu stillen,
Die Last so Stadt und Land beschwehrt,
entdecket wider unsern Willen,
Daß nichts auf dieser Welt kan bleiben und bestehen;
Weil selbst die Sonn, der Mond und Sterne untergehen.
4. Ist diß des Himmels harter Schluß,
daß unser Haupt zum Grab sich neiget?
Daß auch die Weißheit sterben muß,
der sonst beredte Mund nun schweiget.
Ist dann kein Lorbeer Baum vor diesem Donner sicher?
Hüllt man die Tugend auch in schwartze Grabes-Tücher?
5. Ach! werthes Hall du bist verwaißt,
dem theurer Landes-Vatter weichet,
Die fromme Seel, der hohe Geist
zu JESU in den Himmel steigt.
Ach Hall! dein Pfeiler sinckt, dein Schutz-Gestirn verschwindet,
Nichts als nur Ach! und Weh sich allenthalben findet.

6. Das Aug so für die Kirch gewacht,
daraus Verstand und Lieb gefunckelt,
Der Sinn, so stets dein Heil bedacht
ist hin, und wird im Todt verdunckelt.
Die Hand so Blumen oft von Dornen abgelesen
Der Tugend-Tempel soll O Jammer! schon verwesen.
7. Doch großer Wibel dir ist wol
vor deines Liebsten JESU Throne;
Du schimmerst als der liechte Pol
mit einer göldnen Ehren-Krone.
Ein sanfter Tod führt Dich bald aus dem Welt-Getümmel,
In GOTTes Hand und Schooß in JESu Freuden-Himmel.
8. Dein Nahm soll stets im Seegen sein,
du wirst in aller Seelen leben,
Dein Bild bedeckt kein Leichenstein,
wir wollen deinen Ruhm erheben.
Leb ewig wohl bey GOTT, befreyt von allem Ubel.
Die Grabschrift ist gesetzt: Hier ruht der theure Wibel.

Text: *Johann Balthasar Beyschlag*

Musik: *Johann Samuel Welter* (1650–1720). In der Musikkultur Nürnbergs erzogen, stand er mehrere Jahre im Dienst des Grafen Joachim Albrecht von Hohenlohe-Kirchberg und wirkte von 1675 an als Organist an St. Michael in Schwäbisch Hall.

11. Langenburgisches Klag- und Trauerhauß: / das ist / Christliches Ehren-
gedächtnis / Der weiland / Hoch- und Wohlgebornen Grävin / und Frawen,
Frawen / ELEONORAE MAGDALENAE / ... Gedruckt zu Schwäbisch Hall
bey Hans Reinhard Laidigen, Anno 1658.

Querela lugentis

The image shows a musical score for a piece titled "Querela lugentis". It consists of two staves. The upper staff is a vocal line in G major (one sharp) and 3/4 time, featuring a melody with various note values and rests. The lower staff is a lute accompaniment in the same key and time, with a bass line and chords. Below the lute staff, there are figured bass notations: #, 6 b, 4#, b 8 7 #, #, 6 b, 4# #, #.

Du mein hertz betrübter Sinn, Wend dich hin Zu der aller liebsten Seelen Dieser nunmehr

todten Leich Und bezeug, Daß Ihr Scheiden tausend qualen, tausend Jammer Tag und nacht
 Mir mit vielen thränen macht. Liebster Herr, habt euch in Acht.

Vox consolans

6 b 4# b 8 7 # # 6 b 4# # # 6 6 6 4# 4

6 b 6 5 4 # # # 4 # # #

Traur- und Trost-Gespräch

1. *Querela lugentis*

Du mein Hertz-betrübter Sinn Wend dich hin
 Zu der allerliebsten Seelen
 Dieser nunmehr todten Leich Und bezeug,
 Daß Ihr scheidyen tausend quälen
 Tausend Jammer tag und nacht
 Mir mit vielen Thränen macht.

Vox consolantis

Liebster Herr nehmbt euch in acht.

2. *Querela lugentis*

Was ist das ich achten köndt, Als das End
 So mein ander Ich genommen?
 Ihr mein angewünschter theil Seid in eil
 Hier von dieser seit gekommen:
 Ihr habt mir zur trauer letz
 Meine Seel und Hertz verletzt.

Vox consolantis

Gott ist der uns all ergötzt.

3. *Querela lugentis*

Ihr empfindet ewigs wohl, Und mich soll
 So viel ach und weh(e) bestricken:
 Euch ergötzt das höchste Gut, Und mein muth
 Soll sich under Trübsal schmücken.
 Richtet ob da gleichheit ist?
 Meines Lebens mich verdrißt.

Vox consolantis

Dencket daß Ihr seid ein Christ.

4. Christen-Trost der ist zwar starck, Doch ein Sarck

Seiner Ehgemahl zu sehen,
 Kan nicht wohl ohn Hertzens-pein Möglich sein,
 Wer wolt hier ohn jammer stehen?
 Jammer der sich nimmer wendt
 Dann in einem gleichen endt.

Vox consolantis

Mein Herr seid nicht gar zu bhend.

5. *Querela lugentis*

Eylen zu der Himmels-Freud In dem Leid,
 Solt das wol ein Sünde heissen?
 Ist doch nichts mehr auff der Welt, Das mich hält
 Nicht zugleich die straß zu reisen,
 Die Ihr in beglückter Bahn
 Wandelt daß man folgen kan.

Vox consolantis

Sehet unser Söhnlein an.

6. *Querela lugentis*

Ein recht Hertz-erquickend wohn, Unser Sohn!
 Aber köndt es wol geschehen?
 Daß nicht würd erfrischt die Wund Alle Stund,
 Wann ich solt denselben sehen
 Schreyen nach der Mutter-Treu,
 Meine Hülff nutzt nichts darbei.

Vox consolantis

Ruff zu Gott daß Er da sey.

7. *Querela lugentis*

Wird denn Gott ein kleinen Kind So geschwind
 In der Noth mit Hülff erscheinen:
 So stell ich auch diß mein Leid Ihm an seit,
 Er wirds mit uns all wohl meinen.
 Er wird uns zu seiner Zeit
 Wider geben neue Freud.

Vox consolantis

Dorten in der Ewigkeit.

Text: *D. Jacob Friederich Rihle*Musik: *Georg Sebastian Woltz*. Vielleicht handelt es sich um den Gräflisch Kirchbergischen Kanzlei-Sekretär, vielleicht um einen Nachkommen des Heilbronner Organisten Johann Woltz (†1618).Zur Übertragung: Der Cantus II der *Vox consolans*, bzw. *consolantis* ist falsch geschlüsselt; dies wurde korrigiert.

12. In derselben Leichen-Predigt

Elenk, jammer, angst und schmerzen, Sorge, forcht, müh angst und noth,
Diese quälön fromme Herzen, Biß sich endlich findt der Todt,

Der sein schwäre pfeil auff leget Und bald den bald die erleget.

Niemand ist füm Todt befreyt, Weil Er lebt in diser Zeit.

Denn diß ist der Sünde schuld, Drum mein seel hab nur gedult.

1. Elend, jammer, angst und schmerzen, Sorge, forcht, müh, angst und noth,
Diese quälen fromme Hertzen, Biß sich endlich findt der Todt,
Der sein schwäre pfeil auffleget Und bald den bald die erleget.
Niemand ist fürm Todt befreyt, Weil Er lebt in diser Zeit.
Denn diß ist der Sünde schuld, Drum mein seel hab nur gedult.
2. Meine Seel in diesem schmerzen, Den mir Gott hat aufferlegt,
Halt ich still, er meints von hertzen Gut, ob er gleich auff mich schlägt.
Wir seind in dem Creutz nicht minder Seine hertzgeliebte Kinder,
Vatter heißt Er mit der Ruth, Vatter wann er küssen thut.
Sein Hertz gegen mir ihm bricht, Wann er mich im schmerzen sicht.
3. In der noth war mir zwar bange Nach des höchsten Gottes Trost,
Mich bedunckt es oft sehr lange, Lag in Hitz gleich auf eim roost.
Er ist aber wiederkommen, Hat sich treulich mein angenommen,
Daß meine Seele nicht verdürb Noch deß andern Todtes stürb,
Sprach: du solt dich fürchten nicht, Ich weiß wohl waß dir gebricht.
4. Deine Werck die thu ich kennen, Deine Trübsal weiß ich wol,
Die jetzunder dich berennen, Dieses dich wol trösten soll.
Sünde, Trübsal, Höllenplagen Und der Todt so dich thut nagen
Sollen weichen mit dem Hohn, Dir ich geb die Lebens-Cron.
Du im Glauben fest thu stehn, Solt auch Leib und Seel zergehn.
5. Jetzund ist mir beygeleget Diese Himmels-Ehren-Kron,
Die mein Jesus selber trägt Mir zu einem Gnaden-Lohn,
Diese wird er heut mir geben, Sterb ich gleich, thu ich doch leben.
Ob ich schon im Sarge lig, Über all mein Feinde sig,
Habe starck im Todt gekämpfft Und all meine Feind gedempfft.
6. Drum so stillt das schmerzlich weinen, Liebster Ehgemahl und Herr,
Gott der thäts mit mir gut meinen, Liebste Freund traurt nit so sehr,
Fühl ich doch kein ainig schmerzen, Dessen tröstet euch von hertzen,
Dich mein einig liebstes Kind, Küß zum Abschied ich gelind,
Thut dir schon mein Pflug entgehn, Gott an meiner statt wird stehn.

7. Gsegn euch Gott ihr Underthanen, Auch euch Diener ins gesamt,
 Einig thu ich dises ahnen, Fleissig seid in eurem Ampt,
 Meinen Ehschatz treulich meinet Und die schwäre Last ableinet,
 Daß er mög in Fried und Ruh Diß sein Leben bringen zu:
 Ade Schloß und Residenz, Ich eyl zu des Himmels-Gräntz.

Text: *Ludwig Casimir Dietzel* (1617–1686). Er war Stadt- und später auch Hofprediger in Langenburg.

Musik: *Georg Hoffmann* (gest. 1676). Er war Organist und Küchenschreiber in Langenburg; zahlreiche Kompositionen von ihm sind im dortigen Inventar von 1682/1690 verzeichnet.

13. In derselben Leichen-Predigt

Carmen lugubre

The first system of the musical score consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a common time signature (C). The lower staff is in bass clef with a common time signature (C). The music is written in a style typical of 17th-century German church music, featuring block chords and simple melodic lines. The lyrics are written in a cursive hand below the staves.

Jammer, Ekel, Angst und Schmerzen Muß ich fühlen in dem Hertzen,

The second system of the musical score consists of two staves, continuing from the first system. The notation and clefs are the same. The lyrics continue in the same cursive hand.

Ja mein Seele leidet Noth. Das machstu gräßlicher Todt,

Der du so kün und vermessen Deß erbarmens gar vergessen

Bey mir bist gefallen ein, Mich beraubt der Liebsten mein.

Carmen lugubre

Lugentis Exploratio

1. Jammer, Elend, Angst und Schmetzen Muß ich fühlen in dem Hertzen,
Ja mein Seele leidet Noth, Das machstu gräßlicher Todt,
Der du so kün und vermessen Deß erbarmens gar vergessen
Bey mir bist gefallen ein, Mich beraubt der Liebsten mein.
2. Die bey Ihr so schönen Jugend Mit Gottsforcht und wahrer Tugend
Überzuckert herrlich schön Mußt an dein Todesreyhen gehn.
Bey dir war gar kein Einsehen, Halff kein bitten oder flehen,
Wo dein gschoß war hingericht, Da war keines wanckens nicht.
3. Hast dann eben jetzund müssen Durch das liebe Hertze schießen?
Deinen so vergifften Pfeil In so gschwinder schneller eyl
Deren die mich hertzlich glibet Und mit keinem wort betrübet,
Mich dardurch gesetzt in Noth, O du grimmig bitterer Todt.
4. Könt Ich mich doch an dir rächen, Dir dein tödtend gschoß zerbrechen,
Keine Müh, gefahr noch Fleiß, Wie, wo, wann, auff welche weiß
Bey mein gantzen Lebens Jahren Weder tag noch nacht wolt sparen,
Sondern disen Todtes-Riß Dir belohnen wohl und gwiß.

Propria Consolatio

5. Aber! was soll Ich nun machen, Mich viel quälen in der sachen,
Alles doch vergeblich ist, Weil du gar zu mächtig bist.
Solt ich fangen an zu kämpffen Und vermeinen dich zu dämpffen,
Wär doch alles gar umbsonst, Schützt mich weder Stärck noch Kunst.
6. Will demnach bey solchem leben Mich nur der gedult ergeben
Und gedencken diß darbey, Daß es Gottes Wille sey,
Ob ich meine liebste Crone Und meins Hertzens höchste Wonne
Meiden muß auff diser Welt. Werden doch im Himmels-Zelt
7. Wir bey lieber Engel Schaare In dem rechten Jubel-Jahre
Sehen Gottes Herrligkeit, Hören in der Seeligkeit
Unser Kinder lieblich klingen Und von Hertzen frölich singen
Heilig, heilig unser Gott, Heilig der HERR Zebaoth.

Defunctae Reclamatio

8. Amen, amen, hertzgeliebter, Amen, amen, hertzbetrüber,
Amen, ach mein Schatz und Herr, Amen, ob Ihr gleich seid der,
Der durch mein tödtliches wallen In den Trauer-stand gefallen.
Wird doch unser Fröligkeit Völlig in der Ewigkeit.
9. Deren ich allbreit genieße Selbsten mit sing hell und süsse,
Trag auf meinem Haupt die Cron, Die ich dort gesehen schön,
Wie sie meine Kinder bunden, Hab auch meinen Sohn gefunden,
Bey den klugen Jungfräulein Meine beiden Töchterlein.
10. Und also nach meim verhoffen Einen solchen wechsel treffen,
Daß vor zeitlich Ehr dorthin Als ein Himmels-Königin
Nunmehr herrlich triumphiere, Engel-stimmig jubiliere.
Amen, liebster Herr und Sohn, Künfftig erbt Ihr gleiche Cron.

Text: *Johann Sebastian Vogelmann*. Er war Sohn des Pfarrers David Vogelmann (1544–1624), wurde Stadtschreiber in Langenburg und wird 1620 auch als Hof-trompeter in Diedeshausen (Wittgenstein) erwähnt.

Musik: *Georg Wolfgang Druckenmüller* (1628–1675). Er war als Organist Schüler von Georg Dretzel und 1649–1652 von Heinrich Scheidemann in Hamburg. 1652 wurde er Organist an St. Michael in Schwäbisch Hall.

14. Andächtiger Leich-Sermon / ... / Als deß Weiland / Frey- Reichs- Hoch-
Edelgebornen und Gestrengen Herrn / FRIDERICHS LUDWIGS / von Jano-
witz ec / ... Christlicher Leichnam / ... eingesenckt wurde / ... Stuttgart /
Gedruckt bey Johann Weyrich Rößlin ... / Anno M.DC.LXXIII.

Schau! o Stadt, und foß zu Hertzen, wie dein's Hauptes Crone ligt,
Die der Tod nach langen Schmertzen hat erlegt und obbesigt.

Schau! ich weiß du wirst vergiessen Thränen, die (wie Ströme) fliesen.

1. Schau! O Stadt, und faß zu Herten, wie dein's Hauptes Crone ligt,
Die der Tod nach langen Schmetzen hat erlegt und ob-besigt.
Schau! ich weiß du wirst vergiessen Thränen, die (wie Ströme) fliesen.
2. Kontest du zuvor nicht prangen, eh' dein Ehren-Cron und Zierd,
Deine Lust und schön Verlangen dir der dürre Tod entführt.
Aber sieh nun muß verwesen, der bißher dein Zierd gewesen.
3. Diesen Traur-Fall stets betrachte, Brackenheim, O werthe Stadt!
Und ja solchen schlecht nicht achte, der dich ietz berühret hat.
Dann dein Ehre must du sehen an des Todtes-Reyen stehen.
4. Nun O Stadt! weil ie geschehen, daß dein Cron und werthes Haupt
Über dein so langes Flehen dir der freche Tod geraubt,
Ey so bitt daß ferner schone deiner Gott vom Himmels-Throne.
5. Auch sein Zorn und Grimm laß wenden weg von uns'rer Stadt und Land,
Schütze Rath-Hauß und Regenten, Halt ob ihn sein Gnaden-Hand,
Biß wir sämtlich hingenommen Engel-gleiche Freud bekommen.

Johann Michael Schnell (gest. 1700). Er war 1670 Praeceptor in Brackenheim und wirkte 1685–1700 in Stuttgart.

15. Umständlicher / Aufsatz und Beschreibung / Wie, bey der am 8ten Februarii Anno 1681 beschehenen / Abführung / Der Weyland Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen / FR. SOPHIEN AUGUSTEN / Der wittibten Fürstin zu Anhalt ... / Zerbst, Gedruckt in der Hoff-Druckerey.

O theurer Fürsten-Geist! Was ist es, das dich von uns reißt?

O theurer, theurer Fürsten-Geist! Was ist es, das dich das dich von uns reißt? Mir

Mir deucht, dein stetes aech- tzen, Dein Seufftzen und dein läch- tzen

deucht, dein stetes aech- tzen, Dein Seufftzen und dein und dein läch- tzen. Hat

First system of musical notation. The vocal line (treble clef) begins with a half note G4, followed by quarter notes A4, B4, and C5. The piano accompaniment (bass clef) consists of chords and moving lines in the left hand.

Hat dich hinauff gezo - gen Zu Gottes Sternen-Bo - gen.

Second system of musical notation. The vocal line continues with quarter notes D5, E5, and F5. The piano accompaniment provides harmonic support.

dich hinauff gezo - gen Zu Gottes Gottes Sternen-Bo - gen.

Piano accompaniment for the first system. The left hand has fingerings 5, 6, 6, 4, 3, 6, 4, #, 4. Pedaling is indicated by a 'p' symbol.

Third system of musical notation. The vocal line starts with a half note G4, followed by quarter notes A4, B4, and C5. The piano accompaniment features chords and moving lines.

O theurer Fürsten - Geist! Was ist es, das dich von uns reist?

Fourth system of musical notation. The vocal line continues with quarter notes D5, E5, and F5. The piano accompaniment provides harmonic support.

O theurer, theurer Fürsten - Geist! Was ist es, das dich das dich von uns reist?

Piano accompaniment for the third system. The left hand has fingerings 6, 6, 5, 6, 4, 6, 4, 6, 6, 6, 4, 4. Pedaling is indicated by a 'p' symbol.

1. O theurer Fürsten-Geist!
Was ist es, das dich von uns reist?
Mir deucht, dein stetes ächtzen,
Dein Seufftzen und dein Lächtzen
Hat Dich hinauff gezogen
Zu Gottes Sternen-Bogen.
O theurer Fürsten-Geist!
Was ist es, das dich von uns reist?
2. O theurer Fürsten-Geist!
Den manche fromme Seele preist.
Dein Wohn-Hauß liegt danieder,
Die Fürstin und die Glieder,
So Dich geheget haben,
Die werden nun begraben.
O theurer Fürsten-Geist!
Den manche fromme Seele preist.
3. O theurer Fürsten-Geist!
Schau! ANHALT trauert allermeist
Umb deine große Sorge,
So alle Tag' und Morgen,
Wen Unglück angeländet,
Du treulich abgewendet,
O theurer Fürsten-Geist!
Schau! ANHALT trauert allermeist.
4. O theurer Fürsten-Geist!
Der du nun alles besser weist
Als wir allhier auff Erden:
Wie wirts mit uns noch werden?
Eh wir als Himmels-Erben
Auch einstens seelig sterben.
O theurer Fürsten-Geist!
Der du nun alles besser weist.
5. O theurer Fürsten-Geist!
Der du zum Himmel bist gereist,
Bloß deinen Gott zu loben,
Den du hier hast erhoben
Mit Psalmen und mit Weisen:
Wer kan dich gnugsam preisen?
O theurer Fürsten-Geist!
Der du zum Himmel bist gereist.
6. O theurer Fürsten-Geist!
Du hast die Kirche wohl gespeist!
Und gleich als eine Amme
Zum Preiß den Anhalts Stamme
Erhalten und begabet
Und manche Seel gelabet.
O theurer Fürsten-Geist!
Du hast die Kirche wohl gespeist!
7. O theurer Fürsten-Geist!
Dem manche Seele Danck erweist.
Die Nach-Welt wird es achten
Und erstlich recht betrachten,
Was Hollstein hat erworben.
Nichts ist mit Dir gestorben.
O theurer Fürsten-Geist!
Dem manche Seele Danck erweist.
8. O theurer Fürsten-Geist!
Die Angst mich gleichsam
niederschmeist.
Wenn ich zurück gedencke
Und mich darüber kräncke,
Daß deiner Tugend Sitten
Vom Tode sind bestritten.
O theurer Fürsten-Geist!
Die Angst mich gleichsam
niederschmeist.
9. Doch spür ich, theurer Geist!
Daß Dich dein JESUS zu sich reist.
Du hast nunmehr die Krohne
Zum Gnaden-Erb und Lohne
Durch Glaubens-Sieg erkämpffet
10. Ach hemme, theurer Geist!
Den Thränen-Bach, so niederfleust
Und deinen Stamm benetzt,
Den GOTT hat selbst gesetzt.
Kom JESU wahre Sonne,

Und alle Feind gedämpft.
Drumb sag ich, theurer Geist!
Daß Dich dein JESUS zu sich reist.

Gib SACHSEN-ANHALT
WONNE!
So lang der Fürsten-Geist
dort lebt und hier kein Bach mehr
fleust.

Bernhard Meyer. Er war Organist und Kammermusicus im Dienst der Fürstin Sophia Augusta von Anhalt.

16. In derselben Leichen-Predigt

O Weh! ach Schmerz! O welche Trauer Wunden Bethrünt mein Hertz zu dieser bösen Zeit! Wir

6 7 6 # 6 7 6 # 6 5 5 5 4 3

[67]

leben wohl in recht verkehrten Stunden, Erstirbt denn alle Lust und Fröligkeit. Wie

kan Gott eines gantzen Landes Lachen in ei- nem Augenblick zu weinen ma- chen. Wie kan Gott

in einem Augenblick zu weinen ma- chen

6 6 6 6 6 5 4 3 5 6 6 6 6 7 6 6 5 # 6

[67]

eines gantzen Landes Lachen in ei- nem Augenblick zu weinen ma- chen.

in einem Augenblick zu weinen ma- chen.

6 6 6 6 5 4 3 6 6 6 6 7 6 6 5 # #

[67]

1. O Weh! ach Schmerz! O welche Trauer-Wunden
 Bethrünt mein Hertz zu dieser bösen Zeit!
 Wir leben wohl in recht verkehrten Stunden,
 Erstirbt denn alle Lust und Fröligkeit.
 Wie kan Gott eines gantzen Landes Lachen
 In einem Augenblick zu weinen machen! Wie kan Gott ...

2. Dein Volck SOPHIA war vor wenig Tagen,
 Du theure Fürstin über Dich vergnügt;
 Daß es vom Grund des Hertzens konte sagen:
 AUGUSTA ists an der uns alles liegt.
 Jtzt aber winselt es: Wir sind verdorben,
 Warum? ach unser Mutter ist gestorben. Itzt aber ...
3. So ist SIE hin, der Außzug aller Tugend,
 Die Fürstin deutscher Redligkeit und Treu,
 Die Hertzogin des Alters und der Jugend,
 Der Spiegel ohne falsch und Heucheley,
 Die Frau von allen hochgelobten Frauen,
 Auf welcher Wort man sicher kunte bauen. Die Frau ...
4. Sie ist zwar todt, doch aber noch am Leben.
 Wie reimt sich das, todt und lebendig seyn?
 Wer wil denn Ihrem Ruhm von uns wegnehmen?
 Senckt man den Leib gleich in die Erden ein,
 So schwebt sie dennoch stets vor unsern Augen
 Und muß ihr Todt uns wie das Leben taugen. So schwebt ...
5. SIE kan ein Muster rechter Wittben heissen.
 Was eine Witbe Gott gefällig macht,
 Drauff wußte sie sich herrlich zu befeissen,
 Blieb am Gebet und flehen Tag und Nacht,
 War einsam, kunte bey den Unglücks Wellen
 Auff Gott doch ihre Hoffnung sicher stellen. War einsam ...
6. Weil sie den Ihrem Schöpffer so gefallen
 So hat er auff der liederlichen Welt
 Sie länger nicht mehr wollen lassen wallen,
 Drum eilt Er mit Ihr zu dem Himmels-Zelt.
 Die Freude, so sie nun mit andern Frommen
 Geniest ist ewig, seelig und vollkommen. Die Freude ...
7. Wer wolte SIE nun nicht hochseelig preisen,
 Die theure außerwehlte Hertzogin.
 Uns sieht man zwar mit Thränen-Brote speisen
 Und halb todt zu der Erden sincken hin,
 Daß wir Sie unsern Hertzen weggerissen
 Als einen großen Trost nun sollen missen. Daß wir ...

Johann Christian Ziegler. Er war Organist und Musikdirektor in Wittenberg
 (»Academiae Wittenbergensis Musicus«). Ihm wird – wohl irrig – die Veröffentlichung einer »Intavolatura per Violadigamba« zugeschrieben.

Katalog-Nummern der beigezogenen Leichen-Predigten im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein: 1. Nr. 38, 2. Nr. 1485, 3. und 4. Nr. 223, 5. Nr. 264, 6. und 7. Nr. 197 8. Nr. 117, 9. Nr. 26, 10. Nr. 18, 11. bis 13. Nr. 1433, 14. Nr. 149, 15. und 16. Nr. 184.

Deutschlands Liederkrone

Das Schwäbisch-Fränkische Archiv für vierstimmigen Männergesang – eine Bestandsaufnahme der beliebtesten Männerchöre in den Jahren 1842 bis 1848*

VON FRIEDHELM BRUSNIAK

Im Jahre 1817 wurde in der württembergischen Oberamtsstadt Hall ein Musikverein gegründet, der heute im *Grundbuch* des Schwäbischen Sängerbundes als ältester schwäbischer Gesangverein verzeichnet ist¹. Allerdings sind die Anfänge und die Entwicklung in den ersten Jahrzehnten noch kaum erforscht. Bereits 1939 teilte Heinrich Dietel in seinen *Beiträgen zur Frühgeschichte des Männergesanges* lediglich die Informationen des Vereins zur Hundertzennjahrfeier im Jahre 1927 mit, wo auf kurze Mitteilungen in der Oberamtsbeschreibung von 1847 und im ältesten, im Jubiläumsjahr noch vorhandenen, heute nicht mehr auffindbaren Protokollbuch der Jahre 1846–1857² sowie auf Nachrichten im *Haller Wochenblatt*, im wesentlichen Einladungen zu Proben und Konzerten, verwiesen wird³. Merkwürdigerweise wurden seither auch keine Anstrengungen mehr unternommen, nach bisher unberücksichtigt gebliebenen Quellen zur frühen Vereinsgeschichte zu forschen. Recherchen im Stadtarchiv Schwäbisch Hall, im Staatsarchiv Ludwigsburg und in einigen anderen württembergischen und bayerischen Archiven und Bibliotheken ergaben, daß noch Unterlagen vorhanden sind, aus denen neue Erkenntnisse über Aktivitäten des Vereins gewonnen werden können.

Allem Anschein nach hat der Musikverein Schwäbisch Hall in der Geschichte der süddeutschen Männer-Gesangvereinsbewegung eine bedeutendere Rolle gespielt als bisher zu vermuten war. Sowohl das bemerkenswert frühe Gründungsdatum als auch das ungewöhnlich starke Engagement der Haller Bürger für die Gesangvereinsbewegung zeigen in exemplarischer Weise, wie sich »das kulturelle Potential der süddeutschen Reichsstadt im musikalischen Bereich auch nach der Mediatisie-

* Überarbeitete, ergänzte und mit Abb. versehene Fassung des Beitrags für: *Friedhelm Brusniak und Horst Leuchtman* (Hrsgg.): *Quaestiones in musica*. Festschrift für Franz Krautwurst zum 65. Geb. Tutzing 1989, S. 49–60, wieder abgedruckt in: *Schwäbisch Hall – Wiege der deutschen Sängerbewegung*. Begleitschrift zur Ausstellung im Foyer des Rathauses 30. April–24. Mai 1992, Schwäbisch Hall 1992, S. 31–39. Die Ergebnisse einer aus bayerisch-fränkischer Perspektive erstellten Version für: *Friedhelm Brusniak*: *Das große Buch des Fränkischen Sängerbundes*, München 1991, S. 78–84, sind in der vorliegenden Fassung eingearbeitet. – Anm. der Redaktion: Wegen der grundsätzlichen Bedeutung des Beitrags schien ein Wiederabdruck gerechtfertigt.

1 *Franz Weiß* (Hrsg.), *125 Jahre Schwäbischer Sängerbund 1849 e. V.* Grundbuch und Geschichte, Stuttgart o. J., S. 15.

2 Frdl. Mitteilung von Herrn Paul Münz, Vors. des Musikvereins Schwäbisch Hall e. V., vom 25. 9. 1988.

3 Würzburg 1939, S. 103f.

rung bestimmend auswirkte⁴. Damit wird eine Beobachtung bestätigt, die Franz Krautwurst im Rahmen eines von ihm seit 1981 geleiteten Augsburgers Forschungsprojektes über die Anfänge des Laienchorwesens im 19. Jahrhundert in Bayerisch-Schwaben noch bei anderen ehemaligen freien Reichsstädten gemacht hat⁵. Die Initiativen des Musikvereins Schwäbisch Hall gewähren jedoch darüber hinaus noch Einblicke in die Art und Weise, wie sich im Vormärz unter den schwäbischen Gesangsvereinen Kommunikationsnetze bildeten und wie auf der Suche nach einem ständigen kommunikativen Mittelpunkt für die Sängerbewegung lokalpatriotische Ambitionen dem beherrschenden national-deutschen Gedanken untergeordnet wurden⁶. Nicht geringere Beachtung verdienen in diesem Zusammenhang die Bemühungen des Vereins um eine Standardisierung des Männerchorrepertoires, die wertvolle Aufschlüsse über den herrschenden musikalischen Geschmack in der Region Anfang der 1840er Jahre geben.

Als Musikdirektor des älteren Musikvereins (seit 1828) – ab 1850 gab es auch noch einen jüngeren – und als Organist an der Hauptkirche St. Michael (seit 1835) wirkte der am 13. Oktober 1802 in Schwäbisch Hall geborene Johann Carl Friedrich Seiferheld bis zu seinem Tode am 12. November 1867 als führender Musiker in seiner Heimatstadt⁷. Die Seiferheld zählten seit Generationen zu den angesehensten Bürgerfamilien in Hall. Sie waren verwandt und verschwägert u. a. mit Ludwig Amandus Bauer, Wilhelm Hauff und Friedrich Wilhelm Raiffeisen. Als bedeutendster Vertreter gilt der Haller Stättmeister Georg Friedrich Seiferheld (1613–1686)⁸. Carl Seiferheld, von Beruf Kaufmann, hatte sich bereits früh einen Namen als einer der besten Musiker in Schwäbisch Hall gemacht, als er sich 1834 um das Amt des Organisten an der Michaelskirche bewarb. In den Gutachten wird er als *sehr fertiger Clavierspieler* bezeichnet, der außerdem noch andere Instrumente beherrsche und die Kirchenmusik an der Katharinenkirche sehr

4 Franz Krautwurst: Johann Erasmus Kindermanns Beziehungen zu Augsburg, in: Musik in Bayern 33 (1986), S. 32f.

5 Ebda., S. 46f. (Anm. 20).

6 Vgl. hierzu neuerdings Dieter Düding: Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847). Bedeutung und Funktion der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung, München 1984 (= Studien zur Geschichte des 19. Jhs., Abhandlung der Forschungsabteilung des Hist. Seminars der Universität Köln), S. 180. Für Schwaben vgl. hierzu die jüngst erschienene Studie von Dieter Langewiesche: Die schwäbische Sängerbewegung in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts – ein Beitrag zur kulturellen Nationsbildung, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 52 (1993), S. 257–301.

7 Für frdl. Hilfe bei der Überprüfung der biographischen Daten Carl Seiferhelds im Familienregister (Evangel. Kirchenregister Schwäbisch Hall) danke ich Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall.

8 Vgl. Gerd Wunder: Die Familie Seiferheld, in: Der Haalquell. Blätter für Heimatkunde des Haller Landes 9 (1957), S. 33–35, und in diesem Zusammenhang von dems.: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (Forschungen aus Württembergisch Franken 16), Sigmaringen 1980 passim, sowie die immer noch benutzbare Stadtgeschichte von Wilhelm German: Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Schwäbisch Hall 1900, passim. Gerd Wunders Lebensbild von Georg Friedrich Seiferheld aus den Lebensbildern aus Schwaben und Franken 9 (1963), S. 56–68, ist nachgedruckt in: Ders.: Lebensläufe. Bauer, Bürger, Edelmann, Bd. 2 (Forschungen aus Württembergisch Franken 33), Sigmaringen 1988, S. 131–144.

gefördert habe⁹. Sofort nach seinem Amtsantritt bemühte er sich um eine Anhebung der Kirchenmusik an der Hauptkirche, wobei es ihm trotz der Trennung seiner Stelle von der des Musikdirektors im Jahre 1835 gelang, die Kirchenleitung von der Notwendigkeit einer neuen Orgel zu überzeugen, die 1837 angeschafft wurde¹⁰.

Aus einer Übersicht über die Gesangvereine im Jagstkreise aus dem Jahre 1836 geht hervor, daß in Hall drei Vereine existierten: der aus 24 Mitgliedern – ausschließlich Männern – bestehende Musikverein, der Gesang- und Instrumentalmusik pflegte, unter der Leitung von Seiferheld, der Liederkranz, der sich demnächst zur Aufführung größerer Musikwerke mit dem Musikverein verbinden wollte, mit etwa 30 Mitgliedern (Männer und Frauen, *meist aus dem Honoratioren Stand*), mit dem Oberamtsarzt Dr. Gottlob Dürr als Vorstand, und ein *Blech Instrumental Musik Verein*, dem Mitglieder der beiden örtlichen Schützenkompanien angehörten (Abb. 1)¹¹. Wie im kirchenmusikalischen Bereich läßt sich auch in der öffentlichen Musikpflege ein deutlicher Aufschwung beobachten, der 1838 in der Ausrichtung eines Liederfestes am Pfingstmontag, dem 4. Juni, gipfelte (Abb. 2)¹². Bemerkenswerter als die Veranstaltung selbst, die bewußt als eines der regional organisierten Sängerevents in die württembergische Gesangsvereinsbewegung eingeplant war, erscheinen die Liedersammlungen, die zum Liederfest und danach veröffentlicht wurden.

Unter dem Titel *Haller Liederkranz* war Ostern 1838 im Verlag der Fr. Schwend'schen Buchhandlung in Schwäbisch Hall eine 175 Titel umfassende Liedertextsammlung herausgekommen. Der Musikverein wollte die Festgäste mit einer *Auswahl der beliebtesten Gesänge aus Orpheus, Silchers Volksliedern, Liederfestgesängen u. dgl.* überraschen. Die Herausgabe wurde damit begründet, daß bei bisherigen Liederfesten die Erfahrung gemacht werden mußte, »daß die Auswahl der Lieder, welche in die herausgekommenen Liedersammlungen aufgenommen wurden, von einem zu niederen Standpunkt aus geschehen war, indem je ein Sängerkorps aus dem Neckarthale, in der Liedersammlung der Sänger aus dem Kocherthal, neben manchem willkommenen Neuen einen guten alten Bekannten ungenügend vermißte, und so umgekehrt«¹³. Die Anthologie der von der Mehrzahl der Gesangsvereine als beliebteste bezeichneten Lieder sollte dazu dienen, »bei einer beabsichtigten musikalischen Excursion keines von den vielen musikalischen und

9 StadtA Schwäbisch Hall, Evangel. Dekanatsarchiv 124 b) Kirchenmusik 1816–1881, darin: Vorlage der Gesuche um die Organistenstelle und Musikdirektors-Stelle an der Michaelskirche Hall, 7. 2. 1834.

10 Ebd., vgl. auch Evangel. Dekanatsarchiv 124 a) Cantorat 1810–1859 und 124 c) Musikpersonal 1830–1869. Musikdirektor an der Michaelskirche wurde Johann Sophonias Majer (1789–1864).

11 StAL E 175 I, Bü 1244. Vgl. auch die Angaben in den Gesangsberichten 1834, 1836 und 1838 im StadtA Schwäbisch Hall, Evangel. Dekanatsarchiv 105, sowie die Zeichnung »Singkranz in Schwäbisch Hall Anno 1836 – Direktor Seyfferheld-Organist« von Werner, Graveur in Hall, ebd., HV II/11, fol. 421. Frdl. Hinweis von Frau Herta Beutter.

12 Vgl. hierzu *Hermann Josef Dahmen: Schwaben, die Heimat der deutschen Männerchorbewegung*, in: Schwäbisch Hall 1992 (wie Anm. *), S. 15–30, bes. S. 19, 21f.

13 Haller Liederkranz, S. IVf. Das folgende Zitat S. Vf.

poetischen Schatzkästlein zurückzulassen, in denen die Lieder zerstreut niedergelegt sich befanden«.

Anscheinend fand die Publikation die erwünschte Resonanz, denn nur wenige Jahre später gab Carl Seiferheld »in Verbindung mit vielen Liederkränzen« den ersten Band des *Schwäbisch-Fränkischen Archivs für vierstimmigen Männergesang* unter dem Titel *Deutschlands Liederkrone. Eine Sammlung der beliebtesten und neuesten Gesänge für vierstimmigen Männergesang* in der Expedition des Archivs heraus. Die in Lieferungen erscheinende Notenausgabe enthielt folgenden Aufruf:

»An die Sänger!

Unsere gegenwärtige Liedersammlung hat sich zum Ziel ihres Strebens gesetzt, eine möglichst reichhaltige Auswahl vierstimmiger Lieblingslieder vieler Singvereine zu geben. Dieß ist nun durch den Beitritt von mehr als vierzig Sängergesellschaften von Württemberg und Baiern möglich geworden und wird es im Laufe der Zeit, wenn die Zweckmäßigkeit der Sammlung erst erprobt sein wird, noch in reicherm Maaße werden. Wohl dürfen wir jetzt dem schönen Gedanken Raum geben, durch fortwährenden Austausch der beliebtesten älteren, neuen und neuesten Lieder zahlreicher Vereine dem Unternehmen den Namen eines Lieder-Archivs im echten Sinne des Wortes auch für die Folge zu bewahren.

Die Vortheile, welche diese Sammlung vor vielen andern gewährt, sind zu einleuchtend, als daß noch Mehreres darüber gesagt werden dürfte.

Möge nun dieses Gemeingut der deutschen Sänger die schönsten Früchte tragen, und möge mit tausendstimmigem Rufe unsere Lösung erschallen:

»Wir sind ein fest geschloss'ner Bund«

Schwäbisch Hall, im Februar 1842.

C. Seiferheld«¹⁴.

Zwei Jahre später beschloß Seiferheld den ersten Band mit einer Widmung an die mitwirkenden Vereine, die er namentlich auführte, und mit einem im August 1844 verfaßten Nachwort, aus dem hervorgeht, daß er bereits längere Zeit vor 1842 die Idee gehegt hatte, »ein im wahren Sinne des Worts *allgemeines deutsches Liederbuch* zu liefern«. Die Nachfrage nach dieser 133 Titel umfassenden »Auswahl vierstimmiger Lieblingslieder vieler Singvereine« sei so groß gewesen, daß schon nach acht Monaten eine zweite Auflage notwendig wurde. Aus dem Vorwort zu dieser Auflage ist zu entnehmen, daß inzwischen über achtzig Sängergesellschaften aus Württemberg, Bayern und Baden dem Archiv beigetreten waren¹⁵.

¹⁴ Zitiert nach dem Exemplar der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Sign. S 109/2148 (Musiksammlung: Schöne Künste M. 8°).

¹⁵ Exemplar des StadtA Schwäbisch Hall, Sign. Alte Drucke, Seiferheld; Tenor I-Stimmbuch. – So zählten beispielsweise die noch nicht gebundenen Hefte des ersten Bandes im September 1844 zu den ersten Notenanschaffungen des ein Jahr zuvor gegründeten Liederkranzes Ilshofen. Vgl. *Karl-Heinz Wüstner: 150 Jahre Liederkranz Ilshofen*, in: *150 Jahre Liederkranz Ilshofen. Eine Vereinschronik*, Ilshofen 1993, S. 53.

Etwa gleichzeitig mit dem Band I erschien als Supplement *Der kirchliche Sänger. Sammlung beliebter religiöser Gesänge zu kirchlichen Festen, bei Trauungen, an Gräbern etc. etc.*, ebenfalls von Carl Seiferheld in der Expedition des Archivs herausgegeben, mit 43 Chorsatzen¹⁶.

Der besondere Wert des ersten Bandes und des Supplement-Bändchens des *Schwäbisch-Fränkischen Archivs* für die heutige Forschung liegt in der Angabe der Vereine bzw. der Vereinssitze, von wo der Titel gemeldet wurde. Im Gegensatz zum *Haller Liederkranz* läßt so die jeweilige Anzahl der Nennungen keinen Zweifel mehr an der tatsächlichen Beliebtheit der ausgewählten Chorsätze zu. Der Über-sicht halber beziehen sich die folgenden Angaben auf die Partiturausgaben von Band I und Supplement; Abweichungen in Stimmbuchern bleiben unberücksichtigt.

Wie aus der Karte und der dazugehörenden Auflistung der Vereinssitze mit der Anzahl der berücksichtigten Meldungen für Band I und Supplement zu ersehen ist, hat Seiferheld 62 Vereine von 52 Orten aufgenommen (Abb. 3). Deutlich ist die Konzentration um Schwäbisch Hall zu erkennen. Der Aufruf zur Mitwirkung wurde also vor allem von den benachbarten Vereinen in Württembergisch Franken befolgt. Etwa die Hälfte gehörte zum Jagstkreis, rund ein Viertel zum Neckarkreis, die übrigen zum Schwarzwaldkreis und zum Donaukreis. Sechs Vereine aus Bayern – aus Feuchtwangen, Neustadt a. d. Aisch, Pappenheim, Rothenburg o. d. Tauber, Uffenheim und Wallerstein – waren ebenfalls dem Archiv beigetreten und bildeten, abgesehen von Schönefeld bei Leipzig, das mit Rücksicht auf den aus diesem Ort stammenden späteren Haller Verleger Wilhelm Nitzschke Erwähnung fand¹⁷, die Grenze nach Norden und Osten. Aus dem Süden waren Meldungen aus Mengen und Ravensburg gekommen, aus dem Südwesten aus Freudenstadt.

Insgesamt konnten 604 Meldungen gezählt werden, 517 für Band I, 87 für das Supplement. Rund ein Sechstel kam von nichtwurttembergischen Vereinen: 92 Nennungen aus Bayern (Band I: 77; Supplement: 15) und 1 aus Schönefeld (1; 0). Zu 122 von Vereinen angegebenen Titeln im ersten Band veröffentlichte Seiferheld noch 11 Originalkompositionen, zu 42 Nummern im Supplement lediglich 1. Aus der nachstehenden Tabelle ist zu entnehmen, daß genau die Hälfte der Titel nur einmal (ein Verein bzw. Originalkompositionen) gemeldet worden war, 55 Lieder wurden zwei- bis fünfmal, 20 Chorsätze sechs- bis zehnmal und 13 elf- bis 26mal angegeben:

¹⁶ Wie Anm. 15.

¹⁷ Informationen über den Verlagsbuchhändler Johann Wilhelm Nitzschke (gest. 1866) im StadtA Schwäbisch Hall, Generalregister Personen. Vgl. auch *Hauer*: Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels in der Stadt Hall, in: WFr 6 (1862), S. 60, 63f.

Sitze der am schwäbisch-fränkischen Archiv beteiligten Vereine



Quelle: Franz Ludwig, 1988

Sitze der Vereine (heutige Schreibweise)

Sitze der Vereine (heutige Schreibweise)

Meldungen Bd. I Suppl.

Meldungen Bd. I Suppl.

1 Aalen	1	-	25 Münsingen	23	-
2 Altensteig	1	-	26 Murrhardt	5	3
3 Backnang	11	2	27 Nagold	11	-
4 Berg ¹	16	1	28 Neckarulm	13	1
5 Billingsbach	5	-	29 Neuenstadt am Kocher	11	1
6 Blaifelden	11	2	30 Neustadt a.d. Alsch	20	4
7 Bopfingen, ² Lehrverein	34	6	31 Nitzzenhausen	1	-
Bopfingen, Liederkranz	-	-	32 Oberesslingen	2	2
8 Crailsheim, Concordia	6	1	33 Oberkessach	2	-
Crailsheim, Liederkranz	22	-	34 Oberrot ³	-	1
9 Dischingen	12	-	35 Oehringen	14	2
10 Feuchtwangen	21	1	36 Oppenweiler	6	-
11 Freudenstadt, Männerchor	2	1	37 Pappenheim	4	-
12 Gaildorf ⁴	-	2	38 Ravensburg ⁶	-	-
13 Giengen, Lehrverein	4	2	39 Rohrdorf ⁷	14	1
14 Schwäbisch Gmünd	10	1	40 Rothenburg o.d. Tauber	5	6
15 Schwäbisch Hall, Lehrverein	9	9	41 Schönfeld bei Leipzig ⁸	1	-
Schwäbisch Hall, Liederallee	15	1	42 Sindringen ³	5	-
Schwäbisch Hall, Musikverein	34	13	43 St. Wendel	10	1
16 Hochberg ⁴	-	3	44 Steinbach bei Hall	4	-
17 Ingelfingen	4	-	45 Stuttgart, Urbane	20	1
18 Kirchberg a.d. Jagst	10	2	Stuttgart, Ältere Ges.	2	-
19 Kirchheim am Ries	12	2	Stuttgart, Neuere Ges.	1	-
20 Knittlingen	9	-	Stuttgart, Winzer	7	3
21 Künzelsau	13	-	Stuttgart, Vulkania	4	2
22 Langenburg	1	1	Stuttgart, Sängerkreis ³	-	2
23 Mengen	2	-	46 Sulzbach a.d. Murr	1	-
24 Möckmühl	1	-	47 Uffenheim, Liedertafel	21	3
48 Unterlochen	6	-	49 Waldenburg	9	1
49 Wallerstein	6	1	50 Wallerstein	6	1
51 Weikersheim	8	1	51 Weikersheim	8	1
52 Winnenden, Concordia	2	-	52 Winnenden, Concordia	2	-

Oberrot bei Gaildorf
 6 nur im Orsverz. Bd. I aufgeführt
 7 vermutl. Rohrdorf bei Nagold
 8 originale Schreibweise: Schönfeld, hier nicht auf der Karte eingetragen

1 nicht identifizierbar
 2 Lehrverein und Liederkranz nur im Orsverz. Bd. I getrennt aufgeführt
 3 nicht im Orsverz. Bd. I aufgeführt
 4 nicht im Orsverz. Bd. I aufgeführt; vermutl. Hochberg b. Waiblingen
 5 originale Schreibweise: Oberroth, nicht im Orsverz. Bd. I aufgeführt; vermutl.

Abb. 3 Sitze der am Schwäbisch-Fränkischen Archiv beteiligten Vereine

Meldungen (604)	Titel (176)
0 (= Originalkomp.)	12
1	76
2	20
3	14
4	11
5	10
6	5
7	4
8	3
9	4
10	4
11	1
13	3
14	1
15	1
17	1
18	1
19	1
20	1
22	1
25	1
26	1

Mit insgesamt 47 Nennungen (Band I: 34; Supplement: 13) ist der Musikverein Hall am häufigsten vertreten. Ihm folgen die beiden Vereine aus Bopfingen mit 40 Nummern (34; 6), und mit deutlichem Abstand Neustadt a. d. Aisch und Uffenheim mit jeweils 24 (20; 4 bzw. 21; 3), Münsingen mit 23 (23; 0), Crailsheim (Liederkrantz) und Feuchtwangen mit jeweils 22 (22; 0 bzw. 21; 1) sowie Stuttgart (Urbaner) mit 21 (20; 1). Die übrigen Gesangsvereine sind weniger als zwanzigmal aufgeführt, wobei auch hier Haller Vereine zur Spitzengruppe zählen: der Lehrerverein mit 18 Titeln (9; 9) und die Liedertafel (vermutlich identisch mit dem ehemaligen Liederkrantz) mit 16 (15; 1). Von den drei Vereinen aus Schwäbisch Hall waren also allein schon 81 Chorsätze vorgeschlagen worden. Zusammen mit den von Seiferheld ausgewählten Originalkompositionen ergab dies ebenfalls fast ein Sechstel der Gesamtzahl der Meldungen. Auch die Stuttgarter Vereine übten mit insgesamt 42 Angaben einen erheblichen Einfluß auf die Zusammenstellung der Repertoiresammlung aus. Das Fehlen des renommierten Stuttgarter Liederkrantzes (gegr. 1824) erinnert jedoch daran, daß sich von den 34 zwischen 1817 und 1829 gegründeten ältesten Gesangsvereinen in Württembergisch Schwaben erst 11 am Archiv beteiligt hatten¹⁸. Bekannte Chorvereinigungen aus Südwürttemberg, vor allem aus den Neckarstädten Rottenburg (Liederkrantz, gegr. 1822), Tübingen

18 Grundbuch des Schwäbischen Sängerbundes (wie Anm. 1), S. 15.

(Sängerkranz, gegr. 1828) und Esslingen (Liederkranz, gegr. 1827) und den benachbarten Sängerhochburgen Reutlingen (Liederkranz, gegr. 1827), Kirchheim u. T. (Liederkranz, gegr. 1827), Göppingen (Liederkranz, gegr. 1826) und Geislingen a. d. Steige (Liederkranz, gegr. 1827), waren ebensowenig vertreten wie mehrere andere im Osten und Norden der Landeshauptstadt gelegene ältere Vereine, darunter der angesehene Ulmer Liederkranz (gegr. 1825), der Männergesangverein Ludwigsburg (gegr. 1825), der Liederkranz Markgröningen (gegr. 1827), der Männergesangverein Bissingen (gegr. 1824) und die Cäcilia Kirchhausen bei Heilbronn (gegr. 1825). Der Beitrag bayerischer Vereine war keineswegs gering. Neustadt a. d. Aisch und Uffenheim lagen an dritter und vierter Stelle; Feuchtwangen zählt ebenfalls zur Spitzengruppe. Rothenburg ob der Tauber ist elfmal erwähnt, wobei allerdings noch fünf Originalbeiträge (4; 1) des kompositorisch rührigen Stadtorganisten Johann Gottlieb David Gackstatter (1793–1866) hinzuzuzählen sind. Wallerstein beteiligte sich immerhin mit sieben, Pappenheim mit vier Titeln. Der Beitrag der fünf bayerisch-fränkischen Vereine und des bayerisch-schwäbischen Wallerstein erscheint jedoch gewichtiger, wenn man berücksichtigt, daß von den fünf Komponisten, die insgesamt zwölf Originalbeiträge lieferten, allein drei aus Franken stammten. Neben David Gackstatter hatten Julius Grobe (1807–1877) aus Nürnberg zwei Sätze und Georg Adam Schneider (1808–1860) aus Uffenheim einen Männerchor beigesteuert. Das hohe Ansehen, das Julius Grobe bereits zu diesem Zeitpunkt auch jenseits der bayerischen Grenze genoß, erhellt aus der Tatsache, daß Seiferheld mit dem populärsten Choralsatz des Nürnberger Liederkranz-Direktors, »Alles mit Gott!« (»Mit dem Herrn fang' Alles an!«, Text von Hohlfeldt), das Supplement eröffnete. Der Satz hatte im Oktober 1833 seine Uraufführung erlebt und galt von da an als fester Repertoirebestandteil namentlich süddeutscher Gesangvereine bis ins 20. Jahrhundert hinein. Es dürfte nicht der Text allein gewesen sein, auf den die anhaltende Beliebtheit zurückzuführen ist. Auch die eingängige, aus bekannten Bausteinen zusammengesetzte Melodie und die gerade von den Lehrer-Organisten sicher als mustergültig angesehene Aussetzung scheinen wesentlich dazu beigetragen zu haben. Die Idee, den Kernsatz »Mit dem Herrn fang' Alles an!« in der Vollkadenz Tonika-Subdominante-Dominante-Tonika auszuharmonisieren, entsprach in geradezu idealer Weise der traditionellen, aus dem 18. Jahrhundert übernommenen Tonsatzlehre für evangelische Kirchenmusiker. Überhaupt war die Herausgabe des Supplement-Bändchens *Der kirchliche Sänger* deutlich auf die Bedürfnisse der Lehrer zugeschnitten. Die Nachbarschaft der drei am Archiv beteiligten Lehrervereine Hall, Bopfingen und Giengen läßt sogar auf ein bewußt angesprochenes Kontaktnetz und eine systematische Vorgehensweise des Herausgebers Carl Seiferheld schließen¹⁹. Bezeichnenderweise findet sich auch die einzige Veröffentlichung Seiferhelds selbst, ein Arrangement zu Knechts »All-

¹⁹ Möglicherweise ist auch noch St. Wendel hinzuzuzählen. – Ein Schullehrergesangverein in Hall ist bereits 1838 nachweisbar. StadtA Schwäbisch Hall, Evang. Dekanatsarchiv 116f. Frdl. Hinweis von Frau Herta Beutter.

macht Gottes« (»Kommt, kommt, den Herrn zu preisen«), in diesem Supplement (Nr. 3).

Vor diesem grob umrissenen spezifisch lokalen und regionalen sowie soziokulturellen Hintergrund ist die inhaltliche Zusammensetzung des Archivs zu würdigen. Das erklärte Ziel Seiferhelds, ein »allgemeines deutsches Liederbuch« zu schaffen, hatte die Wahl des Titels *Deutschlands Liederkrone* bestimmt. Das beherrschende Thema der Anthologie war daher erwartungsgemäß die Sängerbundesidee. Mit Mebolds »Bundeslied« (»Brüder reicht die Hand zum Bunde«, Satz von W. A. Mozart), das immerhin von 15 Vereinen vorgeschlagen worden war, wird der Band eröffnet, und der »Sängergruß« des Dichters (»Herbei, herbei, du trauer Sängerkreis«, Nr. 25, Satz von W. A. Mozart) erreichte bezeichnenderweise mit 22 Meldungen die dritthöchste Plazierung. Auf die vierte Stelle kam das zweite Stiftungslied der Stuttgarter Liedertafel, Ludwig Seegers »Die Sänger« (»Wir sind ein fest geschloss'ner Bund«) im Satz von Friedrich Silcher (Nr. 15; 20 Meldungen)²⁰. Deutlich an der Spitze lagen jedoch das Lied »Lebenslust« (»Alles, was wir lieben, lebe«) des Stuttgarter Stadtrats Friedrich Ritter (Arrang. von Krebs, Nr. 32) und Ludwig Uhlands »Schäfers Sonntagsglied« (»Das ist der Tag des Herrn«, Supplement Nr. 24) mit 26 bzw. 25 Nennungen. Das bekanntere Stiftungslied der Stuttgarter Liedertafel, Gustav Schwabs »Der Gesang« (»Wir kommen uns in dir zu baden«, Nr. 50, Satz von K. Kocher), kam immerhin noch auf den siebten Rang²¹. Standardgesänge aus der Anfangsphase der württembergischen Sängerbewegung hatten sich also einen festen Platz im Repertoire der Gesangsvereine erobert. Dieser Eindruck wird auch durch die 19 Meldungen für Schenkendorfs Freiheitslied (»Freiheit, die ich meine«, Nr. 7, Position 5) bestätigt. Die statistischen Angaben sind allerdings mit gebotener Vorsicht zu interpretieren, da Seiferheld mit Rücksicht auf das Nachdruckgesetz längst nicht alle allgemein beliebten und vermutlich auch gemeldeten Chorsätze – verwiesen sei hier beispielsweise auf die sechs Körner-Weberschen Vaterlandslieder – veröffentlichen durfte. Ob David Gackstatter und Georg Adam Schneider aus diesem Grunde vaterländische Texte namentlich von Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt wählten, muß offen bleiben.

Der zweite Band des *Schwäbisch-Fränkischen Archivs* erschien zwar 1848 ebenfalls in Schwäbisch Hall (im Verlag von Wilhelm Nitzschke, der die Fr. Schwend'sche Buchhandlung übernommen hatte) (Abb. 4), als Herausgeber fungierte jedoch nun der Würzburger Domchordirigent und Musikdirektor der Liedertafel, Friedrich Brand (1815–1882). Warum Seiferheld zurückgetreten war, läßt sich nach dem gegenwärtigen Forschungsstand nur vermuten. Seine Entscheidung mag durch das erste deutsche Sängerfest in Würzburg am 4. bis 6. August 1845, an dem auch der

20 »Rausche, Flügelschlag des Klages ...«. Erinnerungsblätter zum 125jährigen Bestehen des Stuttgarter Liederkränzes, Stuttgart o. J. (1949), S. 21.

21 Ebd.

Musikverein Schwäbisch Hall teilgenommen hatte²², mit seinen emotionalen Verbrüderungsszenen und enthusiastischen nationalen Bekenntnissen befördert worden sein. Der Festdirigent Brand schien die geeignete Persönlichkeit, den Gedanken des Archivs weiterzutragen²³. Bezeichnenderweise eröffnet der Würzburger Musikdirektor seinen 44 Titel enthaltenden Band mit Eduard Bausbacks »Festgesang zur Stiftungs-Feier« (»Festlich schmückt sich die Kamöne«, Satz von V. E. Becker).

Wohl um von vornherein von dem Eindruck des Provinzialismus abzulenken, den die Namenlisten Seiferhelds zwangsläufig erweckten, hatte Brand auf die Mitwirkung der mitwirkenden Vereine verzichtet. Damit entfiel allerdings auch die einzige Begründung für die Aufnahme von Werken dritt- und viertklassiger Komponisten, die bestenfalls lokale musikgeschichtliche Bedeutung erlangten. Außerdem wählte Friedrich Brand im Gegensatz zu Carl Seiferheld, der bewußt den Bereich Kirchenmusik separat behandelt hatte, eine Repertoiremischung, die ein klares Konzept vermissen läßt und teilweise zu kuriosen Zusammenstellungen führte. So folgen beispielsweise direkt auf Franz von Suppés Weinlied »Im Keller« (»Sehr dunkel ist's im Keller«, Nr. 7) die Vertonung des 22. Psalms (»Mein Gott, warum hast du mich verlassen?«, Nr. 8) von Friedrich Wilhelm Berner, sowie Valentin Eduard Beckers Chorsatz »Erinnerungsfeier« (»Dem Kranze, den wir uns gewunden«, Nr. 9). Von Umfang und Besetzung her aufwendige Stücke wie Schertlins »Mein Wunsch« (»Ich möchte mit dem Strome rauschen«, Nr. 19), ein Chorsatz mit eingebautem Tenorsolo und Brummstimmenbegleitung, die den Frauen gewidmeten »Liedertafelklänge« des Wertheimer Liedertafel-Direktors Philipp Lambinus in der gleichen Machart (»Verhallt sind die Gesänge«, Nr. 21) und dessen »Sängergruß« (»Wie sollen wir dich grüßen«, Nr. 34), mit Solo-Quartett, überzeugen weder textlich noch musikalisch und bestätigen eher noch den negativen Eindruck Friedrich Silchers, der sich ein Jahr nach dem Erscheinen des zweiten Bandes über die »triviale, geschmacklose Harmonisierung und Verstümmelung« seiner »Loreley« beklagte²⁴. Konnte hier anhand eines Vergleichs mit dem Original nachgewiesen werden, wo und wie der Schritt zur Liedertafel vollzogen wurde, mag das folgende Beispiel belegen, daß die Wahl einer guten Textvorlage und gründliche Harmonielehrekennnisse allein nicht die Erwartungen einer künstlerisch befriedigenden Leistung erfüllen. Als einziger, ausdrücklich so gekennzeichnete Originalbeitrag für Band II war »Der sterbende Krieger« von Friedrich Kind in der Vertonung von Georg Adam Schneider (»Noch kommt er nicht, der Tod«, Nr. 35) ausgewählt worden. Der Uffenheimer Elementarlehrer, Lehrer der

22 Vgl. Album des ersten deutschen Sängertages zu Würzburg am 4., 5. und 6. August 1845, Würzburg 1845, S. 36 (mit Seiferheld und Nitschke).

23 Zum Würzburger Sängertag s. *Brusniak* 1991 (wie Anm.*), S. 59–70. – Brand war auch ein bekannter Gitarrist. Vgl. ebd., S. 244, Anm. 125. Ein Lebensbild Friedrich Brands zeichnet *Dominik Zimmermann* in: Das Sängermuseum. Beilage zur Fränk. Sängerverzeitung 4, 1993, Nr. 3, S. 4.

24 Vgl. hierzu *Friedhelm Brusniak*: »Herr Silcher und das Volkslied«. Friedrich Silcher als Sammler, Schöpfer und Bearbeiter von Volksliedern, in: *Walter Weidmann* (Hrsg.): Symposium zu Friedrich Silchers 200. Geb. (Aus der Arbeit der Bundesakademie 7, Trossingen 1990), S. 37–41.

Vorbereitungsschule und Liedertafel-Direktor, dürfte den »größeren Gesang«, wie er sein Werk selbst bezeichnete, nicht ohne Stolz über die ehrenvolle erneute Berücksichtigung spätestens im Frühjahr 1847 abgegeben haben²⁵. Es ist müßig, Überlegungen darüber anzustellen, warum Friedrich Brand keine Originalbeiträge seiner Würzburger Kollegen Carl Ludwig Fischer und Valentin Eduard Becker aufnahm, sondern dem später sicher nicht zu Unrecht vergessenen Georg Adam Schneider den Vorzug gab. Deutlicher als bei den zweifellos geschickteren Männerchorkomponisten Fischer und Becker lassen sich hier allerdings Wertmaßstäbe zur Beurteilung künstlerischen Mittelmaßes finden: Muß bereits die Entscheidung, Kinds Monolog des sterbenden Soldaten für vierstimmigen Chor zu komponieren, als problematisch angesehen werden, offenbart die Vertonung selbst das mangelnde dramaturgische Vorstellungsvermögen des Komponisten, der weder in formaler noch struktureller Hinsicht zu überzeugen vermag²⁶.

Eine Fortsetzung erlebte das Haller Projekt nicht. Die Ereignisse von 1848/49 scheinen auch diesem idealistischen Unternehmen ein Ende bereitet zu haben. Allerdings darf angesichts der veränderten Lage des deutschen Gesangsvereinswesens nach dem Würzburger Sängerfest bezweifelt werden, ob überhaupt noch ein Interesse an dem Archiv bestand. Die Aufmerksamkeit war ganz auf die Gründung von Sängerbänden und, laut Beschluß in Würzburg, auf die Erstellung regionaler Liedersammlungen gerichtet²⁷. Carl Friedrich Seiferheld hat jedoch zwei Jahre vor seinem Tod noch erleben dürfen, daß seine Idee eines »allgemeinen deutschen Liederbuchs« durch die Herausgabe des ersten Heftes der Bundesliedersammlung des Deutschen Sängerbundes anläßlich des ersten Bundessängerfestes in Dresden 1865 verwirklicht wurde.

25 Vereinsarchiv Liederkranz 1838 Uffenheim e. V., Belege zur 8. Jahresabrechnung 1846/47, Quittung über den Erhalt von 25 Kreuzern für Portoauslagen vom 9. 3. 1847.

26 Näheres bei Brusniak 1991 (wie Anm. *), S. 84.

27 Bezeichnenderweise suchte der Verleger Nitzschke das Interesse an *Deutschlands Liederkrone* zu wecken, indem er mehrere Exemplare beim Wettsingen des Schwäbischen Sängerbundes auf dem Liederfest in Ulm 1850 als Preise stiftete. Vgl. hierzu Georg Günther: Die Vorgeschichte, Gründung und Frühzeit des Schwäbischen Sängerbundes. Eine Dokumentation von den Anfängen bis 1851 anhand der Protokollbücher des Vereins und weiterer zeitgenössischer Zeugnisse, maschr. Magisterarbeit Universität Tübingen 1989, S. 167f. – Zu Seiferhelds Rolle als Ausschußmitglied des Schwäbischen Sängerbundes vgl. Georg Gabler: Grund-Buch des Schwäbischen Sängerbundes, Stuttgart 1925, S. 6 und neuerdings Günther, a. a. O., S. 192, 194, 228.

Deutschlands Liederkrone.

Eine Sammlung der beliebtesten und neuesten Gesänge

für

vierstimmigen Männergesang.

Herausgegeben

von

Fr. Brand,

Geordrigt an der Kathedrale und Musikdirector der Liebertafel in Würzburg.



II. Band.

Partitur.

Schw. Hall.

Verlag von Wilhelm Neßfle.

Schwäbisch-Fränkisches Archiv

für

vierstimmigen Männergesang.

Herausgegeben

von

Fr. Brand,

Geordrigt an der Kathedrale und Musikdirector der Liebertafel in Würzburg.

II. Band.

Partitur.

Schw. Hall,

Verlag von Wilhelm Neßfle.

Hochmeister Gottfrieds (1297–1303) erste Urkunde – ein Nachtrag zum Hohenlohischen Urkundenbuch

VON ULRICH NIESS

Immer wieder nutzt die Deutschordensforschung das von Karl Weller herausgegebene Hohenlohische Urkundenbuch¹. Dieses für die Frühgeschichte der Hohenlohe so verdienstvolle Werk hält u. a. die wichtigsten Quellen bereit, die Aufschluß über Entstehung und Ausbau der Kommende Mergentheim geben, die untrennbar mit dem fränkischen Geschlecht verbunden ist². Der summarische Hinweis auf Mergentheim mag an dieser Stelle genügen; ergänzend sei noch vermerkt, daß die Hohenlohe bekanntlich mehrere Ordensritter stellten, die es bis zu den höchsten Ämtern im Deutschen Orden brachten. Schon in der Frühgeschichte des Ordens erlangte Heinrich von Hohenlohe die Hochmeisterwürde (1244–1249)³, sein Großneffe Gottfried, um 1264 geboren, wurde ebenfalls, und zwar am 3. Mai 1297, in Venedig zum Ordensoberhaupt gewählt, nachdem im Juli 1296 Hochmeister Konrad von Feuchtwangen in Prag verstorben war⁴. Das Hohenlohische Urkundenbuch war bemüht, sämtliche Zeugnisse über Gottfrieds unglücklich verlaufende Hochmeisterzeit zusammenzustellen⁵. Neben den wenigen Urkunden sind auch chronikalische Notizen erfaßt. Ein Zeugnis freilich, Gottfrieds erste Urkunde als Hochmeister überhaupt, noch am Tag seiner Wahl ausgestellt, fehlt darin. Die im Original erhaltene Urkunde befindet sich in Privatbesitz, und zwar im fürstlich Sayn-Wittgensteinschen Archiv zu Berleburg. Unter freundlicher Vermittlung des Westfälischen Archivamts Münster war es dem Verfasser möglich, eine sehr gute Fotovorlage zu erhalten (s. Abb.)⁶. Bislang ist das Stück nur in Regestenform für die Forschung zugänglich gewesen⁷, weshalb an dieser Stelle zunächst der lateini-

1 Karl Weller (Hrsg.): Hohenlohisches Urkundenbuch, Bd. 1 (1153–1310) und Bd. 2 (1311–1350), Stuttgart 1899/1901, ders. und Christian Belschner (Hrsgg.): Bd. 3 (1351–1375), Stuttgart 1912.

2 Vgl. (mit weiterführenden Literaturangaben) Bernhard Demel: Mergentheim – Residenz des Deutschen Ordens, in: ZWLG 34/35 (1975/76), S. 142–212; Dieter Wojtecki: Der Deutsche Orden im württembergischen Franken. Zur Entwicklung, Besitz- und Personalgeschichte der Kommenden Mergentheim, Heilbronn und Horneck im 13. Jh., in: WFr 60 (1976), S. 55–113; Alois Seiler: Der Deutsche Orden als Stadtherr im Reich. Das Beispiel Mergentheim, in: Udo Arnold (Hrsg.): Stadt und Orden (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 44), Marburg 1993, S. 155–187.

3 Vgl. Karl Weller: Geschichte des Hauses Hohenlohe. 1. Teil: Bis zum Untergang der Hohenstaufen, Stuttgart 1903, S. 110ff.

4 Näheres zur Geschichte Gottfrieds bieten Kurt Forstreuter: Gottfried von Hohenlohe, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. VI (1964), S. 665; Klaus Militzer: Der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe, in: Jubiläums-Festschrift 800 Jahre Deutscher Orden 1190–1990, Jahrbuch 1, Bad Mergentheim 1990, S. 49–57.

5 Hohenlohisches Urkundenbuch I (wie Anm. 1), Nr. 728.1–51, S. 526–545.

6 Für Auskünfte gilt mein Dank Herrn Dr. Conrad (Schreiben vom 4. 9. 92/72-Tgb.-Nr. 1200).

7 Adam Goerz (Hrsg.): Mittelrheinische Regesten oder chronologische Zusammenstellung des Quellenmaterials für die Geschichte der Territorien der beiden Regierungsbezirke Coblenz und Trier in kurzen Auszügen, Bd. IV, Koblenz 1886, Nr. 2638, S. 590.

sche Originaltext mit einer deutschen Übersetzung stehen soll. Zur besseren Orientierung ist eine Zeilenzählung vorangestellt⁸.

- | | |
|--|---|
| <p>1. <i>Generosis et nobilibus, domino Engelberto de Seyna sueque uxori domine Jute, frater Got[fridus] de Hohenloch, humilis magister hospitalis</i></p> <p>2. <i>sancte Marie Theutonicorum Jerosolimitani, cum oracionibus, quidquit potest reverencie et honoris. Exigentibus preclaris meritis vestris, vobis, necnon</i></p> <p>3. <i>Jute uxori vestre, conferimus communionem omnium bonorum operum, que per fratres ordinis nostri gracia divina dignabitur operari in effusione</i></p> <p>4. <i>sanguinis pro defensione fidei, procuracionibus infirmorum in hospitalibus, elemosinarum largicionibus, in mis-sarum celebracionibus ac aliis</i></p> <p>5. <i>oracionibus, genuflexionibus, castigacionibus sive flagellationibus ac aliis quibuslibet operibus piis atque sanctis exnunc et in evum^a. Dantes</i></p> <p>6. <i>vobis in testimonium presentam litteram cum appensione sigilli nostri. Datum anno M^o CC^o LXXXX VII^o in capitulo nostro generali in</i></p> <p>7. <i>Veneçii in invencione sancte crucis celebrato.</i></p> | <p>1. Den Ehrwürdigen und Edlen, Herrn Engelbert von Sayn und seiner Gemahlin Jutta, [entbietet] Bruder Gottfried von Hohenlohe, der demütige Meister des Spitals</p> <p>2. der Heiligen Maria der Deutschen zu Jerusalem, Reverenz und Ehre mit seinen Gebeten, soviel er es vermag. Wie es Euren hervorragenden Verdiensten entspricht, übertragen wir Euch sowie</p> <p>3. Eurer Gemahlin Jutta gemeinschaftlichen Anteil an allen guten Werken, welche durch die Brüder unseres Ordens die göttliche Gnade zu wirken geruhen wird durch Blutvergießen</p> <p>4. bei der Verteidigung des Glaubens, durch Versorgung der Kranken in den Spitälern, durch Almosenspenden, in Meßfeiern und anderen</p> <p>5. Gebeten, durch kniefällige Verehrungen, durch Kasteiungen oder Geißelungen und welche anderen frommen und heiligen Werke auch immer, von nun an bis in Ewigkeit. Zum Zeugnis geben wir</p> <p>6. Euch den gegenwärtigen Brief mit der Anhängung unseres Siegels. Gegeben im Jahre 1297 auf unserem Generalkapitel in</p> <p>7. Venedig, beim Fest der Auffindung des heiligen Kreuzes⁹.</p> |
|--|---|

a) Vorlage: *ewm*

8 Zur formalen Beschreibung: Ausfertigung Pergament, gut erhalten, diplomatische Minuskelschrift des 14. Jhs. mit relativ vielen Abkürzungen. Auf der Dorsualseite ist das schwarze Hochmeistersiegel mit der thronenden Gottesmutter und dem Jesuskind aufgedrückt. Die Umschrift ist zerdrückt; zum damaligen Hochmeistersiegel vgl. *Bernhard Schmid*: Die Siegel des Deutschen Ordens in Preußen. 2. Teil, in: *Altpreußische Forschungen* 15 (1938), S. 64 (Nr. 5); *Rainer Kahsnitz*: Siegel des Deutschen Ordens aus dem Heiligen Land und dem Reich: Das 13. Jahrhundert, in: *Der Herold* 33 (1990), S. 72 (Abb. 9).

9 Entspricht dem 3. Mai.

Der Inhalt, die Aufnahme Engelberts von Sayn und seiner Gemahlin Jutta in die Gebetsgemeinschaft des Ordens, erscheint unverdächtig. Übermäßig neue Erkenntnisse über die Amtszeit Gottfrieds verspricht er auf den ersten Blick nicht. Auffallen muß jedoch, daß Gottfried einen solch offenen Brief (*litterae patentes*) bereits am Tag seiner Wahl zum Hochmeister ausfertigen läßt, an einem Tag, an dem im Wahl- bzw. Generalkapitel gewiß ordensinterne Beratungen den Tagesablauf bestimmt haben. Zeugnisse über Teilhabe an Gebetsbrüderschaften im Deutschen Orden sind überdies selten¹⁰. Das spricht für die Reputation der Empfänger, der Saynschen Ehegatten. Was machte das mittelrheinische Geschlecht so interessant, daß ihm der Hochmeister an einem solchen Tag eine Urkunde ausstellte? Oder liefert die Urkunde gar erste Aufschlüsse darüber, welche politische Richtung das neue Ordensoberhaupt anstrebte?

Generale et nobilibus, Sicut Engelbertus de Segna iure uxoris Sicut Jutta frater Sicut de hohenslohe huic nro hospitalis
 sic car. theoton frat. cu orobis quibet pot. venenac. & heneis. Exigentes solaris nrois vris / nobis / neone
 iure uxoris vris. Sicut omniaciq. otium bonos opu que. Sicut frat. adms nri gra divina dignabit opari. in effusio
 summo p. defensione fidei pcuratibus firmas i hospitalis domonari largiatis i missari celebratis / ac dno
 nris. Sicut flexibus / catigatibus. Sicut flagelatis ac dno quibus opibus pns arge fcs. eximo & in eum. Sicut
 vris. Sicut rctonibus pntia dno cu apertioe pntis nro. Sicut Anno d. cc. Lxxxviii. i capitulo nro gual. in
 veno i moneie sic. Sicut celebrato.

1297 Mai 3. Brief des Hochmeisters Gottfried von Hohenlohe (Fürstl. Archiv Berleburg, Aufn.: Dieter Franke)

Reflektieren wir zunächst das Umfeld, in das unser Zeugnis fällt: Seit Akkon, der letzte christliche Stützpunkt im Heiligen Land, am 18. Mai 1291 von den Mamluken erobert war, trat die seit längerem schwelende Legitimationskrise der drei großen Ritterorden offen zu Tage¹¹. Insofern waren alle Ritterorden auf einflußreiche Unterstützung angewiesen, dem Orden verbundene Geschlechter wie die Sayn daher gewiß willkommen. Denn nach dem Desaster von Akkon – das Gottfried von Hohenlohe vor Ort nicht miterlebte¹² – stand eine grundlegende Neuorientierung bevor: die Ideale der Kreuzzugs idee verblaßten zusehends, auch

10 Anders als viele mönchische Korporationen, in denen, ausgehend von den bereits im Frühmittelalter sich entwickelnden Gebetsverbrüderungen, derartiges üblich war, haben die Ritterorden stärker ein Familiarenwesen aufgebaut, das bis zum Status von Halbbrüdern und Halbschwestern hinüberreichte. Die Grenzlinie zwischen einem *familiaris* und einem *semifrater* sind bisweilen recht unscharf, vgl. Gerard Müller: Die Familiaren des Deutschen Ordens (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 13), Marburg 1980.

11 Dazu zuletzt, vor allem in Hinblick auf die Templer: Helen Nicholson: Templars, Hospitallers and Teutonic Knights. Images of the Military Orders 1128–1291, Leicester, London u. New York 1993, S. 125–135.

12 Nur wenige Wochen zuvor, am 19. März 1291, begegnet Gottfried zusammen mit dem Deutschmeister im fränkischen Ort Schlauersbach (bei Heilsbronn); siehe Udo Arnold: Deutschmeister Konrad von Feuchtwang und die »preußische Partei« im Deutschen Orden am Ende des 13. und zu Beginn des

wenn viele Zeitgenossen an die Rückeroberung des Heiligen Landes glauben mochten¹³. Unternahmen die Templer und Johanniter zunächst untaugliche Versuche, im Heiligen Land wieder Fuß zu fassen, ist beim Deutschen Orden in jenen Tagen bereits auffallende Zurückhaltung beobachtbar. Die Zeichen der Zeit, so schien es, wurden dort besser erkannt. Die Wahl des neuen Hauptsitzes Venedig spricht auf den ersten Blick dafür. Aufgrund der geographischen Lage war die Lagunenstadt weder zu forcierten Anstrengungen der Ordenszentrale für den preußischen und livländischen Ordensstaat dienlich, noch konnte von hier aus eine aktive Unterstützung der Kreuzzüge an der Levanteküste geleistet werden. Damit aber spiegelt Venedig die miteinander ringenden Strömungen im Orden trefflich wider. Für die Ordensmitglieder, die für ein *passagium generale* ins Heilige Land eintraten, wie für diejenigen, die den endgültigen Umzug nach Preußen forderten, bot Venedig den akzeptablen Kompromiß. Es war nicht unbedingt Einsicht in die erforderlichen Notwendigkeiten, welche die Deutschordensbrüder leitete, vielmehr die Tatsache maßgebend, daß ein Großteil von ihnen an der Ostsee und nicht im Heiligen Land den Kampf gegen die Heiden kennengelernt hatte.

Noch am Tag seiner Wahl hatte Gottfried von Hohenlohe auch Gesetze für die Ordensbrüder erlassen, in denen die Interessengegensätze sichtbar, aber auch Konzessionen an das Kapitel zugestanden wurden¹⁴. Das Begnadigungsrecht des Hochmeisters wurde darin eingeschränkt, und, was schwerer wog, er verpflichtete sich, den Vorladungen des Kapitels stets Folge zu leisten. Bei dreimaliger Nichtbeachtung galt das Ordensoberhaupt als abgesetzt. An diesem Wahltag, am 3. Mai 1297, dürften die Erwartungen beider Gruppierungen an den neuen Hochmeister groß gewesen sein, beide wollten ihn auf ihrer Seite wissen. Vor allem den Befürwortern eines neuen Kreuzzuges ins Heilige Land mußte daran gelegen sein, daß die mediterranen Verbindungslinien nicht gekappt wurden. Gottfried ist später u. a. an der Hauptsitzfrage gescheitert. Er, der bei seiner Wahl allenfalls 35 Jahre alt war, der, aus Sicht der Ordensbrüder, einem der angesehensten Geschlechter entstammte, hat durch unkluge und ungeschickte Entscheidungen schon bald das Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, verspielt. Im Oktober 1303 erklärte er seinen Amtsverzicht, versuchte dann noch einmal, im Sommer 1304, die Hochmeisterwürde zu usurpieren, weshalb sein Name in der ordensinternen

14. Jahrhundert, in: *ders., Josef Schröder, Günther Walzik* (Hrsgg.): *Aspekte der Geschichte. Festschrift für Peter Gerrit Thielen zu seinem 65. Geburtstag*, Göttingen 1990, S. 22–42.

13 Näheres u. a. bei *Sylvia Schein*: *The West and the Crusade. Attitudes and Attempts, 1291–1312*, Cambridge (Masch. Diss.) 1979; *ders.*: *The Future regnum Hierusalem. A Chapter in Medieval State Building*, in: *Journal of Medieval History* 10 (1984), S. 95–106; *Ludwig Thier*: *Kreuzzugsbemühungen unter Papst Clemens V.* (Franziskanische Forschungen 24), Weil 1973; *Erwin Stichel*: *Der Fall von Akkon. Untersuchungen zum Abklingen des Kreuzzugsgedankens am Ende des 13. Jahrhunderts* (Geist und Werk der Zeiten. Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich 45), Bern/Frankfurt a. M. 1975.

14 Abgedruckt bei *Max Perlbach* (Bearb.): *Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften*, Halle 1890 (ND Hildesheim/New York 1975), S. 144. Zu den näheren Einzelheiten vgl. *Miltzer* (wie Anm. 4); *Ulrich Nieß*: *Hochmeister Karl von Trier (1311–1324). Stationen einer Karriere im Deutschen Orden* (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 47), Marburg 1992, S. 14ff.

Überlieferung fast einer *damnatio memorie* anheimgefallen wäre¹⁵. Zeugnisse seiner Amtszeit sind denn auch, wie schon erwähnt, dünn gesät.

Kehren wir zu unserer Urkunde zurück und fragen, welche Beziehungen die Hohenlohe mit dem Saynschen Geschlecht unterhielten, vor allem mit Blick auf den Deutschen Orden. Schon unter dem bereits erwähnten Hochmeister Heinrich von Hohenlohe, dem Großonkel Gottfrieds, läßt sich mit dem Ordensritter Eberhard von Sayn die Verbindungslinie ziehen. Im April 1249 ist Eberhard in einer Urkunde, die ihn in Palästina ausweist, als Großkomtur und Stellvertreter des Hochmeisters¹⁶ zu belegen, also als Statthalter Heinrichs von Hohenlohe. Diese Ämterwürden zeigen deutlich, daß Eberhard ein enger Vertrauter und Weggefährte des Hohenlohe gewesen ist. Wenig später wurde Eberhard, von Palästina aus, zum Deutschmeister und gleichzeitigen Hochmeisterstatthalter in Preußen und Livland berufen, allerdings in einer Phase der inneren Spaltung des Ordens, so daß offen ist, ob diese Würden noch dem letzten Willen des vermutlich 1249 verstorbenen Heinrich entsprachen¹⁷. Bleibt dies auch ungewiß, so erscheint doch ein Hinweis auf Eberhards Bruder Heinrich III., Graf von Sayn (um 1190–1247), angebracht¹⁸. Heinrich, letzter männlicher Vertreter der älteren Linie von Sayn, hat den Deutschen Orden zusammen mit seiner Frau Mechthild von Landsberg (um 1210–1291)¹⁹ durch vielfältige Schenkungen wirkungsvoll unterstützt²⁰.

Über die Person Engelberts I. von Sayn dagegen, Herr in Homburg und Vallendar (urkdl. 1287–1336), und seine Gemahlin Jutta von Isenburg (urkdl. 1297–1313)²¹ ist bislang wenig bekannt. Engelbert hatte sich ab 1292 eine harte Auseinanderset-

15 Vgl. Nieß (wie Anm. 14), S. 40–45.

16 *frere Everart de Saine, grant comandeur au jor de l'ospitau de nostre dame des Alemans et en leu de maistre*, in: Ernst Strehlke (Hrsg.): *Tabulae ordinis Theutonici*, Berlin 1869 (ND mit einem Vorwort von Hans Eberhard Mayer, Toronto 1975), Nr. 100, S. 78–81.

17 Zur Ordenskarriere von Eberhard vgl. im einzelnen Klaus Militzer: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 16), Marburg (2. erweit. Aufl.) 1981, S. 48f.; Dieter Wojtecki: Studien zur Personalgeschichte des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 3), Wiesbaden 1971, S. 12ff. u. 44f. (Anm. 230).

18 Beide, Graf Heinrich und sein Bruder, der Ordensritter Eberhard werden als Gründer der Ordensniederlassung Ramersdorf angesehen; siehe Heinrich Neu: Die Deutschordenskommende Ramersdorf. Geschichte eines rheinischen Hauses des Deutschen Ritter-Ordens, Bonn 1961, S. 16f. Zur Biographie Heinrichs besonders inspirierend Rainer Kahsnitz: in: *ders.* (Hrsg.): Die Gründer von Laach und Sayn. Fürstenbildnisse des 13. Jahrhunderts (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums), Nürnberg 1992, S. 11–17.

19 Die genauen Lebensdaten von Mechthild geben der Forschung Rätsel auf. Zur Diskussion vgl. Kahsnitz (wie Anm. 18), S. 13ff.

20 Vgl. Hans Limburg: Die Hochmeister des Deutschen Ordens und die Ballei Koblenz (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 8), Bad Godesberg 1968, S. 32 u. 37 mit Anm. 33; Hermann Müller: Graf Heinrich III. von Sayn und Gräfin Mechthild von Landsberg, in: Alexander Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Sayn (Hrsg.): Sayn. Ort und Fürstenhaus, Bendorf-Sayn 1979, S. 20ff.; Rüdiger Schmidt: Die Deutschordenskommenden Trier und Beckingen 1242–1794 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 9), Marburg 1979, S. 92–104.

21 Jutta war die Tochter von Salentin II. von Nieder-Isenburg. Aus der Ehe ist nur ein Sohn, Gottfried von Sayn (1311–1354), bekannt. Ein Stemma des Geschlechts bei Frank Baron Freytag von Loringhoven: Europäische Stammtafeln. Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten, Bd. IV, Marburg 1957, Tafel 4.

zung mit seinem Bruder Johann um Burg und Herrschaft Vallendar geliefert, bei der er die Oberhand behielt²². Die Bruderteilung am 14. April 1294 hatte letztlich die Begründung zweier Saynscher Dynastien zur Folge, die Johannes- und die Engelbertsche (später Wittgensteinsche) Linie. Erstere führten als Regenten in Sayn den Grafentitel, Engelbert und seine Nachfahren hingegen nannten sich zunächst nur *Herren/domini* von Sayn, in Homburg (ab 1315) und Vallendar. Engelbert knüpfte offenbar an die früheren Beziehungen des älteren Saynschen Hauses zum Deutschen Orden an und überließ der Kommende Koblenz umfangreiche Rechte in den Dörfern Vallendar und Mallendar, auch wenn es, um 1302, darüber vorübergehend zu Streitigkeiten kam²³. In der Grundhaltung dürfte er aber, der Familientradition verpflichtet, dem Deutschen Orden wohlwollend gegenüber gestanden, ihn bei vielfältigen Gelegenheiten gefördert haben. Ein Urenkel von Engelbert I., Graf Johann von Sayn, wird als Komtur von Thorn 1410 in der berühmten Schlacht von Tannenberg auf Deutschordensseite fallen²⁴. Inwieweit unser Zeugnis Ausdruck einer tiefen Religiosität des Ehepaares oder einer Begeisterung für die Ideen des Deutschen Ordens ist, welche Vorleistungen erbracht worden sind und ob beide vielleicht gar eine Pilgerfahrt planten, das alles bleibt uns jedoch verborgen.

Feststellbar ist, daß sich die Verhaltensweisen der Hohenlohe und der Sayn auffällig ähneln: Während das mainfränkische Geschlecht vorwiegend Mergentheim fördert, sind letztere großzügige Ordenswohlthäter gegenüber den Kommen- den Koblenz, Trier und Ramersdorf (bei Bonn)²⁵. Gewiß, die reichen Schenkungen erfolgten nicht ganz selbstlos, sondern wurden gleichzeitig zur Förderung der Karrieren der eigenen Ordensmitglieder eingesetzt. Eingedenk des interessanten Beziehungsgeflechtes zwischen den Hohenlohe und den Sayn schimmert eine ungebrochene Kontinuität durch. Die Dynastenfamilien versichern sich, auch innerhalb einer geistlichen Korporation, wechselseitiger Unterstützung. Gemeinsame religiöse wie politische Interessen, eine ähnliche soziale Herkunft (Aufsteiger-geschlechter!) verweben sich zu einem feinen Netz gegenseitiger Gefälligkeiten,

22 Vgl. *Hellmuth Gensicke*: Landesgeschichte des Westerwaldes (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau XIII), Wiesbaden 1958, S. 272ff.; *Herrmann Müller*: Die Grafen von Sayn aus dem Hause Sponheim, in: Sayn. Ort und Fürstenhaus (wie Anm. 20), S. 56f.

23 Vgl. *Johann Heinrich Hennes* (Hrsg.): Codex diplomaticus ordinis sanctae Mariae Theutonicorum. Urkundenbuch des Deutschen Ordens, Bd. 1, Mainz 1845, Nr. 355, S. 313f. (1302 Apr. 4, *actum et datum* im Ordenshaus Koblenz). Konkreter sind die Angaben bei der erneuten Bestätigung der Privilegien des Koblenzer Ordenshauses durch den Sohn Engelberts, Gottfried von Sayn. Vgl. *Alexander Graf von Hachenburg* (Hrsg.): Urkunden aus 10 Jahrhunderten. Saynsche Chronik, Bd. 2, Bremen und Hannover 1936, Nr. 50, S. 63 (1339 Juli 13, ohne Ort).

24 Zur Ämterlaufbahn Johanns, der interessanterweise auch als Ordensmitglied den Grafentitel beibehielt, siehe *Bernhart Jähnig*: Zur Stellung des Komturs von Thorn unter den Deutschordens-Gebietigern in Preußen, in: *ders.* und *Peter Letkemann* (Hrsg.): Thorn. Königin der Weichsel 1231–1981 (Beiträge zur Geschichte Westpreußens. Zeitschrift der Copernicus-Vereinigung 7), Göttingen 1981, S. 135f.; *Limburg* (wie Anm. 20), S. 57 (Anm. 141). Bereits ein Onkel Johanns und Enkel von Engelbert I. von Sayn, nämlich Gottfried (*bruder Gozhe*) von Sayn, begegnet als preußischer Ordenskonventuale 1338/40 in Christburg; vgl. *Max Hein* (Hrsg.): Preußisches Urkundenbuch, Bd. III.1 (1336–1342), Königsberg 1944 (ND Aalen 1961), Nr. 156 und 330.

25 Vgl. *Neu* (wie Anm. 18), S. 16f.; *Limburg* (wie Anm. 20), S. 37 (Anm. 33).

Wohlverhalten und Abhängigkeiten. In einer Gesellschaftsordnung, die im wesentlichen noch durch personale Bindungen und Beziehungen fundiert ist, erscheint dies normal. Daß dies allerdings auch über eine mönchische Institution wie den Deutschen Orden, der sich wenigstens in seinen Anfängen bis ins 14. Jahrhundert hinein um größtmögliche Unabhängigkeit bemühte, vonstatten gehen konnte, ist so selbstverständlich nicht.

Ist dies nun, um die Eingangsfrage zu präzisieren, nicht doch mit der Person des Hochmeisters zu erklären? Die wenigen Zeugnisse aus Gottfrieds Amtszeit weisen in eine Richtung; man gewinnt den Eindruck, daß er ordenspolitische Entscheidungen nicht allein im Kreise seiner Mitbrüder trifft. Vom Einfluß seiner Familie hat er sich nie völlig befreien können, sich vorzugsweise im Mergentheimer Raum aufgehalten. Daß er damit keiner Gruppierung im Orden gerecht wurde, liegt auf der Hand.

Schon um 1299 kommt es deswegen zum offenen Streit mit dem preußischen Zweig der Deutschritter, die ihn ermahnen, sich von weiseren und besseren Ratschlägen leiten zu lassen, konkret ihren Bitten und Empfehlungen Gehör zu schenken²⁶. Das ist mehr als ein Aufbegehren gegen vermeintliche Einflüsse von außen, es ist ein ostentativer Anspruch, sich auf die eigenen Institutionen und Regelungen zu besinnen. Als Gottfried dann 1303 schließlich zum Rücktritt genötigt wird, versucht er beim König, aber auch bei einflußreichen Grafenhäusern wie denen von Castell, Öttingen und Katzenelnbogen, für seine Wiederanerkennung zu streiten²⁷. Für die eigenen Ordensbrüder weiß er nur Briefe zu verschicken, in denen er mit einem gefälschten Hochmeistersiegel Gehorsam fordert. Und als er bereits seinen Anspruch auf die oberste Würde im Orden de facto begraben muß, urkundet Gottfried letztmalig, weiterhin den Hochmeistertitel verwendend, als Schiedsrichter in Erbschaftsstreitigkeiten bei verwandten Geschlechtern: in einer weltlichen Angelegenheit²⁸. Namen von Ordensrittern sucht man darin vergebens. Am 14. September 1309 verlegt Gottfrieds Amtsnachfolger den Hauptsitz auf die Marienburg an der Nogat, einem Nebenfluß der Weichsel. Die preußische Partei im Orden hatte endgültig obsiegt.

Ein Jahr später, am 19. Oktober 1310, starb Gottfried, wohl in Mergentheim. Bis zuletzt unterhielt er intensive Kontakte zu ordensexternen, einflußreichen Kräften. Der Kreis schließt sich gewissermaßen: am hoffnungsvollen Anfang wie am bitteren Ende, als der Orden längst andere Wege ging, stehen Zeugnisse dieser engen Liaison mit weltlichen Standesgenossen. Das Scheitern Gottfrieds dürfte hier eine seiner Wurzeln haben.

26 Vgl. *August Seraphim* (Hrsg.): Preußisches Urkundenbuch, Bd. I.2 (1256–1309), Königsberg 1909 (ND Aalen 1961), Nr. 713 (1299? Juni 26, Elbing); vgl. *Militzer* (wie Anm. 4), S. 52f.

27 Vgl. Hohenlohisches Urkundenbuch, Bd. I (wie Anm. 1), Nr. 728.45 = Preußisches Urkundenbuch, Bd. I.2 (wie Anm. 26), Nr. 820 (1304? Pfingstwoche, Venedig); zur Datierungsproblematik siehe *Nieß* (wie Anm. 14), S. 21f. mit Anm. 79.

28 Hohenlohisches Urkundenbuch, Bd. I (wie Anm. 1), Nr. 688 (1307 Juni 23) u. 690 (1307 Juli 10).

Inzest im späten 17. und im 18. Jahrhundert

Beispiele aus dem Bereich der Pfarrei Murrhardt

VON GERHARD FRITZ UND IRMGARD HEIN

1. Der Fall Pfizenmaier 1740

Im letzten Jahr stellten wir in diesem Jahrbuch die »Sozialen Ursachen des Murrhardter Stadtbrandes« und die in diesem Zusammenhang entscheidende Rolle der Murrhardter Familie Pfizenmaier dar¹. Im nachhinein sind nun an unerwarteter Stelle wichtige Akten zum Schicksal des Jacob Pfizenmaier aufgetaucht.

Wir hatten seinerzeit darauf hingewiesen, daß der 1674 in Backnang–Unterschönthal geborene Jacob Pfizenmaier 1696 nach Murrhardt eingeheiratet hatte. Seine erste Frau Elisabeth, geb. Nägelin, war 1720 gestorben. Seit dem Tod der ersten Frau war Pfizenmaier dem Alkohol verfallen. Die zweite, 1721 mit Anna Sofia Cäcilia Roth geschlossene Ehe war unglücklich und von derartigen Schwierigkeiten gekennzeichnet, daß Jacob Pfizenmaier 1736 mit dem Zuchthaus gedroht wurde. 1743, so unsere letztjährige Aussage, sei Pfizenmaier wegen Blutschande mit seiner Tochter in Backnang hingerichtet worden.

Das in den Inventuren und Teilungen des Stadtarchivs Murrhardt aufgefundene Testament Pfizenmaiers² vermag nun einige Aspekte zu Pfizenmaiers Schicksal zu präzisieren. Zunächst einmal ist Pfizenmaiers Todesjahr genauer zu fassen: Er wurde nach Aussage der neu gefundenen Quellen eindeutig 1740 hingerichtet und nicht 1743, wie die uns 1993 zur Verfügung stehenden Kirchberger und Gölshausener Kirchenbücher behaupten.

Pfizenmaier sitzt am 25. August 1740 *in peinlicher Verhaft* zu Backnang im Rathaus im *gewöhnlichen Malefiz Stübchen* ein. Er ist *an der Wand gegen des Stubenknechts Stuben hinüber angeschlossen*, d. h. angekettet, *auf dem Stroh auf dem Boden liegend, bey zwar noch gutem, richtigem Verstand und ohnmangelhaften Sinnen, jedoch aber mit sehr bekümmertem Gemüthe*. Ursache für sein bekümmertes Gemüt ist die Blutschande, die er mit seiner aus zweiter Ehe stammenden achtzehnjährigen Tochter Maria Catharina begangen hat. Die Blutschande habe er *zu etlich mahlen ... mit ihro widerhohlet*, weswegen man ihn nun zum Tode verurteilt habe. Pfizenmaier steht am 25. August 1740 nach Aussage des Testaments unmittelbar vor der Vollstreckung des Todesurteils, der er sich, *zugleich Gott und Menschen demüthig um Verzeyhung bittende, under ihme bevorstehende*

1 WFr 77 (1993), S. 351–359.

2 StadtA Murrhardt, Inventuren und Teilungen Nr. 718.

wohlverdiente Todes Straff willigst unterwerfe, nicht zweifelnd, daß Gott nach seiner unendlichen Lieb sich auch wieder über ihne erbarmen . . . werde.

In dieser Situation setzt er seine geschändete Tochter Maria Catharina zur Alleinerbin des väterlichen Erbes ein, das freilich als *wenige zeitliche Vermögensschatft* charakterisiert wird. Als Grund für diesen ungewöhnlichen Schritt gibt Pfizenmaier an, daß die fünf Kinder aus erster Ehe bereits aus dem Nachlaß der ersten Frau ein gewisses Erbe erhalten hätten. Seine einzige überlebende Tochter aus zweiter Ehe, *sey desto mehr zu bedauern. . . , als sie nicht nur von ihrer verstorbenen leiblichen Mutter, theils weil diese fast nichts zu ihme inferiret habe, theils abweilen wegen der zwischen ihnen fürgewalteten unfriedlichen und unglückseligen Ehe eine gar starcke Einbuß des Vermögens sich geäußert* und deshalb kein mütterliches Erbe erhalten habe. Außerdem habe er seine Tochter wegen seiner *abscheulichen Schandthat . . . dergestalten unglücklich gemacht. . . , daß sie ihr Lebtag vor aller Welt verachtet* sei. Deswegen sei sie sowohl an ihrem Glück als auch an ihrer Nahrung *gehindert*. Zum Ausgleich dafür setzte er sie zur Alleinerbin ein.

Pfizenmaier verwahrt sich ausdrücklich gegen die Unterstellung, er enthalte aus Rache seinen Kindern aus erster Ehe das Erbe vor, weil ihn sein Sohn *Hanß Jerg . . . dieses Lasters* (der Blutschande) *halber verrathen und in die Gefangenschaft gebracht habe*. Den Kindern aus erster Ehe will Jacob Pfizenmaier jedenfalls nur den gesetzlichen Pflichtteil zugestehen, alles andere aber an seine Tochter aus zweiter Ehe fallen lassen.

Der protokollierende Backnanger Stadtschreiber Weiser, dem dieses Testament naheliegenderweise in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich erschien, rief den Backnanger Bürgermeister Johann David Bühler und das Gerichtsmitglied Georg Friedrich Lederer als Zeugen herbei, die nach ausdrücklicher, erneuter Befragung Pfizenmaiers den Sachverhalt bestätigten.

Am 2. Dezember 1740 wird in Murrhardt das Inventar und die Realteilung über den Besitz des mittlerweile *vor einigen Wochen in Backhnang . . . mit dem Schwert von dem Leeben zum Tode* gebrachten Jacob Pfizenmaier durchgeführt³. Von den 171 fl 2 x Erbe fällt laut Testament die Hälfte an seine Tochter Catharina aus zweiter Ehe, die andere Hälfte an alle Kinder⁴ aus erster Ehe. Die Kinder aus erster Ehe geben bei der Testamentseröffnung⁵ zwar zu Protokoll, daß sie *anfänglich vermeynet, dieße testamentliche Disposition vollkommen zu verwerffen*. Schließlich hätten sie aber von rechtlichen Schritten gegen ihre Halbschwester abgesehen. Als Begründung wird zunächst der geringe Umfang des Erbes angegeben, der

3 Ebd. Es verdient Beachtung, daß Pfizenmaier enthauptet wurde. In Schwäbisch Hall ist für Blutschänder demgegenüber die Strafe des Einbrennens von Buchstaben mit glühendem Eisen überliefert (B und E für Blutschänder und Ehebrecher); vgl. *Hildegard Nordhoff-Behne: Gerichtsbarkeit und Strafrechtspflege in der Reichsstadt Schwäbisch Hall seit dem 15. Jahrhundert* (Forschungen aus Württembergisch Franken 3), Schwäbisch Hall 1971, S. 143.

4 Hans Jerg Pfizenmaier, Bürger und Schuhmacher zu Gölshausen; Christoph Jacob Pfizenmaier, Schuhmacher in Murrhardt; Anna Regina, Ehefrau des Johann Friedrich Eckhardt, Wagners zu Murrhardt; Ludwig Pfizenmaier, ledig, blind, an dessen Stelle sein Pfleger Johann Georg Nägele; Joseph Pfizenmaier, Schuhmacher in Murrhardt.

5 Wie Anm. 3.

weitere Unkosten gar nicht lohnen würde. Außerdem würde eine *längere Herumzögerung der Sache* den Beteiligten *Seelen Bekümmernuß* über das *Scandalum* bereiten.

Bemerkenswert an den neugefundenen Akten sind zunächst die Detailinformationen über den Tathergang und die Aufklärung der Tat: Der alte Pfizenmaier hatte offenbar über eine gewisse Zeit hin ein inzestuöses Verhältnis zu seiner Tochter, und es war sein Sohn aus erster Ehe, der diesen unerhörten Sachverhalt den Behörden mitteilte. Unklar ist, ob sich die Tochter ihrem auswärts lebenden Halbbruder Hans Jerg anvertraute oder ob dieser – etwa bei einem Besuch in Murrhardt – Zeuge des Delikts wurde.

Interessanter noch ist der Einblick in die Situation und ins Denken und Fühlen des alten Pfizenmaier kurz vor der Exekution. Aufschlußreich sind nicht nur die äußeren Umstände der Haft: Pfizenmaier angekettet und auf Stroh liegend. Wesentlicher scheint der Blick in seine Psyche. Es dürften wenige vergleichbare zeitgenössische Psychogramme vorliegen: Pfizenmaier war von *sehr bekümmertem Gemüthe*, d. h. er war zweifellos sowohl wegen der ungeheueren Schande als auch wegen der Angst vor der Hinrichtung tief beklommen. Was das Motiv war, seine mißbrauchte Tochter zur Alleinerbin einzusetzen, wird sich nicht mehr ermitteln lassen. Auch wenn der alte Pfizenmaier Rached Gedanken gegen seinen Sohn Hans Jerg und die andern Kinder aus erster Ehe heftig zurückweist und wenn man eine religiös motivierte Ehrlichkeit angesichts des nahen Todes in Rechnung stellt, wird man annehmen können, daß der alte Pfizenmaier keine freundlichen Gedanken gegen Hans Jerg hegte.

Die Erbschaftsregelungen geben Einblick in die Auswirkungen der Ereignisse für die Kinder Pfizenmaiers. Das Leben der mißbrauchten Tochter muß in der Tat ruiniert gewesen sein, denn Maria Catharina konnte nicht mehr im entferntesten darauf hoffen, einen Ehepartner und damit eine materielle Versorgung zu finden. Das kümmerliche Erbe von seiten ihres Vaters war nur ein unvollkommener Ausgleich für die verpfuschte Lebensperspektive.

Aber auch für die Kinder aus erster Ehe muß die Schande unerträglich gewesen sein: Alle wollten im Dezember 1740 einen möglichst raschen Abschluß der Erbstreitigkeiten und waren dabei sogar zum Verzicht bereit, um nicht mehr *Seelen Bekümmernuß* zu erleiden und sich nicht mehr täglich wegen des *Scandalums* beleidigen lassen zu müssen.

Beeindruckend ist die absolute juristische Korrektheit, mit der die Bürokratie des Jahres 1740 den letzten Willen eines Mannes zu Protokoll nahm und ausführte, der sich nach dem Verständnis der Zeit eines des abscheulichsten Verbrechens überhaupt schuldig gemacht hatte.

Der Inzestfall Pfizenmaier wirft darüberhinaus eine Frage auf, die angesichts der gegenwärtigen, insbesondere von feministischer Seite initiierten Diskussion von besonderer Bedeutung ist. Angeblich sei, so die vielgehörte These, Inzest schon immer häufiges Verbrechen von Vätern gegenüber ihren Töchtern gewesen.

Um diese Aussage beurteilen zu können, wäre es wichtig, weitere vergleichbare

historische Fälle heranzuziehen. Wir sind weit davon entfernt, hier ein abschließendes Urteil vorzulegen, wir können allerdings anhand der in den Murrhardter Akten nachweisbaren Fällen wenigstens für einen lokal umgrenzten Rahmen versuchen, die Häufigkeit von Inzestfällen zu überprüfen.

Neben dem Fall Pfizenmaier von 1740 sind vergleichbare Beispiele aus den zwischen 1690 und 1778 lückenlos vorhandenen Kirchenkonventsprotokollen⁶ nicht häufig.

2. Der Fall Rappold 1695

1695 bezichtigte den Maurer Hans Jacob Rappold seine Mutter, *alß ob er mit seiner Stiefftochter unrechte Händel treibe und in Unehren zu hallten*, eine Formulierung, die auf sexuelle Beziehungen hinweist⁷. Sowohl nach dem Verständnis des heutigen § 173 StGB als auch nach allgemeinem heutigem Sprachgebrauch liegt damit ein Inzest im eigentlichen Sinne nicht vor. Unter Inzest werden heutzutage nur sexuelle Beziehungen zwischen Blutsverwandten aufgefaßt, nicht jedoch solche zwischen verschwägerten Personen oder Stiefeltern und Stiefkindern. Immerhin zählten die Moral- und Rechtsvorstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts das vorliegende Beispiel durchaus zum Inzest im weiteren Sinne⁸. Wir nehmen deshalb den Fall Rappold mit in unsere Betrachtungen auf.

Hans Jacob Rappold wehrte sich mit einer Klage vor dem Kirchenkonvent gegen die Anschuldigung durch seine Mutter. Offenbar nahm man die Behauptung der Mutter aber gar nicht ernst, denn die Verhandlung beschränkte sich darauf festzustellen, daß die Mutter Hans Jacobs als *absonderlich* bekannt sei und setzte sich mit dem Fall nicht weiter auseinander. Weitere Verhandlungen vor dem Kirchenkonvent von 1696 und 1698 zeigen⁹, daß es innerhalb der Familie Rappold andauernd zu Streitigkeiten der übelsten Art kam, und zwar sowohl zwischen den Ehepartnern als auch zwischen dem Sohn und seiner Mutter¹⁰. Nach aller Wahrscheinlichkeit dürfte auch der vorgebliche Inzest von 1695 nichts anderes gewesen sein als ein Teil der in dieser Familie üblichen, teilweise öffentlich ausgestoßenen Beleidigungen und üblen Nachreden. Wäre der Vorwurf von 1695 auch nur durch den leisesten Verdacht erhärtet worden, hätte sich der staatliche Strafverfolgungs-

6 Evangel. PfarrA Murrhardt, Kirchenkonventsprotokolle (KKVProt.) Bd. I: 25. 8. 1690 bis 10. 12. 1762; Bd. II: 24. 2. 1763 bis 22. 5. 1778; Bd. III: 13. 2. 1807 bis 8. 12. 1823.

7 KKVProt. I, S. 6.

8 Vgl. in diesem Sinne noch *Anselm von Feuerbach*: Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Rechts. Hrsg. v. C. J. A. Mittermaier, Gießen 1847, S. 731, § 461 mit zahlreichen Beispielen über das in den Jahrhunderten zuvor praktizierte Recht.

9 KKVProt. I, S. 14, 22.

10 1696 wurden *Hannß Jacob Rappold und sein Hausfraw. . . mit ihrer Mutter vorgefordert, und ihnen ihrer fortwehrende Uneinigkeit, insonderheit aber des Sohns gegen seine Mutter Ungehorsam mit Nachdruck vorgehalten*. 1698 standen *Jacob Rappold und seine Haußfraw wegen ihres übelen Hausens* erneut vor dem Kirchenkonvent. Der Ehemann hatte seine Frau *mit harten Streichen tractirt*, worauf sie *umb Verhütung ferneren Unheils auß dem Hauß auf etliche Tag geflüchtet* war. Zu seiner Verteidigung wies Hans Jacob ausführlich auf das *liderliche Haußhalten* seiner Frau hin.

apparat mit unerbittlicher Härte in Gang gesetzt. Dies geschah nicht. Nicht einmal die grundsätzlich mißtrauischen Mitglieder des Kirchenkonvents nahmen die Sache ernst. Das dürfte der deutlichste Hinweis darauf sein, daß an dem angeblichen Inzest nicht das Geringste wahr war.

3. Der Fall Weng–Fritz 1698

Binahe gleichzeitig erhob im Jahre 1698 Jerg Weng von Fautspach vor dem Kirchenkonvent Klage gegen den ebenfalls aus Fautspach stammenden Jerg Fritz. Jerg Fritz habe behauptet, daß er – Jerg Weng – *mit seiner Schwester böse Sachen triebe*¹¹. Der hier erhobene Vorwurf sexueller Beziehungen zwischen Bruder und Schwester erwies sich als ebenso haltlose üble Nachrede wie die des Hans Jacob Rappold gegen seine Mutter drei Jahre zuvor. Jerg Fritz wurde einem Zeugen gegenübergestellt und mußte schließlich kleinlaut seine Verunglimpfungen gegen Jerg Weng zurücknehmen. Er wurde verurteilt *wegen beschehen Angriff an seiner Ehr und Namen, eine Abbitt zue thun*.

4. Der Fall Nestler–Rudler, ca. 1720/24

Substantieller ist ein Fall aus dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Hier war es zu sexuellen Beziehungen zwischen Maria, der Ehefrau von Jacob Nestler auf dem Weißgairenhöflein (abgegangen bei Murrhardt), und deren Schwiegersohn Hans Michael Rudler gekommen. Beide wurden – da es sich nur um Inzest im weiteren Sinne handelte – nicht hingerichtet, aber immerhin in Backnang *processirt und fascigirt*, d. h. ausgepeitscht und des Landes verwiesen¹². Jacob Nestler war *propter Incestus seines Weibs von seinem Höflin weggegangen*¹³. In der Fremde war Nestler dann krank geworden und kehrte schließlich wieder in seine Heimat zurück, wo er am 18. August 1724 starb. Seine Frau war zu diesem Zeitpunkt ebenso wie der Schwiegersohn bereits nicht mehr im Lande. Nestlers Erbteilung wurde erst 1727 durchgeführt. Unter den Erben war u. a. Margaretha Rudler, geb. Nestler, die bis etwa 1724 die Ehefrau Hans Michael Rudlers gewesen war. Wegen dessen nachgewiesener sexueller Beziehungen zu seiner Schwiegermutter Maria Nestler scheint Margaretha zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt versucht zu haben, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen¹⁴. Ob das württembergische Ehegericht schließlich in eine Scheidung einwilligte, ist nicht bekannt, aber durchaus vorstellbar.

11 KKVProt. I., S. 20.

12 StadtA Murrhardt, Inventuren und Teilungen Nr. 353.

13 Evangel. PfarrA Murrhardt, Totenbuch III, S. 58.

14 Die Scheidung ist erwähnt: StadtA Murrhardt, Inventuren und Teilungen Nr. 353, Realteilung der Hinterlassenschaft von Maria Nestler von 1733.

Nach dem Fall Nestler–Rudler war 1740 der oben beschriebene Fall des Jacob Pfizenmaier das nächste Beispiel für einen – diesmal in klassischer Weise durchgeführten – Inzest. Pfizenmaier muß die Phantasie seiner Zeitgenossen aufs äußerste angeregt haben. Jedenfalls wurde noch im selben Jahr erneut Klage wegen eines Inzests erhoben.

5. Der Fall Geiger–Jung 1740

Vor dem Kirchenkonvent war eine Klage der Anna Barbara Geiger gegen ihren Mann Friedrich aus Fornsbach anhängig¹⁵. Friedrich Geiger erhob gegen seine Frau schwere Anschuldigungen: Sie sei *wider sein ausdrückliches Verbott . . . über die Zeit . . . in dem Wirthshauß zu Fornsprach bey dem Tanz geblieben*. Außerdem habe sie bereits vor der Hochzeit den Schweinhirten Michael *zu sich beschieden* und sei mit diesem auch nach der Hochzeit *auf dem Heu angetroffen* worden. Außerdem, und dies war der schlimmste Vorwurf, habe auch Anna Barbaras Vater während der zweijährigen Ehe Friedrichs öfters im Bett der Anna Barbara bei dieser geschlafen.

In den Argumenten des Friedrich Geiger erscheint Anna Barbara als Paradebeispiel einer leichtfertigen und genußsüchtigen Frau, die sexuelle Beziehungen zu allen möglichen Männern einschließlich des eigenen Vaters pflegt. Tatsächlich stellte sich der Sachverhalt nach der Befragung der Anna Barbara und ihres Vaters Johannes Jung ganz anders dar. Demnach war die Ehe von Beginn an von Streit geprägt. Mit eine Ursache war die bittere Armut der Eheleute. Häufig endeten Streitigkeiten mit der Aufforderung des Ehemanns, die Ehefrau solle sich zu ihren Eltern begeben, um dort Geld zu holen. Teilweise muß die Armut so groß gewesen sein, daß das junge Ehepaar Geiger nicht einmal etwas zu essen hatte.

Als Anna Barbara eines Tages zusammen mit ihrer Mutter zu ihrem Mann zurückkehrte, kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen, bei denen dem Mann das Gesicht zerkratzt wurde. Der Mann reagierte mit Schlägen. Verschärfend auf das Verhältnis Friedrichs zu Anna Barbara wirkten völlig gestörte sexuelle Beziehungen zwischen den beiden: Schon in der Hochzeitsnacht habe nicht Friedrich im Bett seiner Frau geschlafen, sondern deren Mutter, die beiden folgenden Nächte der Vater. Zum Zeitpunkt der Verhandlung vor dem Kirchenkonvent hatte Friedrich *bey nahe 40 Wochen . . . seinem Weib nimmer ehlich beygewohnt*.

Anna Barbara gab zwar zu, daß der Schweinehirt auch nach der Hochzeit sie und ihre Schwester Margreth Hubmännin besucht hatte. Einmal sei er sogar zwischen beiden im Bett gelegen, *aber nichts Unrechts mit ihr getrieben*.

Auch Anna Barbaras Vater Johannes Jung gab zu, daß er die zweite und dritte Nacht nach der Hochzeit im Bett seiner Tochter verbracht hatte, ebenfalls viele Nächte, wenn er als Schneider in Fornsbach gearbeitet habe. Öfters habe er auch

zusammen mit dem jungen Ehepaar – ganz offenkundig, weil kein anderes Bett vorhanden war – zu dritt im Bett die Nacht verbracht. Insbesondere gab Johannes zu Protokoll: *Habe er niemals die geringste böse und sündliche Absicht alß ein 60jähriger, gebrochener Mann nicht gehabt.*

Der insgesamt durchaus dramatische Fall Geiger entpuppt sich durch die letzte Aussage Jungs im Hinblick auf Inzest als völlige Fehlanzeige: Der Schwiegersohn hatte den Schwiegervater schlicht und einfach erpreßt: *Wann er ihm nicht Geld schicke, so wolle er dergestalten schwätzen, daß er um Hab und Gut komme.*

Offenkundig war dem jungen Geiger der Ablauf der gleichzeitigen Affäre Pfizenmaier wohlbekannt. Wenn es ihm gelang, den ungeliebten Schwiegervater ebenfalls des Inzests anzuschwärzen, mußte dessen gesamter Besitz an Geiger bzw. dessen Frau fallen. Summa summarum ist also der Fall Geiger/Jung zwar ein Beispiel für eine erschreckende, aus Habsucht, bitterer Armut und sexueller Frustration entstandene innerfamiliäre Rohheit, ein Beleg für einen weiteren Inzestfall ist er nicht.

6. Der Fall Haug 1752/53

Auch nach Pfizenmaier muß man über ein Jahrzehnt lang suchen, bis wieder Hinweise auf ein vergleichbares Delikt auftauchen. 1752 und 1753 wurde der Schneider Erasmus Haug *um seiner elenden und verdorbenen Ehe willen* vor den Kirchenkonvent zitiert¹⁶. Haug schlug seine Ehefrau, gab ihr nichts zu essen, lief in die Wirtshäuser, um dort *zu sauffen, ja sogar Gottes zu trozen*. Er verteidigte seine Gewalttätigkeit mit dem Hinweis, seine Frau wolle seine Kinder aus erster Ehe nicht im Haus dulden, ja ihm werde von der Ehefrau vorgeworfen, *seine große Tochter sei eine Ehemanns Hur, ja sie hure sogar mit ihme alß dem Vatter*. Befragungen verschiedener Zeugen ergaben, daß es im Haushalt Haug auch wirtschaftlich schlimm stand. Kennzeichnend für die materiellen Verhältnisse der Familie ist, daß nach Haugs Tod seine Witwe als praktisch völlig besitzlose Bettlerin endete¹⁷. Irgendeine Substanz hatte der Inzestvorwurf gegen Erasmus Haug zweifellos nicht.

7. Der Fall Schad 1775/78

Der nächste Inzestvorwurf ist 23 Jahre jünger und scheint konkreter zu sein. 1776 war Catharina, die zweite Frau des Hafners Johannes Schad, *ihrem Mann entloffen* und erst nach einem Vierteljahr aus Lauffen zurückgekehrt. Als sie wegen ihres Ausreißens vor den Kirchenkonvent zitiert wurde, *was für eine Ursache sie*

¹⁶ KKVProt. I, S. 226f., 230.

¹⁷ StadtA Murrhardt A 269, F. 3270: Brand-Verzeichnuß der verunglückten Inwohnere... (1765): *Erasmus Haugen Wittib, Bettlerin, besitzt an Mobilien 5 fl, an Immobilien nichts.*

eigentlich fortgetrieben, gab sie zur Antwort, die Vertraulichkeit ihres Mannes mit seiner Tochter seye allzugroß, indeme der Schreiner Traub von hier ihro gesagt, daß er ihren Mann seiner Tochter Rosina (aus erster Ehe) nach ihrer Schaam habe greifen gesehen, und ihn deswegen einen Grüllengreiffer geheissen. Sie auch selbst gesehen habe, daß ihr Mann nach seiner Tochter, da sie zwischen beeden . . . im Bett gelegen, unter der Decke gegriffen habe. Auch habe sein eigener Sohn, der Melchior Schad gesagt, da sein Vater noch Wittwer gewesen, man müsse seinem Vater ein Weib geben, sonst gebe es eine Pfizenmeyers Arbeit, welches des Andreas Schwarzen von hier Eheweib bezeugen werde. . . Catharinas sich aus dem Verhalten ihres Mannes ergebende Hauptforderung war die Scheidung¹⁸.

Auch hier zeigte eine weitere Überprüfung, daß es sich um weitgehend haltlose Beschuldigungen der Ehefrau gegen ihren Mann handelte: Daß der Beklagte alles kategorisch abstritt, verwundert nicht. Aber auch herbeigerufene Zeugen relativierten die Beschuldigungen stark: Der Schreiner Traub bestritt, das Schimpfwort »Grüllengreifer« verwendet zu haben; auch habe Schad nach dem Schurz der Rosina gegriffen, woraufhin Traub ihm gesagt habe, *der Johannes Schad habe seiner Tochter dran gegriffen*. Die Zeugin Elisabeth Schwarz¹⁹, die die angebliche Aussage des Melchior Schad gegen seinen Vater bestätigen sollte, gab an, *sie habe gegen 10 Jahr kein Wort mit dem Melchior Schad gesprochen*, womit auch diese Beschuldigung in sich zusammenbrach.

Durch weiteres Befragen der klagenden Catharina Schad ergaben sich die tatsächlichen Hintergründe der Inzest-Beschuldigung: Demnach muß ein von Anfang an gestörtes Verhältnis der Catharina Schad zu ihrer Stieftochter Rosina die eigentliche Ursache der Streitigkeiten gewesen sein. Catharina wollte von ihren Scheidungsabsichten nur Abstand nehmen, wenn die Stieftochter aus dem Haus geschafft würde, *weil sie allzu gewalthätig mit ihro (Catharina) umgehe und sie über nichts Herr seyn lasse*. Johannes Schad hielt dagegen nach eigener Aussage vor allem aus wirtschaftlichen Gründen an seiner Tochter fest, *weil diese . . . ihme in seinem Handwerck so gut behüflich seye als ein Haffners-Gesell und sich noch besser auf das Glasieren verstehe als er selbst*. Ebenso machte er seiner Frau wirtschaftliches Versagen zum Vorwurf: *Sie habe hinter ihm vieles verschleiffet, sich niemals habe wollen inventiren lassen und sobald es ihro beditten, seye sie davon geloffen*. Er wolle nur mit Catharina weiter *christlich . . . hausen, wann sie anderst so hause, daß man auch den andern Tag wieder etwas zu essen habe*.

Die Episode von 1776 bildete nur einen Ausschnitt aus einer mehrjährigen Ehetragedie. Diese hatte schon 1775 begonnen, und damals war von inzestuösen Beziehungen des Vaters zu seiner Tochter noch keine Rede gewesen²⁰: Gegenseitige Vorwürfe, in der Haushaltsführung unfähig zu sein, Spannungen zwischen Stiefmutter und Stieftochter und wüste Beschimpfungen bestimmten damals das Bild.

18 KKVProt. II, S. 103.

19 Elisabeth Schwarz genöß in Murrhardt wegen *Unversöhnlichkeit gegen ihre Nachbahrn* und wegen *grogen Bezeugens* (grogen Verhaltens) keinen guten Ruf (KKVProt. I, S. 238, von 1755).

20 KKVProt. II, S. 89.

Der Mann hatte seine Frau, was er auch zugab, als *Stadt-Besen* und *Bauren-Trampel* beschimpft. Die bereits 1775 von Catharina geforderte Scheidung lehnte der Kirchenkonvent ab, weil keine erheblichen Ursachen hierfür vorhanden waren. Von 1776 bis 1778 lebten die Ehepartner getrennt, und erst 1778 gelang es, die beiden mit vielerley Vorstellungen wieder zu einer gemeinsamen Haushaltsführung zu bewegen, wobei nun gefordert wurde, daß Catharina die Meisterschaft über die Haußhaltung und insbesondere über ihre Stieftochter anvertraut werde²¹. Der weitere Verlauf der Ehe läßt sich nicht verfolgen, weil nach 1778 die Kirchenkonventsprotokolle fehlen.

Zeigen bereits die Ehestreitigkeiten von 1775 bis 1778 deutlich, daß die Inzestvorwürfe von 1776 nur ein Versuch waren, endlich die Scheidung zu erreichen, so macht ein Blick auf Vorleben und Herkunft der Catharina Schad noch mehr klar, daß ihr wenig Glaubwürdigkeit zukommt: 1743 hatte sie im Alter von 23 Jahren den Maurer Johann Melchior Hutter vom Weißgairenhöflein geheiratet²². Als dessen Frau war sie 1769 wegen einer bemerkenswerten Sache vor den Kirchenkonvent zitiert worden²³. Sie hatte den Köchen des in Murrhardt zu Besuch weilenden württembergischen Prinzen Friedrich²⁴, als diese eine Dirne zum Huren suchten, eine Murrhardterin empfohlen. Diese wehrte sich vor dem Kirchenkonvent empört, und nur die durch gegenseitige Beschuldigungen völlig undurchschaubare Beweislage führte dazu, daß Catharina ohne Strafe und nur mit einem öffentlichen Widerruf davonkam.

Daß der Umgang mit Catharina nicht grundlos schwierig war, macht auch ein Blick auf ihr Elternhaus deutlich: Die Familie Dörflinger kam dreimal, 1715, 1737 und 1739 vor den Kirchenkonvent²⁵. Jedesmal ging es um übelste gegenseitige Beschimpfungen zwischen Eltern und Kindern, ständiges gegenseitiges Verprügeln und Drohungen, das eigene Haus anzuzünden und die ganze Familie zu ermorden²⁶.

Indessen macht auch die Familie des Johannes Schad einen nicht viel intakteren Eindruck. Auch Melchior Schad, der bereits erwähnte Sohn des Johannes, führte eine völlig zerrüttete Ehe, die zwischen 1761 und 1774 den Kirchenkonvent

21 Ebd., S. 139f.

22 Evangel. PfarrA Murrhardt, Taufbuch III, S. 69; 31. 12. 1720: Maria Catharina, Tochter des Hans Paulus Dörflinger, Beck, und seiner Frau Euphrosina Catharine; ebd., Ehebuch III, S. 48 die Eheschließung vom 14. 5. 1743.

23 KKVPot. I, S. 258.

24 Es handelt sich um den späteren Herzog Friedrich Eugen. Dieser hielt sich Ende November/Anfang Dezember bei Prälat Oetinger in Murrhardt auf. Vgl. J. Roessle (Hrsg.): Friedrich Christoph Oetinger. Selbstbiographie. Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten (Zeugnisse der Schwabenväter 1), Metzingen 1961, S. 98f.

25 KKVPot. I, S. 105, 172f., 177.

26 Euphrosina Dörflinger wurde beispielsweise 1715 von ihrem Mann in schwangerem Zustand verprügelt und bedroht, wenn sie wieder »nur« ein Mädchen gebäre, wolle er dieses umbringen. 1739 wurden Euphrosina und ihre Tochter Rosina von ihrem Sohn bzw. Bruder Friedrich mit einem Stecken verprügelt und bedroht, er wolle sie totschießen und das Haus anzünden. 1739 titulierte ebendiese Rosina Ihre Mutter als *Alter Wolf, wüster Wanst, unnütze Schleiferin – warum verreckst nicht?* Außerdem wurde die Mutter von der Tochter verprügelt und unter die Bank geworfen.

beschäftigte²⁷ und nach Beschimpfungen, Schlägen, Vorwürfen des Ehebruchs und Morddrohungen 1769 in einer offiziell nicht gebilligten, zweijährigen Trennung endete. Die obrigkeitlich angeordnete »Versöhnung« von 1771 änderte nichts an den zerrütteten Verhältnissen.

8. Fazit

8.1 Inzestvorwürfe und ihr soziales Umfeld

Fassen wir zusammen: In den Jahren 1690 bis 1778 tauchen in den Murrhardter Quellen siebenmal Fälle auf, in denen von inzestuösen Tatbeständen die Rede ist. Vollendeter Inzest im heutigen juristischen Sinne kam nur einmal vor – 1740 im Fall Pfizenmaier. Einmal handelte es sich um eine sexuelle Beziehung zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, ein zwar ebenfalls bizarrer Tatbestand, der aber nach heutigem Verständnis nicht zum Inzest zu zählen ist. Viermal erwiesen sich die Beschuldigungen, es habe Inzest vorgelegen, als unhaltbare, bloße Denunziationen, wobei ein Fall sogar eine klassische Nachahmungstat war. Auch der Fall Schad von 1776 dürfte – trotz der etwas unklaren Aussage des Schreiners Traub – kaum eine inzestuöse Komponente gehabt haben.

Bemerkenswert ist, daß tatsächlicher oder angeblicher Inzest fast immer bei Personen der untersten sozialen Schichten auftaucht²⁸, in Familien, in denen schlimmster häuslicher Unfriede, dürftigste materielle Verhältnisse bis hin zu bitterer Armut und sexuelle Frustrationen zu Hause waren. Das kleine, elende Weißgairenhöflein – das offenbar nicht ohne Grund eingegangen ist – war offenbar über Generationen hinweg ein Zentrum schreiender Armut und – eng damit verbunden – katastrophaler familiärer Verhältnisse, in denen immer wieder die absonderlichsten sexuellen Verhältnisse und Vorwürfe festzustellen waren.

Auffällig ist auch, daß die Inzestvorwürfe fast immer in einer spezifischen Familienkonstellation vorkamen: Die Männer hatten ein zweites Mal geheiratet, und es war von Beginn an zu schweren Streitigkeiten zwischen der zweiten Ehefrau und den Kindern des Mannes aus erster Ehe gekommen. In ihrem Bestreben, die Stiefkinder aus dem Haus zu bekommen oder den verhaßten Ehemann loszuwerden bzw. sich scheiden zu lassen, griff die zweite Ehefrau öfters auch zum Inzestvorwurf.

27 KKVPot. I, S. 158, II, S. 20f., 40, 65ff., 74f.

28 Eine Ausnahme ist möglicherweise der Fall Weng-Fritz; bei dem es sich um eine bloße gegenseitige jugendliche Beschimpfung zu handeln scheint. Über die familiären und materiellen Verhältnisse ist hier nichts weiter bekannt.

8.2 Das Problem der Dunkelziffer

Inzest im Zusammenhang mit bürgerlicher Normalität ist im späten 17. und im 18. Jahrhundert in Murrhardt kein Thema. Natürlich stellt sich bei Blutschanddelikten die Frage nach der Dunkelziffer. Indessen gerät man hier auf das Feld völliger Spekulation. Bereits für das 20. Jahrhundert bezweifelt man die vielfach angenommene, hohe Dunkelziffer beim Inzest unter dem Hinweis darauf, daß die Feministinnen nachprüfbar Fakten nicht vorlegen konnten, sondern daß »emotionale Betroffenheit« die tatsächlichen Zahlen hochmanipuliere²⁹.

Für weiter zurückliegende Zeiten ist das Problem, den Inzest zu quantifizieren, naturgemäß nicht kleiner. Im Falle der württembergischen Kirchenkonventsprotokolle, die unsere Hauptquelle waren, sind allerdings einige grundsätzliche Überlegungen möglich: Die Kirchenkonventsprotokolle ermöglichen einen tiefen Einblick ins Privatleben der in sich geschlossenen württembergischen Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts. In einer solchen Gesellschaft, in der eine nach heutigen Maßstäben kaum vorstellbar enge soziale Kontrolle vorhanden war, ist es schlechterdings kaum möglich, daß ein Delikt wie der Inzest nicht öffentlich wurde. Der Kirchenkonvent erfuhr praktisch jedes Delikt am Ort, ja er war berühmt und geradezu berüchtigt dafür, bereits auf Gerüchte und Denunziationen hin aktiv zu werden. Das galt schon bei kleinen Vergehen. Sollte man irgendwo etwas von Blutschande gemunkelt haben, reagierte der Kirchenkonvent zweifellos noch empfindlicher. Wenn sich angesichts dieses Tatbestandes im Laufe eines Jahrhunderts trotzdem kaum substantielle Inzestfälle nachweisen lassen, ja wenn in unserem Untersuchungszeitraum letztlich nur ein einziger vollendeter Inzestfall nach heutigem Verständnis belegbar ist, dann deutet alles daraufhin, daß Inzest keineswegs die Regel war, sondern die seltene und als empörend empfundene Ausnahme. Mit Material aus anderen Orten wird unser Befund zu überprüfen sein.

29 Vgl. *Katharina Rutschky*: Erregte Aufklärung. Kindesmißbrauch. Fakten und Fiktionen, Hamburg 1992. Stellungnahmen anderer Fachleute auch: Gehütetes Geheimnis, in: *Der Spiegel* 46 (1992), Nr. 48, S. 294 f.

Frühneuzeitliche Glasfunde aus dem Mainhardter Wald und dem Lautertal

VON SVEVA GAI UND HANS-DIETER BIENERT

Die ehemaligen Standorte der Glashütten, die zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert im Mainhardter Wald und im Lautertal bestanden haben, lassen sich heute lediglich unter Schwierigkeiten lokalisieren, so daß oft nur Zufallsfunde oder Bauarbeiten neue Aufschlüsse ermöglichen¹. Aus diesem Grund sind Baubeobachtungen in Ortschaften, wo Glashütten standen ebenso wichtig wie Oberflächenbegehungen im nicht überbauten Gelände. Erste Anhaltspunkte auf die früheren Standorte können Flurnamen geben². Von besonderem Interesse für die Glashüttenforschung sind dabei Funde, die Aufschluß über das an der jeweiligen Hütte produzierte Formenspektrum geben können.

Der vorliegende Aufsatz möchte Glasfunde aus dem Mainhardter Wald und dem Lautertal vorstellen, die sich in drei Privatsammlungen befinden³. Alle Funde stammen von Oberflächenbegehungen oder aus Baugruben⁴ und lassen sich den ehemaligen Glashütten Finsterrot, Stangenbach, Altlautern, Neulautern, Neuhütten, Altfürstenhütte und Liemannsklinge zuordnen. Schwierigkeiten bei der genauen Lokalisierung ergeben sich allerdings bei den Funden der »Sammlung Zitzmann«. Auf diese Funde ist bereits in der lokalen Presse aufmerksam gemacht worden⁵. Eine erste wissenschaftliche Publikation erfuhren einige Stücke durch Karl Greiner, der sie in seinen Studien über die Glasproduktion in Württemberg exemplarisch für das Fundspektrum dieser Regionen präsentierte⁶. Zu den Fund-

1 Der Historische Verein für Württembergisch Franken hat sich seit 1991 diesem Problem angenommen und einen neuen Arbeitskreis gegründet, der sich mit der Erforschung der Geschichte der Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald beschäftigt.

2 Vgl. hierzu die Ausführungen bei H.-D. Bienert, S. Gai, G. G. Reinhold und D. B. Seegis: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Glasproduktion im Schwäbischen Wald. Die Glashütten im Fischbachtal und bei Liemannsklinge, in: WFr 76 (1992), S. 123.

3 Es handelt sich dabei um die Sammlung Hasenmayer (Neulautern), die Sammlung Michel (Löwenstein) und die Sammlung Zitzmann (Neuhütten), die sich heute – zumindest teilweise – im Rathaus der Gemeinde Wüstenrot befindet. Den Besitzern der einzelnen Sammlungen sei an dieser Stelle für ihre Kooperation besonders gedankt.

4 Gerade bei Bauvorhaben ist die Archäologie besonders auf die Beobachtung und Mitarbeit der Bevölkerung angewiesen. Oftmals werden wichtige Befunde durch Unachtsamkeit zerstört. Aus diesem Grunde sollten beim Auftauchen von Bodenbefunden immer die lokalen Behörden bzw. das Stuttgarter Landesdenkmalamt informiert werden. Grabungen auf eigene Faust sind nicht gestattet und zerstören häufig mehr, als sie zu retten vermögen. So sollte immer eine fachgerechte Bergung von Bodenbefunden ermöglicht werden.

5 Vgl. E. Pastor: Glas – Bernstein aus dem Wald, in: Hohenloher Leben 1 (1978), S. 6–7.

6 Vgl. K. Greiner: Die Glashütten in Württemberg, Wiesbaden 1971, Taf. 10, Abb. 23, 24. Es handelt sich dabei um die Funde, die in der vorliegenden Arbeit als Abb. 2, Nr. 2–4 und Abb. 6 vorgestellt werden.

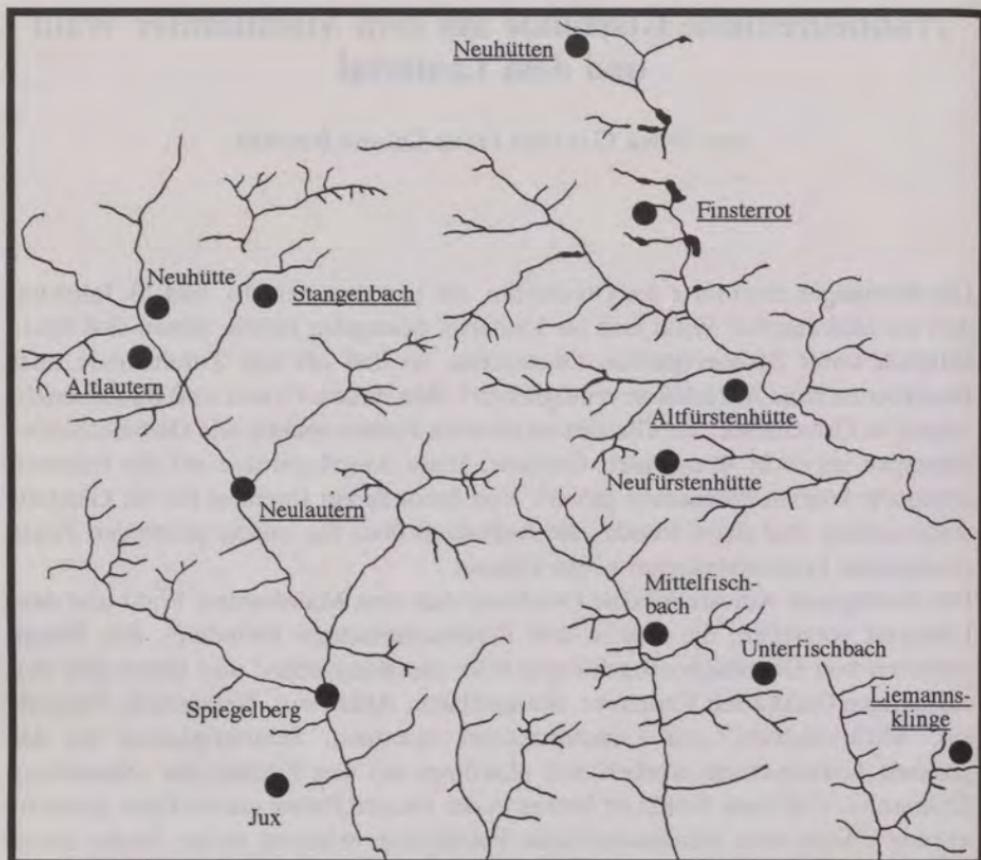


Abb. 1 Übersicht über die Glashütten im Mainhardter Wald und im Lautertal. Die unterstrichenen Ortsnamen kennzeichnen die im Text genannten Fundorte.

umständen hat er nur »Bodenfund bei der Hütte Finsterrot« vermerkt⁷. Über die Geschichte der Glasproduktion bei Finsterrot (Abb. 1) liegen bisher nur sehr geringe Informationen vor.

Es läßt sich vor allem nicht näher bestimmen, wo die Glasproduktionsstätten lagen. Südöstlich der Ortschaft weisen die Flurnamen »Glaswald« und »Glas-klinge« auf einen möglichen Standort hin⁸. Unmittelbar westlich dieser Fluren trägt ein Wiesenstück den Namen »Aschenbühl«, was ebenfalls auf eine Glasproduktion hinweisen könnte. Greiner vermutet, daß um die Mitte des 16. Jahr-

⁷ Vgl. Greiner (wie Anm. 6), S. 67.

⁸ Siehe Meßtischblatt 1:25000 Nr. 6923 Sulzbach a. d. Murr. Vgl. auch Angaben in: *Gemeindeverwaltung Wüstenrot* (Hrsg.): *Wüstenroter Heimatbuch*, Wüstenrot 1979, S. 11.

hundreds bei oder in Finsterrot zwei Glashütten bestanden haben könnten⁹. Er stützt seine Annahme auf einen Eintrag im Neuenstadter Forstlagerbuch von 1556, wo vermerkt ist, daß Ulrich Greiner ein *Seelein* in der Nähe von zwei Glashütten besaß¹⁰.

Erste Bodenfunde wurden in Finsterrot 1935 beim Bau eines Stall- und Scheunengebäudes auf dem Gelände des heutigen Anwesens Dietrich gemacht¹¹. Im Aushub einer Güllengrube kamen damals »einige hübsche Glasnäpfchen«, Glasfragmente und Produktionsrückstände zutage. Im Rahmen von Bodenarbeiten für die Ortskanalisation wurden 1963 wiederum nahe dem Anwesen Dietrich weitere Funde gemacht¹².

Eine typologische Betrachtung der Funde aus Finsterrot zeigt, daß hier typische Formen der Waldglasproduktion des 16. Jahrhunderts vorliegen: Der optisch geblasene Kreuzrippenbecher ist durch zwei Bodenstücke repräsentiert (Abb. 2, Nr. 2, 3; Abb. 6). Das erste Fragment stellt die konische »Standardform« dar, das zweite den kleinen Becher mit geschwungener Wandung und feinem Kreuzrippendekor¹³. Die dünne Wandung und das regelmäßige, feine Kreuzrippenmuster sprechen für eine relativ qualitätsvolle Produktion. Die mäßig konisch eingestochenen Böden stellen ein Merkmal dar, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts auftrat, denn in der Zeit nach 1500 wurde der hohe, fingerartige Einstich aufgegeben und durch einen konischen, weniger tief eingestochenen Boden ersetzt¹⁴.

9 Vgl. Greiner (wie Anm. 6), S. 8.

10 Die archivalische Aufarbeitung der Geschichte dieser bei Finsterrot gelegenen Hütten steht noch aus.

11 Vgl. Wüstenroter Heimatbuch (wie Anm. 8), S. 11.

12 Vgl. Wüstenroter Heimatbuch (wie Anm. 8), S. 11.

13 Beide Formen sind sehr häufig in Fundkomplexen im Rhein-Main-Gebiet anzutreffen und werden an den Anfang des 16. Jh. datiert. Vgl. u. a. Funde aus Heidelberg [C. Prohaska: Heimische und fremde Glasformen im Fundgut des Heidelberger Kornmarktes, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3 (1989), S. 138–144, S. 139 Abb. 1–2; C. Prohaska: Der Heidelberger Glasfund, in: Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses, Ausstellungskatalog, Heidelberg 1992, S. 82–97, Abb. 92], aus Pforzheim [Dietrich Lutz: Die Funde aus zwei Fäkalienruben beim Marktplatz in Pforzheim, in: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 8 (1983), S. 215ff., S. 221 Abb. 5/16–19 u. S. 244 Abb. 20], aus Crailsheim [Günter Stachel: Funde aus einer spätmittelalterlichen Kloake im Kernbereich der Altstadt Crailsheim, in: WFr 73 (1989), S. 99–123, S. 115 Abb. 6] und aus weiteren Produktionsorten [W. Lang: Spätmittelalterliche Glashütte im Nasachtal, Gemeinde Uhingen, Kr. Göppingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1985, Stuttgart 1986, S. 264–266, Abb. 236; S. Gai und B. Scholkmann: Eine Glashütte des Klosters Bebenhausen im Schönbuch, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, Stuttgart 1993, S. 387–393, Abb. 283]. Zahlreiche Exemplare fanden als Reliquiengläser Verwendung und befinden sich in den Glasbeständen der Diözesanmuseen: W. Bremen: Die Reliquiengläser des Diözesanmuseums Rottenburg a. Neckar, Rottenburg a. Neckar 1967; S. Gai: Die Verwendung von Glasgefäßen für die Aufbewahrung von Reliquien. Die Glassammlung des Diözesanmuseums Rottenburg am Neckar, in: Annales du 12^e Congrès de l'Association Internationale pour l'Histoire du Verre, Wien 1991 (1993), S. 385–395. Insbesondere für den Becher mit geschwungener Form vgl. zwei Reliquiengläser aus dem Bestand des St.-Petri-Dommuseums Fritzlar (E. Baumgartner und I. Krueger: Phönix aus Sand und Asche. Ausstellungskatalog, Bonn und Basel 1988, S. 375 Nr. 463).

14 Vgl. diesbezüglich Funde aus dem Elsaß, die stratigraphisch datiert werden können und ausführlich vorgestellt wurden: M. D. Waton: Straßburg-Istra: Verrerie des XIV^e–XV^e s. et verrerie du XVI^e s. in: Verrerie de l'Est de la France. XIII^e–XVIII^e siècle. Fabrication. Consommation, Dijon 1990, S. 17–74, S. 24 u. S. 35 Fig. 9, S. 67 Fig. 13. Vgl. auch Prohaska 1992 (wie Anm. 13), S. 85.

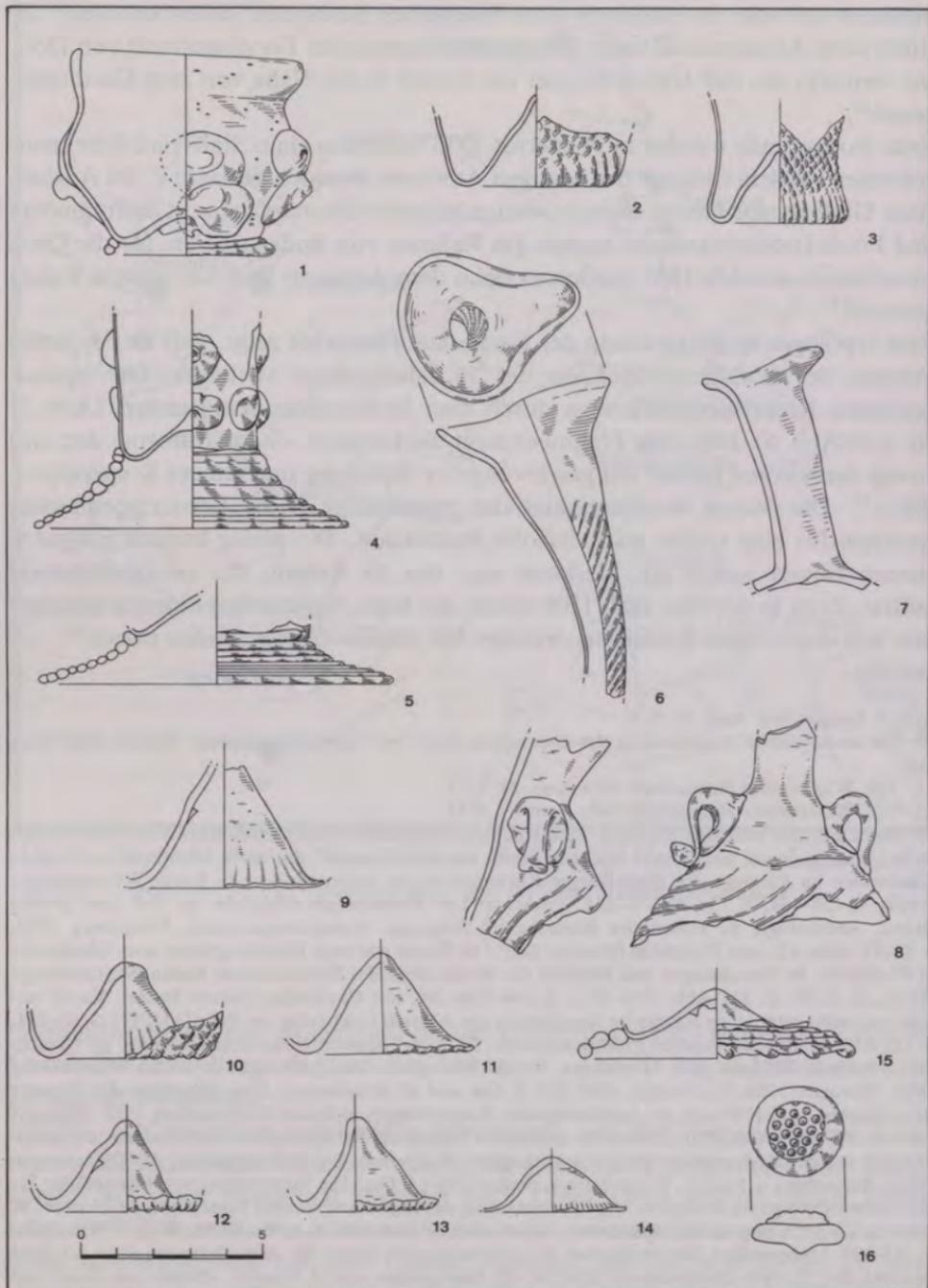


Abb. 2 Lesefunde aus dem Bereich der ehemaligen Glashütten von Finsterrot (Nr. 1–8) und Stangenbach (Nr. 9–16) (Zeichnungen: Sveva Gai, Tübingen).

In den gleichen Zeitraum sind die zwei Fußfragmente von schmalen Stangengläsern (Abb. 2, Nr. 4, 5) zu setzen. Das erste Stück (Abb. 2, Nr. 4) ist mit kleineren, runden und dicken Nuppen in Vertikalreihen verziert und besitzt einen breiten Standfuß, der aus einem zehnfach umgelegten, glatten Faden hergestellt wurde. Das zweite Bodenstück (Abb. 2, Nr. 5) verweist auf eine ähnliche Form von etwas größeren Dimensionen und mit breiterem, flachem Fuß¹⁵.

Der Kuttrolf mit gebogenem tordiertem Hals und Dreipaßmündung ist durch ein Halsfragment vertreten (Abb. 2, Nr. 6). Diese Elemente weisen ebenfalls auf die späte Form des Kuttrolfes hin, die sich von der des 15. Jahrhunderts, welche durch einen geraden Hals und eine kreisförmige Mündung charakterisiert ist, unterscheidet¹⁶.

Zwei weitere Fragmente (Abb. 2, Nr. 7, 8; Abb. 7) sind dem Grundtypus der spätmittelalterlichen Pilgerflasche zuzuschreiben. Der bauchige Körper mit abgeplatter Rückseite und runder Vorderseite, der lange, ca. 30 Grad vom Körper abgewinkelte Hals mit ausbiegendem Lippenrand und insbesondere die zwei seitlichen Aufhängeösen am Flaschenhals stellen Merkmale dar, die die frühe Form dieses Typus in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts kennzeichnen¹⁷. Pilgerflaschen sind in großer Menge als typisches Spessartprodukt bekannt und durch Funde aus Worms und Mainz und vor allem aus dem Rhein-Main-Gebiet belegt¹⁸. Zu den ganz wenigen vollständig erhaltenen Gefäßen, die aus dem Mainhardter Wald bekannt sind, gehört ein kleiner Krautstrunk (Abb. 2, Nr. 1; Abb. 8), der heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart als Leihgabe der Gemeinde Wüstenrot aufbewahrt wird¹⁹. Das Gefäß fand sogar Eingang ins Wüstenroter Gemeindegewappen²⁰. Die kleine gedrungene und bauchige Form mit glattem, zweifach umgelegtem Fußfaden und flachen Nuppen, die auf der Wandung in Vertikalreihen paarweise aufgelegt sind, stellt den Krautstrunk zu einem Glas-

15 Für weitere Funde dieser Form aus Hüttenstandorten unserer Region vgl. *Bienert et al.* (wie Anm. 2), S. 119–166, S. 147 Abb. 27–29 und S. 143 Anm. 90 (weitere Literatur).

16 Der sogenannte Kuttrolf stellt ebenfalls eine sehr geläufige Form in Fundzusammenhängen des 15./16. Jh. im südwestdeutschen Raum dar. Vgl. auch ähnliche Funde aus dem Bereich der Glashütte Mittelfischbach: *Bienert et al.* (wie Anm. 2), S. 147 Abb. 27, Nr. 10–12). Vgl. außerdem *Prohaska 1992* (wie Anm. 13), S. 96 Abb. 119.

17 Für eine Typologie der Pilgerflasche zwischen 16. und 18. Jahrhundert vgl. *E. Tochtermann: Von der Pilgerflasche zum Bocksbeutel*, in: Glück und Glas. Zur Kulturgeschichte des Spessartglases. Ausstellungskatalog, München 1984, S. 77–92.

18 Als Fundorte in der Region seien hier beispielgebend erwähnt: Unterregenbach [*H. Schäfer und G. Stachel: Unterregenbach. Archäologische Forschungen 1966–1988*, in: Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 9 (1989), S. 70 Ab. 8, 11], Heidelberg [*Prohaska 1992* (wie Anm. 13), S. 92, Abb. 119]. Siehe außerdem Funde aus Mainz und aus dem Rhein-Main-Gebiet: *Baumgartner und Krueger* (wie Anm. 13), S. 426–427 Nr. 536–537.

19 Herrn Dr. H. Meurer und Herrn M. Haußmann (beide Württembergisches Landesmuseum Stuttgart) sei ganz herzlich für ihre Unterstützung bei der Aufnahme dieses Fundes gedankt. Der Krautstrunk könnte zum 1935 entdeckten Fundkomplex gehören, da damals auch »einige hübsche Glasnöpfchen« gefunden wurden [vgl. Wüstenroter Heimatbuch (wie Anm. 8), S. 11]. Etwas verwirrend sind die Angaben bei *F. Zitzmann: Die Glashütte in Neuhütten*, in: Mainhardter Wald-Bote 16 (1955), S. 1. Hier veröffentlicht er eine Photographie des Krautstrunks ohne nähere Herkunftsangabe. Der Titel seines Aufsatzes legt dann jedoch die Schlußfolgerung nahe, daß er den Fund Neuhütten zuschreibt, was nicht zutrifft.

20 Vgl. Wüstenroter Heimatbuch (wie Anm. 8), S. 11; *Pastor* (wie Anm. 5), S. 7.

typus, der im süddeutschen Raum besonders zu Anfang des 16. Jahrhunderts nachzuweisen ist²¹. Die Datierung in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird durch einige Funde aus Altarsepulkren bestätigt²².

Zahlreiche Hinweise auf eine Glasproduktion in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegen in Form von Lesefunden aus Stangenbach (Abb. 1) vor. Dort wird eine Glashütte erstmals in einem für Melchior Greiner 1505 ausgestellten Bestandsbrief erwähnt²³. 1529 erhielt ein Hans Greiner die Hütte auf 16 Jahre übertragen. 1550 verkaufte Greiner den Besitz an seinen Bruder Ulrich aus Finsterrot, der sich schon nach kurzer Zeit wegen Holzrechten in heftige Streitigkeiten mit der Forstbehörde und den umliegenden Gemeinden verstrickte. Dies führte 1559 zum Verkauf des Betriebs. Nur wenig später ist die Glasproduktion völlig eingestellt worden. In der Mitte des 17. Jahrhunderts scheint die Hütte aber wieder in Betrieb genommen worden zu sein. Zwischen 1690 und 1695 wurde der Betrieb endgültig eingestellt²⁴. Bei den Lesefunden aus Stangenbach handelt es sich vorwiegend um Bodenfragmente von optisch geblasenen Rippen- und/oder Kreuzrippenbechern aus grünem bis grün-bläulichem Glas (Abb. 2, Nr. 9–14). Außer einem Bodenstück (Abb. 2, Nr. 9), das einen relativ tiefen Einstich zeigt, haben die anderen Fragmente einen mäßigen, konischen Einstich und sind mit den Bruchstücken aus Finsterrot direkt zu vergleichen. Ein konisch eingestochenes Bodenfragment (Abb. 2, Nr. 15) ist auf eine typische Form des 16. Jahrhunderts, das Stangenglas mit durchbrochenem Fuß, zurückzuführen. Bei diesem Exemplar besteht der Fuß aus drei Fäden: der erste ist einmal umgelegt und dann gekniffen, der zweite zweimal umgelegt und glatt, der dritte nochmal gekniffen²⁵.

Bei den zwei Fundkomplexen aus Finsterrot und Stangenbach liegt der chronologische Schwerpunkt in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Spektrum der Finsterroter Funde deutet auf Formen hin, die in dieser Region üblich sind. Eine

21 Vgl. *M.-D. Waton* (wie Anm. 14), S. 49, S. 69 Nr. 126 (aus dem Nachbargebiet Elsaß); *W. Lang*: Spätmittelalterliches Alltagsgut, in: *W. Ziegler* und *K.-H. Ruß* (Hrsgg.): *Gotik an Fils und Lauter*, Göppingen 1986, S. 316 Nr. 178 (aus Geislingen); *Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 82ff. Abb. 97.

22 Vgl. Exemplare ähnlicher Form, die alle aus Altären des Bezirks der ehemaligen Diözese Konstanz stammen und die für eine Herkunft aus der gleichen Umgebung sprechen. Diese befinden sich in den Glassammlungen der Diözesanmuseen Rottenburg a. N. und Freiburg i. Br. Beide Sammlungen werden z. Zt. von S. Gai (Universität Tübingen) aufgearbeitet, vgl. *Gai* (wie Anm. 13), S. 389 Abb. 4, D. Vgl. außerdem den Krautstrunk in: *W. Bremen*: Die alten Glasgemälde und Hohlgläser der Sammlung Bremen in Krefeld, Köln und Graz 1964, S. 301–302 Nr. 114 (auch in: *Baumgartner* und *Krueger* (wie Anm. 13), S. 341 Nr. 410 publiziert). Der Fund befindet sich heute im Landesmuseum Bonn und soll angeblich aus einem Altarsepulkrum in Wangen (Allgäu) stammen. Derartige Formen fehlen bis jetzt in den Museumsammlungen und vor allem in Fundkomplexen aus Rheinischem Gebiet und aus Norddeutschland.

23 Vgl. *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 1, Öhringen 1926 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1989), S. 13, 64–66; *Schönleber* (Hrsg.): Weinsberger Tal – Mainhardter Wald, Öhringen 1931, S. 163; *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 2, Stuttgart 1964 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1991), S. 94–100; *Greiner* (wie Anm. 6), S. 9, 63–64, Taf. 3.

24 Die archivalischen Quellen zur Geschichte der Stangenbacher Glashütte sind noch nicht vollständig aufgearbeitet, so daß hier auch nur einige bekannte Grunddaten aufgeführt werden.

25 Für komplette Beispiele von Stangengläsern mit durchbrochenem Fuß vom Anfang des 16. Jh. vgl. *Baumgartner* und *Krueger* (wie Anm. 13), S. 392–393. Vgl. auch einen Fund aus Heidelberg mit vergleichbarem Fuß (*Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 85, Abb. 97, obere Reihe rechts und S. 87–88).

Herkunft dieser Gläser aus einer der Glashütten in unmittelbarer Nähe wäre aus diesem Grund denkbar.

Im Rahmen von Feldbegehungen auf dem Gebiet der ehemaligen Glashütten Alt- und Neulautern (Abb. 1) wurden weitere Glasbruchstücke und Produktionsrückstände aufgelesen. Die Hütte, die 1488 in Altlautern gegründet wurde, gehört zu den ältesten Glasproduktionsstätten der Region. Sie bestand bis 1530 und wurde dann nach Glaslautern, dem heutigen Neulautern, verlegt, wo die Glasproduktion bis 1822 weitergeführt wurde²⁶.

Unter den Funden aus Alt- und Neulautern verdient besondere Aufmerksamkeit das Fragment eines Tonmodells, der zur Herstellung von Rippenmustern auf formgeblasenen Bechern diente (Abb. 3, Nr. 17; Abb. 9); er ist zu etwa einer Hälfte erhalten²⁷. Das Stück zeigt einen niedrigen, kegelstumpfförmigen Körper, ist oben und unten flach und besitzt in der Mitte einen zylindrischen, sternförmig und vertikal gerillten Hohlraum. Dieser diente zur Herstellung von Rippenbechern, in dem der Glasposten innerhalb der Form geblasen wurde und dann mit Halbdrehung (zur Herstellung von Diagonalrippen) oder gerade herausgezogen wurde.

Einige Beerennuppenfragmente (Abb. 3, Nr. 19) weisen auf die Herstellung von Römern und bieten dadurch Hinweise auf eine Produktion im 17. Jahrhundert²⁸. Diese Nuppen wurden durch einen Stempel in verschiedenen Größen hergestellt und auf die glatte Wandung des Schafts eines Glasgefäßes aufgelegt. Zu den Römern kann ein weiteres Fragment (Abb. 3, Nr. 18) gezählt werden, das anhand der glatten, spitz gezogenen, kleinen Nuppen und des gekniffenen Fußfadens in das 16. Jahrhundert datiert werden könnte. Die glatten, spitz gezogenen Nuppen und der gekniffene Fuß finden in Römern des 16. Jahrhunderts einen Vergleich. Das Stück ist aber sehr dickwandig und hat keine direkt vergleichbare Parallele. Es handelt sich möglicherweise um ein Fehlstück. Als nicht näher identifizierbare

26 Die Geschichte beider Hütten ist noch nicht aufgearbeitet. Zu einigen Grunddaten vgl. *Greiner* (1926) (wie Anm. 23), S. 67, 75; *Schönleber* (wie Anm. 23), S. 134–136, 164–165; *Greiner* 1964 (wie Anm. 23), S. 39, 94, 112–114; *Greiner* (wie Anm. 6), S. 8–9. *Greiner* (wie Anm. 6), Taf. 11, Abb. 25, 26, Taf. 13, Abb. 29 veröffentlicht drei Gefäße, die aus Neulautern stammen sollen und in der Sammlung Biehlmeier, die sich heute in Heidelberg befinden soll, aufbewahrt werden.

27 Gleichartige Model sind aus mehreren Produktionsorten bekannt. Vgl. hierzu zwei aus Schollkrippen stammende Model: *H. G. Rau*: Spätmittelalterlicher Tonmodel aus dem Nordspessart, in: *Glastechnische Berichte* 46 (1973), S. 36; *G. Kampfmann*: Die Glashütte im Batzenweg (Schollkrippener Forst), in: *Unser Kahlgrund*. Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung »Unser Kahlgrund«, Alzenau 1980, S. 72, Abb. 42/3. Ein weiterer, ähnlicher Model stammt aus dem Bereich der Glashütte Mettelchristbach: *Greiner* (wie Anm. 6), Taf. 5 Abb. 7. Für weitere Vergleichsbeispiele siehe: *A. Volland*: Ein fester Schmuckmodel aus der Gerstunger Glashütte (16. Jh.), in: *Alt-Thüringen* 2 (1955/56), S. 231–235; *U. Lappe* und *G. Möbes*: Glashütten im Eichsfeld, in: *Alt-Thüringen* 20, S. 222–223 und Taf. XXXII; *W. Lang*: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Gemeinde Uhingen, Kreis Göppingen, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 1984, Stuttgart 1985, Abb. 235/8 (dieses Stück hat ungefähr die gleichen Dimensionen).

28 Für zahlreiche Beispiele aus dem Spessart vgl. *Mainfränkische Gläser*. Sonderausstellung Glasmuseum Wertheim, Wertheim 1982, S. 35–36; *H. G. Rau*: Die Spessartglashütte im Sommergrund bei Schollkrippen, in: *Glastechnische Berichte* 49 (1976), S. 128 Bild 7; *E. Tochtermann*: Spessart-Glashütte des Ernst Ziroff. 1627–1631, Bischbrunn 1979, S. 42–45. Für ein Beispiel mit gekniffenem Fuß vgl. *Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 87 Abb. 100, obere Reihe, 2. von links.

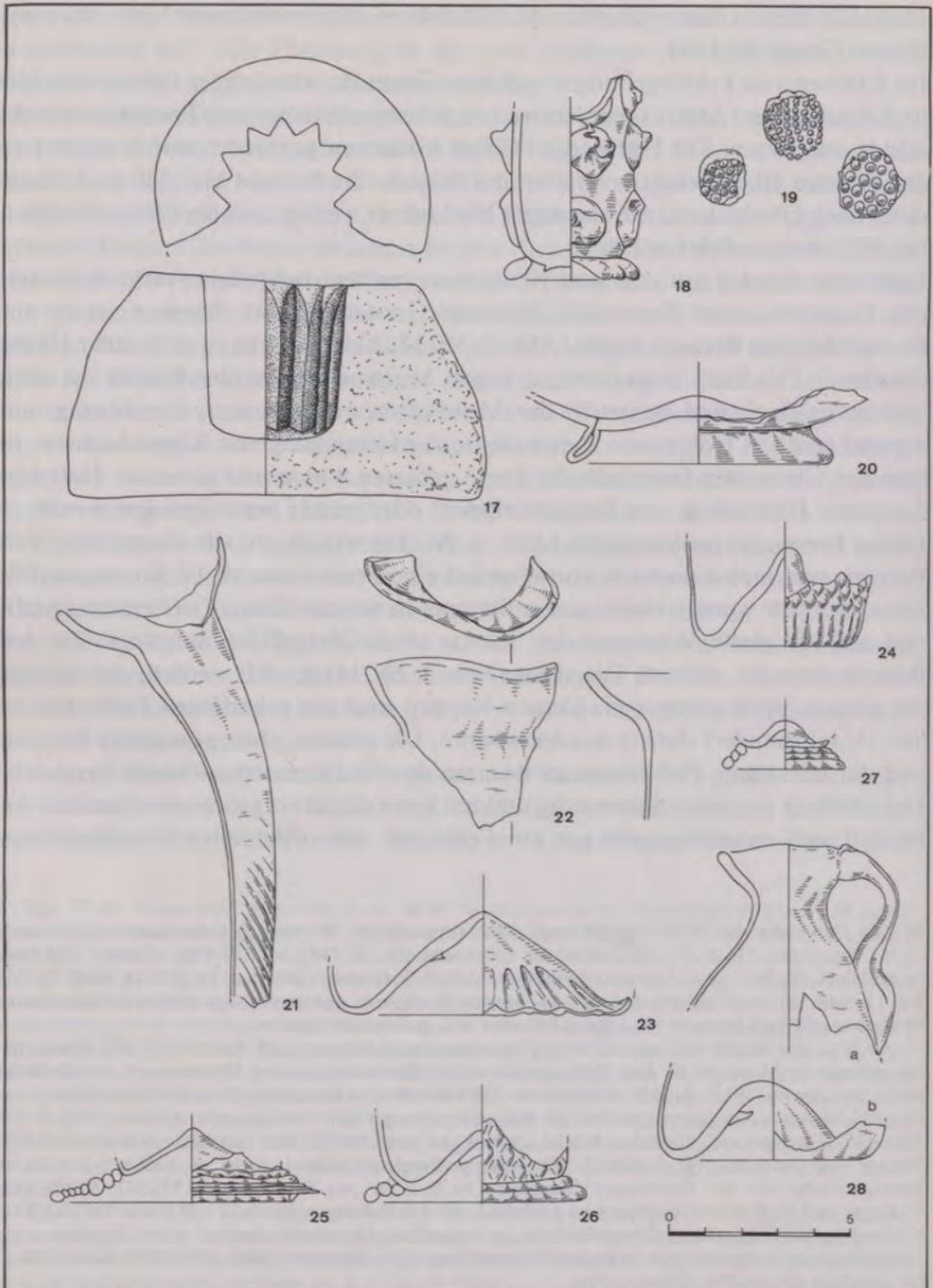


Abb. 3 Lesefunde aus dem Bereich der ehemaligen Glashütten von Altlauren (Nr. 17, 20), Neulauren (Nr. 18–19) und Neuhütten (Nr. 21–28) (Zeichnungen: Sveva Gai, Tübingen).

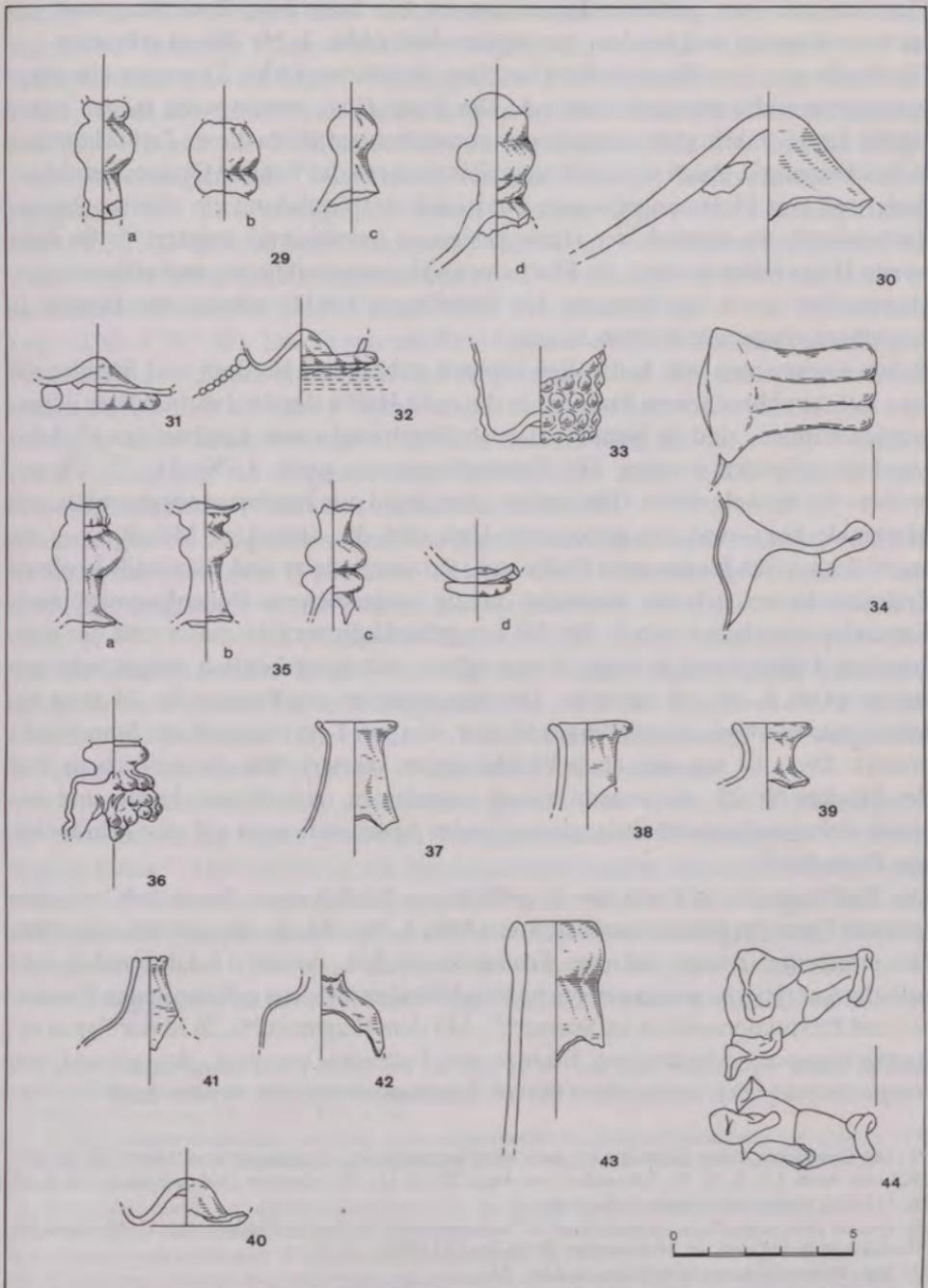


Abb. 4 Lesefunde aus dem Bereich der ehemaligen Glashütten von Neuhütten (Nr. 29–31) und Altfürstenhütte (Nr. 32–44) (Zeichnungen: Sveva Gai, Tübingen).

Flaschenform von größerer Dimension ist ein hellgrünes Bodenfragment mit leichtem Einstich und hohlem, gestülptem Fuß (Abb. 3, Nr. 20) zu erkennen.

Glasfunde aus dem Bereich der Glashütte Neuhütten (Abb. 1) weisen ein etwas heterogeneres Formenspektrum auf. Die *Neue Hütte* wurde wohl in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründet; zumindest trat sie zu dieser Zeit urkundlich in Erscheinung²⁹. Auch sie wurde von Glasmachern der Familie Greiner betrieben. Aufgrund von Holzmangel wurde bald nach der Gründung ein zweiter, kleiner Zweigbetrieb im westlich der Hütte gelegenen Bernbachtal angelegt³⁰. An diese zweite Hütte erinnern noch die Flurnamen »Hüttmeisterklinge« und »Glaserrain«. Unmittelbar nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) scheint der Betrieb in Neuhütten eingestellt worden zu sein.

Neben Fragmenten von Kuttroffen, optisch geblasenen Bechern und Stangengläsern mit durchbrochenem Fuß, die in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert werden können, sind in Neuhütten auch Bruchstücke von Kelchen des 17. Jahrhunderts gefunden worden. Die Kuttrollfragmente (Abb. 3, Nr. 21, 22, 23) aus grünem bis dunkelgrünem Glas weisen, dem Fund aus Finsterrot vergleichbar, auf Merkmale hin – wie den gebogenen Hals und die dreieckige Mündung –, die eigentlich typisch für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts sind. Ebenfalls in diesen Zeitraum lassen sich das konische, mäßig eingestochene Bodenfragment eines Kreuzrippenbeckers (Abb. 3, Nr. 24) aus grünbläulicher Glasmasse und das dunkelgrüne Fußbruchstück eines Stangenglases mit spitz konisch eingestochenen Boden (Abb. 3, Nr. 25) datieren. Der Rippendekor des Beckers Nr. 24 zeigt ein feines, rautenartiges, regelmäßiges Muster, das erst 1 cm oberhalb der Standfläche ansetzt. Diese ist mit einfachen Vertikalrippen verziert. Der durchbrochene Fuß des Stückes Nr. 25, aus einem einmal umgelegten, gekniffenen Faden und aus einem siebenmal umwickelten, glatten Faden bestehend, weist auf eine gebräuchliche Form hin³¹.

Die Stielfragmente in Form von kugelförmigen Verdickungen lassen sich auf keine spezielle Form des Kelches zurückführen (Abb. 4, Nr. 29 a–d). Sie sind alle aus grüner Glasmasse und deuten auf eine Trinkglasform hin, die im 17. Jahrhundert sehr geläufig war. Hierzu gibt es zahlreiche Vergleichsbeispiele aus naheliegenden Fundorten und Produktionsstätten im Spessart³². Mit dem Fragment Nr. 26 ist der Typus des formgeblasenen, zylindrischen Beckers mit Fußfaden vertreten, der anhand von Vergleichsbeispielen in die Mitte des 16. Jahrhunderts datiert werden kann³³.

29 Die Geschichte dieser Glashütte ist noch nicht aufgearbeitet. Zu einigen Grunddaten vgl. *Greiner* 1926 (wie Anm. 23), S. 31, 77; *Schönleber* (wie Anm. 23), S. 141, 165; *Greiner* 1964 (wie Anm. 23), S. 39, 96, 115–116; *Greiner* (wie Anm. 6), S. 9–10.

30 *Greiner* (wie Anm. 6), S. 10. Zur Frage der Lokalisierung der Hüttenstandorte vgl. *F. Zitzmann*: Die Glashütte in Neuhütten, in: *Mainhardter Wald-Bote* 15 (1955), S. 1.

31 Vgl. hierzu die Literaturangaben in Anm. 25.

32 Zu Spessarter Funden vgl. *Rau* (wie Anm. 28), S. 126–129, S. 129 Bild 10; *Tochtermann* (wie Anm. 28), S. 76–77 Abb. 26. Als weitere Parallele seien Funde aus Heidelberg erwähnt: *Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 93 Abb. 113.

33 Die Musterung und die Glasmasse läßt sich mit einem in die Mitte des 16. Jh. datierten Fund aus Heidelberg vergleichen: *Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 89 Abb. 105, Mitte. Zylindrische Form und

Weitere Lesefunde liegen von Altfürstenhütte (Abb. 1) vor. Diese nach Herzog Friedrich I. benannte Hütte wurde 1605 angelegt³⁴. Als erster Hüttmeister auf der Altfürstenhütte wird ein Franz Wenzel genannt. 1617 fiel die Hütte einem Feuer zum Opfer, wurde aber kurz darauf wieder aufgebaut. 1690 wurde die Hütte aufgegeben. Der Schwerpunkt der Produktion von Altfürstenhütte läßt sich anhand einiger Funde eindeutig in das 17. Jahrhundert setzen, was den archivalischen Quellen entspricht. Zu den häufigsten Formen gehören kleine Apothekenfläschchen (Abb. 4; Nr. 37–42) und Kelchfragmente (Abb. 4, Nr. 35–36). Eine hellgrüne Glasmasse charakterisiert die Halsfragmente Nr. 37–39 und 41–42. Der Hals selbst ist entweder von konischer Gestalt (Abb. 4, Nr. 37), gerade (Abb. 4, Nr. 38) oder sehr kurz (Abb. 4, Nr. 39). Das Fragment Nr. 42 ist auf einen Flakon mit vierkantigem Profil zurückzuführen. Nicht näher zu identifizieren sind die beiden Bodenbruchstücke Nr. 31 und 40. Beide bestehen aus dunkelgrünem Glas, wobei das erste Exemplar einen unregelmäßigen Fußfaden besitzt, während das zweite Exemplar einen runden und tief eingestochenen Boden zeigt. Beide Stücke können wahrscheinlich kleineren Fläschchen zugeordnet werden³⁵.

Nodusfragmente aus grünem Glas, wie ebenfalls aus Neuhütten bekannt, vertreten in Altfürstenhütte den Typus eines Kelches des 17. Jahrhunderts, dessen Form allerdings aufgrund der sehr kleinen Bruchstücke nicht näher zu identifizieren ist (Abb. 4, Nr. 35 a–c). Auf Kelche mit Balusterschaft in Löwenkopfform verweisen das farblose Fragment Nr. 36, bei dem der Ansatz eines solchen Elementes eindeutig zu erkennen ist, und möglicherweise auch das Fragment Nr. 35 d, das ebenfalls aus farblosem Glas besteht³⁶. Diese Funde sind anhand von Vergleichsbeispielen in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts zu datieren.

Von besonderem Interesse ist das Bodenfragment (Abb. 4, Nr. 33), das einen Beleg für die Herstellung dieses speziellen Trinkglases des 17. Jahrhunderts in unserer Region bietet³⁷. Der Becher ist von kleineren Dimensionen als der für diesen Typus übliche, zylindrische Standardbecher, wobei der Boden leicht eingedrückt und nicht mit einer Rippenrosette verziert ist, die Glasmasse ist hellgrün. Der Warzenbecher stellt einen Glastypus dar, der im südwestdeutschen Raum eine große Verbreitung gehabt zu haben scheint³⁸ und dessen Produktion anhand von zahlrei-

Fußfaden charakterisieren einige Funde des 16. und 17. Jh. aus dem Heidelberger Raum: *R. Koch*: Glasfunde des 15. und 16. Jahrhunderts aus Heilbronn und Umgebung, in: *Jahrbuch für Schwäbisch-Fränkische Geschichte* 28 (1976), Abb. 47/10.

34 Die Geschichte dieser Hütte ist noch nicht aufgearbeitet. Zu einigen Grunddaten vgl. *Greiner* 1926 (wie Anm. 23), S. 31, 88; *Schönleber* (wie Anm. 23), S. 139, 166; *Greiner* 1964 (wie Anm. 23), S. 116–117; *Greiner* (wie Anm. 6), S. 10.

35 Fläschchen dieser Art, die wahrscheinlich v. a. als Apothekenfläschchen Verwendung fanden, sind außerhalb eines Grundzusammenhangs nicht datierbar. Für Fläschchen vom Anfang des 17. Jh. vgl. u. a. Funde aus dem Spessart: *Tochtermann* (wie Anm. 28), S. 78–79.

36 Für weitere Literatur über diese Form vgl. *Bienert* et al. (wie Anm. 2), S. 119–166, S. 149, Anm. 98. Ein Fund dieses Typus stammt aus der Glashütte Mittelfischbach: ebd., S. 148, Abb. 28, Nr. 23.

37 Diese Glasform ist in Produktionsstätten im Mainhardter und Murrhardter Wald anhand von Lesefunden nachgewiesen, vgl. ebd., S. 150 Abb. 29, Nr. 26–28.

38 Für Grabungsfunde vgl. u. a. Funde aus Heidelberg [*Prohaska* 1992 (wie Anm. 13), S. 84 Abb. 95, S. 110, Abb. 144], aus Biel in der Schweiz [*R. Glatz*: Hohlglasfunde der Region Biel. Zur Glasproduktion

chen Beispielen aus Diözesansammlungen genau in die Mitte des 17. Jahrhunderts gesetzt werden kann³⁹. Nicht zu identifizieren ist das Henkelfragment Nr. 34, das sowohl einem krugartigen Gefäß als auch einer offenen Form zugeschrieben werden kann.

Auf einen späteren, jedoch nicht näher eingrenzbaeren Zeitraum verweisen das Ausgußfragment eines Scherzgefäßes in Tiergestalt (Abb. 4, Nr. 44), dessen Gesamtform nicht näher beschrieben werden kann⁴⁰ und das Randfragment einer Flasche mit zylindrischem Hals aus dunkelgrünem Glas, das auf eine Flaschenform hindeutet, die zu Ende des 18. oder im 19. Jahrhundert gebräuchlich war⁴¹. Zu den Funden aus Altfürstehütte gehörten auch zahlreiche Fragmente von Produktionsabfall, die in Form von Rohlingen aus hellgrünem Glas gefunden wurden (Abb. 5, Nr. 49).

Abschließend sei noch auf einige Lesefunde vom Hüttenplatz Liemannsklinge (Abb. 1) verwiesen. Dieser Betrieb gehört zu den späten Gründungen im Mainhardter Wald. 1734 war dort die Glasherstellung aufgenommen und bis ins Jahr 1809 fortgeführt worden⁴². Die wenigen Fragmente aus der Glashütte Liemannsklinge sind auf Flaschenformen verschiedener Art zurückzuführen. Das dickwandige Bruchstück eines kurzen Halsfragmentes mit dickem ausbiegendem Lippenrand und Ansatz eines weit ausladenden Körpers (Abb. 5, Nr. 45) weist auf eine große Flasche aus dunkelgrünem Glas hin. Die Fragmente Nr. 46–48 können als Bruchstücke von Apothekenfläschchen identifiziert werden. Da diese Fragmente keine besonderen chronologischen Charakteristika zeigen, kann für diese Lesefunde nur eine grobe Datierung zwischen dem Ende des 17. und dem 18. Jahrhundert vorgeschlagen werden, was mit dem archivalisch nachweisbaren Produktionszeitraum der Hütte übereinstimmen würde.

Die hier vorgestellten Lesefunde stellen bisher nur eine zufällige und nicht systematische Materialsammlung der Produktionspalette der einzelnen Hütten dar. Sie bieten jedoch zusätzliche Informationen zu den archivalischen Quellen, die über die Glashütten des Mainhardter Waldes und des Lautertals vorliegen. Sie zeigen vor allem auch, daß spätestens ab dem 16. Jahrhundert die Glasproduktion in unserer Region verstärkt betrieben wurde. Anhand dieser Funde wird aber auch

im Jura, Bern 1991, Taf. 3/38–41 und 4/42–45]. Für weitere Literatur vgl. *Bienert et al.* (wie Anm. 2), S. 149, Anm. 101 und 103.

39 Vgl. die Glassammlungen der Diözesanmuseen Rottenburg und Freiburg. Ein Teil der Rottenburger Objekte ist veröffentlicht in: *W. Bremen* (wie Anm. 13). Die Objekte des Freiburger Bestandes sind unpubliziert. Eine Neubearbeitung dieser Sammlungen wird z. Zt. durch S. Gai (Universität Tübingen) durchgeführt. Warzenbecher von diesen kleinen Dimensionen sind bisher nur als Reliquiengläser aus Freiburg bekannt.

40 Schnapsflaschen in Gestalt eines Hundes, sogenannte »Schnapshunde«, sind für den Schwarzwald noch in der 1. Hälfte des 19. Jh. dokumentiert: *M. Reinartz*: Glas aus dem Schwarzwald. Die Glasabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen 1980, S. 69 Nr. 1658, S. 103 Nr. 1854, S. 111 Nr. 1884.

41 Vgl.: *G. Korbel*: Eine Typologie von Portweinflaschen mit Hilfe eines Dreieckdiagramms: Der Methodologische Aspekt, in: *Zeitschr. f. Arch. d. Mittelalters* 11 (1983), S. 109–114.

42 Zur näheren Geschichte dieser Glashütte vgl. *Bienert et al.* (wie Anm. 2), S. 151–161.

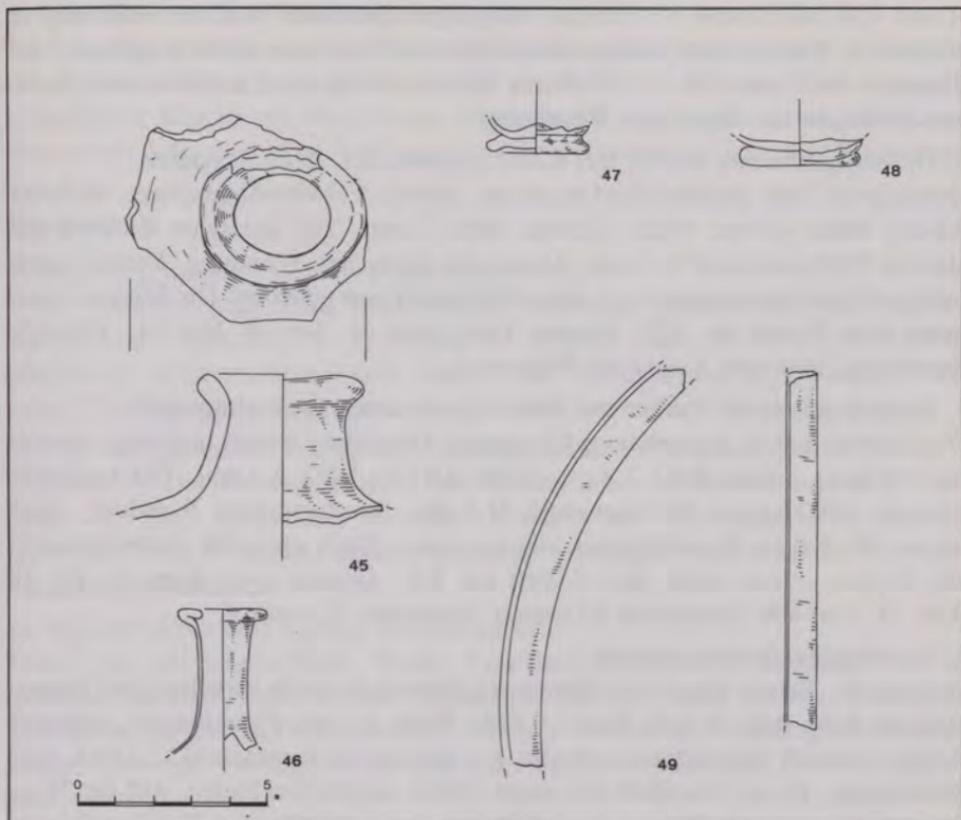


Abb. 5 Lesefunde aus dem Bereich der ehemaligen Glashütten von Liemannsklinge (Nr. 45–48) und Altfürstenhütte (Nr. 49) (Zeichnungen: Sveva Gai, Tübingen).

ein erster Einblick in das Formenspektrum möglich, das in den einzelnen Hütten produziert wurde. Während Gläser aus Stadtkerngrabungen oft in großen Mengen bekannt sind, fehlen bis heute genaue Kenntnisse darüber, wo diese Gläser produziert wurden, da über die verschiedenen Hüttenplätze und ihre Produkte nur spärliche Aussagen vorhanden sind.

Katalog

Finsterrot:

1. Krautstrunk.

Grün-bläulich. Sehr blasenreiche Glasmasse. Vollständig. Leicht irisierte Oberfläche. H: 5,5–5,8 cm; Rdm.: 6,4 cm; FußD: 4,7 cm; WdSt: 1,5 mm; LSt: 3 mm. Breiter und niedriger Körper; unregelmäßig ausbiegender Randbereich mit abgerundeter Lippe; leicht konisch eingestochener Boden mit scharfkantigem Heftisenabriß

(1 cm). Um dem Boden ein zweimal umgelegter Fußfaden. Auf der Wandung 12 Nuppen in 2 horizontale Reihen paarweise von oben nach unten aufgelegt. Lit.: Zitzmann (wie Anm. 19), S. 1. Verbleib: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Leihgabe der Gemeinde Wüstenrot).

2. Optisch geblasener Becher mit Kreuzrippenmuster. Bodenfragment. Dunkelgrün. Sehr blasenreiche Glasmasse. Leichte Verwitterungsspuren. H(Rest): 2,6 cm; Bdm.: 4,4 cm; WdSt: 1,2 mm; BdSt: 2 mm. Tief konischer Einstich mit kleinem Hefteisenabriß (1,5 cm). Ansatz der konischen Wandung. Feines, regelmäßiges Kreuzrippenmuster aus einer 32teiligen Form geblasen. Die Rippen setzen unter dem Boden an. Lit.: Greiner (wie Anm. 6), Taf. 10 Abb. 24. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

3. Optisch geblasener Becher mit Kreuzrippenmuster. Bodenfragment. Dunkelgrün. Leicht blasenhaltige Glasmasse. Oberfläche irisiert und leicht verwittert. H(Rest): 3,4 cm; BdD: 3,8 cm; WdSt: 0,8 mm; BdSt: 1,1 mm. Tief konischer Einstich mit kleinem Hefteisenabriß (1,5 cm). Geschwungene Wandung. Sehr feines, kleinteiliges Kreuzrippenmuster aus einer 34fach gerippten Form geblasen. Die Rippen setzen unter dem Boden an. Lit.: Greiner (wie Anm. 6), Taf. 10 Abb. 24. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

4. Stangenglas. Bodenfragment.

Dunkelgrün. Relativ blasenfreie Glasmasse. Oberfläche leicht verwittert und irisiert. H(Rest): 6 cm; Bdm: 3,6 cm; FußD: 8,6 cm; WdSt: 0,7 cm. Zylindrischer, schmaler Körper; konisch eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (1,2 cm). Sehr dünnwandig. Breiter Standfuß aus einem 10fach umgelegten Faden. Auf der Wandung zwei horizontale Reihen von je 8 kleinen, unregelmäßigen, z. T. schneckenförmig gedrehten Nuppen, vertikal dicht übereinander gelegt. Lit.: Greiner (wie Anm. 6), Taf. 10 Abb. 23. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

5. Stangenglas. Bodenfragment.

Grün. Fast blasenfreie Glasmasse. Oberfläche stark verwittert und irisiert, z. T. in Schichten zersetzt. H(Rest): 2,5 cm; BdD: 5 cm; FußD: 9,8 cm; BdSt: 1,5 mm. Wenig konisch eingestochener Boden. Breiter Standfuß aus einem 10fach umgelegten Faden. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

6. Kuttrolf. Rand/Halsfragment.

Dunkelgrün. Wenig blasenhaltige Glasmasse (nur zwei große Blasen im Randbereich). Gut erhaltene, leicht irisierte Oberfläche. L(Rest): 8,5 cm; HalsD: 1,2 cm; WdSt: 0,8 mm; RdSt: 2,2 mm. Abgerundete, leicht verdickte Lippe; Dreipaßmündung; gebogener, tordierter Hals; schräg feingerippt. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

7. Pilgerflasche. Rand/Halsfragment.

Dunkelgrün. Ein wenig blasenhaltige Glasmasse. Oberfläche z. T. verwittert und irisiert. L(Rest): 6 cm; RdD: 3,4 cm; HalsD: 1,6–1,8 cm; LSt: 3–4,4 mm; WdSt: 3,6 mm. Röhrförmig, leicht gebogener Hals; ausbiegender Rand mit dicker, umgeschlagener Lippe. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

8. Pilgerflasche. Hals/Wandfragment.

Dunkelgrün. Fast blasenfreie Glasmasse. Relativ gut erhalten, leicht verwitterte Oberfläche. H(Rest): 6 cm; HalsD: 1,6–1,7 cm; WdSt: 1,6–2,5 mm. Flacher, diagonalgerippter Körper mit zwei kleinen Henkeln, die unmittelbar am röhrenförmigen Halsansatz aufgesetzt sind. Verbleib: Sammlung Zitzmann, Gemeinde Wüstenrot.

Stangenbach:

9. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

Grün mit bläulichem Stich. Blasenhaltige Glasmasse. Leichte Korrosionsspuren. Bdm: 5,4 cm; H(Einstich): ca. 4 cm; BdSt: 2,2–2,4 mm. Tiefer, konischer Einstich mit deutlichem Hefteisenabriß (2 cm). Ansatz der Wandung mit Rippenmuster, aus einer 23fach gerippten Form geblasen. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

10. Optisch geblasener Becher mit Kreuzrippenmuster. Bodenfragment.

Dunkelgrün. Oberfläche korrodiert und irisiert. Bdm: 4,5 cm; H(Einstich): 2,7 cm; WdSt: 1,3 mm. Konischer, stumpfer Einstich mit sauberem Hefteisenabriß (1,9 cm). Feines Kreuzrippenmuster aus einer 30teiligen Form geblasen. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

11. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

Grün, mit gelblichem Stich. Starke Verwitterungsspuren. Oberfläche z.T. in Schichten zersetzt. Bdm: 4,7 cm; H(Einstich): 2,8 cm; WdSt: 2,8 mm. Konischer Einstich mit sauberem Hefteisenabriß (1,7 mm). Ansatz der Wandung mit Rippenmuster, aus einer 18teiligen Form geblasen. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

12. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

Dunkelgrün. Stark korrodierte Oberfläche. Bdm: 4,1 cm; H(Einstich): 2,5 cm; WdSt: 2,4 mm. Konischer Einstich mit deutlichem Hefteisenabriß (1,7 mm). Ansatz der Wandung mit aus einer 32fach gerippten Form geblasenem Muster. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

13. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

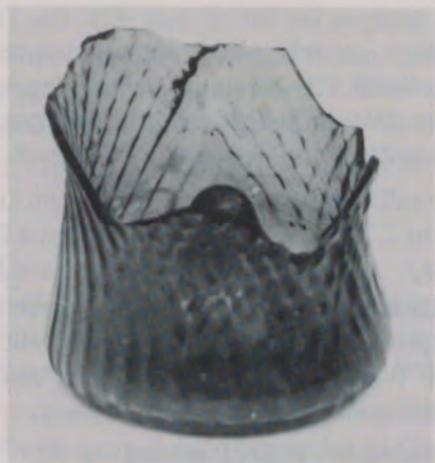
Dunkelgrün. Leichte Verwitterungsspuren. Bdm: 3,6 cm; H(Einstich): 2,7 cm; WdSt: 1,9 mm. Konischer Einstich mit sauberem Hefteisenabriß (1,7 mm). Ansatz der Wandung mit aus einer 35fach gerippten Form geblasenem Feinmuster. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

14. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

Grün. Keine Korrosionsspuren. Bdm: 4 cm; H(Einstich): 1,5 cm; WdSt: 1 mm. Runder Einstich ohne sichtbarem Hefteisenabriß. Ansatz der Wandung mit aus einer kleinteiligen Form geblasenem Feinrippenmuster. Verbleib: Sammlung Hasenmayer, Neulautern.

15. Bodenfragment mit durchbrochenem Fuß.

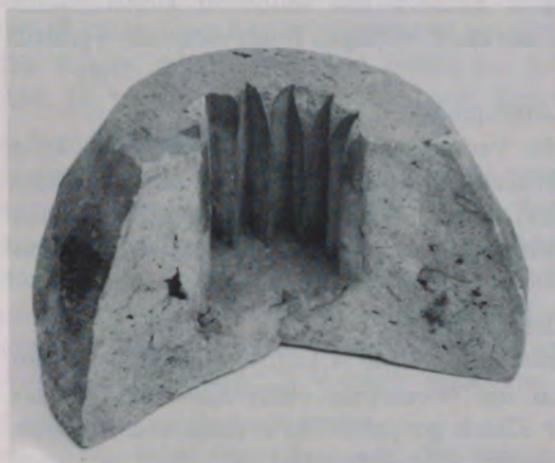
Grün, mit bläulichem Stich. Leicht verwitterte und irisierte Oberfläche. H(Einstich): 2 cm; FußD: 7,7 cm; Bdm: 5 cm. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.



6



7



8



9

Abb. 6 Bodenfragment eines Kreuzrippenbeckers aus dem Bereich Finsterrot (Aufnahme: H.-D. Bienert, Murrhardt).

Abb. 7 Hals- und Wandfragment einer Pilgerflasche aus dem Bereich Finsterrot (Aufnahme: H.-D. Bienert, Murrhardt).

Abb. 8 Krautstrunk aus dem Bereich Finsterrot (Aufnahme: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, alle Rechte vorbehalten).

Abb. 9 Tonmodell zur Herstellung von Rippenbeckern aus dem Bereich der Glashütte Altlautern (Aufnahme: H.-D. Bienert, Murrhardt).

16. Beerennuppenfragment. Produktionsabfall.

Hellgrün. Leicht verwittert und irisiert. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

Altlautern/Neulautern:

17. Tonmodel zur Herstellung von Rippenbechern (Altlautern).

Fester, steinartiger, sehr feiner, grauer Ton. Innen vertikal, sternförmig offensichtlich 12fach gerippt. H: 6–6,3 cm; D(unten): 11, cm; D(oben): 7,5 cm; D(innen): 3,2–4 cm; H(innen): 4,3 cm; Rillentiefe: 5–6 mm; WdSt Sockel: 1,6 cm; WdSt Mündung: 1,6 cm. Verbleib: Sammlung Hasenmayer, Neulautern.

18. Römer. Boden/Schaftfragment? (Neulautern).

Hellgrün mit bläulichem Stich. Blasenreiche Glasmasse. Oberfläche stark verwittert und irisiert, z.T. in Schichten zersetzt. Annähernd zylindrischer, leicht gebauchter Körper, mit in 5 Vertikalreihen aufgelegten, kleinen runden Nuppen, mit nach oben gerichteten Spitzen. Runder Boden mit kleinem Hefteisenabriß (1 cm). Um dem Boden ein gekniffener Fußfaden. Verbleib: Sammlung Hasenmayer, Neulautern.

19. Beerennuppen. Vermutlich Römer (Neulautern).

Hellgrün. Wenig blasenhaltig. Verwittert und irisiert. Gr.: 1,3–1,5 cm. – Blaugrünlich. Blasenfrei. Kaum verwittert. Gr.: 1,6–1,8 cm. Kleine Nuppen, sehr dicht aneinander. – Hellgrün. Blasenfreie Glasmasse. Leicht verwittert. Gr.: 1,6–2 cm. Verbleib: Sammlung Hasenmayer, Neulautern.

20. Flasche. Bodenfragment (Neulautern).

Hellgrün. Blasenreiche Glasmasse [große, »geplatze«? (auf jeden Fall Spuren der Korrosion) Blasen]. Stark korrodiert, z.T. gesprungene Oberfläche, irisiert. H(Rest): 2,2 cm; BdD: 7,4 cm; WdSt: 2 mm; BdSt: 3–3,3 mm. Flacher, kaum hineingestochener Boden mit sauberem Hefteisenabriß (1,2 cm). Der Fuß besteht aus einem massiven großen Faden, offensichtlich einmal umgelegt. Verbleib: Sammlung Hasenmayer, Neulautern.

Neuhütten:

21. Kuttrolf. Halsfragment.

Dunkelgrün. Leichte Korrosionsspuren. H(Rest): ca. 13 cm; WdSt: 1,3 mm; LSt: 3,3 mm. Gebogener Hals, zur Hälfte mit Feinrippenmuster verziert. Dreieckige Mündung fragmentarisch erhalten. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

22. Kuttrolf. Randfragment.

Grün. Blasenreiche Glasmasse. Leicht verwitterte Oberfläche. WdSt: 1,3 mm; LSt: 3,1 mm. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

23. Kuttrolf. Bodenfragment.

Dunkelgrün, mit bläulichem Stich. Wenig blasenhaltige Glasmasse. Glänzende, leicht irisierte Oberfläche. Bdm: 7,5 cm; H(Einstich): 2,9 cm; WdSt: 1,6 mm. Konisch eingestochen, mit großem Hefteisenabriß (2,5 cm). Stark ausgeprägtes,

aus einer 15fach gerippten Form geblasenes Rippenmuster, das unter dem Boden an der Heftnarbe ansetzt. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

24. Optisch geblasener Becher. Bodenfragment.

Grün, mit bläulichem Stich. Leicht blasenhaltige Glasmasse. Gut erhaltene Oberfläche. Bdm: 4,5 cm; H(Rest): 2,9 cm; WdSt: 0,8 mm. Konischer Einstich mit großem Hefteisenabriß (1,9 cm). Leicht konischer Wandungsansatz. Kleinteiliges Kreuzrippenmuster, aus einer 30fach gerippten Form geblasen. Bis ca. 1 cm oberhalb der Standfläche einfach vertikal gerippt. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

25. Bodenfragment mit durchbrochenem Fuß (Stangenglas?)

Dunkelgrün. Klare, gut erhaltene Oberfläche. Bdm: 4 cm; Fußdm: 8 cm; WdSt: 1,3 cm. Leicht konisch eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (1,2 cm). Fuß aus einem gekniffenen Faden und aus einem achtfach umgelegten Faden. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

26. Becher mit Fußfaden. Bodenfragment.

Dunkelgrün. Leicht irisierte Oberfläche. H(Rest): 2,4 cm; Bdm: 4,8 cm; Fußdm: 6,2 cm; WdSt: 2 mm. Konisch eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (1 cm). Auf der Wandung formgeblasenes, kleinteiliges Rautenmuster. Fußfaden um den Boden zweieinhalbfach umgelegt. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

27. Bodenfragment (Römer?).

Dunkelgrün. Verwitterte, korrodierte Oberfläche. Bdm: 2,5 cm; Fußdm: 3,4 cm; H(Rest): 1,4 cm; WdSt: 1,6 mm. Leicht, rund eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (1,1 cm). Dreimal umgelegter Fußfaden. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

28. Henkelfläschchen (Hypothetische Rekonstruktion).

Dunkelgrün, mit bläulichem Stich. Blasenreiche Glasmasse. Glänzende, gut erhaltene Oberfläche. a: H(Rest): 5,9 cm; Dmmax: 5,2 cm; WdSt: 1 mm; LSt: 3,4 mm. b: H(Rest): 2,7 cm; WdSt: 1 mm. Ausbiegender Rand mit abgerundeter, verdickter Lippe. Ovaler Körper; rund eingestochener, verdickter Boden mit großem Hefteisenabriß (2 cm). Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

29. Nodusfragmente (Kelche und Stengelgläser).

a: grün, massiv. Oberfläche leicht verwittert. b: dunkelgrün, opak. c: dunkelgrün, opak. d: grün, mit bläulichem Stich. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

30. Bodenfragment. Flasche.

Dunkelgrün. Leicht verwitterte, irisierte Oberfläche. St: 3,8 bis 8 mm. Hefteisenabriß: ca. 4 cm. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

31. Bodenfragment. Fläschchen.

Dunkelgrün. Verwitterte, opake Oberfläche. H(Rest): 1,4 cm; FußD: 3,3 cm; St: 1,3 mm. Hefteisenabriß: 1,4 cm. Konisch eingestochener Boden mit Fußfaden. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

Altfürstehütte:

32. Bodenfragment (Stangenglas?).

Dunkelgrün. Leicht blasenhaltige Glasmasse. Gut erhaltene, nicht verwitterte Oberfläche. H(Rest): 1,8 cm. WdSt: 1 mm. Leicht konisch eingestochener Boden mit kleinem, tropfenartigem Hefteisenabriß (1,1 cm). Standfuß (fragmentarisch) aus einem mehrfach umspinnenen Faden. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

33. Warzenbecher. Bodenfragment.

Hellgrün. Leicht blasenhaltige Glasmasse. Nicht verwittert. H(rest): 2,8 cm; Bdm: 3,1 cm; WdSt: 1 mm. Leicht konischer Wandansatz. Rund eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (0,7 mm). Auf der Wandung kleine runde, in horizontalen Reihen versetzt angeordnete Warzen. Ohne Bodenrosette. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

34. Henkelfragment.

Farblos. Blasenhaltige Glasmasse. Leicht irisierte Oberfläche. WdSt: 1 mm. Gefäßform nicht zu identifizieren. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

35. Nodusfragmente (Kelche).

a: grün, mit bläulichem Stich. Blasenhaltige Glasmasse. b: grün. Opake, leicht verwitterte Oberfläche. Massiv. c: grün, mit bläulichem Stich. d: farblos, mit bräunlichem Stich. Klare, blasenfreie Glasmasse. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

36. Schaftfragment eines Kelches.

Farblos, mit grauem Stich. H(Rest): 2,8 cm. Hohler Balusterschaft, in einer zweiteiligen Form geblasen. Ansatz eines Löwenkopfes, darüber eine horizontale Reihe von länglichen Zungen und eine »Pufferscheibe«. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

37. Fläschchen. Randfragment.

Hellgrün, mit gelblichem Stich. Leicht verwitterte, irisierte Oberfläche. H(Rest): 3,1 cm; WdSt: 1 mm; LSt: 1,7 mm. Ausbiegender Rand mit runder, hineingebogener Lippe. Länglicher, konischer Hals. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

38. Fläschchen. Randfragment.

Hellgrün. Blasenreiche Glasmasse. Leichte Verwitterungsspuren. H(Rest): 2,4 cm; Rdm: 2,3 cm; LSt: 2,3 mm; WdSt: 2,1 mm. Ausbiegender Rand mit abgerundeter Lippe. Röhrenförmiger, kurzer Hals. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

39. Fläschchen. Randfragment.

Hellgrün, mit gelblichem Stich. Blasenreiche Glasmasse. H(Rest): 1,8 cm; Rdm: 2,2 cm; LSt: 2,3 mm; WdSt: 1,8 mm. Ausbiegender Rand mit abgerundeter, verdeckter Lippe. Kurzer Hals. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

40. Fläschchen. Bodenfragment.

Grün, mit bläulichem Stich. Leicht blasenhaltige Glasmasse. Nicht verwittert. H(Rest): 1,3 cm; WdSt: 1,9 mm. Rund eingestochener Boden mit kleinem Hefteisenabriß (0,8 cm). Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

41. Fläschchen. Halsfragment.

Hellgrün, mit gelblichem Stich. Leicht verwitterte, opake Oberfläche. H(Rest): 2,5 cm; Rdm: ca. 1 cm; WdSt: 1 mm; LSt: 1,9 mm. Kurzer, konischer Hals mit abgerundeter, verdickter Lippe. Rand seitlich gedrückt. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

42. Fläschchen. Wandfragment.

Hellgrün, mit gelblichem Stich. Blasenreiche Glasmasse. Opake, leicht verwitterte Oberfläche. H(Rest): 2,5 cm; WdSt: 1–2 mm. Vierkantiger Körper. Kurzer, gerader Hals. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

43. Flasche. Randfragment.

Dunkelgrün. Blasenfreie Glasmasse. H(Rest): 6,2 cm; Rdm: 2,7 cm; LSt: 5,4 mm; WdSt: 3 mm. Zylindrischer Hals mit abgerundetem, verdicktem Lippenrand. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

44. Tierkopffragment (Scherzglas).

Farblos. Blasenreiche Glasmasse. Klare, gut erhaltene Oberfläche. Ausgußfragment in Gestalt eines Hundes (oder Schweins?). Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

Liemansklinge:

45. Flasche. Randfragment.

Dunkelgrün. Verwitterte und irisierte Oberfläche. H(Rest): 3,8 cm; Rdm: 4,4 cm; LSt: 6 mm; WdSt: 3,3 mm. Leicht ausbiegender Rand mit abgerundeter Lippe. Kurzer Hals. Dickwandig. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

46. Fläschchen. Randfragment.

Grün, mit gelblichem Stich. Stark blasenhaltige Glasmasse. H(Rest): 4 cm; Rdm: 2,5 cm; RdSt: 2,2 mm; WdSt: 0,7 mm. Horizontal ausbiegender Rand mit umgebogener, verdickter Lippe. Röhrenförmiger Hals. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

47. Bodenfragment (Fläschchen?).

Hellgrün. Opake, verwitterte Oberfläche. Fußdm: 2,7 cm; H(Rest): 1 cm; WdSt: 1 mm. Leicht eingedrückter Boden mit aufgelegtem, flachem Fuß. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

48. Bodenfragment (Fläschchen?)

Grün. Opake, verwitterte Oberfläche. Fußdm: 3,2 cm; H(Rest): 0,9 cm; WdSt: 1,7 mm. Flacher Boden mit aufgelegtem, scheibenartigem Fuß. Verbleib: Sammlung Michel, Löwenstein.

Bibliographie zur Glashüttenforschung des Schwäbisch-Fränkischen Waldes unter Berücksichtigung von Schönbuch, Schurwald und Ellwanger Bergen

VON ANDREAS KOZLIK

Die Waldgebiete der Keuperlandschaft im Norden Württembergs waren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ein Zentrum der Glasproduktion in Südwestdeutschland. Glashütten waren in dieser Region von der ersten Erwähnung 1278 bis 1865 ansässig. Das Holz der großen Wälder war aufgrund der abgeschiedenen Lage kaum anders nutzbar als zur Beheizung der Glasöfen, und der für die Glasherstellung notwendige Quarz konnte an Ort und Stelle aus dem vorhandenen Stubensandstein gewonnen werden. Doch durch den enormen Holzverbrauch bedingt, war oft schon nach wenigen Jahrzehnten das Reservoir an nutzbarem Holz in unmittelbarer Umgebung der Hütte ausgeschöpft, und die Hütte mußte an einen anderen Standort verlegt werden. So sind für den Schwäbisch-Fränkischen Wald und die angrenzenden Waldgebiete mehr als 50 Produktionsstandorte nachweisbar.

Die im Vergleich zu anderen Standorten in Deutschland eher regionale Bedeutung der Glasproduktion im Schwäbisch-Fränkischen Wald, spiegelt sich auch in der erst spät einsetzenden Forschung wider.

Gelegentliche frühere Erwähnungen¹ streifen die Glashütten nur am Rande, eine erste Bestandsaufnahme bieten die Oberamtsbeschreibungen aus den Jahren 1845–86. Die erste Veröffentlichung einer systematischen Forschung zur Glasproduktion in Nordwürttemberg datiert ins Jahr 1928², während danach in den Jahren bis 1939 von einer ersten Blüte in der Glashüttenforschung gesprochen werden kann. Es erschienen Veröffentlichungen, deren Ausführlichkeit bezüglich einzelner Hüttenstandorte zum Teil bis heute unerreicht sind³. Weitere wichtige Publikationen datieren in die 50er Jahre⁴. Danach ist in der Forschung zu den Glashütten im Schwäbisch-Fränkischen Wald ein gewisser Stillstand feststellbar. Vier Jahre nach dem Tod von Karl Greiner wurde 1971 eine Zusammenfassung seiner Untersuchungen veröffentlicht⁵; ein Buch, das noch heute das Standardwerk zu den Glashütten in Württemberg darstellt. Erfreulicherweise ist in den letzten Jahren eine Intensivierung der Glashüttenforschung in Nordwürttemberg festzustellen, so zum Beispiel die wissenschaftlichen Grabungen des Landesdenk-

1 *Prescher* 1790; *Roller* 1801; *Roeder* 1820; *Barth* 1836; *Faber* 1854.

2 *Karl Greiner*: Beiträge zur Geschichte der Glasindustrie in Württemberg = (193).

3 Z. B. *Hans Kaupp*: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald = (238).

4 Z. B. die Arbeiten von *Deters*, *Dietz*, *K. Greiner*, *Zitzmann*.

5 *Karl Greiner*: Die Glashütten in Württemberg = (197).

malantes Baden-Württemberg⁶, die Koordination und der Austausch der Forschenden untereinander⁷, ebenso die Miteinbeziehung anderer Wissenschaftsgebiete in die Glashüttenforschung, zum Beispiel Chemie und Geologie, sowie eine verstärkte Publikationstätigkeit.

Um der Forschung als Grundlage für weitere Tätigkeiten alle bisherigen Veröffentlichungen zu den Glashütten im Schwäbisch-Fränkischen Wald bekanntzumachen und eine korrekte Verzeichnung derselben zu bieten, wurde diese Bibliographie erstellt. Dies erschien um so notwendiger, da ein hoher Prozentsatz der Publikationen in Organen von nur lokaler oder regionaler Bedeutung erschien und so viele bisherige Forschungsergebnisse keine weitere Verbreitung erfuhren. Als Bearbeitungsgebiet wurden primär die Glashütten des Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Waldes gewählt, zusätzlich wurde die Forschungsliteratur zu den Glashütten im Schönbuch, im Schurwald und in den Ellwanger Bergen berücksichtigt, da hierbei historisch-geographisch, genealogisch und typologisch von einem einheitlichen Produktionsgebiet ausgegangen werden kann. Darüber hinaus wurde Literatur zu Glasfunden aufgenommen, deren Herkunft aus dem Bearbeitungsgebiet angenommen wird und es wurden wichtige Publikationen zu Hüttengründungen durch schwäbische Auswanderer⁸ verzeichnet.

Die Bibliographie enthält alle gedruckten Texte, in denen Informationen über die Glashütten des Bearbeitungsgebietes enthalten sind, sofern sie über eine bloße Erwähnung hinausgehen. Darin wurde Vollständigkeit angestrebt. Darüber hinaus wurden in Auswahl auch maschinenschriftliche Veröffentlichungen aufgenommen. Neben Forschungen enthält die Bibliographie auch Quellenwerke, sofern sie im Druck erschienen sind. Angesichts der weiten Streuung der Veröffentlichungen ist sich der Verfasser der Lückenhaftigkeit der Verzeichnung besonders im Bereich der Zeitungsberichte bewußt, weitere Ergänzungen könnten bei Texten, die das Glashüttenwesen nur am Rande erwähnen, notwendig sein. Die Bibliographie enthält neben dem alphabetischen Titelverzeichnis ein Ortsregister, in dem die wichtigeren Publikationen hervorgehoben sind; einzelne thematische Aspekte wurden hinzugefügt.

- (1) *Altertumsverein für den Murrgau*: Blätter des Altertumsvereins für den Murrgau: Beilage zum Murrthal-Boten, Backnanger Tagblatt. – Backnang. 48. 1924 – 95. 1933
- (2) *An Rems und Murr*: Halbjahreshefte für Heimat und Kultur im Rems-Murr-Kreis. – Schwäbisch Gmünd: Einhorn-Verlag. – ISSN 0170-6802. 1. 1974 –

6 Im Bereich Nassach-Salzwiese 1984/85, in Mittelfischbach Mai 1991 und im Golderbachtal bei Bebenhausen August/September 1992.

7 Z. B. die Gründung des Arbeitskreises »Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald« im November 1991 = (100) oder das »Kolloquium zur Glasherstellung im Spätmittelalter« im Mai 1992 = (255).

8 Langenbach/Thüringen 1525, Mattstall/Lothringen 1556.

- (3) *Archäologie in Deutschland* / [Hrsg.: Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland]. – Stuttgart: Theiss. – ISSN 0176-8522. 1. 1984 –
- (4) *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* / hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. – Stuttgart: Theiss. – ISSN 0724-8954. [1.] 1981 –
- (5) *Archäologisches Korrespondenzblatt: Urgeschichte, Römerzeit, Frühmittelalter* / hrsg. vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum. – Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums. – ISSN 0342-734X. 1. 1971 –
- (6) *Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete: mit Praktischer Forschungshilfe.* – Limburg: Starke. – ISSN 0003-9403. 5. 1928 –
- (7) *Backnanger Kreiszeitung: Murrthal-Bote, Backnanger Tagblatt: amtliches Bekanntmachungsblatt für den Rems-Murr-Kreis und die Stadt Backnang.* – Backnang: Stroh. 1951 –
- (8) *Beiträge zur Landeskunde: regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg.* – Stuttgart: Staatsministerium. – ISSN 0408-8492. 1962 –
- (9) *Berichte zur deutschen Landeskunde* / hrsg. von der Bundesanstalt für Landeskunde. – Meisenheim: Hain. 1. 1941/42 –
- (10) *Blätter für Bevölkerungspolitik: Rassenhygiene (Eugenik), Familiengeschichte, Statistik; Beilage zur Zeitschrift für Standesamtswesen.* – Berlin: Verlag für Standesamtswesen. 1933
- (11) *Blätter für württembergische Familienkunde* / hrsg. vom Verein für württembergische Familienkunde. – Stuttgart: Müller. 1. 1921/25 – 9. 1942/44
- (12) *Cercle généalogique d'Alsace: Bulletin.* – Straßburg: Archives Départementales du Bas-Rhin. – ISSN 0294-0167. 1. 1968 –
- (13) *Chemie in unserer Zeit* / hrsg. von der Gesellschaft Deutscher Chemiker. – Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft. – ISSN 0009-2851. 1. 1967 –
- (14) *Das Echo der Heimat: Heimatbeilage des Kocherboten.* – Gaildorf: Schwend. 1. 1949 – [39.] 1987
- (15) *Ellwanger Jahrbuch: ein Volksbuch für Heimatpflege im Virngrund und Ries* / hrsg. vom Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen. – Ellwangen: Bucher. 1. 1910 –
- (16) *Fundberichte aus Schwaben* / hrsg. von der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern. – Stuttgart: Schweizerbart. 1. 1893 – 22./24. 1914/16; N.F. 1. 1917/22 – N.F. 19. 1971
- (17) *Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde: Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.* – Metz: Verlag der Gesellschaft. 1. 1888/89 – 27./28. 1915/16
- (18) *Glastechnische Berichte: Zeitschrift für Glaskunde* / hrsg. von der Deutschen Glastechnischen Gesellschaft. – Frankfurt. – ISSN 0017-1085. 1. 1923/24 –
- (19) *Der Haalquell: Blätter für Heimatkunde des Haller Landes.* – Schwäbisch Hall: Schwend. 8. 1956 – 42. 1990
- (20) *Heidenheimer Land: Beilage der HNP, Heidenheimer Neue Presse.* – Heidenheim: Wulz. 1. 1974 –
- (21) *Heimatblätter: Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung* / hrsg. vom Heimat-

- verein Schorndorf und dem Bürgermeisteramt der Stadt Schorndorf. – Schorndorf: Bacher. 1. 1983 –
- (22) *Heimatblätter für Ansbach und Umgebung*. – Ansbach: Fränkische Zeitung 1. 1925 – 15. 1939
- (23) *Heimatgeschichtliche Nachrichten* / Heimatverein Großerlach/Grab. – Großerlach. 1. 1992 –
- (24) *Heimat-Glocken: Menschen, Geschichte und Landschaft unserer Heimat*; Beilage zur Waiblinger Kreiszeitung, Schorndorfer Zeitung. – Waiblingen: Remstal-Bote. 1. 1951 – 32. 1961
- (25) *Heimatkalender für das Murrtal und den Schwäbischen Wald*. – Backnang: Stroh. 1951 –
- (26) *Hennebergischer Geschichtsverein: Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins*. – Schleusingen. 1. 1908 – 18. 1935
- (27) *Historischer Verein (Heilbronn): Veröffentlichung*. – Heilbronn: Historischer Verein. – ISSN 0175-9833. 17. 1934 – 25. 1966
- (28) *Historischer Verein für das württembergische Franken: Zeitschrift des Historischen Vereins für das württembergische Franken*. – [Schwäbisch Hall]: Verlag des Historischen Vereins. 1. 1847 – 10. 1875/78
- (29) *Historischer Verein Welzheimer Wald: Jahreshefte des Historischen Vereins Welzheimer Wald*. – Welzheim. [Nebentitel: Jahresheft]. 1. 1980 –
- (30) *Hohenloher Heimat: Blätter für Heimatpflege und Unterhaltung; Unterhaltungsbeilage der Haller Nachrichten*. – Schwäbisch Hall: Schwend. 1. 1949 – 7. 1955
- (31) *Hohenloher Leben: Bild einer Landschaft und ihrer Menschen*. – Schwäbisch Hall: Verlagsgemeinschaft der Zeitungen Haller Tagblatt, Hohenloher Tagblatt, Rundschau für den Schwäbischen Wald. 1. 1969 – 22. 1990
- (32) *Hohenstaufen, Helfenstein: historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen* / hrsg. vom Geschichts- und Altertumsverein Göppingen und vom Kunst- und Altertumsverein Geislingen. – Weißenhorn: Konrad. – ISSN 0940-4759. 1. 1991 –
- (33) *Die Hutzeltruhe: vom Kocherboten gefüllt in Heimat und Fremde*. – Gaildorf: Schwend. 1922 – 1939
- (34) *Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte* / hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und bürgerschaftliche Bildung e. V. – Esslingen: Stadtarchiv Esslingen. – ISSN 0341-9924. [Nebentitel: Esslinger Studien]. 11. 1965 – 17. 1971
- (35) *Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte* / Historischer Verein Heilbronn. – Heilbronn: Stadtarchiv. – ISSN 0175-9841. [Nebentitel: Jahrbuch]. 26. 1969 –
- (36) *Kein schöner Land: ein Lesebogen zur Heimatkunde*. / hrsg. von einem Pädagogischen Arbeitskreis des Unterlandes. – Heilbronn: Heilbronner Stimme. [1.] 1950/51 – 12. 1962 (?)

- (37) *Der Kunstwanderer*: Zeitschrift für alte und neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen. – Berlin. 1. 1919 – 14. 1932
- (38) *Lauschaer Zeitung*. – Lauscha. 1. 1886 – (?)
- (39) *Mainhardter Wald-Bote*: wöchentliches Mitteilungsblatt für den Mainhardter Wald. – Schwäbisch Hall: Schwend. 1. 1905 –
- (40) *Murrhardter Zeitung*: amtliches Bekanntmachungsblatt für die Stadt Murrhardt (Rems-Murr-Kreis); Anzeigenblatt und Heimatzeitung für das obere Murrthal und Umgebung. – Murrhardt: Murrhardter Zeitungsverlag. 1. 1884 –
- (41) *Neckar-Echo*: Zeitung für das werktätige Volk. – Heilbronn: Knapper. 1. 1908 – 60. 1967
- (42) *Neckar-Rundschau*: Heilbronner Blätter für Kunst und Wissen. – Heilbronn: Schell. 1. 1921 – 14. 1934 (?)
- (43) *Neue Glaserzeitung*: Fachzeitschrift für das gesamte Glasergewerbe; Organ des Glaserhandwerks und artverwandter Berufe. – Stuttgart: Gentner. 1. 1948 – 7. 1954
- (44) *Neue Württembergische Zeitung*: NWZ; Göppinger Kreisnachrichten; unabhängige Tageszeitung. – Göppingen: Neue Pressegesellschaft (Südwest-Presse). 1. 1946 –
- (45) *Saarländische Familienkunde*: Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft für Saarländische Familienkunde. – Saarbrücken: Arbeitsgemeinschaft für Saarländische Familienkunde. 1. 1968/71 –
- (46) *Schorndorfer Nachrichten*. – Waiblingen: Zeitungsverlag Waiblingen. 22. 1971 –
- (47) *Schwaben und Franken*: heimatgeschichtliche Beilage der »Heilbronner Stimme«. – Heilbronn: Heilbronner Stimme. 1. 1954/55 –
- (48) *Schwabenland*: das schöne Reise- und Erholungsland; die illustrierte Heimatzeitschrift für Württemberg und Hohenzollern; Zeitschrift für Reise und Verkehr, Kultur und Wirtschaft / hrsg. in Verbindung mit der Zeitschrift Schwäbische Heimat unter Mitwirkung des Landesverkehrsverbandes Württemberg. – Stuttgart: Kohlhammer. 15. 1939 – 20. 1950
- (49) *Schwäbische Donauzeitung*. – Ulm: Südwest-Presse. 1. 1945 –
- (50) *Schwäbische Heimat*: Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur / hrsg. vom Schwäbischen Heimatbund. – Stuttgart: Kohlhammer. 1. 1950 –
- (51) *Schwäbische Lebensbilder*. – Stuttgart: Kohlhammer. 1. 1940 – 6. 1957
- (52) *Schwäbischer Albverein*: Blätter des Schwäbischen Albvereins. – Tübingen: Schwäbischer Albverein. 1. 1889 –
- (53) *Schwäbischer Bauernkalender*. – Stuttgart: Ulmer. 1935 –
- (54) *Schwäbischer Merkur*: mit schwäbischer Kronik und Handelszeitung. – Stuttgart: Elben. 1785 – 1941
- (55) *Stauferland*: Heimatbeilage der NWZ. – Göppingen: Neue Württembergische Zeitung. 1. 1955 – 6. 1960; 18. 1972

- (56) *Stuttgarter Neues Tagblatt*: südwestdeutsche Handels- und Wirtschaftszeitung. – Stuttgart. 70. 1913 – 100. 1943
- (57) *Stuttgarter Zeitung*. – Stuttgart: Stuttgarter Zeitung. 1. 1945 –
- (58) *Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde* / hrsg. vom Verein für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden. – Ulm: Aegis-Verlag. – ISSN 0172-1844. 1. 1949 –
- (59) *Das Thüringer Fähnlein*: Monatsheft für die mitteldeutsche Heimat. – Jena: Neuenhan. 1. 1932 – 12. 1943
- (60) *Unsere Heimat*: Beilage zur Backnanger Kreiszeitung. – Backnang: Stroh. 1951, 1–
- (61) *Verein für forstliche Standortskartierung*: Mitteilung des Vereins für forstliche Standortskartierung. – Stuttgart: Ulmer. 1. 1951 – 5. 1956
- (62) *Welzheimer Wald-Verein*: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins: Organ der Verkehrsämter Welzheim, Lorch, Murrhardt, Schorndorf, Gmünd, Gaildorf, Backnang, Sulzbach, Winnenden; Beilage zum Boten vom Welzheimer Wald; Heimatzeitschrift für den Kreis Waiblingen und für den Schwäbischen Wald. – Welzheim. 1. 1928 –
- (63) *Welzheimer Zeitung*: Bote vom Welzheimer Wald; Amtsblatt der Stadt Welzheim. – Waiblingen: Zeitungsverlag Waiblingen. 98. 1971 –
- (64) *Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte* / hrsg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte – Stuttgart: Kohlhammer. 1. 1878 – 13. 1890; N.F. 1. 1892 – 42. 1936
- (65) *Württembergisch-Franken*: Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. – Schwäbisch Hall: Historischer Verein für Württembergisch Franken. – ISSN 0084-3067. N.F. 1. 1882 –
- (66) *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* / hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. – Stuttgart: Kohlhammer. – ISSN 0044-3786. 1. 1937 –
- (67) *Zwischen Kocher und Murr*: Blätter für Heimatpflege und Unterhaltung. – Schwäbisch Hall: Schwend. 1. 1949 – 3. 1951
- (68) *Angerbauer, Wolfram*: Glashütten. // In: (400) S. 142–145
- (69) *Angerbauer, Wolfram*: Wissenswertes aus den Städten und Gemeinden des Landkreises. // In: (369) S. 269–303
- (70) *Arnold, Susanne*: Eine Glashütte in Mittelfischbach, Gemeinde Großerlach, Rems-Murr-Kreis. // In: (4) 1991, S. 332–333 und in: (3) 1992, 4, S. 42 und in: (255) S. 43–48
- (71) *Aus der Geschichte von Walkersbach*. // In: (62) 8. 1935, S. 34–35
- (72) *Ein Ausflug auf die Höhen des Schwäb. Waldes*. // In: (60) 1951, 1, S. [2]
- (73) *Bachteler, Micha*: Verschiedene Hohlglasformen aus dem abgegangenen Kloster am Baiselsberg bei Horrheim, Kr. Ludwigsburg. // S. 191–217 in: *Opuscula*: Festschrift Franz Fischer. – Tübingen: Universität Tübingen,

- Institut für Vor- und Frühgeschichte, 1987. – 269 S. – (Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte; 2)
- (74) *Barth, Christian Gottlob*: Johann Schmidgall's Jugendjahre: eine Erzählung für Christenkinder. – Stuttgart: Steinkopf, 1836. – 138 S. (II) 3. Aufl. – 1858. – 118 S. (III) 4. Aufl. – 1879. – 104 S. (IV) Neue Ausgabe. – Stuttgart; Bern: Christliches Verlagshaus, [1901]. – 64 S.
- (..) *Bauer, Karlheinz*: siehe: (294) und (332)
- (75) *Baum, Hanns*: Von alten Glashütten im Schwabenland und in Baden. // In: (43) 5. 1952, S. 136–138
- (76) *Baumann, Karl*: Die Flurnamen der Markung Kirchenkirnberg, O.A. Welzheim. – 1931. – [62] S. [maschinenschriftlich]. (Darin: Nr. 6 Bullmershütte, Nr. 88 Glasäckerle, Nr. 89 Gläserklinge, Nr. 101 Hüttplatz)
- (77) *Baumgärtner, Sabine*: Württembergische Glasfunde. // In: (189) S. 68–76
- (78) *Baumgartner, Erwin; Krueger, Ingeborg*: Phönix aus Sand und Asche: Glas des Mittelalters; [Rheinisches Landesmuseum Bonn, 3. Mai – 24. Juli 1988; Historisches Museum Basel, 26. August – 28. November 1988]. – München: Klinkhardt & Biermann, 1988. – 459 S. – ISBN 3-7814-0280-0 – ISBN 3-7814-0278-9. (Darin: Hütte Salzwiesen im Nassachtal (Baden-Württemberg), S. 35–36)
- (79) *Bayer, Hans-Joachim*: Geologie, Landschaftsgeschichte und Rohstoff-Nutzung. // In: (304) S. 21–52
- (80) *Beck, ...*: Einführung in die Ortsgeschichte von Rudersberg-Unterschlechtbach. [1. Teil]. // In: (62) 12. 1939, S. 1–2
- (81) *Beck, Johannes*: Wald und Siedlung. // In: (296) S. 55–58
- (82) *Benkert, Gisela*: Althüttener »Scherbenrausch« unter einer Garage begraben: Stuttgarts Archäologen bleiben »nüchtern«; Landesdenkmalamt zu spät verständigt worden. // In: (63) 101. 1974, 180 vom 07.08. und als: Althüttener Feierabend-Archäologen kamen dem Landesdenkmalamt zuvor. // In: (48) 29. 1974, 181 vom 08.08.
- (83) *Benkert, Gisela*: Der Garagenaushub bringt's an den Tag: Scherben-Segen aus dem 16. Jahrhundert: kostbare Glasscherben-Funde in Althütte; »Glasbukkel« eine wahre Schatzgrube; Archäologe soll die Relikte untersuchen. // In: (63) 101. 1974, 171 vom 27.07. und in: (48) 29. 1974, 174 vom 31.07.
- (84) *Beschreibung des Oberamts Aalen*. – Stuttgart: Müller, 1854. – 333 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 33). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1962. – ISBN 3-7644-0032-3
- (85) *Beschreibung des Oberamts Backnang*. – Stuttgart: Lindemann, 1871. – VIII, 334 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 53). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1968. – ISBN 3-7644-0051-X
- (86) *Beschreibung des Oberamts Ellwangen*. – Stuttgart: Kohlhammer. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 64). Bd. 2. – 1886. – S. 366–883. (II) Nachdruck Magstadt: Bissinger, 1963. – ISBN 3-7644-0060-9
- (87) *Beschreibung des Oberamts Gaildorf*. – Stuttgart: Müller, 1852. – VI, 242 S. –

- (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 31). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1972. – ISBN 3-7644-0030-7
- (88) *Beschreibung des Oberamts Schorndorf*. – Stuttgart: Müller, 1851. – 200 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 29). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1963. – ISBN 3-7644-0028-5
- (89) *Beschreibung des Oberamts Stuttgart, Amt*. – Stuttgart: Müller, 1851. – 275 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 28). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1966. – ISBN 3-7644-0027-7
- (90) *Beschreibung des Oberamts Weinsberg*. – Stuttgart: Aue, 1861. – VI, 420 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 43). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1980. – ISBN 3-7644-0042-0
- (91) *Beschreibung des Oberamts Welzheim*. – Stuttgart: Cotta, 1845. – 267 S. – (Beschreibung des Königreichs Württemberg; 22). (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1972. – ISBN 3-7644-0021-8
- (92) *Bienert, Hans-Dieter*: Alter Glasschmelzofen beim Hausbau entdeckt: Zufall kam den Archäologen des Landesdenkmalamts entgegen; Experten legten wertvollen Fund in einer einwöchigen Grabung frei. // In: (7) 1991, 123 vom 31.05.
- (93) *Bienert, Hans-Dieter; Gai, Sveva; Kozlik, Andreas*: Aus der Geschichte der frühneuzeitlichen Flammglashütte im Wald bei Schöntalhöfle (Großerlach-Grab). // In: (65) 77. 1993, S. 269–300
- (94) *Bienert, Hans-Dieter*: Glashütten im Fränkisch-Schwäbischen Wald: Diavortrag; [63. Altstadtstammtisch des Heimat- und Kunstvereins Backnang, 09.10.1991]. – [Murrhardt], 1991. – 10 S.
- (95) *Bienert, Hans-Dieter; Gai, Sveva*: Hinweise auf frühneuzeitliche Glasproduktion bei Kirchenkirnberg, Stadt Murrhardt. // In: (65) 77. 1993, S. 301–309
- (96) *Bienert, Hans-Dieter*: Ortswüstungen des Spätmittelalters und der Neuzeit im Murrhardter Raum mit einem Exkurs zu einigen Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald. – Tübingen. [maschinenschriftlich]. (a) Teil 1: Text. – 1985. – [50] S. (b) Teil 2: Abbildungen & Tafeln. – 1985. – [51] S.
- (97) *Bienert, Hans-Dieter; Gai, Sveva; Reinhold, Gotthard G.; Seegis, Dieter B.*: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Glasproduktion im Schwäbischen Wald: die Glashütten im Fischbachtal und bei Liemannsklinge. // In: (65) 76. 1992, S. 119–166
- (98) *Bienert, Hans-Dieter*: Das Thema: Glashütten: neuer Arbeitskreis in Gründung; Erfassung spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Hütten. // In: (40) 1991, 259 vom 08.11.
- (99) *Bienert, Hans-Dieter*: Von »Uffbläsern« und Glashütten. // In: (40) 1993, 148 vom 01.07.
- (100) *Bienert, Hans-Dieter*: Wichtig: Interdisziplinäre Zusammenarbeit: neuer Arbeitskreis zur Glashüttenforschung; Arbeitskreis beschäftigt sich mit der Erforschung der Hütten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert. // In: (40) 1991, 282 vom 06.12.

- (101) *Bitz, Matthias*: Fabriken und ihre Technologie im 17. u. 18. Jahrhundert in Südwestdeutschland. // S. 459–469 in: Barock in Baden-Württemberg: vom Ende des Dreißigjährigen Kriegs bis zur Französischen Revolution; Ausstellung des Landes Baden-Württemberg; Badisches Landesmuseum Karlsruhe; Schloß Bruchsal, 27. Juni bis 25. Oktober 1981. – Karlsruhe: Badisches Landesmuseum. – ISBN 3-923132-00-X. Band 2: Aufsätze. – 1981. – 509 S.
- (...) *Blum, Karl* [Hrsg.] siehe: (295)
- (102) *Böhringer, Theodor*: Glashütten Zuffenhausen und Wolterdingen. – [Stuttgart], 1974. – 66 S. [maschinenschriftlich]
- (103) *Boelcke, Willi A.*: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs: von den Römern bis heute. – Stuttgart: Theiss, 1987. – 725 S. – ISBN 3-8062-0423-3. (Darin: Glasherstellung, S. 125–127)
- (104) *Bohnenberger, Christian*: Die Flurnamen der Markung Hohengehren, O. A. Schorndorf. – [1934]. – [188] S. [maschinenschriftlich]. (Darin: Nr. 118 Gläserhalde, Gläserweg)
- (105) *Bohnenberger, Christian*: Hohengehren: aus der Geschichte der Markung und der Siedlung. – [Hohengehren], [1936]. – 26 S. [maschinenschriftlich]. (Darin: Katzenhof, S. 5)
- (106) *Bossert, Gustav*: Die Familie Greiner in Württemberg. // In: (54) 1897, 154, S. 1281 vom 06.07.
- (107) *Bossert, Gustav*: Greiner, Blasius. // S. 171 in: Mennonitisches Lexikon / hrsg. von Christian Hege und Christian Heff. – Frankfurt am Main; Weierhof (Pfalz): Hege und Neff. 2. Band: Friedrich – Mähren. – 1937. – 717 S. In englischer Übersetzung: S. 577 in: The Mennonite Encyclopedia: a comprehensive reference work on the Anabaptist-Mennonite Movement. – Scottsdale, Pa: Mennonite Publishing House. Volume 2: D – H. – 1956. – XIII, 886, 22 S. (II) 2. Printing. – 1972. (III) 3. Printing. – 1982. – ISBN 0-8361-1119-2
- (108) *Bossert, Gustav*: Der Kirchenhistoriker Albert Hauck und seine schwäbischen Ahnen. // In: (54) 1921, 359, S. 8 vom 06.08.
- (109) *Bossert, Gustav*: Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer. – Leipzig: Heinsius. – (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte; 13). 1. Band: Herzogtum Württemberg. – 1930. – XVI, 1199 S.
- (110) *Brähäuser, Manfred*: Blatt Böblingen. – Stuttgart, 1927. – 62 S. – (Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Württemberg; 82)
- (111) *Braun, Markus*: Die Flurnamen der Gesamtgemeinde Murrhardt: das Gesicht einer Landschaft. – Murrhardt: Stadtverwaltung, 1956. – 79 S.
- (112) *Brude, Gustav*: Glasmacher in unseren Wäldern. // In: (53) 1974, S. 69–74
- (113) *Brude, Gustav*: Unser Welzheimer Wald im Wandel der Zeiten. [3. Teil]: Fortsetzung von Nr. 40 und 41. // In: (62) 21. 1961, S. 329–331. (Darin: Die Gründe für das Verschwinden des Laubwalds, S. 330)
- (114) *Bruder, Karl*: Aus vergangenen Tagen. // S. 36–85 in: Der Kreis Backnang /

- Hrsg.: Konrad Theiss und Hermann Baumhauer. – Aalen; Stuttgart: Verlag Heimat und Wirtschaft, 1959. – 180 S. – (Heimat und Arbeit). (Darin: Von Glashütten und einer Spiegelfabrik, S. 72–74)
- (115) *Brunner, Horst*: Erläuterungen zu Blatt 7320 Böblingen. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1985. – 128 S. – (Geologische Karte 1:25000 von Baden-Württemberg)
- (116) *Bühler, Gustav Friedrich*: Über die Schwedensage auf dem Burgfrieden im Mainhardter Wald. // In: (28) 10. 1877, S. 85–90
- (117) *Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600*: zum Jubiläum der Stadt Schwäbisch Hall 1956 / bearb. von Gerhard Wunder. – Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer, 1956. – 708 S. – (Württembergische Geschichtsquellen; 25). (Darin: Greiner, S. 277)
- (118) *Buob, Max*: Die Besiedlungsverhältnisse des wuerttembergischen Keuperberglandes zwischen Neckar und Rems. – 1925. – 105 S. – Tübingen, Univ., Diss., 1925. [maschinenschriftlich]. (Darin: Die Glasindustrie, S. 57)
- (119) *Burkert, Helmut*: Alte Flurnamen aus Kirchenkirnberg. // In: (62) 10. 1937, S. 5–6
- (120) *Burkert, Helmut*: Mettelbach. // In: (62) 9. 1936, S. 78–79
- (121) *Burkert, Helmut*: Ortsgeschichte Welzheim. (a) [2. Teil]: 1. Fortsetzung. // In: (62) 8. 1935, S. 93. (b) [3. Teil]: 2. Fortsetzung. // In: (62) 9. 1936, S. 3–5
- (122) *Clasen, Claus-Peter*: Die Wiedertäufer im Herzogtum Württemberg und in benachbarten Herrschaften: Ausbreitung, Geisteswelt und Soziologie. – Stuttgart: Kohlhammer, 1965. – XVI, 222 S. – (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: B; 32)
- (123) *Conradt, Walter*: Zur Erklärung einiger Ortsnamen im Wieslaufthal. [1. Teil]. // In: (62) 13. 1940, S. 28–29
- (124) *Crous, Ernst*: Greiner, Blasius: Wiedertäufer, † spätestens 1571. // S. 37 in: Neue Deutsche Biographie / hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. – Berlin: Duncker & Humblot. 7. Band: Grassauer – Hartmann. – 1966. – XV, 784 S.
- (125) *Deters, Theo*: Aus der Geschichte des Spiegelberger Rathauses. // In: (7) 1951, 113 vom 19.05.
- (126) *Deters, Theo*: Aus der Spiegelberger Schulchronik. // In: (60) 1951, 4, S. [3]
- (127) *Deters, Theo*: Brief an die Herzogliche Carlische Durchlaucht. // In: (60) 1955, 12, S. [3]
- (128) *Deters, Theo*: Die »französische Gräfin« von Spiegelberg: ein interessantes Kapitel aus der Ortsgeschichte. // In: (60) 1953, 2, S. [2]–[3]
- (129) *Deters, Theo*: Gaunergesind in der Lichtensterner Glashütte. // In: (60) 1957, 8, S. [3]–[4] und als: Das Joachimstal bei Altlautern. // In: (47) 5. 1959, 9, S. 2–3
- (130) *Deters, Theo*: Glasherstellung vor 200 Jahren: aus alten Rezeptbüchern der Glashütte Spiegelberg. // In: (30) 2. 1950, S. 14–15 und in: (67) 2. 1950, S. 14–15

- (131) *Deters, Theo*: Die Glashütte im Schöntal bei Grab: ein vergessenes Kapitel aus der Heimatgeschichte. // In: (30) 3. 1951, S. 17 + 20 und in: (67) 3. 1951, S. 17 + 20
- (132) *Deters, Theo*: Glashütten im Mainhardter Wald: aus der Gründungsgeschichte Spiegelbergs und Jux'; vor 250 Jahren. // In: (30) 1. 1949, S. 154–155 und in: (67) 1. 1949, S. 154–155
- (133) *Deters, Theo*: Die herzogliche Glashütte in Spiegelberg. // In: (47) 9. 1959, 9, S. 1–2
- (134) *Deters, Theo*: Spiegelberg in der Glaszeit: [Zulassungsarbeit zur 2. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen; wissenschaftliche Hausarbeit]. – Spiegelberg, 1951. [maschinenschriftlich]
- (135) *Deters, Theo*: Wie Spiegelberg eine eigene Kirche erhielt. // In: (60) 1951, 1, S.[1]–[2]
- (136) *Deters, Theo*: 50 Jahre Schule Spiegelberg. // In: (60) 1952, 9, S.[2]
- (137) *Dietz, Emil*: Aus der Geschichte der Gemeinde Altersberg. // In: (62) 26. 1964, S. 434–435
- (138) *Dietz, Emil*: Von alten Glashütten im Schwäbisch-Fränkischen Wald: ein Industriezweig, der vielen Menschen Arbeit und Brot gab. // In: (19) 16. 1964, S. 39–40 und in: (62) 26. 1964, S. 458–459
- (139) *Dietz, Emil*: Von den ehemaligen Glashütten in Horlachen. // In: (62) 17. 1956, S. 99–100
- (140) *Dietz, Emil*: Von den ehemaligen Glashütten in Horlachen: wer faßte den Entschluß, hier eine Glashütte zu errichten? // In: (14) 9. 1957, 2, S. 2
- (141) *Dietz, Emil*: Von der ehemaligen Gaildorfer Glasfabrik: Gründer war der weit über Württemberg hinaus bekannt gewordene Kaufmann Gottlieb Rau. // In: (14) 11. 1959, 1, S. 1–2
- (142) *Dietz, Emil*: Von der Glasmacherei auf dem Welzheimer Wald. // In: (62) 17. 1956, S. 99
- (143) *Dietz, Emil*: Die Wüstungen der Limpurger Berge, der Frickenhofer Höhe und der Tannenburg-Adelmannsfelder Höhen. // In: (66) 20. 1961, S. 96–160
- (144) *Domes, Heinrich*: Die Glasmacher vom Nassachtal: erste Grabung im Land; die Greiner blieben ihrem Handwerk treu. // In: (44) 40. 1985, 32, S. 22 vom 07.02.
- (145) *Donner, Rotraut*: Zu chemischen Analysen der Glasproduktion im Nassachtal. // In: (255) S. 90–92
- (146) *Dorfsiedlung Finsterrot seit 1510*: ein kleines Kapitel Ortsgeschichte. // In: (39) 38. 1953, 25, S.[1]
- (147) *Dorsch, Paul*: Gedenkblatt für die Gemeinde Walkersbach: einiges aus Walkersbachs Vergangenheit, nach den Urkunden dargestellt; zum Besten der armen Filialkirche Walkersbach. – 2. verm. Aufl. des »Neujahrsblattes«. – Hegnach: Weller, 1887. – 20 S.
- (148) *Dorsch, Paul*: Neujahrsblatt für die Gemeinde Walkersbach: Walkersbachs

- Vergangenheit zum Besten der Walkersbacher Kirche urkundlich dargestellt. – [Hegnach]: [Weller], 1887. – 15 S.
- (149) *Dorsch, Paul*: Schwäbische Bauern in Kriegszeiten: ein Beitrag zur Geschichte des Remsthal und des Welzheimer Waldes. – Calw: Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1888. – 278 S. – (Calwer Familienbibliothek; 11). (Darin: S. 38–40.). Teilabdruck als: Erinnerungen aus dem Jahre 1805. // In: (62) 20. 1960, S. 286
- (150) *Dürr, Günther*: Salinsieden war einst ein blühendes Waldgewerbe: um 1790 zählte man im Limpurger Land 14 Salinhütten. // In: (14) 11. 1959, 1, S. 2–3
- (151) *Ehmer, Hermann*: Quellen zur Geschichte der Glashütte Alt- und Neulautern bei Löwenstein. // In: (365) S. 51–54
- (152) *Ehrmann, Robert*: Althütte in früheren Zeiten. // S. 10–16 in: Zweite Heimattage Althütte: vom 11.–13. Juni 1966 verbunden mit dem 75-jährigen Jubiläum des Gesangsvereins »Eintracht« Althütte. – Althütte: Gemeindeverwaltung, 1966. – 52 S.
- (153) *Eichele, Klaus-Peter*: Traum und Fiasko des Gottlieb Rau: Leben und Zeit des Revolutionärs und Glasfabrikanten aus Gaildorf; Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Februar und März 1991 in Gaildorf. – [Tübingen]: [Eichele], 1991. – 88 S.
- (154) *Eisenhut, Eugen*: Erläuterungen zu Blatt 7023 Murrhardt. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1971. – 99 S. – (Geologische Karte von Baden-Württemberg: 1:25000)
- (155) *Eisenhut, Eugen*: Erläuterungen zu Blatt 7024 Gschwend. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1971. – 112 S. – (Geologische Karte von Baden-Württemberg: 1:25000)
- (156) *Eisenhut, Eugen*: Erläuterungen zu Blatt 7123 Schorndorf. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1972. – 134 S. – (Geologische Karte von Baden-Württemberg: 1:25000)
- (157) *Eisenhut, Eugen*: Erläuterungen zu Blatt 7223 Göppingen. – Stuttgart: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1975. – 213 S. – (Geologische Karte von Baden-Württemberg: 1:25000)
- (158) *Eisenhut, Eugen*: Die Juxhöhle oberhalb von Rudersberg: zum Naturdenkmal erklärt. // In: (62) 31. 1969, S. 610
- (159) *Eisenhut, Eugen*: Die Juxkopf-Höhle: ein Naturdenkmal im Wieslaufgebiet. // In: (50) 20. 1969, S. 14–15
- (160) *Erk, Richard Oscar*: Kurzer Abriß der Geschichte Lauscha's. // S. 7–20 in: Festschrift zum 300jährigen Jubiläum von Lauscha und seiner Glasindustrie: 7.–9. August 1897. – Lauscha: Thiele, 1897. – 84 S.
- (161) *Faber, Ferdinand Friedrich*: Die württembergischen Familienstiftungen nebst genealogischen Nachrichten die zu denselben berechtigten Familien. – Stuttgart: Köhler. (a) 8. Heft. – 1854. – 181 S. (II) Stuttgart: Bonz, 1940. (b) 10. Heft. – 1854. – 127 S. (II) Stuttgart: Bonz, 1940. (c) 21. Heft. – 1858. – 130 S. (II) Stuttgart: Bonz, 1941

- (162) *Feisthauer, Joseph*: Les origines de Soucht. // S. 4–6 in: Soucht: village du pays de Bitche; 1629–1979 / Centre Culturel et l'Interassociation. – Sarreguemines: Pierron, 1979. – 112 S. – ([Documents Lorrains; 8])
- (163) *Fischer, Karl Josef*: Unsere Heimat: Beiträge zur Heimatkunde und Geschichte von Stadt und Kreis Esslingen. – Esslingen: Bechtle, 1949. – 327 S. (Darin: Wo die Kohlenmeiler noch dampften, S. 311–314)
- (164) *Fleischhauer, Werner*: Barock im Herzogtum Württemberg. – Stuttgart: Kohlhammer, 1958. – 346, [120] S. – (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). (II) 2. Aufl. – 1981. – ISBN 3-17-007324-9
- (165) *Fleischhauer, Werner*: Renaissance im Herzogtum Württemberg. – Stuttgart: Kohlhammer, [1971]. – 484, [128] S. – (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg)
- (166) *Flory, Otto*: Die Geschichte der Glasindustrie in Lothringen. // In: (17) 23. 1911, S. 132–379
- (167) *Föhl, Adolf*: Im Wieslaufstal vor 400 Jahren. [1. Teil]. // In: (62) 8. 1935, S. 9–10
- (168) *Frank, Peter*: Altfürstehütte, einst und jetzt. // In: (60) 1951, 8, S. [2] und in: (39) 37. 1952, 4, S. [2]
- (169) *Frasch, Fritz*: Wegmarken aus der Geschichte Welzheims. // In: (2) 7. 1980, 13, S. 21–24
- (170) *Frauer, Paul*: Aus der Geschichte der Glashütte zu Lautern. // In: (36) 4. 1954, S. 33–34 und als: Geschichte der Glashütten im Lautertal. // In: (60) 1954, 9, S. [1]–[2]
- (171) *Fritz, Gerhard*: Die Einwohner des Klosteramtes und der Pfarrei Sulzbach/Murr vom 12. Jahrhundert bis 1561: heutige Gemeinden und Teilorte Murrhardt, Murrhardt-Fornsbach, Sulzbach/Murr, Großerlach, Gaildorf-Ottendorf und Rosengarten-Westheim; Festgabe für Dr.rer.nat. Rolf Schweizer zum 60. Geburtstag. – Murrhardt; Backnang: Ortsgruppe Murrhardt des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken und Stroh, 1992. – 79 S.
- (172) *Fritz, Gerhard*: Forschungen zur Geschichte von Oberrot. // In: (65) 69. 1985, S. 17–69
- (173) *Fritz, Gerhard*: Oberrot vom Hochmittelalter bis zur Reformationszeit. // S. 30–62 in: 1200 Jahre Oberrot: aus der Geschichte der Rottalgemeinden Hausen und Oberrot. – Stuttgart: Wegra-Verlagsgesellschaft, 1987. – 216 S. – ISBN 3-921546-25-7
- (174) *Fritz, Gerhard*: Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. – 421 S. – (Forschungen aus Württembergisch-Franken; 34). – ISBN 3-7995-7634-7. (Darin: Glashüttenmeister und Glashüttenpersonal, S. 203–205)
- (175) *Frohmeier, Jörg*: Bis auf Scherben blieb nichts vom Glasboom im Mainhardter Wald: riesige Wälder und Quarzsand waren Voraussetzung für den Bau von Glashütten. // In: (49) 33. 1977, 233, S. 6 vom 08.10.

- (176) *Führer durch den Mainhardter Wald und die Löwensteiner Berge* / bearb. von [Hermann] Hammer. – Mainhardt: Fremdenverkehrsverein Mainhardter Wald, [1927]. – 38, [20] S.
- (177) *Funk, Friedrich*: Ehemalige Glasindustrie und Bergwerksversuche im Murrgebiet. // In: (52) 43. 1931, S. 179–185
- (178) *Gai, Sveva; Scholkmann, Barbara*: Eine Glashütte des Klosters Bebenhausen im Schönbuch. // In: (4) 1992, S. 387–393
- (179) *Gai, Sveva*: Reliquien gläser des 15.–17. Jahrhunderts: Formenspektrum und Datierung. // In: (255) S. 121–137
- (...) *Gai, Sveva*: siehe auch: (93), (95), (97)
- (180) *Gehlker, Helmut*: Landschaftsentwicklung, Böden und natürliche Vegetation. // S. 35–55 in: Heimatbuch Winterbach / hrsg. von der Gemeinde Winterbach. – Winterbach, 1972. – 399 S. (Darin: Die Waldentwicklung vor Beginn der neueren Forstwirtschaft, S. 48–49)
- (181) *Gehring, Paul*: Neuere Wirtschaftsgeschichte: Forschungsberichte. // In: (66) 28. 1959, S. 418–453. (Darin: 12c) Glashütten, S. 444–445)
- (182) *Geiger, Wolfgang*: Die Flurnamen von Rudersberg: Zulassungsarbeit zur Ersten Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen 1961. – Schorndorf, 1960. – [92] S. [maschinenschriftlich]. (Darin: Nr. 43 Glasöfen)
- (183) *Das Geisterkind von der Glashütte zu Wüstenrot*. // S. 20–21 in: Lang, Otto: Was sich das Volk erzählt: Sagen und Geschichten aus der Gegend der Murr und des mittleren Kochers. – Marbach: Remppis, 1951. – 31 S.
- (184) *Geschichte Sechselbergs und seiner Teilorte*. // In: (60) 1958, 7, S. [1]–[3]
- (185) *Geschichtliches über den Schwäbischen Wald*. // In: (62) 32. 1970, S. 641–642
- (186) *Geschichtsquellen der Stadt Hall*. – Stuttgart: Kohlhammer. 2. Band: Widmans Chronica / bearb. von Christian Kolb. – 1904. – 73, 422 S. – (Württembergische Geschichtsquellen; 6). (Darin: Weyhenbrunn, S. 221)
- (187) *Gleitsmann, Rolf-Jürgen*: Die Spiegelglasmanufaktur im technologischen Schrifttum des 18. Jahrhunderts: eine Studie zur Technologie des Manufakturwesens in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des Themenkomplexes Glasschmelzofenkonstruktionen. – Düsseldorf: VDI-Verlag, 1985. – 538 S. – (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen; 40). – ISBN 3-18-150040-2. (Darin: Der Spiegelglasschmelzofen der Spiegelmanufaktur Spiegelberg, S. 290–296)
- (188) *Glock, Heinrich*: Aus dem alten Walkersbach: die Walkersbacher Glashütte bestand am längsten. // In: (62) 15. 1954, S. 58–59
- (189) *Glück und Glas*: zur Kulturgeschichte des Spessartglases / [Hrsg.: Claus Grimm]. – München: Verlag Kunst und Antiquitäten, 1984. – 395 S. – (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur; 2). – ISBN 3-921811-34-1
- (190) *Göttert, Horst-Dieter*: Auswärtige im ältesten Kirchenbuch der evangelischen Pfarrei Oberurbach. // In: (58) 20. 1993, S. 598–602 und S. 645–647
- (191) *Greiner, Gerhard*: Der Schwabe Hans Greiner: 1465–1532; Familien-

- geschichte der Thüringer-Greiner als genealogische Stammfolge über XI/ XII Generationen. – Rödental: Greiner, 1988. – XI, 404 S. (Buchbesprechung in: (58) 19. 1989, S. 323–324)
- (192) *Greiner, Karl*: Alte Glashütten im Bezirk des Stifts Ellwangen. // In: (15) 16. 1954/1955, S. 33–63
- (193) *Greiner, Karl*: Beiträge zur Geschichte der Glasindustrie in Württemberg. // In: (64) N.F. 34. 1928, S. 70–99
- (194) *Greiner, Karl*: Die ehemalige Glasindustrie auf dem Mainhardter Wald. // In: (387) S. 154–170
- (195) *Greiner, Karl*: Die ehemalige Glasindustrie auf dem Welzheimer Wald. // In: (62) 7. 1934, S. 2–4
- (196) *Greiner, Karl*: Die Glashütte zu Fischbach bei Sulzbach a. d. Murr. // In: (65) 41. 1957, S. 88–106
- (197) *Greiner, Karl*: Die Glashütten in Württemberg. – Wiesbaden: Steiner, 1971. – 73, 32 S. – (Veröffentlichungen zur Geschichte des Glases und der Glashütten in Deutschland; 2). – ISBN 3-515-00974-4
- (198) *Greiner, Karl*: Glashütten-Forschung: [Vortrag]; 301. Monatsversammlung am 20.3.1959. // In: (58) 11. 1959/65, S. 61–63
- (199) *Greiner, Karl*: Die Glasindustrie auf dem Mainhardter Wald. // (176) S. 17–18
- (200) *Greiner, Karl*: Die kirchenrätliche Spiegelhütte in Spiegelberg. // In: (27) 22. 1957, S. 138–177
- (201) *Greiner, Karl*: Württembergische Glashütten- und Glasmacherfamilien: [Vortrag]; Monatsversammlung vom 29. April 1926. // In: (11) 2. 1926, S. 57
- (202) *Greiner, Karl*: Zur Familiengeschichte der Greiner: eine Studie. – Öhringen, 1926. – 166 S. [maschinenschriftlich]
- (203) *Greiner, Karl*: Zur Familiengeschichte der Greiner: eine Studie. – Sonthofen: Greiner. (a) Band 1: Die Heimat und der Beruf. – 1989. – 206 S. (Buchbesprechung in: (58) 19. 1990, S. 509). (b) Band 2: Stammorte und Verbreitung in Württemberg. – 1991. – 380 S. (c) Anlagenband zum Band 2: Stammschemen und Stammtabellen. – 1991. – 312 S.
- (204) *Greiner, Walter*: Glashütten, Greiner und Geschichte. – Sonthofen: Greiner. (a) Teil 1: Auf der Suche nach Zusammenhängen in der Entwicklung der Glasfertigung während des Hochmittelalters. – 1992. – 56 S. (b) Teil 2: Das Weiterwirken des Hochadelsgeschlechtes der Ebersberger über die weiblichen Linien. – 1992. – 47 S.
- (205) *Groschopf, Paul*: Erd- und Landschaftsgeschichte. // In: (303) S. 169–206
- (206) *Gross, Uwe*: Spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Glas- und Keramikfunde vom Hafenmarkt in Esslingen a. N. // In: (4) 1983, S. 236–239
- (...) *Grube, Walter* [Hrsg.] siehe: (382)
- (207) *Gysin, Jürgen*: »Fabriken und Manufakturen« in Württemberg während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts. – St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 1989. – XIV, 374 S. – (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts-

- und Sozialgeschichte; 11). – ISBN 3-922661-78-5. (Darin: Glasherstellung, S. 36–42)
- (208) *H. ... , J. ...*: Die Buhlbacher Glashütte. // In: (64) N.F. 1. 1892, S. 339–340
- (209) *Häfner, Hugo*: Einst Glashütte, heute Neufürstehütte: Flurnamen erzählen über die Geschichte des Dorfes. (a) [1. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 6, S. [1]–[2]. (b) [2. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 7, S. [1]–[2]. (c) [3. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 8, S. [1]–[2]. (d) [4. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 11, S. [1]–[2]. (e) [5. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 12, S. [1]–[2]. (f) [6. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 14, S. [1]. (g) [7. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 15, S. [1]–[2].
- (210) *Häfner, Hugo*: Flurnamen als lebendige Quellen einer Ortsgeschichte: II. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen; wissenschaftliche Hausarbeit. – Neufürstehütte, [1953]. – XIII, 199 S. [maschinenschriftlich]
- (211) *Häfner, Hugo*: Flurnamen der Markung Neufürstehütte: ihre Entstehung und Bedeutung. // In: (39) 40. 1955, 46, S. [1]–[2]
- (212) *Häfner, Hugo*: Flurnamen erzählen Geschichte von Neufürstehütte. // In: (60) 1959, 3, S. [1]–[3]
- (213) *Häfner, Hugo*: Uffbläser, Trinkglaser und Röermacher: die Arbeitsweise in der Fürstehüttener »Glashütte« im 18. Jahrhundert. (a) [1. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 33, S. [1]–[2]. (b) [2. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 34, S. [1]–[2]
- (214) *Hahn, Walter*: Der Waldwanderer im Schönbuch: Waldabteilungsname, Geländedenkmale und ihre heimatgeschichtliche Deutung. – Weil im Schönbuch: Hahn, 1972. – 77 S. (Darin: Glaswasen, S. 34)
- (215) *Hammer, Hermann*: Kurze Beschreibung der einzelnen Gemeinden. // In: (176) S. 33–38
- (216) *Hammer, Hermann*: Der Mainhardter Wald und die Löwensteiner Berge. // In: (176) S. 5–11
- (...) *Hammer, Hermann* [Hrsg.] siehe auch: (176)
- (217) *Haug, Ferdinand*: Ergänzungen und Berichtigungen zur Beschreibung des Oberamts Weinsberg. // In: (28) 10. 1877, S. 111–114
- (218) *Henderson, Julian*: Scientific analysis of some materials used for making 16th/17th century glass and furnaces. // In: (255) S. 96–107
- (219) *Henderson, Julian*: Some interim remarks on the scientific analysis of glass samples from Mittelfischbach. // In: (65) 76. 1992, S. 167–168
- (220) *Hermann, Carl*: Die Glasfabrikation im Mainhardter Wald. // In: (41) 23. 1930, 93–96
- (221) *Hermann, Karl*: Alte Mühle im Fischbachtal: durch das Fischbachtal müssen einst große Wassermassen geflossen sein. // In: (60) 1970, 11, S. [2] und als: Im romantischen Fischbachtal. // In: (39) 56. 1971, 17, S. [3]
- (222) *Hermann, Karl*: Glashütte, Fürstehütte, Altfürstehütte: die Glashütte war einst Lieferant des herzoglichen Hofes in Stuttgart. // In: (39) 54. 1969, 24, S. [2] und in: (60) 1969, 7, S. [3]
- (223) *Herrmann, Klaus-Jürgen*: Geschichte Ostwürttembergs im 18. Jahrhundert. // In: (303) S. 107–116

- (...) *Hiegel, Charles*: siehe: (224)
- (224) *Hiegel, Henri; Hiegel, Charles*: Le bailliage d'Allemagne de 1600 à 1632. – Sarreguemines: Pierron. – (Contribution à l'histoire de Lorraine). Tome 2: Agriculture, industrie, commerce. – 1968. – XII, 271 S.
- (225) *Hiemer, Friedrich*: Gemeinde Spiegelberg. // In: (2) 1. 1974, 2, S. 62
- (226) *Hildebrand, Bernhard*: Wissenswertes aus den Städten und Gemeinden. // In: (304) S. 315–374
- (227) *Höhl, Gudrun*: Hohenloher Land und Keuperwaldberge. // S. 209–234 in: Geographische Landeskunde von Baden-Württemberg / hrsg. von Christoph Borchardt. – Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer, 1983. – 380 S. – (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs; 8). – ISBN 3-17-008150-0. (II) 2. Aufl. – 1986. – 381 S. – ISBN 3-17-009620-6. (III) S. 225–250 in: 3. Aufl. – 1993. – 408 S. – ISBN 3-17-012170-7
- (228) *Hradecky, Christian*: Untersuchungen der Glasproben im Ifar-Institut Göppingen. // In: (32) 1. 1991, S. 40
- (229) *Hradecky, Christian*: Untersuchungen von spätmittelalterlichen Glasscherben mittels Röntgenspektroanalytik. // In: (255) S. 94–95
- (230) *Huttenlocher, Friedrich*: Geographischer Überblick: der Schönbuch. // S. 12–30 in: Der Schönbuch: Beiträge zu seiner landeskundlichen Erforschung / hrsg. von Hermann Grees. – Bühl: Verlag Konkordia, 1969. – 198 S. – (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg; 27)
- (231) *Huttenlocher, Friedrich*: Die kulturgeographische Bedeutung der Waldgebirge in Südwestdeutschland. // In: (9) 15. 1955, S. 1–19
- (232) *Huttenlocher, Friedrich*: Versuche kulturlandschaftlicher Gliederung am Beispiel von Württemberg. – Stuttgart: Hirzel, 1949. – 48 S. – (Forschungen zur deutschen Landeskunde; 47)
- (233) *Jäckle, Ernst*: Die Glashütte in Fischbach. // In: (60) 1969, 10, S. [3]–[4] und S. 97–102 in: Jäckle, Ernst: Sulzbach an der Murr: ein Beitrag zur Chronik eines Dorfes. – Sulzbach/Murr: [Stadtverwaltung], 1989. – 119 S.
- (234) *Jänichen, Hans*: Die Holzarten des Schwäbisch-Fränkischen Waldes zwischen 1650–1800. // In: (61) 1956, 5, S. 10–31. (Darin: Waldnutzung und Waldschäden, 4. Industrieller Raubbau, S. 24)
- (235) *Josenhans, Hermann*: Ortsgeschichte von Rudersberg und Schlechtbach [8. Teil]: Fortsetzung. // In: (62) 10. 1937, S. 10–11
- (236) *Kapff, Dieter*: Auch das Hochmittelalter hat tüchtig gebechert: reiche Funde von Trinkgläsern bei Stadtkerngrabungen verändern das Bild der Forschung. // In: (8) 1989, 6, S. 9–13
- (237) *Kapff, Dieter*: Glasmachern an Rems und Murr auf der Spur: Archäologen und Historiker untersuchen ein Stück Technik- und Sozialgeschichte im Spätmittelalter; in den ausgedehnten Waldgebieten. // In: (57) [49.] 1993, 5, S. 19 vom 08.01.
- (238) *Kaupf, Hans*: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald: eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung. (a) [1. Teil]. // In: (62) 12. 1939,

- S. 57–59. (b) [2. Teil]: 1. Fortsetzung. // In: (62) 12. 1939, S. 65–68. (c) [3. Teil]: 2. Fortsetzung. // In: (62) 12. 1939, S. 73–75. (d) [4. Teil]: 3. Fortsetzung. // In: (62) 12. 1939, S. 81–83. (e) [5. Teil]: 4. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 1–4. (f) [6. Teil]: 5. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 9–10. (g) [7. Teil]: 6. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 21–23. (h) [8. Teil]: 7. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 29–31. (i) [9. Teil]: 8. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 34–36. (j) [10. Teil]: 9. Fortsetzung. // In: (62) 13. 1940, S. 43–45. (k) [11. Teil]: 11. Fortsetzung. // In: (62) 14. 1941, S. 3–5. (l) [12. Teil]: 12. Fortsetzung. // In: (62) 14. 1941, S. 13–14. (m) [13. Teil]: 13. Fortsetzung. // In: (62) 14. 1941, S. 19–21. (n) [14. Teil]: Schlußwort der Schriftleitung. // In: (62) 14. 1941, S. 30
- (239) *Kennzeichen WN: Heimatkunde für den Rems-Murr-Kreis. – Lörrach: Lutz; Stuttgart: Klett-Schulbuchverlag, 1990. – 224 S. – ISBN 3-12-258290-2. <Darin: Die Glasmacher, S. 32>*
- (240) *Keppeler, Rolf; Niecke, Thomas: Fundschau: Mittelalter und Neuzeit: Groß-erlach. // In: (16) N.F. 18. 2. 1967, S. 159–160*
- (241) *Kiebel, Hannes: Geschichten vom Huzelbrot, von der Barmherzigkeit und der Arbeit auf dem Mainhardter Wald: die Arbeiterkolonie Erlach; eine Kollage. // S. 9–118 in: Und führet sie in die Gesellschaft: Antworten der Erlacher Höhe / Hannes Kiebel; Ekkehard Felis; Harald Huber. – Groß-erlach-Erlach: Erlacher Höhe, 1991. – 209 S. – ISBN 3-9802795-0-2*
- (242) *Kienzle, Werner: Der Schurwald: eine siedlungs- und wirtschafts-geographische Untersuchung. – Tübingen: Hopfer, 1958. – 59 S. – (Tübinger geographische Studien; 3)*
- (243) *Kienzle, Werner: Zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Schurwaldes. // In: (34) 11. 1965, S. 62–89*
- (244) *Kieß, Rudolf: Die Rolle der Forsten im Aufbau des württembergischen Territoriums bis ins 16. Jahrhundert. – Stuttgart: Kohlhammer, 1958. – VIII, 150 S. – (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: B; 2)*
- (245) *Die Kirche in Walkersbach. // In: (62) 19. 1958, S. 180*
- (246) *Kirschmer, Karl: Chronik von Adelberg, Hundsholz und Nassach. – Adelberg: Gemeindeverwaltung, 1964. – XII, 137 S. <Darin: Nassach, S. 106–112>*
- (247) *Kirschmer, Karl: Glasmacher »im Nassach«: die Besiedelung des schmalen Schurwaldtales. // In: (55) 4. 1958, 6, S. [2]–[3]*
- (248) *Klingenfus, Pia: Verres germaniques. // S. 316 in: A travers le verre du moyen age à la renaissance / Commissaires de l'exposition: Danièle Foy, Geneviève Sennequier. – Rouen: Musée des Antiquités de Seine-Maritime, 1989. – 454 S. – ISBN 2-902093-15-2*
- (250) *Koch, Ernst: Die ehemalige Glashütte zu Langenbach bei Schleusingen, die Mutter der Glashütten zu Fehrenbach und Lauscha: (1525–1589). – Meiningen: Brückner & Renner, 1908. – 72 S.*

- (251) *Koch, Robert*: Glasfunde des 15. und 16. Jahrhunderts aus Heilbronn und Umgebung. // In: (35) 28. 1976, S. 131–150
- (252) *Koch, Robert*: Vor- und Frühgeschichte. // In: (369) S. 17–34
- (253) *Koch, Robert; Prohaska, Christine*: Spechter und andere Trinkbecher des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Neckargebiet. // In: (365) S. 33–48
- (254) *Koch, Wilhelm*: Vom Wald bei Unterkochen. // In: (378) S. 195–202
- (...) *Kolb, Christian* [Hrsg.] siehe: (186)
- (255) *Kolloquium zur Glasherstellung im Spätmittelalter*: Uhingen und Heidelberg 1992 / hrsg. von Walter Lang. – Göppingen: Kreisarchiv, 1992. – 137 S.
- (256) *Kost, Emil*: Der Fund von Kronhütte: ein Beitrag zur frühdeutschen Besiedlung des Welzheimer Waldes. // In: (62) 14. 1941, S. 33–35 und leicht gekürzt als: Aus der ältesten deutschen Besiedlungszeit des Welzheimer Waldes: erstes Auftreten der Glasmacher schon im 10. Jahrhundert. // In: (62) 17. 1956, S. 116–117
- (257) *Kozlik, Andreas*: Die Glashütten im Mainhardter Wald als Produktionsstätten von Fensterglas: Forschungsansätze. // S. 44–48 in: Reiher, Christine; Schäfer, Gerd: Fenster und Türen: von Butzenscheibe, Gratleiste, Schiebefenster und Füllungstür; Begleitheft zur Ausstellung von historischen Fenstern und Türen im Hohenloher Freilandmuseum 20. August bis 31. Oktober 1993. – Schwäbisch Hall: Verein Hohenloher Freilandmuseum, 1993. – 57 S. – (Hohenloher Freilandmuseum: Kleine Schriften; 7)
- (...) *Kozlik, Andreas*: siehe auch: (93)
- (258) *Krauß, Wilhelm*: Aus der Geschichte von Welzheim. 3. // In: (62) 3. 1930, S. 3–4
- (259) *Krauter, Ernst*: Ein alter Wallfahrtsort auf dem Mainhardter Wald. // In: (36) 12. 1962, 6, S. 4
- (260) *Krauter, Gerhard*: Die Manufakturen im Herzogtum Württemberg und ihre Förderung durch die württembergische Regierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – 1951. – 313 Bl. Tübingen, Univ., Diss., 1952. [maschinschriftlich]. (Darin: Glashütten, S. 35–46)
- (...) *Krueger, Ingeborg*: siehe: (78)
- (261) *Kühnert, Herbert*: Aus der älteren Geschichte der Familie Greiner in Schwaben. // In: (38) 46. 1931, 57 vom 15.05.
- (262) *Kühnert, Herbert*: Chronik der Glasmeisterfamilie Wentzel: 1406–1723. – Saarbrücken: Selbstverlag [Mann], 1987. – XII, 244 S.
- (263) *Kühnert, Herbert*: Herkunft, Geschichte und Ausbreitung alter thüringischer Glashüttengeschlechter: (8. Vortrag der 14. Glastechnischen Tagung, Berlin 1930). // In: (18) 9. 1931, S. 325–334 und in: (269) S. 353–364
- (264) *Kühnert, Herbert*: Miscellen zur Geschichte der Glasindustrie. 3.: Aus der älteren Geschichte der Glashüttenfamilie Greiner in Schwaben. // In: (18) 21. 1943, S. 257–260
- (265) *Kühnert, Herbert*: Neuere Forschungen über Aus- und Rückwanderung alter deutscher Glasmachergeschlechter: (Vortrag bei der 19. Glastechnischen

- Tagung, Berlin, 14. 1. 1936). // In: (18) 14. 1936, S. 1–9 und leicht gekürzt in: (269) S. 400–414
- (266) *Kühnert, Herbert*: Die Sippenforschung in der deutschen Glasindustrie. // In: (18) 11. 1933, S. 408–414 und gekürzt in: (269) S. 391–399
- (267) *Kühnert, Herbert*: Ueber die Verbreitung und Herkunft alter thüringischer Glasmachergeschlechter. // In: (10) 1933, S. 5–8 und in: (59) 2. 1933, S. 476–482
- (268) *Kühnert, Herbert*: Urkundenbuch zur thüringischen Glashüttengeschichte. – Jena: Frommann, 1934. – XVII, 352 S. – (Beiträge zur thüringischen Geschichte; 2)
- (269) *Kühnert, Herbert*: Urkundenbuch zur thüringischen Glashüttengeschichte und Aufsätze zur thüringischen Glashüttengeschichte. – Wiesbaden: Steiner, 1973. – XVII, 445 S. – (Veröffentlichungen zur Geschichte des Glases und der Glashütten in Deutschland; 3). – ISBN 3-515-01215-X
- (270) *Kühnle, Ulrich*: Der Wald. // S. 35–57 in: 700 Jahre Stadt Löwenstein: 1287–1987; ein Heimat- und Sachbuch / [Red.: Karl-Heinz Dähn]. – Löwenstein: Stadt Löwenstein, 1987. – 659 S.
- (271) *L.*: Der Wald, die Gemeinde, das Haus: eine historische Plauderei über Mainhardt und seine Umgebung. // In: (39) 52. 1967, 39, S. [2]–[3]
- (272) *Das Land Baden-Württemberg*: amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden / hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. – Stuttgart: Kohlhammer. (a) Band 3: Regierungsbezirk Stuttgart, Regionalverband mittlerer Neckar. – 1978. – XVIII, 579 S. – ISBN 3-17-004758-2. (b) Band 4: Regierungsbezirk Stuttgart, Regionalverband Franken und Ostwürttemberg. – 1980. – XVIII, 806 S. – ISBN 3-17-005708-1
- (273) *Der Landkreis Öhringen*: amtliche Kreisbeschreibung / hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. – [Stuttgart]. – (Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg; [3]). Band 2. – 1968. – VIII, 739 S. (Darin: S. 380–382)
- (274) *Lang, Karl*: Die Flurnamen des Welzheimer Waldes. [4. Teil]: Schluß // In: (62) 1. 1928, S. 27–29
- (275) *Lang, Walter*: Glasherstellung im Spätmittelalter: eine überregional bedeutende Ausstellung in Uhingen. // In: (32) 2. 1992, S. 238.
- (276) *Lang, Walter*: Spätmittelalterliche Glashütte im Nassachtal, Gemeinde Uhingen, Kreis Göppingen. // In: (4) 1985, S. 264–267
- (277) *Lang, Walter*: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Gemeinde Uhingen, Kreis Göppingen. // In: (4) 1984, S. 259–262
- (278) *Lang, Walter*: Spätmittelalterliches Alltagsgut. // S. 309–325 in: Gotik an Fils und Lauter / hrsg. von Walter Ziegler und Karl-Heinz Ruess. – Weißenhorn: Konrad, 1986. – 334 S. – (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen; 12). – ISBN 3-87437-253-7
- (279) *Lang, Walter*: Une verrerie forestière du XVe siècle dans la vallée de Nassach (Bade-Wurtemberg). // S. 83–88 in: Ateliers de verriers de l'antiquité à la

- période pré-industrielle: actes des 4èmes rencontres; Rouen 24–25 novembre 1989 / textes rassemblés par Danièle Foy, Geneviève Sennequier. – Rouen: Association Française pour l'Archéologie du Verre, 1991. – 159 S. – ISBN 2-9505942-0-4
- (280) *Lang, Walter*: Vom Anfänger, Würckher, Aufbläser und Strecker. // In: (255) S. 66–74
- (281) *Lang, Walter*: Zur Produktion farbloser Butzenscheiben während des Spätmittelalters im Nassachtal, Gemeinde Uhingen. // In: (32) 1. 1991, S. 19–39
- (...) *Lang, Walter* [Hrsg.] siehe auch: (255)
- (282) *Langhans, Manfred*: Der Schurwald: Land und Leute einst und jetzt. – Stuttgart: Kohlhammer, 1972. – 301 S. – ISBN 3-17-001035-2. (II) 2. Aufl. – 1980. – 323 S. – ISBN 3-17-005680-8
- (283) *Laurösch, Erwin*: Sechselberg. // In: (62) 30. 1968, S. 592–593
- (284) *Lechler, Gotthold*: Geschichte der Glashütte Spiegelberg: der Gemeinde Spiegelberg zum Gruß auf den Tag der Einweihung des neuen Schulhauses 15. Juli 1902. (a) [1. Teil]. // In: (1) 82. 1931, S. [1]–[4]. (b) [2. Teil]. // In: (1) 83. 1931, S. [1]–[2]
- (285) *Leube, Martin*: Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte des Bezirks Backnang in der Neuzeit. [2. Teil]. // In: (1) 51. 1927, S. [1]–[4]
- (286) *If.*: Romantische Landschaft im Mainhardter Wald: wo einst die Räuberbanden hausten und die Glasbläser gut im Geschäft waren, blüht heute der Fremdenverkehr. // In: (39) 56. 1971, 28, S. [2]
- (287) *List, Ingeborg*: Aus der Geschichte von Spiegelberg. // In: (2) 7. 1980, 14, S. 37–39
- (288) *Loibl, Werner*: Die kurmainzische Spiegelmanufaktur Lohr am Main in der Zeit Kurfürst Lothar Franz von Schönborns (1698–1729). // In: (189) S. 257–288.
- (289) *Mack, Christa-Maria*: Die Geschichte des Klosters Lichtenstern von der Gründung bis zur Reformation. – Göppingen: Kümmerle, 1975. – XI, 171 S. – (Göppinger akademische Beiträge; 91). – ISBN 3-87452-280-6. – Tübingen, Univ., Diss., 1973/74
- (290) *Maier, Gottfried*: Zur Familiengeschichte der Greiner. // In: (54) 1921, 371, S. 8 vom 13.08.
- (291) *Martin, Wolfgang*: Neues über Dahm und Wenzel im Raum Löwenstein/Sulzbach (Murr). // In: (58) 18. 1986, S. 306–309
- (292) *Mauz, Erwin*: Heimatbuch Hohengehren: Hohengehren in Geschichten, Urkunden und Gedichten. – Hohengehren: Gemeinde Hohengehren. (a) Band 1. – 1975. – 224 S. (Darin: Vom Katzenbachhof und der Glashütte, S. 127–132). (b) Band 2. – 1981. – 420 S. (Darin: Glasmacher im Katzenbachtal, S. 393–404)
- (...) *Mehring, Gebhard* [Hrsg.] siehe: (372)
- (293) *Meininger, Hans*: Bodenständigkeit von Handwerk und Industrie am Weissen und Schwarzen Kocher. // In: (378) S. 211–225.

- (294) *Meinzing, Hans; Bauer, Karlheinz*: Handwerk und Industrie. // In: (377) S. 227–243
- (...) *Müller, Karl Otto* [Hrsg.] siehe: (380)
- (295) *Das Murrhardter Buch*: zugleich Geschäfts- und Adreßbuch für Murrhardt und Umgebung / hrsg. von [Karl] Blum. – Pfullingen: Knapp, 1925. – VII, 208, [21] S. (II) 2. Aufl. – Murrhardt: Burkhardt, 1928. – 256 S.
- (296) *Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald* / [hrsg. vom Schwäbischen Albverein, Stuttgart]. – Stuttgart; Aalen: Theiss, 1986. – 219 S. – (Natur-Heimat-Wandern). – ISBN 3-8062-0463-2.
- (297) *Nestle, August*: Zur Geschichte der Glasindustrie in Württemberg. // In: (64) N.F. 37. 1931, S. 328–336
- (298) *Neuer Marktbrunnen mit Glasbläser*: ein Denkmal für die einstige Glasindustrie auf dem Mainhardter Wald. // In: (39) 47. 1962, 16, S. [1]
- (299) *Neufürstenhütte und die Glashütten auf der Gesamtmarkung Großerlach*: Broschüre zum Vortrag und zur Ausstellung: zusammengestellt zur Dorfplatz-einweihung in Neufürstenhütte vom 11. bis 13. Mai 1990 / Hrsg.: Heimatverein Großerlach/Grab. – Großerlach/Grab, 1990. – 22 S.
- (300) *Neutzling, Walter*: Die Chronik des Glasmachers Georg Walter. // In: (45) 5. 1984, S. 31–41
- (...) *Niecke, Thomas*: siehe: (240)
- (301) *Nüske, Gerd Friedrich*: Geschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. // In: (322) S. 95–139. (Darin: Gang der Siedlung, Städte und Dörfer, S. 102 und Bergwerke und Hütten in den Waldgebirgen, S. 124)
- (302) *Oertel, Burkhardt*: Familienbuch der Oberamtsstadt Gaildorf in Württemberg: 1610–1870; ungekürztes Ortssippenbuch. – Neubiberg: Selbstverlag, 1981. – 240 S. – (Deutsche Ortssippenbücher: A; 93). – (Württembergische Ortssippenbücher; 4)
- (303) *Der Ostalbkreis* / [Hrsg. Gustav Wabro]. – Stuttgart und Aalen: Theiss, 1978. – 544 S. – (Heimat und Arbeit). – ISBN 3-8062-0169-2
- (304) *Der Ostalbkreis* / [Hrsg. Diethelm Winter]. – 2. Aufl. – Stuttgart: Theiss, 1992. – 551 S. – (Heimat und Arbeit). – ISBN 3-8062-0891-3
- (305) *Osten-Woldenburg, Harald von der*: Unsichtbares sichtbar gemacht. // In: (3) 1993, 4, S. 6–9
- (306) *Pastor, Egil*: Glas – Bernstein aus dem Wald: ein Industriezweig, der sich in unserem Raum nicht halten konnte; im 14. Jahrhundert begann die Glasherstellung im Mainhardter Wald; wenige Bruchstücke blieben. // In: (31) 10. 1978, 1, S. 6–7
- (307) *Paulsen, Peter*: Sakralgefäße von Ellwangen. // S. 775–804 in: Ellwangen: 764–1964; Beiträge und Untersuchungen zur Zwölfhundertjahrfeier / hrsg. von Viktor Burr. – Ellwangen: Schwabenverlag. Band 2. – 1964. – S. 623–888
- (308) *Pazaurek, Gustav E.*: Württembergische Glas- und Edelsteinschneider: eine Untersuchung. [4. Teil]. // In: (37) 2. 1920, S. 332–334

- (309) *Pfeilsticker, Walther*: Neues württembergisches Dienerbuch. – Stuttgart: Cotta. (a) 1. Band: Hof, Regierung, Verwaltung. – 1957. – XXI, [818] S. (b) 2. Band: Ämter, Klöster. – 1963. – XI, [766] S. (c) 3. Band: Personen- und Ortsverzeichnis, Berichtigungen und Ergänzungen. – 1974. – VIII, 462 S.
- (310) *Pfingstag, Karl*: Die Flurnamen der Markung Altersberg, O. A. Gaildorf. – [1931]. – [35] S. [maschinenschriftlich]. <Darin: Nr. 38 Gläser>
- (311) *Potratz, Johannes A. H.*: Chronik der Gemeinde Althütte. – Althütte: [Gemeindeverwaltung], [1976?]. – 71 S.
- (312) *Potratz, Johannes A. H.*: Wie unsere Städte und Dörfer entstanden. // In: (60) 1975, 5, S. [1]–[4]
- (313) *Prescher, Johann Philipp Heinrich*: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. – Stuttgart: Erhard. 2. und letzter Teil. – 1790. – XII, 432 S. (II) Unveränd. Nachdruck der 1. Ausg.: Kirchberg an der Jagst: Wettin-Verlag, 1977. – ISBN 3-87933-090-5
- (314) *Prohaska, Christine*: Farblose Rippenbecher: ein Trinkglastypus des 13. und 14. Jahrhunderts. // In: (5) 6. 1986, S. 467–471
- (...) *Prohaska, Christine*: siehe auch: (253)
- (315) *Quenstedt, Friedrich August von*: Atlasblatt Löwenstein mit den Umgebungen von Backnang, Marbach, Heilbronn, Weinsberg etc. – Stuttgart, 1874. – 26 S. – (Begleitworte zur geognostischen Specialkarte von Württemberg)
- (316) *Ramsperger, August*: Das Ortsbuch von Uhingen: [mit Schloß Filseck und den Ortsteilen Baiereck, Diegelsberg, Holzhausen, Nassach, Nassachmühle und Sparwiesen]. – Schloß Dätzingen: Walter-Verlagsinstitut, 1975. – 479 S. – (Walter-Ortsbuch; 29)
- (...) *Rauch, Moriz von* [Hrsg.] siehe: (379)
- (317) *Reichardt, Lutz*: Ortsnamenbuch des Kreises Göppingen. – Stuttgart: Kohlhammer, 1989. – VII, 284 S. – (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: B; 112). – ISBN 3-17-009885-3
- (318) *Reichardt, Lutz*: Ortsnamenbuch des Rems-Murr-Kreises. – Stuttgart: Kohlhammer, 1993. – VII, 466 S. – (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: B; 128). – ISBN 3-17-011967-2
- (...) *Reinhold, Gotthard G.*: siehe: (97)
- (319) *Reitz, Adolf*: Alte Glashütten im Mainhardter Wald: zahlreiche Ortsnamen erinnern an die früheren Glasmacher; schwäbische Hüttenmeister schufen die böhmische Glaskunst. // In: (30) 1. 1949, S. 53–54 und in: (67) 1. 1949, S. 53–54
- (320) *Reitz, Adolf*: Alte und neue Glashütten im Schwäbischen Land. // In: (48) 20. 1950, S. 183–186
- (321) *Reitz, Adolf*: Glashütten in Württemberg: eine verschwundene Kunst; ihre Sitten, Namen und Einrichtungen. // In: (56) 92. 1935, 28, S. 8 vom 17.01.

- (322) *Der Rems-Murr-Kreis* / [Hrsg.: Horst Lässig]. – Stuttgart: Theiss, 1980. – 475 S. – (Heimat und Arbeit). – ISBN 3-8062-0243-5
- (323) *Rieber, Hermann*: Das älteste Kirchenbuch von Wüstenrot. // In: (42) 5. 1925, 44, S. 3–4
- (324) *Rieber, Hermann*: Der Hüttmeister von Neuhütten. // In: (387) S. 252 und in: (60) 1951, 4, S. [4] und S. 117–118 in: Brustgi, Franz Georg: Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland. – Konstanz: Rosgarten Verlag, 1969. – 191 S.
- (325) *Rieber, Hermann*: Zur Familiengeschichte des Bezirks: Mainhardter Wald. // In: (387) S. 255–260 und als: Familiennamen auf dem Mainhardter Wald: durch Einwanderungen kamen viele neue Namen zu uns. [1. Teil]. // In: (39) 48. 1963, 53, S. [1]–[2]. [2. Teil]. // In: (39) 49. 1964, 1
- (326) *Rieber, Hermann*: Zur Familiengeschichte des Mainhardter Waldes. // In: (42) 2. 1922, 32
- (327) *Roeder, Philipp Ludwig Hermann*: Geographie und Statistik Württembergs. – Heilbronn: Claß. 1. Abtheilung: Nekarkreis. – 1820. – VIII, 352 S.
- (328) *Röhm, Franz*: Der Wald des Welzheimer-Wald-Gebietes. // In: (2) 2. 1975, 3, S. 14–25
- (329) *Röhrle, Manfred*: Die Glasmacher im Walkersbacher Tal: fast die ganze Einwohnerschaft einst im Dienst der Glashütte; Rohstoffe aus der Umgebung. // In: (57) [15.] 1959, 214, S. 17 vom 17.09. und in: (24) 23. 1960, S. [1] + [4]
- (330) *Roller, Johann Gottlieb*: Versuch eines Grundrisses des württembergischen Polizeyrechts nach seinen verschiedenen Zwecken und Objekten: ein Leitfaden zum Unterricht für den Advocaten- und Schreiberstand und zugleich Repertorium für die Beamten. – Tübingen: Cotta. 2. Bändchen. – 1801. – XVI, 315 S. (Darin: S. 271–273)
- (331) *Rommel, Karl*: Grundzüge einer Chronik der Stadt Löwenstein: Löwenstein und seinen Freunden gewidmet. – Löwenstein: Rommel, 1893. – 245 S. (II) Nachdruck: Magstadt: Bissinger, 1980. – 251, [17] S. – ISBN 3-7644-097-8
- (332) *Rothweiler, Gotthold; Bauer, Karlheinz*: Flurnamen der Markung. // In: (377) S. 279–293
- (333) *Rothweiler, Gotthold*: Was die Flurnamen der Markung erzählen. // In: (378) S. 249–264. (Darin: S. 256)
- (334) *Rott, Hans*: Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. – Stuttgart: Strecker und Schröder. 2.: Alt-Schwaben und die Reichsstädte. – 1934. – LXXIV, 371 S.
- (335) *Rudersberger Gerichtsbarkeit vor 230 Jahren*. // In: (62) 29. 1967, S. 570–571
- (336) *Rund um Mainhardt*: ein Führer für die Umgebung von Mainhardt / hrsg. vom Fremdenverkehrsverein Mainhardt. – Mainhardt: Bürgermeisteramt, [1959]. – 68 S.
- (337) *Runschke, Werner*: Ein Glasfund in Schorndorf. // In: (21) 8. 1990, S. 96–110

- (338) *Runschke, Werner*: Über die Keramikfunde bei der Glashütte Uhingen-Nassach/Salzwiesen. // In: (255) S. 83–89
- (339) *Sandberger, Martin*: Die Ahnen von Viktor Sandberger (1835–1912) ∞ Wilhelmine Chevalier (1841–1885). [1. Teil]. // In: (58) 18. 1985, S. 113–126
- (340) *Schäfer, Walter*: Aus der Geschichte des Ortes Altfürstenhütte. // In: (23) 1. 1992, 1, S. [1]–[4]
- (341) *Schäfer, Walter*: Die Glashütten auf der Gemarkung Großerlach. // In: (299) S. 12–16
- (342) *Schäfer, Walter*: Glashütten und Glasherstellung im Mainhardter Wald. // In: (299) S. 7–12
- (343) *Schäfer, Walter*: Der Großerlacher Silberrausch: 220 Jahre Silberstollen »Gabe Gottes«. – Großerlach: Heimatverein Großerlach/Grab, 1993. – 29 S. – (Heimatgeschichtliche Nachrichten / Sonderausgabe)
- (344) *Schäfer, Walter*: Liemersbacher Dorfgeschichte: vom Leben, den Sorgen und Problemen eines kleinen Dorfes im Mainhardter Wald vor 150 Jahren. // In: (23) 2. 1993, 4, S. [1]–[6]
- (345) *Schäfer, Walter*: Die Neufürstener Glashütte und ihre Hüttmeister. // In: (299) S. 16–22
- (346) *Schäfer, Walter*: Von Glasmachern und anderem Waldgewerbe: Heimatgeschichtlicher Tag für Kinder 7. Juli 1992. // In: (23) 1. 1992, 2, S. [1]–[4]
- (347) *Schäfer, Walter*: Zur Geschichte des Großerlacher Silberstollens: Heimatgeschichtlicher Tag für Kinder 6. Juli 1993. // In: (23) 2. 1993, 5, S. [1]–[7]
- (348) *Schahl, Adolf*: Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises. – München; Berlin: Deutscher Kunstverlag. – (Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg). – ISBN 3-422-00560-9. (a) 1. – 1983. – XVIII, 858 S. (b) 2. – 1983. – S. 859–1701
- (349) *Schlagenhauf, Ernst*: Neuhütten. // In: (400) S. 83–100
- (350) *Schlagenhauf, Ernst*: Neulautern. // In: (400) S. 101–114
- (351) *Schmidt, Robert*: Das Glas. – 2., verm. und verb. Aufl. – Berlin; Leipzig: de Gruyter, 1922. – 419 S. – (Handbücher der Staatlichen Museen zu Berlin; 14). (Darin: S. 137)
- (352) *Schneider, Josef*: Geschichte der Glasfabrik in Rosenberg. // In: (15) 33. 1989/90, S. 249–262
- (353) *Schneider, Wilhelm*: Der Hof Bibersohl auf dem Albuch: Kloster Elchingen erbaute daselbst Kapelle, Glashütte und Wirtschaft. // In: (20) 110. 1989, S. [1]
- (354) *Schneider, Wilhelm*: Die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Heidenheim und der Ostalb. – [Tübingen]: Schneider, 1983. – 179 S. (Darin: Die Glasherstellung auf der Ostalb, S. 100–101)
- (355) *Schnoering, J. Paul*: Les verreries de Ribeauville et la famille Griner: Les verriers Greiner, Griner. // In: (12) 60. 1982, S. 579
- (356) *Schöllkopff, Georg*: Christliche Leichpredigt bey der Begräebnuß weilandt

deß ehrnfesten und fürnemen Herrn Johann Greiners. – Nürnberg: Wagenmann, 1612. – [10] S.

- (357) *Schönleber, Carl*: Die Ortsgeschichte. // In: (387) S. 103–145
 (...) *Schönleber, Carl* [Hrsg.] siehe auch: (387)
 (...) *Scholkmann, Barbara*: siehe: (178)
- (358) *Schunter, Erich*: Großerlach mit Gemeindebezirk Grab. // In: (2) 7. 1980, 14, S. 30–34
- (359) *Schwarz, Friedrich*: Der Schurwald: eine landeskundliche Bildreihe: Zulassungsarbeit zur Ersten Prüfung für das Lehramt an Volksschulen im Frühjahr 1968. – Reutlingen, 1967. – 204 S. [maschinenschriftlich]. (Darin: S. 165–166)
 (...) *Seegis, Dieter B.*: siehe: (97)
- (360) *Siefert, Helge*: Glas. // S. 835–843 in: Die Renaissance im deutschen Südwesten: zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg; eine Ausstellung des Landes Baden-Württemberg; Badisches Landesmuseum Karlsruhe; Heidelberger Schloß, 21. Juni bis 19. Oktober 1986. – Karlsruhe: Badisches Landesmuseum. – ISBN 3-923132-08-5. Band 2. – 1986. – S. 527–975
- (361) *Siller, Karl*: Finsterrot. // In: (400) S. 9–28
- (362) *Single, Rainer*: Landschaftlicher Aufbau. // S. 13–42 in: Kaiserberge, Geislinger Alb: Wanderführer Kreis Göppingen / [hrsg. vom Schwäbischen Albverein]. – Stuttgart; Aalen: Theiss, 1984. – 224 S. – (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen; 9). – (Natur – Heimat – Wandern). – ISBN 3-8062-0375-X
- (363) *Sitte, Eberhard*: Rundfahrten und Wanderungen. // S. 82–169 in: Schurwald, Esslingen, Filder / [hrsg. vom Schwäbischen Albverein]. – Stuttgart; Aalen: Theiss, 1977. – 175 S. – (Natur – Heimat – Wandern). – ISBN 3-8062-0176-5
- (364) *So ..., G. ...*: Aus der Ortsgeschichte von Großerlach: die Teilorte Kleinerlach, Erlach Glashütte (Arbeiterkolonie), Liemersbach, Ober-, Mittel- und Unterfischbach. // In: (39) 43. 1958, 30, S. [1]
- (365) *Spechtergläser*: Ausstellung im Glasmuseum Wertheim 1986 / hrsg. vom Glasmuseum Wertheim. – Wertheim, 1986. – 119 S. – ISBN 3-922000-02-9
- (366) *Speer, Walter*: Beiträge zur besitzgeschichtlichen Entwicklung des württembergischen Staatswaldes unter besonderer Berücksichtigung des Reichenberger Forstes. – 1932. – 92 S. – Freiburg, Univ., Diss., 1932
- (367) *Spiegelberg an der Idyllischen Straße*. // In: (62) 29. 1967, S. 571
- (368) *Springer, Otto*: Geschichte der altwürttembergischen Landstadt Waldenbuch. – Stuttgart: Kohlhammer, 1912. – 179 S. (II) Nachdruck: Waldenbuch: Freie Wählervereinigung, 1986
- (369) *Stadt- und Landkreis Heilbronn*. – Stuttgart; Aalen: Theiss, 1974. – 420 S. – (Heimat und Arbeit). – ISBN 3-8062-0121-8
- (370) *Stenger, Ernst G.*: Nennungen des Names Stenger zwischen 1300 und 1650. // In: (6) 50. 1984, S. 527–535
- (371) *Stenger, Etienne*: Glashütten, Glasmacherstämme, Glasmacherleben im Bit-

- scherland seit 1550: 250 Jahre Goetzenbruck. – [Goetzenbruck]: [Stenger], 1971. – 238, [56] S.
- (372) *Stift Lorch: Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche* / bearb. von Gerhard Mehring. – Stuttgart: Kohlhammer, 1911. – XXXIV, 243 S. – (Württembergische Geschichtsquellen; 12). (Darin: S. 174 + 178)
- (373) *Stocker, Karl Wilhelm Friedrich Ludwig: Chronik der Familie von Gemmingen und ihrer Besitzungen.* – Heidelberg: Selbstverlag. 2. Band: Die Linie von Gemmingen-Hornberg. 2. Heft: Bürg, Presteneck, Widdern, Maienfels, Rappenau, Treschklingen, Adersbach, Babstatt, Dautenzell, Hoffenheim. – 1874. – 212 S.
- (374) *Strähle, Paul: Wanderungen.* // In: (296) S. 85–210
- (375) *Stütz, Rainer: Die Glashütten brauchten einst viel Holz: bereits im 15. Jahrhundert gab's Glasmacher bei Althütte und in Walkersbach.* // In: (63) 1993, 84 vom 13.04.
- (376) *Tochtermann, Ernst: Spechter und spechterartige Glasgefäße: Kulturgeschichte und Typologie vom 14. bis 20. Jahrhundert.* // In: (365) S. 7–13
- (377) *Unterkochen* / hrsg. von der Kulturgemeinde Unterkochen. – Aalen-Unterkochen, 1989. – 329 S.
- (378) *Unterkochen in Vergangenheit und Gegenwart: ein Heimatbuch* / Hrsg.: Bürgermeisteramt Unterkochen. – Aalen: Schwabenverlag, 1954. – X, 293 S. [Nebentitel: Heimatbuch Unterkochen]
- (379) *Urkundenbuch der Stadt Heilbronn.* – Stuttgart: Kohlhammer. 3. Band: (1501–1524) / bearb. von Moriz von Rauch. – 1916. – 782 S. – (Württembergische Geschichtsquellen; 19). (Darin: Nr. 2619, S. 582–583)
- (380) *Urkundenregesten des Prämonstratenserklosters Adelberg: 1178–1536* / bearb. von Karl Otto Müller. – Stuttgart: Kohlhammer, 1949. – IX, 174 S. – (Veröffentlichungen der Württembergischen Archivverwaltung; 4). – ISBN 3-17-060018-4. (Darin: Nr. 541, S. 92)
- (381) *V..., F...: Familie Greiner: von Ansbacher Bürgerfamilien.* // In: (22) 5. 1929, S. 26–27
- (382) *Die »verschlossene« Registratur des altwürttembergischen Kirchenrats: Inventar* / bearb. von Walter Grube. – Stuttgart: Kohlhammer, 1940. – XXXII, 248 S.
- (383) *Walcher, Adolf: Also lechzet für und für meine Kehle stets nach Bier: das Leben der Glaser.* // In: (60) 1993, 2, S. [1]–[2]
- (384) *Walcher, Adolf: Die Landschaft bot alles, was die Glaserhütten brauchten: die Glaserzeugung im Schwäbischen Wald; Urkunde aus dem Jahr 1278 belegt Existenz einer Betriebsstätte im Bereich des Welzheimer Waldes.* // In: (60) 1993, 1, S. [1]–[4]
- (385) *Walcher, Adolf: Von den Glashütten im Welzheimer Wald.* // In: (29) 8. 1990, S. 15–22
- (386) *Walter, Eva: Streifzüge durch den Schwäbisch-Fränkischen Wald: Land, Leute, Geschichte, Sagen.* – Stuttgart: DRW-Verlag, 1987. – 116 S. –

- ISBN 3-87181-241-2. (Darin: Vom Waldglas und vom Silberstollen, S. 62–65)
- (387) *Weinsberger Tal, Mainhardter Wald* / hrsg. von Carl Schönleber. – Öhringen: Rau, 1931. – 283 S. [Nebentitel: Heimatbuch Weinsberger Tal, Mainhardter Wald]. (II) Nachdruck: Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1986. – 283, [15] S. – ISBN 3-87354-143-2
- (388) *Weiß, Eugen*: Aus der guten, alten Zeit: Alt-Gaildorfer Gewerbefleiß. // In: (33) 1929, 1, S. [1]–[4]. (Darin: Glashütten in der Gschwender Gegend, S. [3])
- (389) *Weller, Fritz*: Geschichte Welzheims und des Welzheimer Waldes. – Welzheim: Unterzuber, 1878. – 64 S. (Darin: S. 14–15)
- (390) *Weyer, Jost*: Alchemie an einem Fürstenhof der Renaissance: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) und Schloß Weikersheim. // In: (13) 26. 1992, S. 241–249
- (391) *Weyer, Jost*: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie: alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610. – Sigmaringen: Thorbecke, 1992. – 516, [60] S. – (Forschungen aus Württembergisch-Franken; 39). – ISBN 3-7995-7639-8
- (392) *Wieland, Dieter*: Der Mainhardter Wald: ein Streifzug durch den Wald, seine Geschichte und seine Jahreszeiten. // In: (19) 29. 1979, S. 33–36
- (393) *Wild, Helmut*: Erd- und Landschaftsgeschichte des Kreises. // In: (322) S. 17–51. (Darin: Glassand, S. 49)
- (394) *Württembergisches Urkundenbuch* / hrsg. von dem königlichen Staatsarchiv in Stuttgart. – Stuttgart: Enderlen. (II) Nachdruck: Aalen: Scientia Verlag. – ISBN 3-511-05180-0. Bd. 8. – 1903. – XV, 551 S. (Darin: Nr. 2759, S. 86). (II) Neudruck: 1978. – ISBN 3-511-05188-6
- (395) *Wissenswertes über den Arbeitskreis* / Historischer Verein für Württembergisch Franken, Arbeitskreis »Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald«. – Murrhardt, 1993. – [4] S.
- (396) *Wiswedel, Wilhelm*: Bilder und Führergestalten aus dem Täuferum: ein Beitrag zur Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts. – Kassel: Oncken. 3. Band. – 1952. – 231 S. (Darin: Familie Greiner und die Wertschätzung des Handwerks bei den Täufern, S. 48–51)
- (397) *Wohlauf, Gabriele*: Die Spiegelglasmanufaktur Grünenplan im 18. Jahrhundert: eine Studie zu ihrer Betriebstechnologie und Arbeiterschaft. – Hamburg: Heitmann, 1981. – VII, 626 S. – ISBN 3-87300-382-1. Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1980.
- (398) *Wolz, Monika*: Auf den Spuren der ersten Glasbläser im Herzen unwegsamer Waldregionen. // In: (7) 1991, 221 vom 23.09.
- (399) *Württembergische Regesten von 1301–1500* / hrsg. von dem württembergischen Staatsarchiv in Stuttgart. – Stuttgart: Kohlhammer. – (Urkunden und Akten des württembergischen Staatsarchivs; 1). (a) 1. Altwürttemberg: 1. Teil. – 1916. – XIII, 237 S. (b) 1. Altwürttemberg: 2. Teil. – 1927. –

- S. 239–594. (c) 1. Altwürttemberg: 3. Teil. – 1940. – S. 595–823. (II)
Nachdruck: 1964. – ISBN 3-17-070033-2
- (...) *Württembergisches Urkundenbuch* siehe: (394)
- (400) *Wüstenroter Heimatbuch* / hrsg. von der Gemeindeverwaltung Wüstenrot. – Wüstenrot, 1979. – 163 S.
- (401) *Wunder, Gerd*: Wendel Hipler: Hohenlohischer Kanzler, Bauernführer; um 1465–1526. // In: (51) 6. 1957, S. 61–85
- (402) *Wunder, Gerd*: Wendel Hipler, Ergänzungen zu seiner Lebensgeschichte. // In: (65) N.F. 34. 1960, S. 74–84
- (403) *Wunder, Gerd*: Wendel Hipler der fränkische Bauernkanzler: ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs; Vortrag 23. September 1980 Realschule Obersulm. – Obersulm: Freundeskreis der Realschule Obersulm, 1983. – 26 S. – ([Schriftenreihe der Realschule Obersulm und des Freundeskreises der Realschule Obersulm; 3]) und S. 63–78 in: *Wunder, Gerd*: Bauer, Bürger, Edelmann. – Sigmaringen: Thorbecke. Bd. 2: Lebensläufe; in memoriam Gerd Wunder. – 1988. – XIX, 402 S. – (Forschungen aus Württembergisch-Franken; 33). – ISBN 3-7995-7633-9
- (404) *Wunder, Gerd*: Wendel Hipler und Ulrich Greiner im Mainhardter Wald. // In: (65) N.F. 30. 1955, S. 90–97
- (405) *Wunder, Gerd*: Regesten zur Geschichte Wendel Hiplers. // In: (65) N.F. 30. 1955, S. 97–102
- (...) *Wunder, Gerd* [Hrsg.] siehe auch: (117)
- (406) *Zehender, Karl Julius*: Heimatbuch Oppenweiler. – Oppenweiler: Gemeinde Oppenweiler, 1992. – 948 S. (Darin: Teil IX: Fischbach, S. 789–792)
- (407) *Ziegler, Hans-Joachim*: Geschichte der 7 Stadtteile auf 7 Hügeln der Stadt Waldenbuch. – Waldenbuch: Ziegler, 1989. – 202 S.
- (408) *Ziegler, Walter*: Glashütten im Nassachtal. // In: (255) S. 56–65
- (409) *Zitzmann, Fritz*: Akten erzählen vom alten Neuhütten. [1. Teil]. // In: (39) 40. 1955, 22, S. [1]–[2]
- (410) *Zitzmann, Fritz*: Der Burgfriden Maienfels: eine heimatgeschichtliche Rückschau. (a) [1. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 45, S. [1]–[2]. (b) [5. Teil]. // In: (39) 39. 1954, 49, S. [1]
- (411) *Zitzmann, Fritz*: Die Flößerei im Mainharter Wald: ganze Ketten von Stauseen wurden hierfür angelegt. // In: (39) 42. 1957, 41, S. [1]–[2]
- (412) *Zitzmann, Fritz*: Die Glashütte in Neuhütten. (a) [1. Teil]. // In: (39) 40. 1955, 15, S. [1]. (b) [2. Teil]. // In: (39) 40. 1955, 16, S. [1]
- (413) *Zitzmann, Fritz*: Die Glashütten in der Newen Hütte und im Bernbachtal: nur noch Reste zeugen von einstigem Gewerbefleiß. // In: (39) 46. 1961, 24, S. [1]
- (414) *Zitzmann, Fritz*: Die Glashütten von Finsterrot. // In: (39) 43. 1958, 1, S. [1]–[2]
- (415) *Zitzmann, Fritz*: Die Kapelle bei Weißenbronn. // In: (39) 42. 1957, 34, S. [1]

- (416) *Zitzmann, Fritz*: Der Verkehr auf dem Mainhardter Wald in älterer Zeit. // In: (39) 46. 1961, 14, S. [1]
- (417) *Zollmann, Günther*: Alte Waldgewerbe im Nassachtal: zur wirtschaftlichen Nutzung des Schurwaldes. // In: (21) 7. 1989, S. 85–100
- (418) *250 Jahre Spiegelberg*: ein geschichtlicher Rückblick auf die Gründung der Spiegelglashütte. // In: (25) 1956, S. 35–41
- (419) *1200 Jahre Ellwangen*: Ausstellung des württembergischen Landesmuseums Stuttgart; Städtische Turn- und Festhalle Ellwangen. – Stuttgart: Württembergisches Landesmuseum, 1964. – 134, XLII S.

Schönbuch

- Golderbachtal* [TÜ Tübingen-Bebenhausen] FN: Glashütte, Glashau, Glaswasen (179), (214), (305)
- Glashütte* [BB Waldenbuch-Glashütte] ⟨vor 1451⟩ + FN: Glasöfen (75), (89), (110), (115), (193), (202), (203a), (214), (230), (272a), (320), (368), (407)

Schurwald

- Katzenbach* [ES Baltmannsweiler-Hohengehren] ⟨15. Jh.⟩ + FN: Gläserhalde, Gläserweg (104), (105), (112), (191), (193), (197), (202), (203a), (203b), (242), (243), (292a), (292b)
- Gläserhalde* [WN Schorndorf-Engelberg] (105), (180), (237), (243), (292b), (408)
- Baiereck*, Gallensgärten [GP Uhingen-Baiereck] ⟨um 1400–1553⟩ (88), (144), (157), (163), (179), (191), (193), (197), (198), (202), (203a), (203b), (234), (237), (238k), (242), (243), (244), (246), (247), (264), (272a), (281), (282), (290), (292b), (309a), (316), (317), (320), (359), (363), (375), (380), (383), (385), (408), (417)
- Fliegenbach*, Esslinger Berg [GP Uhingen], *Fliegenhof* (WN Schorndorf-Fliegenhof) ⟨vor 1466/69 – nach 1478, vor 1524⟩ (163), (191), (197), (203a), (203b), (242), (243), (246), (247), (277), (281), (282), (292b), (316), (318), (362), (399), (408), (417)
- Nassach*, Salzwiese [GP Uhingen-Nassach] ⟨vor 1477–nach 1516/vor 1523⟩ (78), (94), (97), (144), (145), (179), (191), (197), (198), (202), (203a), (203b), (228), (229), (236), (246), (247), (253), (264), (276), (277), (278), (279), (280), (281), (282), (292b), (316), (334), (337), (338), (363), (375), (380), (408), (417)
- Unterhütt* [GP Uhingen-Unterhütt] ⟨15./16. Jh.⟩ (88), (157), (163), (193), (197), (202), (203a), (203b), (242), (243), (246), (247), (272a), (282), (290), (292b), (316), (317), (359), (362), (363), (408), (417).

Welzheimer Wald

- Glasern*, Apud Glasarios [?] ⟨1278⟩ (91), (94), (99), (138), (142), (185), (191), (193), (195), (197), (198), (202), (203a), (203b), (237), (247), (256), (265), (272b), (307), (318), (319), (321), (348b), (384), (385), (394), (408)

- Gläseräcker*, Gläserfeld, Gläser [WN Welzheim-Breitenfürst] (91), (142), (185), (193), (195), (197), (202), (203a), (203b), (348b), (384), (385)
- Haghof* [WN Alldorf/Pfahlbronn-Haghof] (91), (197), (203b), (238k), (384), (385), (389)
- Ebni*, Ebenenhütte [WN Kaisersbach-Ebni] (238c), (238e), (384), (385)
- Zwischenkastell Ebnisee* [WN Kaisersbach-Ebni] (193), (203a)
- Fuchshof* [WN Kaisersbach-Ebni] (197), (238b), (238c)
- Holzbuckel*, Glasacker [WN Kaisersbach-Ebni] (197), (238c), (238d), (384)
- Gallenhof*, *Gläserwand* [WN Kaisersbach-Ebni] (94), (156), (238d)
- Glaserhof*, *Grasgehrenhütte* [WN Kaisersbach-Ebni] FN: Gläsergehren, Gläserwies (197), (238b), (238c), (238d), (318), (384)
- Hägerhof*, Unteres Feld, Walz [WN Kaisersbach/Ebni-Hägerhof] (95), (197), (238a), (238e), (238g), (238j), (384), (385)
- Althütte* [WN] ⟨vor 1500⟩ (72), (75), (82), (83), (85), (94), (96b), (97), (138), (152), (156), (159), (193), (197), (237), (238c), (238i), (238j), (238m), (272a), (301), (311), (318), (348a), (366), (374), (375), (384), (385), (408)
- Schöllhütte* [WN Althütte-Schöllhütte] ⟨vor 1498⟩ (72), (85), (94), (138), (156), (159), (197), (237), (238c), (238m), (272a), (301), (311), (318), (375), (384), (385), (408)
- Kaltenstriet* [WN Althütte] ⟨vor 1537⟩ (94), (99), (197), (238m)
- Trailhof*, Alter Hauwald [WN Auenwald-Trailhof] (85), (96a), (138), (197)
- Fautspach* [WN Althütte-Fautspach] ⟨1521–1579/88⟩ (94), (138), (171), (174), (184), (191), (193), (197), (202), (203a), (203b), (203c), (237), (238d), (238h), (238i), (238j), (238k), (238m), (272a), (283), (309a), (311), (318), (381), (366), (384), (385), (408)
- Glasofen*, Glasofenbach [WN Rudersberg] (94), (99), (156), (158), (159), (182), (193), (197), (202), (203a), (203b)
- Glasklingenbach* [WN Rudersberg-Steinberg] (156), (203b)
- Steinbach* [WN Rudersberg/Klaffenbach-Steinbach] ⟨1563–1586⟩ (80), (91), (96a), (114), (124), (138), (142), (152), (156), (167), (188), (169), (193), (195), (197), (202), (203a), (203b), (235), (238b), (238d), (238i), (238j), (238k), (290), (309a), (311), (318), (335), (384), (385), (389), (396)
- Walkersbach* [WN Plüderhausen-Walkersbach] ⟨1508–1710/14⟩ (71), (75), (91), (94), (96a), (99), (106), (107), (108), (109), (114), (122), (124), (139), (142), (144), (147), (148), (149), (156), (160), (170), (188), (190), (191), (193), (194), (195), (197), (198), (202), (203a), (203b), (203c), (234), (237), (238i), (238m), (245), (263), (264), (265), (266), (267), (268), (269), (272a), (280), (284a), (309a), (318), (319), (321), (329), (337), (348a), (372), (374), (375), (381), (384), (385), (389), (396), (408)
- Cronhütte* [WN Kaisersbach-Cronhütte] ⟨1532–nach 1575⟩ (75), (91), (95), (103), (121b), (138), (155), (169), (174), (192), (193), (197), (202), (203a), (203b), (238i), (238n), (239), (256), (301), (311), (318), (348a), (374), (383), (384), (385), (386), (389)

- Alten Gleysern* [AA Gschwend-Horlachen] <vor 1444> FN: Gläser (nördlich vom Hagberg) (137), (138), (139), (140), (**143**), (197), (272b), (310), (384)
- Horlachen* [AA Gschwend] <1623–nach 1700> (75), (87), (95), (137), (138), (**139**), (**140**), (143), (155), (190), (193), (197), (202), (203a), (203b), (226), (272b), (311), (312), (313), (371), (374), (384), (388)
- Hagkling*, Hagklingen [AA Gschwend] <vor 1681– vor 1713> (87), (137), (138), (139), (140), (155), (193), (203a), (203b), (272b), (311), (312), (313), (388)
- Schierhof* [AA Gschwend] (155), (193), (202), (203a), (203b), (312), (313), (388)
- Gläserhof* [AA Gschwend] (87), (95), (137), (139), (140), (142), (155), (185), (193), (195), (202), (203a), (272b), (313), (384), (385), (388)
- Brandhof*, Brandhöfle [WN Kaisersbach] (140), (155), (203b), (384)
- Reippersberg* [SHA Gaildorf/Unterrot-Reippersberg] FN: Gläserwelz (138), (311).

Murrhardter Wald

- Glashofen* [SHA Oberrot-Glashofen] (94), (96a), (97), (99), (138), (**172**), (173), (193), (203a), (311)
- Murrhardt* [WN] <1542> FN: In der Hütemeisterin, Hüttmeister in der Kren (96a), (**97**), (111), (171), (174)
- Mettelchristbach* [WN Murrhardt-Mettelbach] <1550–1617> (75), (**76**), (91), (96a), (119), (120), (138), (165), (170), (174), (193), (195), (**197**), (202), (203a), (203b), (272a), (295), (311), (318), (360), (384), (389)
- Weidenbach* [WN Kaisersbach-Weidenbach] <1550–1573> (**76**), (96a), (138), (154), (171), (174), (193), (195), (**197**), (202), (203a), (203b), (295), (311), (318), (384), (389)
- Oberer Hengstberg* [WN Murrhardt-Kirchenkirnberg] <16./17. Jh.> (**95**)
- Bullmershütte* [WN Murrhardt-Kirchenkirnberg] (76), (318)
- Hoblersberg* [WN Murrhardt-Waltersberg] (**154**)

Mainhardter Wald

- Finsterrot, Weißenbronn* [HN Wüstenrot-Finsterrot] <1431–1556> + FN: Glas-
klinge, Glaswand, Glasbuckel, Aschenbühl (68), (69), (77), (90), (94), (97),
(99), (112), (117), (138), (146), (175), (186), (191), (193), (194), (197), (198),
(202), (203a), (203b), (224), (251), (253), (259), (270), (272b), (298), (300),
(306), (336), (355), (357), (360), (**361**), (371), (374), (379), (384), (392), (401),
(402), (403), (404), (405), (408), (410b), (**414**), (415)
- Altlaubern* [HN Wüstenrot-Altlaubern] <1488–1530> (74), (94), (96a), (99), (138),
(**151**), (170), (192), (193), (194), (197), (199), (202), (203a), (203b), (227), (234),
(251), (270), (289), (298), (306), (311), (312), (318), (319), (350), (357), (384),
(403), (404)

- Neulautern* [HN Wüstenrot-Neulautern] <1530–1822> (68), (69), (74), (77), (90), (94), (96a), (99), (107), (108), (109), (112), (114), (122), (133), (138), (139), (151), (161a), (165), (170), (193), (194), (197), (198), (202), (203a), (203b), (203c), (207), (217), (224), (227), (251), (253), (257), (262), (270), (272b), (284a), (300), (306), (309a), (311), (312), (318), (331), (339), (350), (355), (357), (360), (370), (371), (374), (381), (384), (385), (386), (390), (391), (396)
- Stangenbach* [HN Wüstenrot] <1505–1690> + FN: Hüttgut (68), (90), (94), (96a), (99), (108), (133), (138), (139), (144), (170), (171), (185), (190), (191), (192), (193), (194), (197), (199), (202), (203a), (203b), (203c), (217), (251), (253), (257), (262), (263), (264), (265), (266), (267), (268), (269), (270), (271), (272b), (289), (306), (321), (325), (357), (361), (381), (384), (386), (401), (403), (404), (405), (408), (414)
- Neuhütten* [HN Wüstenrot-Neuhütten] <1568–1634> + FN: Hüttmeistersklinge, Glasrain, Aschofen, Aschenbühl (68), (69), (75), (90), (94), (99), (116), (117), (138), (165), (193), (194), (197), (199), (202), (203a), (203b), (215), (217), (257), (262), (270), (272b), (273), (291), (306), (324), (336), (349), (357), (360), (373), (374), (384), (386), (409), (410a), (412a), (412b), (413), (416)
- Bernbach* [HN Wüstenrot-Neuhütten] <17. Jh> (68), (197), (253), (270), (349), (384), (413)
- Joachimstal, Neuhütte* [HN Wüstenrot] <1720–1735> (90), (129), (138), (170), (192), (193), (197), (203a), (203b), (260), (262), (270), (272b), (284b), (285), (330), (336), (382), (418)
- Mittelfischbach* [WN Großerlach-Mittelfischbach] <1566/68–1702> (70), (85), (92), (94), (96a), (96b), (98), (99), (95), (97), (114), (138), (139), (140), (165), (178), (181), (193), (194), (196), (197), (199), (202), (203a), (203b), (203c), (218), (219), (221), (233), (237), (238h), (238k), (257), (262), (266), (272a), (284a), (309a), (312), (318), (341), (342), (356), (358), (364), (381), (384), (390), (391), (395), (398), (404), (406), (408), (411)
- Unterfischbach* (sü. Ranzenberg) [WN Großerlach-Unterfischbach] <1636> + FN: Hütte, Hüttenwiesen (75), (94), (97), (99), (194), (196), (202), (203a), (341), (395)
- Altfürstenhütte* [WN Großerlach-Altfürstenhütte] <1605/06–1690> (90), (94), (99), (138), (165), (168), (193), (194), (197), (199), (202), (203a), (203b), (209b), (212), (217), (222), (253), (260), (262), (272a), (284a), (291), (312), (318), (323), (325), (340), (341), (346), (348a), (357), (358), (376), (384), (386), (398)
- Neufürstenhütte* [WN Großerlach-Neufürstenhütte] <1695–1771> (75), (85), (90), (94), (99), (138), (161a), (161b), (161c), (168), (193), (197), (199), (202), (203a), (203b), (203c), (209a), (209b), (209c), (209d), (209e), (210), (211), (212), (213a), (213b), (215), (240), (260), (262), (272a), (284a), (291), (309a), (312), (318), (325), (341), (345), (384), (386)
- Erlach, Lämmersbach* [WN Großerlach-Erlach] <1737–1865> (75), (85), (94), (96a), (96b), (99), (102), (114), (138), (153), (175), (193), (194), (197), (199), (202), (203a), (203b), (203c), (207), (209b), (210), (212), (241), (257), (260),

(262), (272a), (306), (315), (318), (336), (**341**), (342), (343), (344), (347), (357), (358), (364), (374), (386), (392), (398)

Schöntal [WN Großerlach-Grab] <1753–1772> (**93**), (94), (96a), (96b), (97), (99) (**131**), (193), (197), (209b), (210), (212), (213a), (285), (341), (342), (382), (397), (398), (418)

Liemannsklinge [WN Sulzbach/Murr-Liemannsklinge] <1734/37–1804/09> + FN: Hüttacker, Hüttenbach, Hüttenschlag (90), (94), (96a), (96b), (**97**), (99), (138), (197), (199), (203a), (203b), (209b), (210), (260), (262), (312), (341), (398)

Spiegelberg [WN] <1705–1794> (74), (75), (85), (96a), (101), (114), (118), (125), (126), (127), (128), (129), (130), (132), (**133**), (**134**), (135), (136), (138), (164), (170), (177), (181), (185), (**187**), (188), (193), (194), (**197**), (198), (199), (**200**), (203a), (203b), (210), (213a), (213b), (215), (216), (225), (232), (238), (260), (262), (**284a**), (**284b**), (285), (287), (288), (301), (309a), (312), (318), (327), (**330**), (348b), (367), (374), (382), (383), (384), (385), (**397**), (**418**)

Jux [WN Spiegelberg-Jux] <1699–nach 1734> (85), (96a), (114), (127), (**132**), (133), (135), (136), (138), (170), (177), (188), (194), (**197**), (199), (200), (202), (203a), (203b), (203c), (245), (260), (272a), (**284a**), (**284b**), (285), (309a), (312), (318), (330), (336), (348b), (367), (382), (384), (385), (418)

Ellwanger Berge

Gaildorf [SHA] <1843–1864> (87), (114), (138), (**141**), (150), (153), (193), (197), (302), (308), (384), (388)

Glasofen, Glashalde, Glaswölz [SHA Sulzbach-Lauffen] <vor 1444> (87), (138), (**143**), (197), (311)

Sulzbach/Kocher (Nähe Bahnhof) [SHA Sulzbach-Lauffen] <1699/1710–1715> (**87**), (138), (**143**), (197)

Glasweiher, Glasbuckel (bei Eggenrot-Rotenbach) [AA Ellwangen-Schrezheim] <um 1374> (192), (197), (307)

Glashalde, Glaswiesen [AA Adelmansfelden] (192), (197)

Rosenberg [AA] <1440–1531/1611 und 1667–1876> (79), (86), (99), (100), (138), (181), (190), (**192**), (193), (**197**), (202), (203a), (**203b**), (203c), (207), (223), (226), (234), (272b), (**352**)

Glashütte (am Heselbach) [AA Aalen/Unterkochen-Glashütte] <1508–1667> + FN: Glashau, Glassteige (75), (79), (84), (112), (181), (191), (**192**), (193), (**197**), (203a), (**203b**), (254), (267), (272b), (293), (294), (332), (333), (370), (371)

Bibersohl [HDH Steinheim am Albuch-Bibersohl] <1693–1701> + FN: Glaserteich (**197**), (353), (**354**)

Glasfunde mit Abbildungen

(73), (77), (78), (83), (93), (97), (178), (197), (203b), (206), (248), (253), (278), (279), (281), (292b), (307), (308), (314), (337), (376), (412a), (412b), (419)

chemische Glasanalysen

(145), (218), (219), (228), (229), (307)

*Genealogie**Greiner* (108), (190), (161), (191), (202), (203a), (203b), (203c), (263), (265), (266), (267), (292)*Wenzel* (262), (291)*Stenger* (370)

Die Poesiesammlung des Schuhmachers Johann Martin Heck aus Edelfingen

VON KUNO ULSHÖFER

Der Meistersang, der – nicht nur in Nürnberg – im 16. Jahrhundert seine Hochblüte erlebte, wurde noch lange, in Ausläufern bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein gepflegt¹. In Schwaben (Ulm, Memmingen) und in Franken, besonders im Nürnberger Raum, aber auch im nachmaligen württembergischen Franken gab es noch in den Jahrzehnten um 1800 reimende Handwerker, deren Ruhm manchmal überlokale Bedeutung annahm. Das ist schon dem »lachenden Philosophen aus Hohenlohe« Karl Julius Weber aufgefallen, der bei der Beschreibung Nürnbergs in seinem vielgelesenen Buch »Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« berichtete: »Dem alten Schuster Hans Sachs hat in unsern Zeiten Flaschner Grübel in Nürnberger Mundart nicht unglücklich nachgeeeifert, ja Grübel hat ihn übertroffen. Mich wundert nicht, wenn die neue Ausgabe der Werke Hans Sachsens von Büsching in unserer Zeit kein Glück machte, der 300jährige Schuster erinnert mich selbst an einen Schusterdichter in Franken, der dem letzten heitern Kurfürsten von Cöln, Max, ein Gedicht überreichte, und von ihm einen Ducaten erhielt mit den Worten: Es freut mich sehr sein Musengeist, / doch bleib' er bei dem Schusterleist'«².

Es ist, glaube ich, gelungen, diesen von Weber nicht gerade freundlich erwähnten, aber immerhin mit Hans Sachs in Zusammenhang gebrachten fränkischen Schusterdichter zu identifizieren. Im Stadtarchiv Schwäbisch Hall befindet sich die Kopie eines handschriftlichen Quartbandes mit Gedichten, die eindeutig auf den Schuhmacher aus Franken hinweisen. Bei dem mir ebenfalls zugänglichen Originalmanuskript (Privatbesitz) handelt es sich um ein stark zerlesenes, abgegriffenes und mit Fingerflecken behaftetes, also einst viel benutztes Buch. Der Pappereinband ist mit ehemals blaumarmoriertem, inzwischen längst verschossenem Papier überzogen. Seine Ecken, die vom fleißigen Gebrauch sehr zerstoßen sind, sind mit Leder verstärkt, sein Rücken, auf drei Bünde gebunden, besteht ebenfalls aus – spröde gewordenem – Leder. Auf der vorderen Decke klebt außen ein erheblich beschädigter Titelzettel mit der Aufschrift »Poesie etc etc Samlungen Joh: Mart:

1 Die Nürnberger Meistersinger. Hintergründe – Umfeld – Rezeption. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg, Faltblatt Nr. 51, (November 1986); vgl. G. v. Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart³ 1961, S. 363 (Artikel »Meistersinger«).

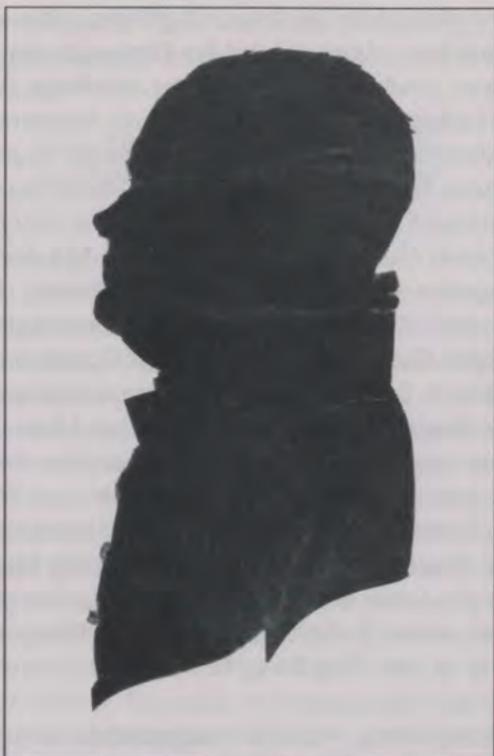
2 C. J. Weber: Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, 1. Bd., Stuttgart² 1834, S. 592. – Der Nürnberger Mundartdichter Johann Konrad Grübel lebte von 1736 bis 1809. Als Flaschnermeister stand er in städtischen Diensten. In seinen Gedichten übertrifft er seine »gelegheitsreimenden Vorgänger bei weitem«. Vgl. den Artikel »Johann Konrad Grübel«, in: Chr. v. Imhoff (Hrsg.): Berühmte Nürnberger aus neun Jahrhunderten, Nürnberg² 1989, S. 227.

Heck [...]«. Eine ursprünglich vorhandene Schließe an Lederschlaufen ist samt diesen abgegangen. Auf der Innenseite der Vorderdecke befindet sich der Schatzenriß eines Mannes, ein Brustbild nach links, mit hochgerecktem, kompaktem Schädel, Stupsnase, vollen Lippen, Ansätzen zu einem Doppelkinn, kurzem Haar und einem Zopfschleifchen im Nacken: der zufriedene Pyknikerkopf des Buchschreibers und -besitzers Johann Martin Heck. Der Poesiesammlung geht ein zweieinhalbseitiges, zweiseitiges »Register« (Inhaltsverzeichnis) voraus, das durchgestrichen ist. Nach dem Register beginnt die Seitenzählung. Der Band besteht aus 374 paginierten Seiten, von denen 350 fortlaufend, mit einer Lücke auf Seite 332, beschrieben sind. Die Schrift ist eine schöne ausgeschriebene Kursive der Zeit um 1800. Gelegentliche Abschreibefehler sind nachgebessert, wenige beim Abschreiben versehentlich ausgelassene Zeilen nachträglich eingefügt.

Das Papier weist folgende Wasserzeichen auf: GFM (S. 373), BEY. S. WOLFGANG (S. 371) und RETHENBACH (S. 369) sowie das Abbild eines Bischofs mit Krummstab (S. 365). Die Buchstaben GFM stehen unter dem unteren Teil des Bischof-Wasserzeichens, das durch den Falz des Papiers geteilt ist. Diese Wasserzeichen wiederholen sich durch das ganze Buch. Nur ein Blatt, das später beim »Register« hinzugeklebt wurde, hat eine andere Marke: die untere Hälfte einer Lilie in einem Rankenschild. Die Wasserzeichen gehören zu der Papiermühle Röthenbach bei St. Wolfgang (Gemeinde Wendelstein/Mittelfranken). In dieser bedeutenden Papiermühle gab es spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das sogenannte Bischofspapier. Auch das Wasserzeichen »Lilie« ist dort bekannt. Die Initialen GFM sind mit Georg Friedrich Meyer aufzulösen. Dieser Papiermüller besaß seit 1754 die Röthenbacher Papiermühle, die zuvor seinem Schwiegervater gehört hatte³.

Das Manuskript befand sich ursprünglich im Besitz seines Autors, des Schuhmachermeisters Johann Martin Heck, wie der Abdruck seines Siegelrings am Kopf der ersten Registerseite beweist. Das Siegelbild ist berufsbezogen und zeigt einen hohen Schaftstiefel, der links und rechts je von einem schreitenden Löwen flankiert ist, darüber ein Kreuz zwischen den Initialen M H (Martin Heck). Das Kreuz weist auf eine Beziehung zum Deutschen Orden hin. Das Poesiebuch diente seinem Besitzer mit Sicherheit als Vorlesebuch, ja zu diesem Zwecke scheint es angelegt worden zu sein. Es wurde von älteren, wohl losen Vorlagen abgeschrieben. Das ergibt sich daraus, daß die Gedichte zum Teil datiert sind und die Chronologie durcheinander geht: dem ersten Gedicht, einer *Lobrede* von 1781, folgt wenig später eines von 1784, dem wieder eins von 1780, dann 1781 und so fort. Eine logische, zum Beispiel thematische Anordnung der Gedichte ist nicht erkennbar. Die frühesten Verse stammen von 1780, die spätesten von 1815. Somit ist ein Zeitraum von 35 Jahren belegt.

3 E. Marabini: Die Papiermühlen im Gebiete der weiland freien Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1894, S. 61: »eine der bedeutendsten Papiermühlen der Schwarzachgegend«; zu Georg Friedrich Meyer vgl. S. 63f.



Johann Martin Heck 1744–1832

Johann Martin Heck wurde am 20. Dezember 1744 in Edelfingen bei Mergentheim als Sohn des Lorenz Heck und der Maria Christiane geb. Weinmuthin geboren. Im Familienregister von St. Johannes Baptista zu Mergentheim wird er als Schultheiß und Schuhmachermeister bezeichnet. Er heiratete 1768 die um neun Jahre ältere Magdalena geb. Gerber. Das Schultheißenpaar hatte drei Töchter, die alle das Kommunion- und Heiratsalter erreichten. An seinem 88. Geburtstag im Jahr 1832 starb Heck⁴.

Mit dem Fund des Poesiebuchs soll beileibe nicht ein weiterer dritt- oder vierträngiger Dichter der Vergessenheit entrissen werden. Die Poeme des Schultheißen sind vielmehr Zeugnisse der Alltagskultur, die nach ganz anderen Kriterien abzufragen und zu beurteilen sind »als die nach strenger Form strebende Schöpfung des Dichters im Sinne der Hochkultur«⁵. Sie haben etwas mit Volksdichtung

4 Auszug (Kopie) aus dem Familienregister des Pfarrarchivs St. Johannes Baptista Bad Mergentheim. Weitere Unterlagen über Heck befinden sich nicht im Mergentheimer Pfarrarchiv. Für diese Auskunft vom 12. Januar 1993 danke ich Herrn Sachbearbeiter Johannes Spellbrink.

5 Artikel »Volksdichtung«, in: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1974, S. 868.

zu tun, indem sie vor allem den Glückwunsch pflegen, aber auch den Witz, den Schwank und die Anekdote. Aber sie sind im Gegensatz zur eigentlichen Volksdichtung nicht anonym, sondern die Arbeit eines einzelnen, der sich zu bestimmten Anlässen äußert: zu Regierungsantritten, Geburts- beziehungsweise Namenstagen, Versetzungen, Sterbetagen. Die Gedichte sind in der Regel als Vortragsstücke gedacht, viele von ihnen fordern das Publikum zu Handlungen und Akklamationen oder sonst zur Aufmerksamkeit auf: *Hört nur!*; *Vivat sollt Ihr alle rufen und die Hoheit rühmen an!*; *Erhebt Eure Händ und Augen!* usw. Mit dem Vorlesen vor einer mehr oder weniger großen Öffentlichkeit stellte Heck auch deren Gedankenwelt dar, setzte jedenfalls deren Zustimmung voraus oder beeinflusste sie. Damit ist das Poesiebuch keine private Quelle mehr, sondern ein Dokument, das Öffentlichkeit beansprucht. Wir sehen in ihm eine alltags- und mentalitätsgeschichtliche Quelle, wie sie nicht eben oft überliefert sind. Sie repräsentiert Ideen und Gedanken einer gewissen Volksschicht und hat in der Alltagsgeschichte und Alltagskulturgeschichte ihren Platz wie die Quellen zur Geschichte des Wohnens, Schlafens, Essens, Sichkleidens. Sie repräsentiert die Kultur des Sichausdrückens, des Festens und Feierns und der Geselligkeit. Der Band ist dagegen keine literarhistorische Quelle. Insofern sagt der Leiter des Zentralarchivs des Deutschen Ordens zurecht: Heck befinde sich mit seinen Lobeshymnen auf den Deutschordenshochmeister Maximilian Franz nur in der Umgebung berühmterer Lobredner⁶. Doch darum geht es hier nicht.

Die Gedichte und Verse haben, wie schon angedeutet, zum überwiegenden Teil Johann Martin Heck selbst zum Verfasser. Die meisten davon sind mit seinem Namen unterschrieben. Manchmal nennt er in den Unterschriften auch seinen Beruf, seine Funktion und seinen Wohnort. So erfährt man, daß er nicht nur ein Schuhmacher war, sondern auch Schultheiß des Deutschen Ordens zu Edelfingen im Taubertal. Es hatte sich ein Kreis von ähnlich denkenden Zeitgenossen um den Schuhmacher gebildet, mit dessen Mitgliedern er »reimenweise« verkehrte. Dazu gehörte der Edelfinger Pfarrerssohn, Schulmeister und Kandidat Schmidt⁷, der am Stephanustag 1789 in Edelfingen seine erste Predigt hielt und von seinem Freund Heck den Lobreim erhielt:

*Wenn ich mit tausend Thaler Soldt
Die best' Pfarrey vergeben wolt:
Die müste ihm noch werden.*

Auch ein Kantor Friedrich Vier beteiligte sich an den freundschaftlichen Reimeereien. So saßen Kantor und Schulmeister am Altjahrsabend 1789 beim Most im Wirtshaus zusammen und dichteten für *des Hohen Ordens Schultheißen Martin*

6 Schreiben vom 23. Dezember 1992.

7 Friedrich Andreas Schmid(t), geb. 1764 als Sohn des Edelfinger Pfarrers Christian Schmid, später Lehrer an der Mädchenschule in Neuenstein/Hohenlohe, dort 1799 verheiratet. Vgl. dazu O. Haug (Bearb.): Pfarrerbuch Württembergisch Franken. Teil 2: Die Kirchen- und Schuldiener, Stuttgart 1981, S. 396, Nr. 2314.

Heck einen Neujahrswunsch. Heck hatte als herrschaftlicher Beamter auf die Einhaltung der obrigkeitlichen Vorschriften zu achten, zum Beispiel darüber, daß nicht geschossen wurde:

*Doch trincken darf man; und dabei
braf jublen (blasen franck und frey)
Dis wird der Schultz nicht wehren,*

reimten die Freunde auf Heck, *den trefflichen Poeten*.

Weiter nahm auch der damalige Pfarrer des Dorfs, Johann Jakob Friedrich Cranz⁸, an dem lustigen bürgerlichen Zeitvertreib des Verseschmiedens teil. Es war also die ganze dörfliche Oberschicht, die sich daran beteiligte: Dorfhandwerker, Dorfbeamte, Schulmeister, Kantor, Pfarrer. Nicht ohne Grund traf sich dieser Kreis um einen Schuhmacher, gehörten doch die Schuster häufig zu den kreativen Poetengestalten, wie bereits Karl Julius Weber in seinem »Demokritos« feststellte⁹: »Schneider und Schuster, wenn sie nicht der Teufel mit Mystik und Pietisterei plagt, ... sind das jovialste Völkchen, und sind gewiß drollig, wenn sie auf ihren Dreifüßen oder Löchern Schillers Räuberlied anstimmen: Ein freies Leben führen wir etc.« Als einen solchen Alltagsphilosophen haben wir uns Martin Heck vorzustellen, dessen Ideen und »Gedanken« (wie er selbst sagt) in seinen Versen sichtbar werden.

Aber es zählten noch weitere Personen, solche aus der nahen Deutschordensstadt Mergentheim, zu dem Heckschen Poetenkreis, wie aus dem Büchlein hervorgeht, etwa der dortige Regierungsregistrator Johann Georg Pfau aus Markelsheim, später Bibliothekar an der Königlichen Privatbibliothek in Stuttgart, oder der deutschordische Kanzleitaxator Sebastian Lizenmayer aus Gundelsheim. Es war ein ländlich-kleinbürgerlicher Kreis, der sich um den Poeten scharte, dessen (natürlich höchst temporärer) Ruhm die engen Grenzen des heimatlichen Dorfes gesprengt hatte. Die beiden Deutschordensbeamten lernen wir aus ihren Reimen kennen, die sie dem Schultheißen Heck aus Wien schickten, als sie 1796 das Ordensarchiv vor den Franzosen dorthin geflüchtet hatten und im Deutschen Haus untergekommen waren.

In die Poesiesammlung haben auch Gedichte anderer Provenienz Aufnahme gefunden. Reime von Freunden, aber auch Gedichte, die damals im Schwange waren und die man sich gegenseitig oder in größerem Kreise vorlas. So kann man aus der Anthologie ersehen, welche Verse das breitere Publikum damals liebte. Es handelte sich ja keineswegs um ein akademisch gebildetes Publikum, vom Pfarrer abgesehen, sondern um Handwerker, Bauern, kleine Beamte, um Leute, die um den Wirtshaustisch im Edelfinger »Kreuz« herumsaßen und zuhörten, was der Schulz zum besten gab. Da war etwa das damals als Gassenhauer sehr beliebte Liedchen »Der Vogelfänger bin ich ja« aus Mozarts Zauberflöte oder der

⁸ Haug (wie Anm. 7), S. 246, Nr. 1435.

⁹ C. J. Weber: Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen, Bd. IX, Stuttgart 8^o. J. (1884), S. 187.

Schmachtfetzen »Hier ruhest Du, Karl, hier werd' ich ruhn« der zu Recht vergessenen Dichterin Henriette Ernestine Christiane von Hagen (1765–1793; das Gedicht heißt »Lotte auf Karls Grab«). Auch Christian Daniel Friedrich Schubarts Lied »Es gieng ein Mann nach Jericho« ist in dem Bande enthalten und das heute noch bekannte Kartoffellied »Herbei, herbei zu meinem Sang« von Samuel Friedrich Sautter (1766–1846).

Das Dorf Edelfingen, in dem Heck deutschordischer Schultheiß war, bildete eine alte Ganerbschaft, an der um 1800 der Deutsche Orden mit fünf Achteln, das Fürstentum Hohenlohe mit zwei Achteln samt Patronat und die ritterschaftliche Familie von Adelsheim mit einem Achtel samt Frucht- und Weinzehnten beteiligt waren. Jede Herrschaft verfügte über ihren eigenen Beamten. Das Gericht wurde gemeinschaftlich besetzt. Nach dem Ende des Alten Reiches kamen die deutschordischen und hohenlohischen Teile an Württemberg, die adelsheimischen an Baden, bis 1846 eine Gebietsbereinigung stattfand und Edelfingen zur Gänze württembergisch wurde¹⁰.

Solange Heck Deutschordensschultheiß war, gehörten auch deutschordische Beamte in Mergentheim zu seiner Kundschaft. Er war so beliebt, daß man nicht nur neue Schuhe, sondern immer wieder auch Reime von ihm »herstellen« ließ. Mancher der hohen Kunden bestellte Verse und Gedichte zu besonderen Anlässen. Bis nach Wien, dem Sitz des Deutschen Ordens seit 1809, aber ist sein Ruhm nicht gedrungen¹¹.

Auch Karl Julius Weber gehörte eine Zeitlang der deutschordischen Beamten-schaft in Mergentheim an. Sein Dienstherr war Graf Erbach-Schönberg, Statthalter des Hoch- und Deutschmeisters¹². Er hat damals den Schusterdichter kennengelernt, den er in seinen »Briefen« so spöttisch zitierte. An dem äußerst langweiligen Hof in der Kleinstadt nahm man jede Abwechslung gerne wahr. So hatte man auch seinen bescheidenen Spaß an dem Schusterpoeten. Heck schrieb viel Hofpanegyrik und Herrscherlob. Der Namenstag des Statthalters, die Wahl eines neuen Hoch- und Deutschmeisters, dessen Besuch in der Ordensstadt, der Tod desselben – das waren seine bevorzugten Themen. Dabei war es ihm ganz gleichgültig, ob es sich bei dem Landesherren nun um einen habsburgischen Prinzen und Reichskurfürsten oder um den neuen König von Württemberg handelte. Ein Douceur hat er wohl meistens eingestrichen.

Hecks Gedichtband beginnt mit einem solchen Huldigungsgedicht, einer *Lobrede wegen glorwürdigster Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Hochwürdigst-durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Maximilian* . . . Man sieht, er beherrschte die

10 OAB Mergentheim, Stuttgart 1880 (Nachdruck 1968), S. 517ff.

11 Freundliche Mitteilung des Ordensarchivars P. Dr. Bernhard Demel O. T. vom 23. Dezember 1992.
12 Vgl. K. Oldenhage: Kurfürst Erzherzog Maximilian Franz als Hoch- und Deutschmeister (1780–1801) (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 34), Bad Godesberg 1969, S. 73ff. (u. ö.). Der ursprünglich als Ritter der Deutschordensballei Hessen evangelische, später zum Katholizismus konvertierte Reichsgraf Christian von Erbach-Schönberg (1728–1799) kam aus der Ballei Österreich; er war als Nachfolger des Barons Eptingen 16 Jahre lang Statthalter des Hochmeisters Max Franz in Mergentheim. Über Erbach ist merkwürdigerweise kein Lobgedicht Hecks überliefert, obwohl der Statthalter sehr beliebt gewesen sein muß (vgl. Oldenhage, S. 74).

Kurialien. Der Schuhmacher hat diese Lobrede 1781 auf den im Jahr zuvor gewählten Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian, den jüngsten Sohn der Maria Theresia, Kurfürst von Köln, gehalten. Jeder Kritik nahm der gewandte Poet von vornherein den Wind aus den Segeln, indem er in affektierter Bescheidenheit mit einem typischen Initialtopos begann:

*Zuvor sag' jedem ich, eh' ich die Red' anfangе,
Was ich hiemit begehrt', und was dadurch verlange:
Nichts – nur allein daß alle mit mir den Herzog preisen.*

Und mit einem gelungenen Exordialtopos schließt Heck das Lobgedicht ab:

*Hab' ich etwas gefehlt, bitt' ich mir zu vergeben!
Ich bin ja kein Poet, weis nichts von Silbenzählen,
und bin auch nicht studirt. Dis sind nur die Gedanken,
So ich aus meinem Kopf gesezt in diese Schrancken.*

Maximilian war ein sehr leutseliger Herr; er konnte aber manchmal auch sehr bissig und ironisch sein¹³. Der Bruder Kaiser Josephs II., das 16. Kind von Maria Theresia, bot das Bild eines »Dorfvicarius«, er bevorzugte nach der Schilderung von Zeitgenossen die einfachste Kleidung und begab sich ohne Umstände unters Volk¹⁴. Als ihm der Schuhmacherpoet 1796 *Freudengesänge der Deutschordensunterthanen bei der Wiederankunft Ihres Gnädigsten Churfürsten und Herrn* widmete, erhielt er ein Geschenk von sechs Dukaten. Für die Gabe bedankte sich Heck wieder mit Versen:

*Nicht aus Gewinn und Eigennuz, nein, daran dacht' ich nicht.
Die Lieb' zu meinem Landesherrn trieb mich zu dem Gedicht.*

Auf diesen Vorgang dürfte das eingangs wiedergegebene Zitat Karl Julius Webers anspielen. Weber muß diesen *Freudengesang* Hecks im Ohr gehabt haben, als er seine boshafte Bemerkung über den Schusterdichter aus Franken schrieb (und dabei auch gleich dem Hans Sachs eins auswischte).

Während der Hochmeister dem Schuster seinen Lohn in klingender Münze gab, brachten andere, froh über jede Unterbrechung des müden Alltags am Mergentheimer Hof, freche Verse über den dörflichen Poeten in Umlauf. Das störte diesen allerdings wenig. Heck, ein Freund treffender Formulierungen, überliefert uns eine der Sottisen über ihn, die in Mergentheim ihre Runden machten:

*Es hat der Schuster Heck zu reimen sich entzückt,
Was er als Schuster that, das thut er noch, er flickt.*

Der unbekannte Spötter, vielleicht gar Karl Julius Weber selbst, der dem Hochmeister die bösen Verse in den Mund legte, die man viel lieber ihm zutrauen möchte, erhielt prompt seine Quittung mit einem Heckschen Vierzeiler:

¹³ Oldenhage (wie Anm. 12), S. 77.

¹⁴ OAB Mergentheim (wie Anm. 10), S. 380f.; zu Maximilian Franz vgl. besonders Oldenhage (wie Anm. 12).

*Ein'n solchen Schnarcher thut der Schuster Heck verlachen
und sagt, er soll zuvor die Reimen besser machen;
dann nehm' ich Lehre an von einem braven Mann,
halt' den für meinen Freund, von dem ich lernen kann.*

Heck wollte natürlich kein Dichter sein wie Novalis, der seinem Oheim, dem Deutschherren Friedrich Wilhelm Gottlob von Hardenberg, ein ernsthaftes Gedicht widmete¹⁵. Mit seinem Herrscherlob befindet sich der Edelfinger Schuhmacher völlig unbeabsichtigt »in der Umgebung berühmterer Lobredner«¹⁶. Der Dorfhandwerker pflegte nur einen alten Zunftbrauch und erfreute, wie das abgegriffene Vortragsbuch zeigt, viele Menschen mit seiner meistersingerlichen Reimkunst. Er betonte oft, daß er weder studiert habe noch ein Silbenzähler sei. Er war und blieb Autodidakt. Als der Statthalter Graf Fugger¹⁷ einen gereimten Glückwunsch zum Namenstag erhielt, nahm Heck die erwarteten Einwendungen wiederum gleich voraus –

*Du Schuster kanst / Dein Wunsch zu deines Gleichen tragen:
Bleib du bei deinem Leist, / wie Schneider bei der Nadel.
Dir steht es gar nicht an, / daß du für Herrn von Adel
Wilst Verse richten auf, / Sogar für einen Grafen
Du ahmst Poeten nach, / und gleichst mir einem Afen.*

– und setzte dem antizipierten Einwand seine Entschuldigung gleich entgegen:

*Zuvor Ihr Excellenz, eh Sie die Schrift betrachten,
Bitt' erstlich ich um Gnad, daß Sie mich nicht verachten.*

Nicht nur seine Freunde forderten Heck zu immer neuen Reimereien auf, auch Ordensbeamte und andere hochgestellte Persönlichkeiten stachelten seine Reimkunst an. Manche wollten gar ihre Schusterrechnung in gereimter Form haben. Daraus ergaben sich oft witzige Verse, wie die folgenden »Conto« genannten, die Heck dem Grafen Leopold Cajetan Seraphin Sauer von Ankenstein¹⁸ schrieb, welcher Ordensritter, Ordensbeamter und Inhaber einer deutschordischen Infanterie-Kompanie war:

Conto Edelfingen am 6ten April 1786

*Weil Ihro Excellenz Graf Sauer mir befohlen,
Das ich bei Ihnen sol, mein Geld in Versen holen,
Drum habe nach Befehl das Conto so gemacht,
Und fürchte doch dabei, ich würde ausgelacht.
Es lache zwar, wer will, was scheret mich dies Lachen!
Wenn man mich nicht belehrt mit etwas Beßers-machen.*

15 »An meinen Onkel«, zitiert bei *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 87.

16 So P. Dr. Demel O. T. in seiner schriftlichen Mitteilung vom 23. Dezember 1992.

17 Anselm Joseph Fortunatus Franz Petrus Fugger Graf von Kirchberg und Weißenhorn (1733–1793), seit 1764 Ritter der Ballei Franken, dann Ratsgebieter; vgl. *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 91, Anm. 374.

18 Zu Graf Sauer (1748–1800) vgl. *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 146, Anm. 725, S. 213.

*Es muß doch manches mal auch Kurzweil seyn getrieben,
Sie lesen also nur, was unten steht geschrieben.*

*Erstlich für Ihren Franz (a) fl x
Dem macht' ich ein paar Schuh' 1 40*

*Die, sagt' er, zahl' sein Graf,
Und Stiefel auch dazu. 6*

*Auch für den Ignats (b) hab
Ich nach Befehl gemacht
zwey Schuh' zwey Stiefel und
Hab sie auch selbst gebracht.*

*Die kosten auch nicht mehr,
Als was ich hab' begehrt*

*Hier oben für den Franz
Ob sie schon mehrer wert (c) 7 40*

*Und neue Strupfen hab'
Ich Ihnen angemacht*

*An dero Stiefel hin,
Die kosten Kreuzer acht 8*

*Und die Panturenschuh',
Damit wir nichts vergessen,*

*Und noch ein paar dazu,
Sind beede gut gemessen.*

*Sie kosten beede Paar
Vier Thaler, ist's zuviel?*

*So seze ich nur an
Das allernächste Ziel 5 30*

*Die ganze Summa ist 20 58
Für einen Grafen klein.*

*Sie zahlen wacker aus,
Das Geld, das steck' ich ein.*

*Und thu mit vielem Danck
Mein Namen unterschreiben,*

*Daß in dem Conto Sie
Mir nichts mehr schuldig bleiben.*

*Zu recht bezahlt wie vorgeschrieben:
Kein Rest, kein Restgen ist verblieben.*

*Joh: Mart: Heck
Schuhmachermeister*

a) dem Cammerdiener

b) dem Reitknecht

c) dieser brauchte solche weit größer als der Franz

Auch der Deutschordensritter und Ordenstrappier Baron Enzenberg¹⁹ erbat seine Rechnung in Versen. Ebenso tauschte Heck mit dem Ordenskanzler Jakob Joseph Maria von Kleudgen manches Gedicht, besonders nach dessen Beendigung seines Dienstes als Ordensfunktionär. Kleudgen (1738–1822) war ursprünglich Beamter der Ballei Franken gewesen, deren Inkorporation ins Hoch- und Deutschmeistertum er maßgeblich betrieben hatte, bevor er zum Mitglied der Ordensregierung in Mergentheim berufen wurde²⁰. Empfänger Heckscher Verse waren weiter der Ordenshauptmann Baron Blarer und der Statthalter Johann Baptist Freiherr von Eptingen²¹. Der Schuhmacher schrieb Verse auf Kaiser Franz II. (dieser zog 1792 von der Krönung in Frankfurt kommend durch Mergentheim und machte hier Rast); er verfaßte ein *Volkslied*, als Erzherzog Karl von Österreich zum Hoch- und Deutschmeister-Koadjutor gewählt wurde (der aber sein Amt nie antrat), und einen *Trauergesang* auf Maximilian Franz. Seine *Freudenempfindungen* reimte er zum 88. Geburtstag des Hofkammerrats Anton Breitenbach, eine *Grabinschrift* auf dessen Tod ein Jahr später. Als der *allgeliebte* Ordensstatthalter Konrad Philipp Friedrich Freiherr von Forstmeister zu Gelnhausen²² von Mergentheim nach Altshausen versetzt wurde, erhielt er von seinem *Fußbegleiter* Martin Heck *tröstliche Glückwünsche*. Und der letzte Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Anton Viktor, wurde 1804 bei seiner *erfreulichen Ankunft* besungen. Aber der Schultheiß, Schuhmacher und Verseschmied versorgte auch andere Leute – große und kleine – mit Versen zu allen möglichen Gelegenheiten, beim Aufzug eines neuen Pfarrers, zur Feier eines Namenstages oder eines Geburtstages. Er schrieb viel Auftragslyrik und manches Gelegenheitsgedicht.

Als Mergentheim 1809 ans Königreich Württemberg fiel, belehrte Heck die bisher deutschordischen Bauern in langen Strophen über den Sinn der neuen Huldigung und darüber, daß man auch den württembergischen Landesherrn anerkennen müsse. Die Bauernrebellion²³ gegen den ungeliebten dicken König Friedrich verurteilte Heck streng:

*O Bauren, wie wart ihr so dumm!
So dumm! Ich kanns nicht sagen.
Man glaubt, ihr hättet Hirsensbrey
Statt Hirn im Kopf getragen.*

Auf der anderen Seite nahm er die deutschordischen Bauern in Schutz und glaubte sie durch die Politik verführt. Er selbst hoffte auf seine Übernahme als württembergischer Schultheiß in Edelfingen und schrieb:

19 Zu Julius Caesar Maria Quirinus Franz de Paula Freiherrn von Enzenberg (1759–1836) vgl. *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 164, Anm. 823. Enzenberg war seit 1785 Ritter der Ballei Franken und Trappier zu Mergentheim, dann Ratsgebietiger der Ballei Franken.

20 Zu Kleudgen vgl. *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 191, Anm. 81, u. ö.

21 Zu Eptingen (1714–1783) vgl. *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 73, Anm. 200, u. ö.

22 Bei *Oldenhage* (wie Anm. 12), S. 76, Anm. 229, lautet der Name des Landkomturs und einstigen Ordensministers, Statthalters und Koadjutors: Karl Friedrich Franz Hartard Anton Freiherr von Forstmeister zu Gelnhausen.

23 Vgl. dazu die ausführliche Schilderung der OAB Mergentheim (wie Anm. 10), S. 306f.

*Wenn der König ist gerecht,
lohnet er den treuen Knecht;
Sieht den nicht mit Strafe an,
der sein Schuldigkeit gethan.*

Er verstieg sich, in der Meinung, sich beliebt zu machen, auch zu starker Übertreibung:

*Vivat! Hoch leb' unser König
Friederich der Große!*

Aber er sah sich in seinen Erwartungen gründlich getäuscht. Heck wurde nach dem Ende des Ordensstaates nicht als württembergischer Schultheiß übernommen. Er mußte sich von nun an »Ex-Schultheiß« nennen, so in einem *Valet* für den Leiblakaian Schellenberger, dem er folgenden guten Rat mit auf den Weg gab:

*Bist durstig? Trinke Wein,
Hast Du kein Brod, eß Weck.
Und denke auch an mich.
Ex-Schuldheiß Martin Heck.*

Das Weintrinken spielte eine große Rolle in dem Taubertäler Weindorf. Heck selbst hat einige Wein- und Trinklieder verfaßt:

*Freunde der Reben, seht! Wie das Gläschen blinkt!
Nuzet das Leben, jubelt und trinckt!*

Ebenso liebte er das gute Essen. Doch die schweren Zeiten des Umschwungs, der Franzosenkriege, der Reichsauflösung, des Herrschaftswechsels kamen dem nicht entgegen, auch nicht auf dem flachen Lande, das durch Truppendurchzüge und Kontributionen hoch belastet war. Mit Einquartierung und Fourage hatte der Schultheiß viel Mühe. Da gab es nicht allezeit Weck und Wein. Eine Szene aus Hecks Leben mag das veranschaulichen. Aus einem der Texte geht hervor, daß sein Bruder bei einem Schuhmacher in Wien in Arbeit stand. Der junge Mann hatte sich in das Meistertöchterlein verliebt. Aber er erhielt von daheim, von der Mutter und dem Bruder, die nötige Heiraterlaubnis nicht. Als die Deutschordensbeamten Pfau und Lizenmayer, der Registrator und der Taxator, das Deutschordensarchiv nach Wien verbrachten, trafen sie auch diesen Hans Stephan Heck, der ihnen sein Leid klagte. Sie berichteten nach Edelfingen:

*Wir giengen zu dem Meister hin
und sahn die junge Schusterin.
Ein braves Medgen in der That,
das unsre ganze Neigung hat.
Ist nicht zu jung und nicht zu alt,
Gesicht und Körper wohlgestalt,
ist nicht zu roth und nicht zu weiß*

*und nicht zu kalt und nicht zu heiß
von 28 Jahren.
Drum, Martin, laßt sie paaren.*

Und sie fügten, gar nicht sicher, wie die Antwort ausfallen würde, hinzu:

*Es seye Ja, es seye Nein,
die Antwort muß in Versen seyn.*

Die Edelfinger haben sich die Antwort, die wenige Tage später eintraf, nicht leicht gemacht: es wäre ihnen lieber gewesen, Hans Stephan hätte im Lande geheiratet. Da dies aber bei dem Stand der verliebten Dinge nun wohl nicht möglich sei, möge es denn angehen:

*Es seye Ja, es seye Nein,
die Antwort soll in Versen seyn:
Ist viel von mir begehret.
Daß ich als Schulz bei dieser Zeit,
in einem Land, wo Krieg und Streit
mir mein Concept verheeret,
da soll ich schreiben, lustig seyn.
In diesem fehlet mir der Wein,
dies Jahr wächst hier gar wenig.*

...

*Joh. Martin Heck T. O. Schuldheiß
vom Bauch jetzt klein, von Haaren weiß.*

Der Registrator Pfau streckte dem Hans Stephan 200 Gulden aus dem elterlichen Erbe vor, die er später vom Schultheißen wieder einholte, indem er diesen zum Wein einlud:

*Dann singt er mit mir gratias
für dieses Weinkochs Gaben
und merckt dabei mit welchem Öhl
wir Actenstaub zu wischen haben.*

Der Autodidakt Heck beschäftigte sich mit allen möglichen Themen aus Geschichte und Politik, Philosophie und Theologie, die er allemal an konkreten Ereignissen erprobte. Gewiß hat er an allgemeiner Bildung seine damaligen Zunftgenossen weit übertroffen – und vielleicht sogar die heutigen. Die Namen der griechischen Götter standen ihm ebenso zu Gebote, wie er die Thesen der Aufklärung und des aufgeklärten Josephinismus kannte. Heck hat den »Aufsehen erregenden Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken« 1781 im Taubertal erlebt und auch die Meinungsverschiedenheiten mit den zahlreichen Juden im deutschordischen Territorium. Der Habsburger Maximilian Franz konnte aber »den Ausbruch von größeren Religionsstreitigkeiten im Meistertum« verhin-

dern²⁴. 1784 schrieb der Schuhmacher seine *Gedancken über die Tolleranz und das Reformationswesen mit ernstlichem Wunsch, daß dieselbe in der ganzen Welt eingeföhret werden möge und daß Gott der Allmächtige Seine Heilige Gnade verleihen wolle, damit sich bei dieser aufgeklärten Zeit alle Christliche Religionen wiederum vereinigen*. Dieses Thema fand immer wieder seine Aufmerksamkeit. Satirisch schilderte er ein Streitgespräch zwischen einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen. Ein anderes Mal ließ er Katholiken, Reformierte, Lutheraner, Griechische, Abessinier, Zinzendorfaner und Pietisten miteinander streiten:

*O Gott! Wer hat hier recht!
Dacht' ich bei diesem Zancken.*

Er selber fühlte sich als philanthropischer Freigeist. Im letzten Gedicht des Bandes gesteht er:

*... so bleibe ich als Philanthrop beim Leist.
Trinck auch ein Gläschen Wein auf lang gesundes Leben
dankbar auf den, der mir 5 Friedrichs-dor gegeben.*

Es gibt kaum aussagekräftigere Zeugnisse zur Mentalitätsgeschichte dörflicher Eliten um 1800, die einen derart soliden Einblick in ihre Denk- und Gedankenwelt erlauben, als dieses Buch, das die Welt des Schuhmachers, Schultheißen und Poeten Johann Martin Heck aus Edelfingen im Taubertal darstellt.

24 Oldenhage (wie Anm. 12), S. 77.

Vitriolgewinnung bei Westernach, Wittighausen, Mittelbronn und Westheim

VON HELLMAR WEBER

1. Einführung

Alaune und Vitriole, Salze der Schwefelsäure, werden seit Jahrhunderten beim Herstellen von Textilien (Färben), Papier (Leimen), Leder (Gerben) und für pharmazeutische und kosmetische Produkte verwendet. Während man diese wichtigen chemischen Grundstoffe heute mit Hilfe von Schwefelsäure herstellt, mußte man bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bergmännisch gewonnene Alaun- und Vitriolschiefer auslaugen und die Laugen solange eindampfen, bis die Kristalle ausfielen. Der Schwerpunkt des württembergischen Vitriolbergbaus in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lag im Nordosten des Landes. Wir finden Vitriolbergwerke mit Siedehütten bei Ottendorf, Gaildorf, Wittighausen und Löwenstein (das Vitriolwerk bei Crailsheim war 1803 eingegangen), ferner Vitriolbergwerke bei Westernach und Mittelbronn (Abb. 1). Dies war im landwirtschaftlich geprägten württembergischen Franken nur deshalb möglich, weil die Rohstoffe und Brennstoffe zur Alaun- oder Vitriolerzeugung an Ort und Stelle zur Verfügung standen: schwefelkieshaltige Tonsteine lieferten Lettenkeuper bzw. Mittlerer Keuper und die gewaltigen Holzmengen zum Versieden der geringprozentigen Laugen kamen aus den Keuperwaldbergen der Limpurger und Löwensteiner Berge.

Reichtümer ließen sich allerdings bei der Vitriolerzeugung nicht anhäufen; die Gesellschaften (*Gewerke*) waren oftmals mehr damit beschäftigt, die Verluste zu begrenzen. Drastisch führt uns das die Geschichte des Vitriolwerks Oedendorf (der späteren Chemischen Fabrik Oedendorf) vor Augen¹. Bezeichnend ist folgender Satz aus einem Bericht des königlichen Steuer-Collegiums an das Finanzministerium vom 16. Januar 1833: *Auch die Vitriol- und Alaun-Erzgrube in Löwenstein ist nach anliegendem Berichte des Oberamts Weinsberg weder a[nn]o: 1823 noch a[nn]o: 1829 besteuert worden, weil sie nach der Angabe der Besitzer keinen reinen Ertrag gewährt*².

1 H. Weber: Die Geschichte der Chemischen Fabrik Oedendorf, in: Stadt Gaildorf (Hrsg.), 900 Jahre Ottendorf am Kocher, Crailsheim 1991, S. 165–191; H. Weber: Die Geschichte des Vitriolwerks bei Ottendorf von 1817 bis 1832, in: WFr 77 (1993), S. 417–444; J. Gysin: »Fabriken und Manufakturen« in Württemberg während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 11), St. Katharinen 1989, S. 99–106.

2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) E 221, Bü 2096.

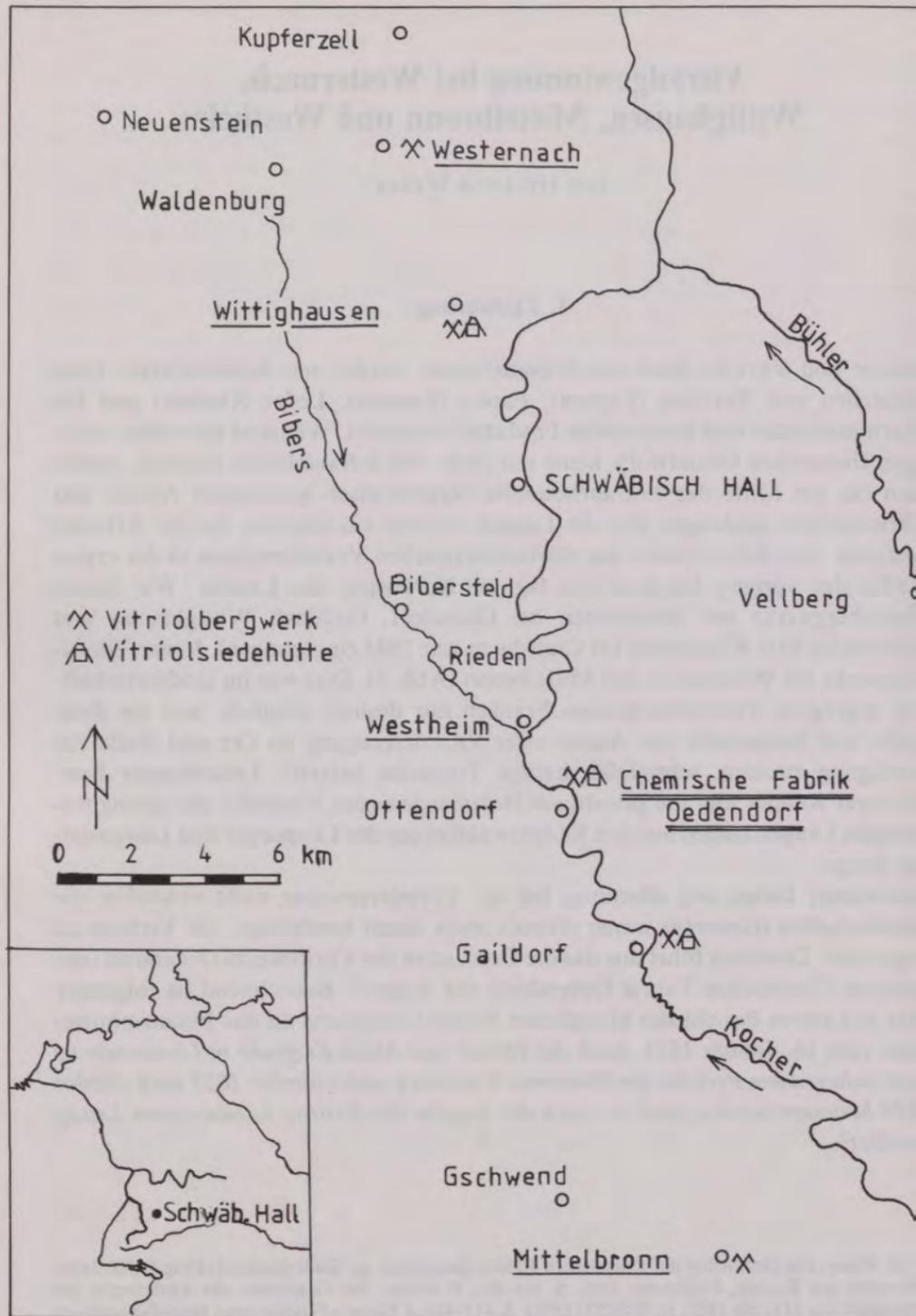


Abb. 1 Lage der Hohenloher Vitriolgruben und Siedehütten

1817 war das Vitriolwerk Oedendorf (heute Ottendorf) auf ein Flöz schwefelkieshaltiger Tonsteine gegründet worden – übereilt, wie es sich herausstellte, denn die Oedendorfer Vitriolerze erwiesen sich schon bald als zum Versieden untauglich. Nur dank der brauchbaren Erze aus der Westernacher Grube konnte das Werk solange überleben, bis andere chemische Produkte (Soda, Glaubersalz, Chlorkalk, Schwefelsäure) die Vitriol- und Alaunerzeugung in Oedendorf abgelöst hatten. So stellt das etwa 6 Wegstunden von Oedendorf entfernte Bergwerk Westernach, das in dieser Arbeit als erstes behandelt wird, eine der wenigen Ausnahmen von der Regel dar, nach der man die Siedehütten in unmittelbarer Nähe der Schiefergruben errichtete. Ein Glücksfall für unsere Nachforschungen ist die Tatsache, daß viele Akten des königlichen Bergamts über dieses Bergwerk erhalten sind. Daraus geht hervor, daß das Bergamt die Westernacher Grube sorgfältig überwachte und (mindestens bis zum Jahre 1834) nicht nur die jährlichen *Grubenberichte* des dortigen Steigers sammelte, sondern auch die *monatlichen Anschnitte* archivierte, auf denen die Erzförderung der einzelnen Bergleute, Abgaben zur Knappschaftskasse, Pulverempfang und anderes detailliert verzeichnet sind.

Ganz anders ist die Quellsituation für das Vitriolbergwerk mit Siedehütte, das die Oedendorfer Gesellschaft um 1840 bei Wittighausen (Abb. 1) errichtet hatte. Über dieses Werk war bisher, außer dem Hinweis auf eine Förderung von Vitriolschiefern³, in der Literatur nichts zu lesen. Dies ist um so erstaunlicher, als dort etwa 10 bis 15 Jahre Vitriolschiefer gefördert und versotten wurden. Mit Hilfe eines Inventarverzeichnisses aus dem Jahr 1855 (Gemeindearchiv Ottendorf) und der Eintragung im Geometrischen Handriß (Meßbucke), die mir Herr Erich Albrecht (Staatliches Vermessungsamt Schwäbisch Hall) freundlicherweise zugänglich machte, gelang es, die Geschichte dieses Werkes zu erhellen.

Auch das Mittelbronner Bergwerk stand in Verbindung mit dem Oedendorfer Vitriolwerk. Bergwerksversuche dort datieren mit vielen Unterbrechungen von 1596 bis 1921. Nur mit dem Zeitabschnitt von 1830 bis 1835, in dem die Oedendorfer Gewerkschaft dort Kohlen förderte, befassen wir uns in dieser Arbeit. Abschließend werden die erfolglosen Grabungsversuche zwischen 1827 und 1829 bei Westheim dargestellt, die durch drei informative Grubenberichte mit Grubenrissen belegt sind.

3 J. G. Kurr: Gebirgsarten, Versteinerungen und Mineralien, in: Königliches statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.), Beschreibung des Oberamts Hall, Stuttgart 1847, S. 28.

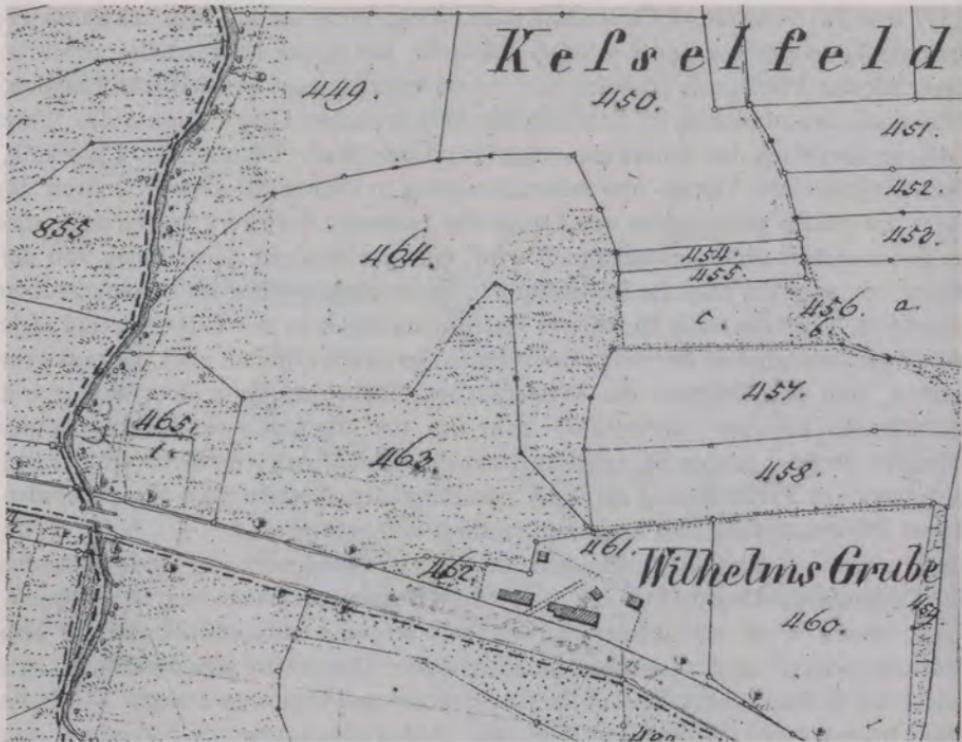


Abb. 2 Lage und Gebäude der König Wilhelms Grube Westernach. Ausschnitt aus der Flurkarte N. O. LX. 42 von 1839 (Original im Staatlichen Vermessungsamt Künzelsau, Außenstelle Öhringen)

2. Geschichte des Bergwerks Westernach

2.1 Geologische Gegebenheiten

Das Bergwerk Westernach (TK 25: 6824, R: 3551200, H: 5451140) lag auf der Markung Bauersbach, nördlich vom Werschbach und etwa 150m östlich der Einmündung des Werschbachs in die Kupfer (Abb. 2). Nach der geologischen Karte (Blatt 6824 Schwäbisch Hall), die auch einen Hinweis auf das Bergwerk enthält (*Ehem. Bergwk.*), befinden wir uns im Lettenkeuper (Unterer Keuper), der weiter westlich und östlich noch von Löß bedeckt ist. In welcher Schicht des Lettenkeupers lag nun das Vitriolschieferflöz?

Beim Oedendorfer Flöz gestattet es der glückliche Fund einer Profilbeschreibung aus dem Jahre 1818 die Lage des Vitriolflözes zu bestimmen (es lag in den Unteren Grauen Mergeln)⁴. Zwar bieten die Quellen für die Westernacher Grube ausführli-

⁴ H. Weber 1993 (wie Anm. 1), S. 424–427.

che Beschreibungen der Grube, Grubenrisse und genaue Angaben über die Produktion, aber Hinweise über die Schichtenfolge sind äußerst spärlich. So erwähnt Heinrich Kessler, der Geschäftsführer der Oedendorfer Gesellschaft, daß etwa 3 Fuß [0,85 m] über dem Vitriolschiefer eine *feste Sandsteinbank* lag, die *als Dach* diente, so daß *man äußerst wenig Holz zum Ausbau nöthig habe und immer bequem von Sitzort-Höhe abbauen könne*⁵. Außerdem berichtet der Westernacher Steiger Friedrich Ziervogel im Grubenbericht vom 7./28. April 1827 von einem *Versuchs-abteufen in Richtung Stunde N. W. 4½* [gemeint ist wohl 4½ Stunden, d. h. 67,5°, von N nach W, also etwa Richtung WNW], bei dem man an der Stelle, wo man das Schieferflöz anzutreffen hoffte, auf Sandstein stieß, *welcher die Sohle des Flözes bildet. Dieser wurde 8 Fuß [2,3 m] durchteuft, ohne weitere Spuren von Vitriol-Kohlen zu treffen*⁶. Schon in einem Grubenbericht vom 5. November 1824 wurde konstatiert, daß die Sohle der Hauptförderstrecke aus Sandstein bestehe⁷.

Günstiger für unser Unterfangen ist die Tatsache, daß fast unmittelbar am ehemaligen Bergwerk die Autobahn A 6 vorbeiführt, bei deren Bau im Jahre 1977 ein Jahrhundertfund von Wirbeltierresten gelang. Dabei wurde naturgemäß die Schichtenfolge längs der Autobahn und insbesondere an der Saurierfundstelle genauer untersucht. Nach den Profilen, die Urlichs veröffentlicht hat (Abb. 3), enthalten sowohl die Unteren Grauen Mergel, als auch die Sandigen Pflanzenschiefer eine kohlige Tonschicht⁸. Profil 1 in Abb. 3, 200 m nördlich der Bergwerksstelle an der Unterführung nach Bauersbach aufgenommen, ist ganz ähnlich auch beim Bergwerk zu erwarten⁹. Ungefähr 1 m über der kohligen Tonschicht in den Sandigen Pflanzenschiefern liegt eine 0,15–0,20 m dicke Sandsteinbank, während wenige dm über der kohligen Lage in den Unteren Grauen Mergeln eine Siltsteinlage mit Roteisensteinkonkretionen angetroffen wird. Kesslers Beobachtung, oben wiedergegeben, paßt besser zur unteren kohlehaltigen Tonschicht; auch dürfte eine weichere Siltsteinlage als Dach eines Stollens weniger in Betracht kommen. Der Sandstein von 2,3 m Mächtigkeit, der nach dem oben teilweise zitierten Grubenbericht durchteuft wurde, gehört dann zum Hauptsand-

5 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) E 169b, Bü 180.

6 StAL E 169b, Bü 188.

7 StAL E 169b, Bü 186.

8 M. Urlichs: Zur Stratigraphie und Fossilführung des Lettenkeupers (Ob. Trias) bei Schwäbisch Hall (Baden-Württemberg), in: Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver. N. F. 64 (1982), S. 214.

9 Das Bergwerk liegt etwa auf derselben Höhe (350 m NN) wie die Autobahnunterführung und die Streichkurven der geologischen Schichten folgen den Höhenlinien. Allerdings sind alle mir vorliegenden Schichtlagerungskarten hier fehlerhaft; sie setzen die Muschelkalk-Lettenkeuper-Grenze auf 360 m NN (H. Hagdorn und T. Simon: Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes, Sigmaringen 1985) oder gar 385 m NN (A. Vollrath: Erläuterungen zu Blatt 6824 Schwäbisch Hall, Geol. Karte von Baden Württemberg 1:25000, Stuttgart 1977). Es ist leicht zu erkennen, daß die Kupfer auf 344 m NN noch im Lettenkeuper fließt (dies zeigt auch die geologische Karte), also liegt die Muschelkalk-Lettenkeuper-Grenze tiefer, vermutlich auf etwa 330 m NN; dazu ziehe man das Profil Kupferzell heran in H. Brunner und J. Bruder: Standardprofile des Unteren Keupers (Lettenkeuper, Trias) im nördlichen Baden-Württemberg, in: Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver. N. F. 63 (1981), S. 259 und Tab. 1. Wahrscheinlich rühren die Schwierigkeiten mit der Schichtlagerung davon her, daß das Bergwerksgebiet genau zwischen den vermuteten Verlängerungen von Niedernhaller und Sindringer Verwerfung liegt.

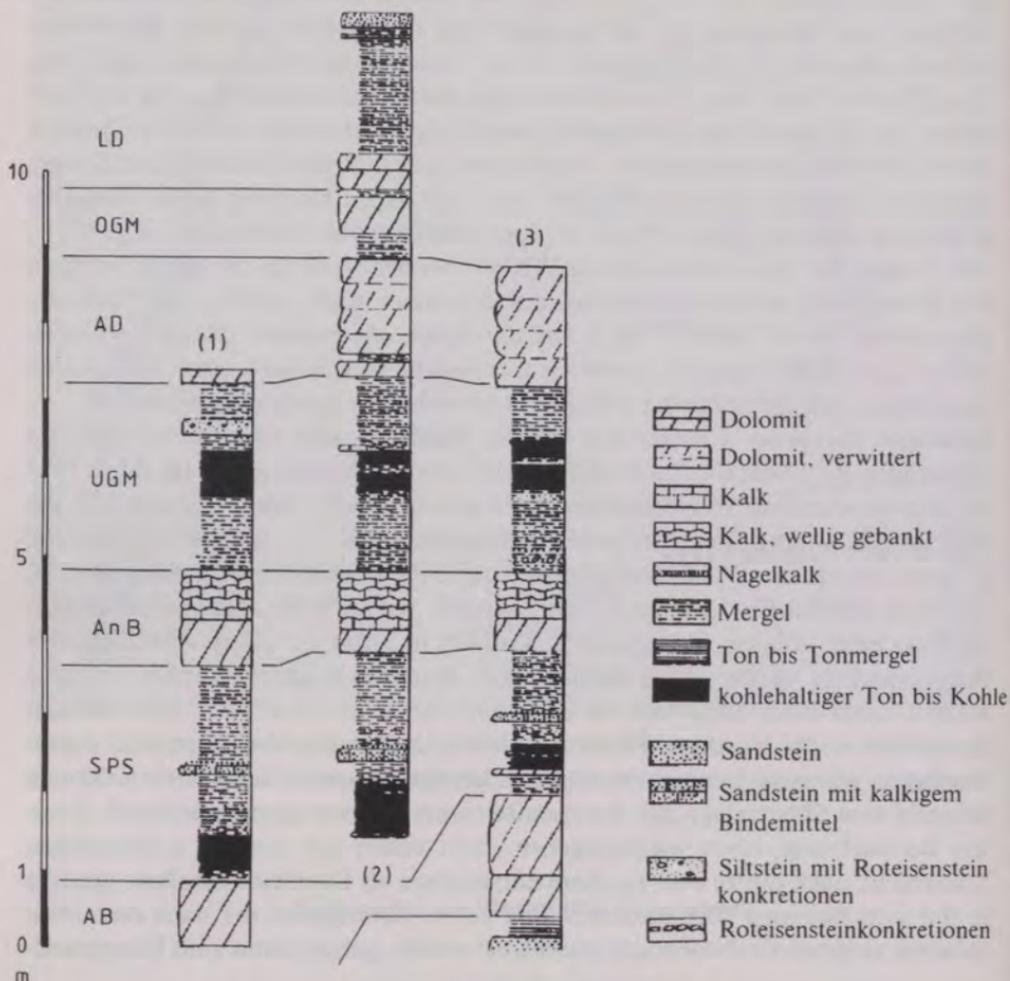


Abb.3 Profile im Lettenkeuper nahe der Vitriolgrube Westernach, umgezeichnet nach Urlichs (1982)

(1): Unterführung Kupferzell-Bauersbach, Autobahn-km 674,0; TK25: 6824, R: 3551220, H: 5451300;

(2): Brachbach, Autobahn-km 676,0–676,2; TK25: 6824, R: 3553040/53230, H: 5450540/50340,

(3): Herdtlingshagen, Autobahn-km 677,5–677,7; TK25: 6824, R: 3554700/54900, H: 5449700/49620

stein (in Kupferzell 3,4 m mächtig), der auch die Sandsteinsohle der Hauptförderstrecke lieferte. Vieles spricht somit dafür, das Flöz der Vitriolkohlen in die Sandigen Pflanzenschiefer zu verlegen. Bei der Bergwerksstelle, die noch heute durch unruhige Morphologie der Landschaft auffällt¹⁰, sind im Bachbett des Werschbachs und auf den Äckern und Wiesen Sandsteine bis etwa 12 cm Dicke zu finden – vermutlich aus der Sandsteinbank in den Sandigen Pflanzenschiefern oder aus dem Hauptsandstein¹¹.

2.2 Aus der Anfangszeit des Bergwerks

Eines der frühesten Dokumente über das Westernacher Bergwerk ist ein Schriftstück vom 24. Dezember 1820 von Bergmeister Ludwig Friedrich Roesler aus der *Farbmühl Alpirsbach*, dem damaligen Sitz des königlichen Bergamts¹². Roesler zeigt darin eine *Muthung* (Antrag auf Verleihung von Bergwerkseigentum) der Vertreter der Oedendorfer Gesellschaft, Ernst Anton Gloetzge, Eduard Schübler und Heinrich Kessler, auf ein *Vitriolflez* an, gelegen *in der Schultheißnung Westernach, Bauersbacher Markung, auf dem sogenannten Bühler Acker, Oberamts Öhringen, auf 20. Maß geviert Feld* [ein *Geviertfeld* oder *Lehen* bestand aus einem quadratischen Feld von 7 Lachter Seitenlänge; damit war das Westernacher Grubenfeld 20 mal 49 Quadratlachter groß, also etwa 3920 m²]. Einzig und allein die Vitriolschiefer aus Westernach erlaubten es, das Oedendorfer Werk weiterzuführen: dies erklärt die starke Beachtung, die diese Erze von Anfang an erfuhren. Kessler lobt sie in den höchsten Tönen, da sich aus ihnen eine *14-löthige* [14-prozentige] Lauge ersieden ließe, wogegen die Oedendorfer Erze nur eine *3 bis 4½-löthige* Lauge ergäben¹³.

*Die Oedendorfer Grube, in welcher man auch nur mit unverhältnißmäßig großen Kosten die Waßer gewältigen konnte (da der Grubenbau gleich anfänglich fehlerhaft angelegt worden) ist nun verlassen. Um so beßer ist aber die Westernacher. [. . .] Die Vitriol-Schiefer selbst können reichhaltig genannt werden. Durch Pochen von freier Hand erhielten wir aus 100. [Pfund] derselben 11. [Pfund] Schwefelkies. Ein größerer Versuch aber, der kürzlich angestellt wurde, lieferte ein noch weit günstigeres Resultat. 25. Ctr. durch Maschinen-Hülfe gepocht, gaben durch sogenannte Setzarbeit 500. Pfund ziemlich reinen Schwefelkies. Diese Kohlen enthalten demnach 20 % Kiese*¹⁴. Damals war das Flöz nach Kessler 4 bis 7 Zoll [12 bis 20 cm] mächtig, es

10 Ein Foto (Aufnahme *H. Kluge*) der Abraumhalde, die vor einigen Jahrzehnten noch sichtbar war, bringt *W. Carlé*: Geologischer Bau, in: Statist. Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Öhringen (Hrsg.), Der Landkreis Öhringen. Amtliche Kreisbeschreibung, Band I, Öhringen 1961, S. 16.

11 Es fanden sich in diesem Sandstein an der Bergwerksstelle Erdsprosse (Rhizome) von Schachtelhalmen (*Equisetites arenaceus?*) mit anhängenden Würzelchen, die zeigen, daß diese Schachtelhalme an diesem Ort wuchsen (in situ).

12 StAL E 244, Bü 41.

13 StAL E 169b, Bü 180; vgl. *H. Weber* 1993 (wie Anm. 1), S. 434f.

14 Wie Anm. 13.

wurde mit 10 *Häuern* abgebaut und im ganzen waren bis zum 30. Juni 1822 ungefähr 1000 Ztr. Erz gefördert, *die bis auf etwa 100. Centner bereits nach Oeden-dorf geschafft worden [sind]*.

Häuer schlugen die Schwefelkohlen und die tauben Gesteine mit dem üblichen *Gezähe* (Werkzeug) heraus: *Setzeisen* (s. unten), *Schlägel* (eine Art Doppelhammer, achteckig geschmiedet, mit dem das Eisen eingetrieben wird), *Fäustel* (mit langem, gebogenem Stiel zum Einschlagen der Keile), *Keilhau* (spitz zulaufend, zur Arbeit im weichen Gestein), *Brechstange* und *Schaufel*. In *Bergkübeln* trug der Bergmann das Gestein zu den *Strecken* und schob es im *Laufkarren* (eine Art Schubkarren, bei dem ein Teil des Gewichts der Steine auf dem Arbeiter lastet) auf den *Strecken* heraus. *Dielen* (Laufbretter) auf der *Hauptförderstrecke*, die besonders sorgfältig ausgebaut und mit Holzstempeln gesichert war, erleichterten das Herausbringen der Vitriolkohlen. Zumindest in der Anfangszeit brachte der *Häuer* seine Gesteine selbst aus der Grube, denn die monatlichen Anschnitte weisen zunächst keine *Karrenläufer* auf. Spätestens mit der Einführung von *Grubenhunden* gegen 1830 auf der südlichen Hauptförderstrecke setzte eine Arbeitsteilung ein: es gab dann *Häuer* und *Hundestößer* (z. B. 32 *Häuer* und 6 *Förderpurschen* im Jahre 1830), vielleicht auch *Karrenläufer*. Zum Sprengen mit Pulver erhielten die Bergleute *Bohrer*, *Zindnadel* [Zündnadel] und *Stämper*.

Unter »*Setzeisen*« versteht Ziervogel in den *monatlichen Anschnitten* wohl ein gewöhnlich als Eisen oder genauer als Berg-, Ritz-, Stuf- oder Legeisen bezeichnetes Werkzeug. Während das Legeisen ungeschäftet war, besaßen die ein Pfund schweren Ritz- und Stufeisen Holzstiele. Die Spitze des Eisens, das zusammen mit dem Schlägel noch heute das Symbol der Bergleute ist, wurde auf das Gestein gesetzt (deshalb vielleicht die wenig geläufige Bezeichnung »*Setzeisen*«) und mit dem Schlägel oder Fäustel hineingetrieben. Hauptwerkzeug im Bergwerk Westernach war aber nach den monatlichen Anschnitten (ein Beispiel in Tab. 1, vgl. Abb. 7) die zwei Pfund schwere *Keilhau* zur Arbeit im weichen Gestein; mit dem spitz zulaufenden, gehärteten Eisen und dem langen Stiel vereinigt die Keilhau die Funktion von Schlägel und Eisen.

1.) <i>Kräzer</i> :	14	8.) <i>Schlösser</i> :	5
2.) <i>Brechstangen</i> :	19	9.) <i>Kasten fürs Gezähe</i> :	1
3.) <i>Schaukeln</i> :	15	10.) <i>Fäustel</i> :	11
4.) <i>Keilhauen</i> :	108	11.) <i>Bohrer</i> :	30
5.) <i>Laufkarren</i> :	17	12.) <i>Stämper</i> :	17
6.) <i>Schlägel</i> :	24	13.) <i>Setzeisen</i> :	22
7.) <i>Zindnadel</i> :	12	14.) <i>Sieblen</i> :	15

Tab. 1 *Gezähe (Vorrat) der König Wilhelms Grube Westernach nach dem Anschnitt vom Monat Dezember 1825*¹⁵

Über die Maße der Stollen fand ich für Westernach nur eine Angabe. Danach betrug die *Ortshöhe* in einem bestimmten Flügel $4\frac{1}{2}$ bis 5 Schuh, also 1,3 bis 1,4 m¹⁶. Diese Höhe wird als *bequem* bezeichnet; damit dürfte auch die maximale Höhe der Stollen mit etwa 5' [1,4 m] festliegen. Ein Versuchsstollen zwischen Bibersfeld und Rieden (s. Abschnitt 5.3) im Jahre 1829 war $4\frac{1}{2}'$ [1,3 m] hoch und 4' [1,15 m] weit.

Später wurde ein Förderschacht niedergebracht, der zugleich für bessere Bewetterung sorgte. Genauere Angaben zur Fördertechnik enthalten die Berichte nicht – die gängigen Abbaumethoden wurden offenbar als selbstverständlich angesehen und nicht ausdrücklich beschrieben. Immerhin liefert ein Brief des Advokaten Eduard Schübler¹⁷ an einen Freund einige Hinweise und eine instruktive Skizze (Abb. 4).



Abb. 4 Skizze aus einem Brief von Eduard Schübler vom 16. Juni 1824 an einen Freund (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 185; alle Rechte vorbehalten)

Schübler erläutert in seinem Brief vom 16. Juni 1824¹⁸, geschrieben in Stuttgart, seine Vorstellungen vom Erzabbau; inwieweit diese verwirklicht wurden, wissen wir nicht. In der Zeichnung (Abb. 4) sind die Pfeiler mit a, b und c, die abzubauenen Feldorte mit A, B und C bezeichnet (von links nach rechts in der Reihenfolge C, c, B, b, A, a). Vom Stollen (unten, waagrecht) aus wird das Vitriolflöz in einem Gebiet (z. B. A) von 6 Lachter [12 m] Breite und 50 Lachter [100 m] Länge abgebaut, während rechts und links zunächst Pfeiler von ebenfalls 6 Lachter Breite und 50 Lachter Länge stehenbleiben. Springender Punkt in Schüblers Vorschlag ist nun der Abbau der Pfeiler (a, b, c) von rückwärts her, der nach seiner Meinung

16 Grubenbericht von Friedrich Ziervogel vom 20. Juni 1826, StAL E 169b, Bü 187.

17 Zur Person Eduard Schüblers siehe H. Weber 1993 (wie Anm. 1), Anm. 43.

18 StAL E 169b, Bü 185.

deshalb vorteilhaft sei, weil auch ein Einbruch der Deckschichten (z. B. bei a) den Abbau bei b und c nicht stören würde¹⁹. *Ist ein Pfeiler so weit abgebaut, so wird der als Reserve zurück gelassene [Pfeiler] runterwärts abgebaut, und da hier auf die Festigkeit des mit Bergen [Abraum] versetzten Baues nicht zu sehen ist, kann das ganze Flötz herausgehauen werden und die Strecken mit Bergen ganz versetzt.*

Da es im Hohenlohischen wenig Erfahrung im Bergbau gab, dürften Grubenbau und Erzförderung verbesserungsfähig gewesen sein. Es sei daran erinnert, daß Alexander von Humboldt mehr als 30 Jahre zuvor in seinem Bericht »Über das Königl. Vitriolwerk zu Crailsheim, nebst einem Befahrungsbericht über die Grube an der Heldenmühle« aus dem Jahre 1792 genau den Abbau vom Bergwerkseingang her bemängelt hatte. *Man hat, statt das Flöz zu durchhörtern und gegen Mitternacht die Erze zuerst hineingewinnen, sie vorn (nahe am Stollenmundloche) abgebaut, das Dach schlecht verwahrt und sich so die Förderung und den Weg zur Ausrichtung gleich fündiger Mittel selbst versperrt.* Wenig später wird Humboldt noch deutlicher: *Dieser vernünftige Entwurf [eines neuen Stollens in Crailsheim] wurde aber elend ausgeführt. Man fand, daß man mit dem Orte zu weit gegen Morgen fahre, lenkte also gegen Abend, aber zu stark aus, wurde mit dem zweiten Stollen durchschlägig und wandte sich nun wieder gegen Morgen! So fuhr man ungewiß (denn eines Kompasses bedient man sich hier nie, sondern ratet bloß), ob man die Vitriolader rechts oder links vor sich habe, und statt sich den frischen Mitteln zu nähern, entfernt man sich davon²⁰!* Über den Fortgang der Förderstrecken, Fördermengen, Anzahl der Arbeiter, Löhne und Kosten für den Erztransport sind wir durch die jährlichen Berichte des Westernacher Steigers und die Berichte aus dem Bergamt gut unterrichtet. Da solche Dokumente für die Gewinnung von Vitriolschiefern bisher nicht veröffentlicht sind, sollen hier beispielhaft ein Grubenbericht (Abschnitt 2.3) und ein Teil eines bergamtlichen Berichts (Abschnitt 2.4) wiedergegeben werden. Zugleich erhalten wir recht präzise Angaben zur Westernacher Grube.

2.3 Grubenbericht vom 5. November 1824

Seit 1824 war Friedrich Ziervogel als Steiger von der Gewerkschaft der Oedendorfer Fabrik beim Westernacher Bergwerk eingestellt. Ziervogel hatte die Aufgabe, die Bergwerksanlagen zu überwachen, die Grube zu vermessen, Grubenrisse anzufertigen (Abb. 5, 6, 11, 12, 13) und jährlich zu berichten. Sein monatliches Gehalt betrug 1830 *einschließlich der Entschädigung für Wohnung und Brennholz* 34fl.²¹. Der vermutlich erste und besonders ausführliche Grubenbericht Ziervogels

19 In heutiger Terminologie dürfte Schüblers Vorschlag als Rückbau mit Versatz im streichenden Strebbau zu betrachten sein (*L. Suhling*: Aufschließen, Gewinnen und Fördern. Geschichte des Bergbaus, Hamburg 1983, S. 14f.), wogegen das in Westernach übliche Verfahren ein streichender Strebbau als Vorbau mit Versatz war.

20 *A. v. Humboldt*: Über den Zustand des Bergbaus und Hütten-Wesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792. Eingeleitet und bearbeitet von *H. Kühnert*, Berlin 1959, S. 172.

21 Konzept eines Berichts von Bergmeister *Zobel* vom 8. März 1831, StAL E 169b, Bü 190.

vom 5. November 1824, mit dem Vermerk »Copie« versehen, wird unten vollständig abgedruckt²². Im Gegensatz zu den späteren Berichten Ziervogels im Format 16 × 28 cm liegt die *Copie* im ungewöhnlichen Format 20 × 32 cm vor. Alte Schreibweisen, Gliederung und Einrückungen habe ich weitgehend beibehalten; Erläuterungen stehen in eckigen Klammern.

Gruben Bericht

Bei Gelegenheit der Inventur am 31. October 1824 ist die Grube von H[errn] Pauli befahren worden, und ich beehre mich, dem Auftrage d[es] H[errn] Pauli zu folge, einer Wohll. Gewerkschaft folgende Berichte abzustatten.

- 1.) *Die Hauptförderstrecke N^o 1, deren ganze Sohle von Sandstein ist, hat so tiefe Geleise, daß die Lauf-Karren an vielen Stellen streifen; sie ist auch beinahe durchgängig durch den starken Druck des Gebirges sehr niedrig, und da dieselbe noch lange als Förderstrecke dienen soll, so muß sie nachgerißen werden. An den Stellen, wo die Vertiefungen der Geleise, u. der Sohle selbst, das Nachreißen des Wasserdurchflusses wegen nicht erlauben, ist dieselbe blos noch zu säubern u. mit Dielen zu belegen.*
- 2.) *Das Feld von N^o 1. ist rechts seitwärts nur wenige Lachter abgebaut, es hat das mächtigste Lager des Flötzes, das Abbauen dieses Feldes verdient daher noch eine besondere Berücksichtigung. Nach dem Vorhaben einen 2^{ten} Stollen zu treiben, müßte das Abbauen dieses Feldes in gleicher Zeit am vortheilhaftesten geschehen können, in welchem Fall eine Strecke aus N^o 1, durch den alten Mann [eine schon ausgebeutete Stelle im Berg], in der Richtung auf den neuen Stollen hin, so weit rechts zu treiben wäre, als es der Wasserstand der Haupt-Stollen-Sohle erlaubt.*
- 3.) *Der Punkt wo der neue Stollen anzulegen ist, wurde früher bezeichnet, auch nach meiner Untersuchung, ist er der günstigste. Die Richtung in welcher dieser Stolle getrieben werden soll, wolle eine wohllöbl. Gewerkschaft bestimmen, wie überhaupt das ganze System, nach welchem künftig gearbeitet werden soll.*

Da der alte Stollen unregelmäßig, im Durschnitt ohngefähr in der Stunde von 16 Grad²³ angelegt ist; die Strecke N^o 1, ebenfalls in sehr verschiedenen Stunden [Richtungen] läuft, seit 2 Monaten aber regelmäßig im Grade 190 getrieben wird, das Hauptsteigende in der Stunde von [Lücke] Graden liegt, und die neue Strecke

22 »Copie« des Grubenberichts von Friedrich Ziervogel vom 5. November 1824, StAL E 169b, Bü 186.

23 Bei dieser unklaren Bezeichnung mag Ziervogel die altertümliche Richtungsangabe durch Stunden (der Bergkompaß war in zweimal 12 Stunden geteilt) mit der neueren Gradangabe vermischen. Der Hauptstollen A (Abb. 5, 6) hatte östliche Richtung, verlief also etwa in der Stunde 6; was bedeuten dann die 16 Grad? Mit der wenig später erwähnten Förderstrecke No. 1 in Richtung von 190 Grad könnte die in Abb. 6 vom späteren Hauptstollen B nach links als »N^o 1 Förderstrecke« (Richtung: NNE-SSW, also etwa 190 Grad) abzweigende Strecke gemeint sein, die auch in Abb. 5 schon unten angedeutet ist.

im streichenden getrieben werden soll, so wäre der neue Stolle noch am besten in der Stunde [Lücke] anzulegen²⁴.

Dermalen arbeiten in N^o 1. 3 Mann u. das Flötz ist daselbst 6 bis 7 Zoll [17 bis 20 cm] mächtig, es wird im rechten Winkel mit dem Stollen aufgeföhren, u. die Oerter sollen parallel mit demselben abgebaut werden, wenn keine neue Bestimmung gemacht wird.

N^o 2. wird ebenfalls durch 3 Mann, der N^o 1. gleich abgebaut.

N^o 3. gleichfalls mit 3 Mann wie N^o 1 u. 2.

N^o 4. wird mit 1 Mann ebenso behandelt, ist bald gänzlich abgebaut, u. dermalen wegen Gruben-Holz-mangel nicht im besten Zustande. Der Mangel des Gruben-Holzes ist dadurch entstanden, weil solches der Ueberschwemmungen wegen nicht bei geführt werden konnte.

N^o 5. hat 2 Mann es fährt mit dem Orte gegen N^o 4 im Rechtenwinkel auf.

N^o 6. wird durch 3 Mann auch gleich den ersten Nummern im Rechtenwinkel mit dem Stollen getrieben, die Arbeit daselbst ist in gutem Stande.

N^o 7. läuft parallel mit dem Stollen auf dem linken Flügel fort.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß die Grube gute Wetter hat; das Flötz von 5 bis 7" [14 bis 20 cm] mächtig ist, u. die Wasser gut ablaufen, die Grube jedoch wohl gesäubert gehalten werden muß.

Das Dach ist nicht aller Orten gleich hoch u. gleich fest, daher auch stärkere u. schwächere Pfeiler stehen zu lassen sind. Eine Maasregel die ich den Bergleuten öfters empfohlen, ohne daß es gehörig beachtet worden, weshalb eine Strafbestimmung nöthig ist.

Im Durchschnitt werden monatlich von 16 bis 18 Bergarbeitern 3000 Centner Erze gefördert, u. diese stehen sich auf einen Erwerb von ohngefähr f[] 20 bis f[] 22.

- 4.) Das alte Schachthaus von Brettern hat der Sturmwind umgerissen, u. die Bretter mußten zum Unterhalte des Erzmagazins verwendet werden. Es sollte deshalb ein neues leicht gezimertes Schachthäuschen errichtet werden.
- 5.) Die Stollenstube bei dem Erzmagazin ist nicht bewohnbar, indem das Wasser bei starken Regenwettern eindringt. Es wäre überhaupt vortheilhaft, wenn diese Stube bewohnbar gemacht würde, indem die Aufsicht alsdann auch im allgemeinen weit leichter werden würde.
- 6.) Auch das Erzmagazin ist auszubessern.
- 7.) Es ist ein Lampen-Nummern-Register mit Nägeln zu errichten.
- 8.) Es fehlt häufig an Grubenholz-Vorrath.
- 9.) Auf den Winter bedarf es etwas wenigens Brennholz zur Erwärmung der Stollenstube.
- 10.) Es sollte in der Nähe der Grube ein kleines Pulver-Magazin angelegt werden [was nach der Meßurkunde geschah, s. Abschnitt 2.5].

24 Vermuthlich wollte sich Ziervogel bei der Richtung des neuen Stollens noch nicht festlegen; deshalb die Lücken im Text.

- 11.) Bei stürmischem Wetter sollten wenigstens 2 Laternen vorrätig sein.
- 12.) Es könnte das Brennicht [Öl für Grubenlampen] den Bergleuten mit einiger Ersparniß von der wohllöbl. Gewerkschaft selbst geliefert werden. [Nach einem späteren Bericht von 1831 geschah auch dies].
- 13.) Es sind auch einige Grubenkleider u. - Lampen für die wohllöbl. Gewerkschaft in den Vorrath anzuschaffen, welche in Holzappel [Unterstreichung im Original] bei Dietz an der Lahn billig zu haben sind.
- 14.) Es existirt bis heute noch keine schriftliche Verordnung von einer wohllöbl. Gewerkschaft, die doch nützlich u. nöthig ist, sowohl 1. für die Bergleute als für mich den Unterzeichneten selbst, der hiermit die Ehre hat, sich ergeben zu empfehlen.

Westernach d[en] 5 Novbr 1824

[unleserlich] Fried. Ziervogel.

2.4 Aus einem Bericht des Bergamtes vom 6. April 1827

Das königliche Bergamt²⁵ hatte alle bergmännischen Unternehmungen in Württemberg zu überwachen. Dazu mußten (im Abstand von etwa 3 Jahren) auch die Vitriolgruben befahren und Berichte über den Zustand der Bergwerke und die wirtschaftlichen Verhältnisse verfertigt werden. Aus einem solchen Bericht von Bergmeister Zobel vom 6. April 1827, also aus der Anfangszeit der Westernacher Grube, gebe ich hier den Abschnitt (14 Seiten im Format etwa 16 × 23 cm), der die Westernacher Grube betrifft, wieder²⁶. Ziervogels Bericht (Abschnitt 2.3) ergänzend, erhalten wir einen Überblick über die Entwicklung des Bergwerks von 1823 bis 1826. Wie im letzten Abschnitt habe ich alte Schreibweisen und die Darstellungsform weitgehend beibehalten; für das Zeichen für Kreuzer steht [kr].

Die Willhelms Grube bei Westernach war, bey der am 29.^{ten} und 30.^{ten} Juni v. [vorigen] Js [Jahres; 1826], statt gefundenen Befahrung nur noch mit 4. Häuern belegt, während sie im Jahr 1824 eine Zeitlang mit 29. und im Jahr 1825. theils mit 10. theils aber auch mit 16. Häuern im Betriebe stand.

Der Stolle, welcher bey der frühern Befahrung im Jahr 1823. auf dem Streichen des Flötzes in der Stunde zwischen 6. und 7. [etwa ESE – WNW] eine Erstreckung von

25 Das Württembergische Bergamt existierte bereits im 18. Jahrhundert. Laut Organisationserlaß von 1806 unterstand es zunächst der Bergwerks-, Salinen- und Münzdirektion in Stuttgart, ab 1813 dem Bergrat innerhalb des Departements der Finanzen. Ein Bergmeister versah das Bergamt, das bis 1822 seinen Sitz in Alpirsbach (Schwarzwald) hatte, später in Christophstal, Ludwigstal, Wilhelmshütte bei Schussenried und Königsbronn. 1853 wurde es unter Bergrat Xeller nach Stuttgart verlegt. Letzter Bergmeister in Alpirsbach war Ludwig Friedrich Roesler, der auch noch die Mutung für das Westernacher Flöz angezeigt hatte (s. Abschnit 2.2). Schon damals vertrat sein Schwiegersohn, Hüttenschreiber Zobel, Bergmeister Roesler beim Besuch auswärtiger Bergwerke, denn Roesler war 1820 schon 70 Jahre alt.

26 StAL E 244, Bü 63d.

66. Lachter [132 m] hatte, ist im Jahr 1824. um weitere 48. Lachter [96 m] vorgerückt und ist gegenwärtig, da das Feldort seit jener Zeit verlassen wurde, im Ganzen 114. Lachter [228 m] aufgefahren.

Im 86.^{ten} Lachter [172. m] seiner Erstreckung ist ein Wetter und Förder Schacht, auf dem bey der frühern Befahrung im Jahre 1823. bestimmten Punkte, 5 $\frac{2}{3}$. Lachter [11,3 m] bis auf die Sohle des Stollles mit einem Kosten von 311. fl[] 42 [kr] niedergeschlagen worden, ohne den, der stattgefundene starke Betrieb der Grube, wegen Mangel an guten Wetteren nicht möglich gewesen wäre.

Der Abbau des Flötzes war bis jetzt nur auf den rechten Flügel gerichtet, und die abgebaute Fläche beträgt in der grösten Breite 40. [80 m] und in der Länge 50. Lachter [100 m]. Auf dieser Fläche ist das Flötz bis auf wenige Pfeiler die in frühern Zeiten stehen gelassen wurden, vollkommen und geregelt abgebaut. Die Mächtigkeit desselben erhielt sich stets gleichförmig zwischen 5. und 7. Zoll [14 und 20 cm], und auch die Kohle hat sich hier in ihrer seltenen Reichhaltigkeit an Schwefelkiesen nicht verändert.

Während den mit dem Stolle zuletzt aufgefahrenen 15. Lachtern [30 m], hat sich aber die Mächtigkeit des Flötzes nach und nach, und vor dem Feldorte bis auf 2. Zoll [6 cm] vermindert.

Bey der grossen Ebene, unter welcher das Flötz liegt, dürfte es jedoch nicht zu bezweifeln seyn, daß sich dasselbe, bey der künftigen Fortsetzung des Stollles, mit seiner bisherigen Mächtigkeit wieder anlegen wird.

Die Gewinnung der Erze geschah stets im Gedinge [Akkord]. Bis zum Jahr 1824. wurde für den Centner Erze auf die Halde zu fördern 11. [kr] und von 100. Centner nochbesonder 1 fl[] als Ersaz, für das von den Arbeitern zu bezahlende Spitzerlohn der Geschirre²⁷ vergütet.

Bey diesem Gedinge, verdienten die Häuer damals in der Zwölfstündigen Schicht 40. bis 45. Kreuzer. In der Folge, nachdem von dem BergAmte solche, in den Häuerarbeiten vor dem Strebe, geübte Bergleute aus dem Mannsfeldischen beygebracht waren, konnte das Gedinge auf 8. und später sogar auf 7 $\frac{1}{2}$ Kreuzer herabgesetzt werden, und dasselbe gewährte diesen Arbeitern im Jahr 1825. dennoch einen Schichtlohn von 51. Kreuzer.

Die Willhelms Grube bey Westernach, kam am 1.^{ten} Juli 1823. von der jetzigen Gewerkschaft in Betrieb, und von dieser Zeit, sind nach den, dem Bergamte übergebenen und geprüften, Rechnungen an Erzen gefördert, und auf die Fabrik Oedendorf geliefert worden:

27 Für das Schärfen (Spitzen) der Werkzeuge (Geschirre) waren die Bergleute selbst zuständig, deshalb der Spitzerlohn (in den monatlichen Anschnitten als Spitzlohn aufgeführt) als Entgelt. Dem Entwurf Zobels vom 8. März 1831 (wie Anm. 21) entnehmen wir, daß man dem Schmied in Westernach die Unterhaltung der Geschirre nicht überlassen konnte und einen Schmied in Untermünkeim mit dieser Aufgabe betraute, der aber 2. Stunden von der Grube entfernt wohnt. Mit dem täglichen Transport dieser Geschirre wird nicht allein von den Arbeitern öfters viel Zeit versäumt, sondern ist noch der weit nachtheiligere Umstand damit verbunden, daß die Arbeiter sehr oft das scharfe Geschirr nicht haben, wenn sie es gebrauchen. Bergmeister Zobel tritt deshalb dafür ein, bei der Grube eine Schmiedewerkstatt einzurichten, womit man mindestens $\frac{1}{2}$ der Kosten (von 50 bis 70 fl monatlich) einsparen könne.

Vom 1. Juli bis letzten Decbr. 1823. — 5420. Ctr. und diese kosteten im Ganzen, einschließlich des Transports von der Grube auf die Fabrik, der zu 7½ Kreuzer p. Centner veraccordirt war — 2761. f[l] 19 [kr] und 1. Ctr. kostete daher — 30¾ [kr]. Da bey dieser Förderung das Gedinggeld auf 11 [kr] p. Ctr. festgesetzt war, so betragen die übrigen Kosten, als für den Betrieb des Stollens, das Nachführen der Strecken, für Anschaffung und Unterhaltung der Geschirre und Materialien etc. auf 1. Ctr. 12¼ [kr]. Die Erzförderung vom 1.^{ten} Januar bis letzten Dec. 1824 betrug:

35358. Ctr. und diese kosteten im Ganzen	14314. f[l] 16 [kr]
und der Selbstkosten von 1. Ctr. beträgt daher	24½ [kr].
Von diesem Quantum wurden bis zum 1. Septbr. im Geding zu	
11. [kr] noch gefördert	23,647. Ctr.
Vom 1. Sept. bis letzten Decbr. zu 8 [kr]	11,711. Ctr.
	35,358. Ctr.

Der Transport der Erze von der Grube auf die Fabrik kostete theils 7½ theils aber auch nur 7. [kr] p. Centner, und im Durchschnitt betragen die Gewinnungs, und Transportkosten auf

1. Centner	17½ [kr]
und daher die allgemeinen Kosten nur	6¾ [kr]
beynahe um die Hälfte weniger als im Jahr 1823.	
Im Kalender Jahr 1825. erhielt die Fabrik	17991. Ctr.
Erze von dieser Grube, und der darauf verwendete Kosten	
betrug im Ganzen	5810. f[l] 1½ [kr]
u. es kostete also 1. Ctr. im Durchschnitt	19⅓ [kr].
Von dem in diesem Jahr, geförderten Quantum, wurden 10,409. Ctr. im Gedinge zu	
8. [kr] und 7582. Ctr. zu 7½ [kr] gewonnen, und da an Fuhrlohn wie früher 7½ [kr] p. Ctr. bezahlt wurde, so beträgt das Gedinggeld und Fuhrlohn auf 1. Ctr. Erz zusammen	15⅔ [kr]
und die übrigen Kosten auf 1. Ctr. nur noch	3⅔ [kr]
	19⅓ [kr]

Im Jahr 1825. sind die Grubenrechnungen erst so geführt worden, daß daraus der Erfolg, mit welchem die Bergleute im Gedinge gearbeitet haben, genauer erhoben werden konnte.

In den ersten Monaten war die Grube mit 16., später mit 10. und am Ende nur noch mit 6. Häuern belegt. Diese haben zusammen in 2752. Schichte die sie vor dem Streb arbeiteten, das bemerkte Quantum Erz gefördert, und ein Häuer hat daher in der 12. stündigen Schicht 6½. Ctr. Erze gehauen, und sein durchschnittlicher Schichtlohn belief sich auf 51 [kr] nicht völlig.

Vom 1. Juli 1823. bis Ende Decbr. 1825. in 2½ Jahren, sind nun auf dieser Grube im Ganzen 58769. Ctr. Erze, mit einem Kosten von 22,885 f[l] 36 [kr] gewonnen

worden, und hienach beträgt der Selbstkosten von 1. Centner auf die Fabrik geliefert, im Durchschnitt $21\frac{3}{5}$ [kr].

Vom 1. Januar bis 30. Juni v. Js, waren 4800. Ctr. gefördert, der Kosten hievon läßt sich aber noch nicht angeben, weil die Rechnung auf den letzten Decbr. 1826. noch nicht eingekommen ist.

Durch den starken Betrieb der Grube in den Jahren 1824. und 1825., und dadurch, daß sich die Erze bey dem Auslaugen sehr reichhaltig bewießen haben, sind die Erzvorräthe auf der Fabrik so groß geworden, daß sie das Bedürfniß für die nächsten 2. Jahre hinreichend befriedigen werden. Diß veranlaßte die Gewerkschaft, dem BergAmte den Antrag zu machen, den Grubenbetrieb wenigstens auf 1. Jahr ganz einzustellen, was ich aber zu verhindern suchte, um die Grube nicht in baufälligen Zustand kommen zu lassen, und derselben wenigstens einige tüchtige Häuer zu erhalten, welche für diesen Abbau nicht sogleich, wie man es wünscht, wieder zu bekommen sind.

Durch diese Vorstellungen hat sich die Gewerkschaft entschlossen, die Grube fernerhin mit 4. Häuer im Betrieb zu erhalten.

Zugleich hatte sie aber dabey den Plan, einen neuen Stolle, 40. Lachter [80 m] vom Mundloch des Alten aufwärts der Strasse anzulegen, wozu bereits der nöthige Platz für die Halde angekauft ist, um damit eine kürzere Förderung und geringeres Gedinggeld zu bezwecken.

Da aber diese Vortheile nur vorübergehend erscheinen, und der Willhelms Stolle wegen dem vollkommeneren Abbau des Flötzes nicht aufgegeben werden darf, sondern unterhalten werden müßte; so hat nun die Gewerkschaft, nach dem bergamtlichen Antrage den Betrieb dieses neuen Stollens so lange verschoben, bis das Bedürfniß einer stärkeren Erzförderung und die Anlegung mehrerer Arbeiter, wieder eintritt, wo dann beyde Baue zugleich betrieben werden können.

Schließlich habe ich noch unterthänigst zu bemerken, daß seit 1824. bey diesem Grubenbau ein Steiger angestellt ist, von dem die erforderlichen markscheiderischen Messungen und die Fertigung der Grubenrisse auf Kosten der Gewerkschaft besorgt worden sind, und daß daher, da hiefür das BergAmt keine Ausgaben mehr zu machen hat, dieser Gewerkschaft, so lange sie einen solchen Steiger auf ihrer Grube besitzt, die durch höchstes Decret vom 9.^{ten} Juli 1824. auf 2 f[!] 30 [kr] quartaliter festgesetzte Entschädigung der BergamtsCasse, für die von ihr früher bezahlten Markscheider Arbeiten, vom 1. Juli 1826. an, erlassen werden dürfte.

Indeß ich im Anschluße zugleich meinen Reise Costens Zettel zur gnädigsten Decretur unterthänigst vorlege, beharre ich etc.

Bergmeister.

Zobel.

2.5 Entwicklung der Grubenanlage

Nach der Flurkarte von 1839 (Abb. 2) und der *Meß-Urkunde* mit *Handriss* von 1855/56²⁸ gehörten zum Bergwerk Westernach 5 Gebäude:

- ein größeres *Wohnhaus an der Straße nach Hall* von 8,1 Ruthen [genauer: 8,1 Quadratrueten = 66,5 m², also etwa von den Maßen 5 × 14 m],
- ein etwas kleineres *Wohnhaus an der Straße*, westlich des ersten, von 5,3 Quadratrueten [43,5 m²],
- eine *Wohnung östlich* von 1,8 Quadratrueten [15 m²],
- ein *Pulverthurm (mitten)*, beim großen Wohnhaus von 1,1 Quadratrueten [9 m²] und
- ein *Abtritt* (nördlich) von ebenfalls 1,1 Quadratrueten.

Auch der Verlauf des Hauptförderstollens ist in Abb. 2 angedeutet.

Zwei Grubenrisse des Steigers Friedrich Ziervogel vom März 1827 (Abb. 5) und in kleinerem Maßstab vom 18. September 1829 (Abb. 6) blieben bei den Bergamtsakten erhalten.

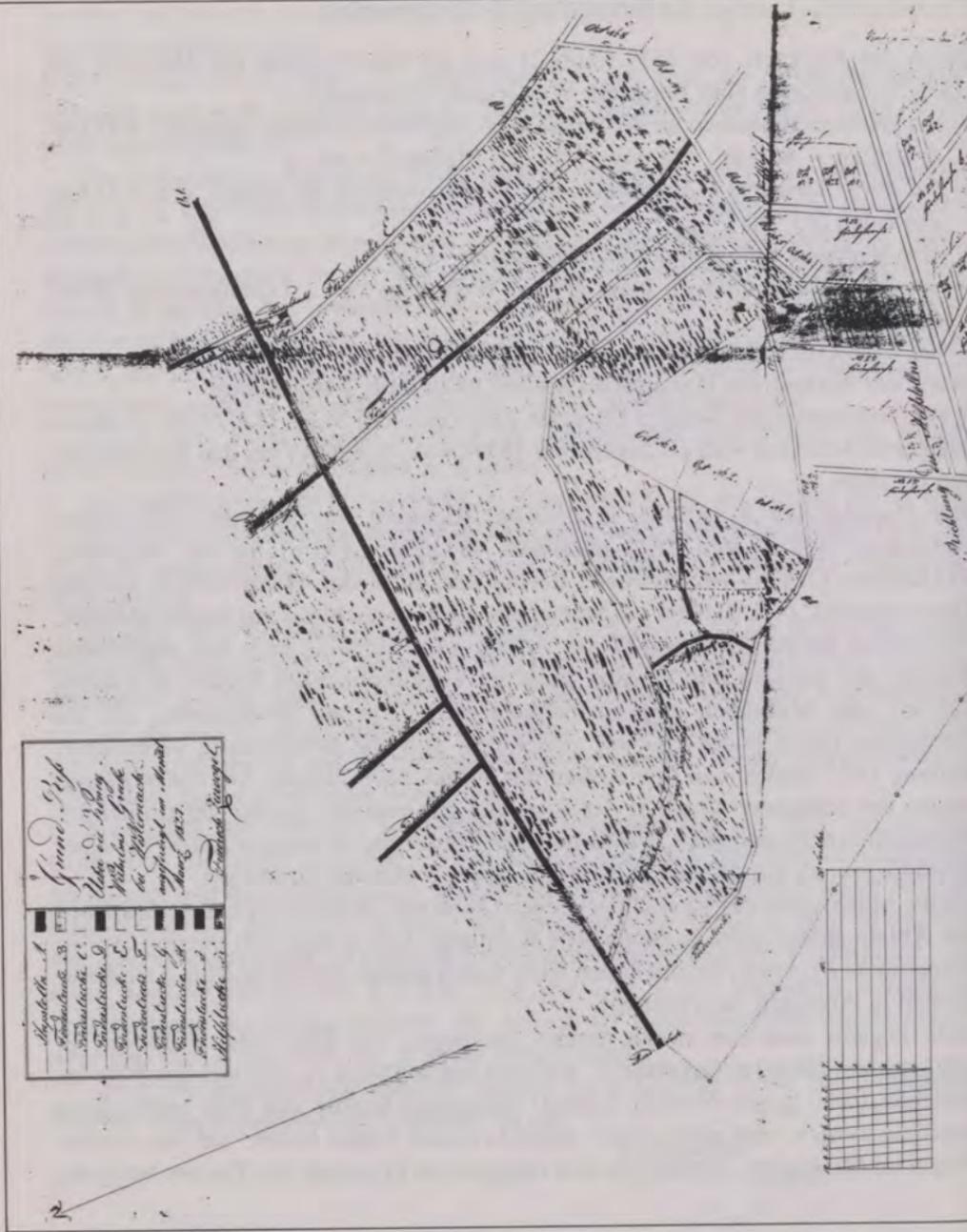
Der Hauptstollen A (Abb. 5) in östlicher Richtung war im Jahre 1823 schon 66 Lachter [132 m] und 1824 nochmals 48 Lachter [96 m] bis auf insgesamt 114 Lachter [228 m] vorgetrieben. Rechts und links des Hauptstollens wurden Örter angelegt, d. h. Stellen, an denen man die Vitriolschiefer zur Gänze abbaute. Vermutlich blieben zunächst Pfeiler stehen, dann verfüllte man den abgebauten Feldort mit Abraum und gewann auch die Vitriolkohlen der Pfeiler. 86 Lachter [172 m] vom Mundloch ging ein Schacht etwa 11 m zur Stollensohle, der die Förderung (wohl durch Haspel) erleichterte und die Bewetterung verbesserte. Anfang 1825 mußte man den Abbau des Flözes nach Norden (*im linken Flügel*) wegen der schlechten Qualität der Erze und der von der Kupfer her drohenden Wassereinbrüche aufgeben. Dafür ging die Förderung im *rechten Flügel* bei einer *Ortshöhe* von 4½ bis 5 Schuh [1,3 bis 1,4 m] recht bequem vorstatten.

Da die Mächtigkeit des Vitriolflözes gegen Osten auf 2 Zoll [6 cm] fiel, verlegte sich der Abbau später mehr in südöstliche Richtung; Abb. 6 zeigt den zweiten Stollen (*Hauptstolle B*), etwa 20° zum ersten nach Süden geneigt (schon in Abb. 5 ist dieser Stollen in Ansätzen zu erkennen).

1828 begann man den neuen Stollen anzulegen; bis Ende Mai 1830 war er 140 Lachter [280 m] aufgefahren²⁹. Auf dem *linken Flügel*, in dem sich das Flöz ins Fallende (d. h. gegen Norden fallend) erstreckte, konnte das Flöz *vollkommen abgebaut werden, ohne einen Pfeiler stehen zu lassen*. Gegen Süden, auf dem *rechten Flügel* im Steigenden, verringerte sich dagegen die Festigkeit des Daches beträcht-

²⁸ Oberamt Oehringen, Gemeinde Westernach, Markung Bauersbach, Handriß Nro. 9 über Gebäude Nro. A und Güter Nro. 461.462 auf der Markungskarte Nro. XV; Staatliches Vermessungsamt Künzelsau, Außenstelle Oehringen.

²⁹ Bericht von Bergmeister Zobel vom 29. Dezember 1830, StAL E 244, Bü 63d.



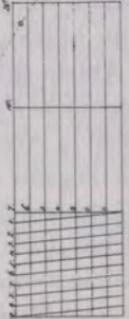
1	Handelsstra.
2	Handelsstra.
3	Handelsstra.
4	Handelsstra.
5	Handelsstra.
6	Handelsstra.
7	Handelsstra.
8	Handelsstra.
9	Handelsstra.
10	Handelsstra.
11	Handelsstra.
12	Handelsstra.
13	Handelsstra.
14	Handelsstra.
15	Handelsstra.
16	Handelsstra.
17	Handelsstra.
18	Handelsstra.
19	Handelsstra.
20	Handelsstra.
21	Handelsstra.
22	Handelsstra.
23	Handelsstra.
24	Handelsstra.
25	Handelsstra.
26	Handelsstra.
27	Handelsstra.
28	Handelsstra.
29	Handelsstra.
30	Handelsstra.
31	Handelsstra.
32	Handelsstra.
33	Handelsstra.
34	Handelsstra.
35	Handelsstra.
36	Handelsstra.
37	Handelsstra.
38	Handelsstra.
39	Handelsstra.
40	Handelsstra.
41	Handelsstra.
42	Handelsstra.
43	Handelsstra.
44	Handelsstra.
45	Handelsstra.
46	Handelsstra.
47	Handelsstra.
48	Handelsstra.
49	Handelsstra.
50	Handelsstra.

1. Grund. 2. Topf.
 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.



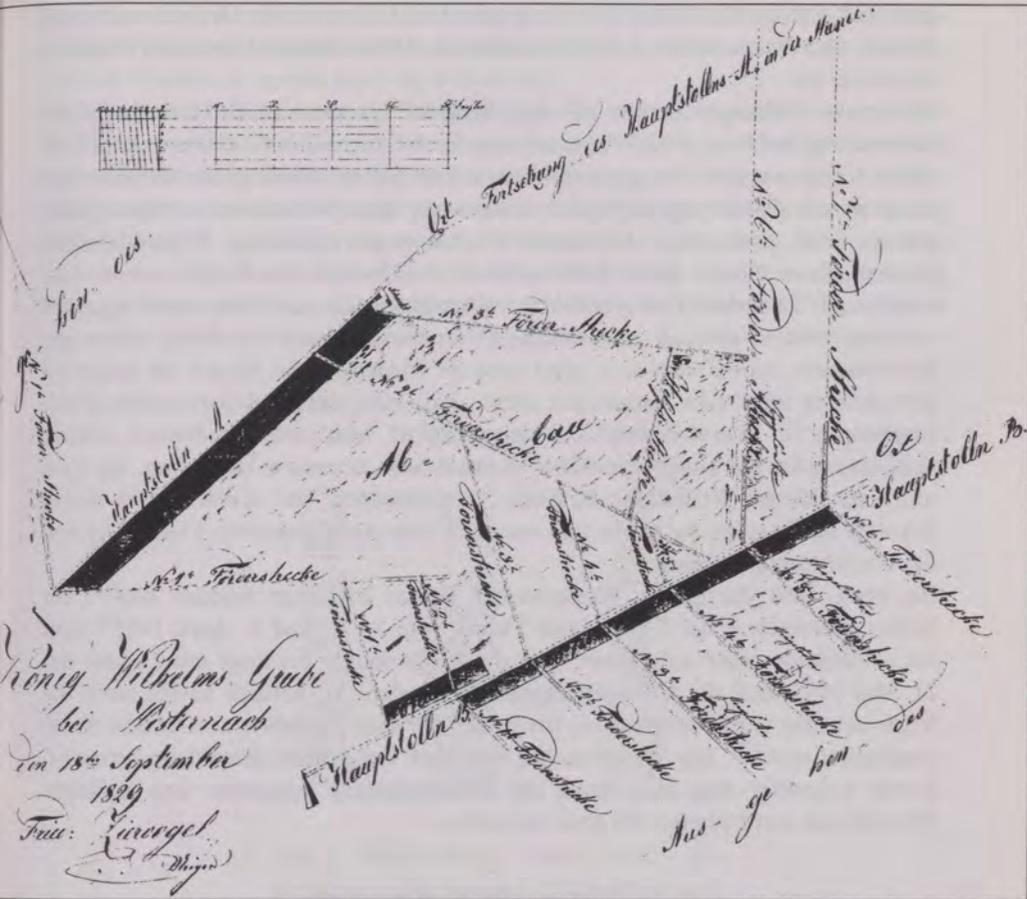


Abb. 6 Grubenplan des Westernacher Bergwerks von Friedrich Ziervogel vom 18. September 1829 im Format etwa 30 × 20 cm (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 188; alle Rechte vorbehalten)

◁ Abb. 5 Grubenplan des Westernacher Bergwerks von Friedrich Ziervogel vom März 1827 im Format etwa 50 × 40 cm (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 188; alle Rechte vorbehalten)

lich. Auf dem neuen Stollen fuhr ein *großer Hund* (vierrädriger Grubenwagen) auf Bahnen und *Krummhälzer-Arbeit* (in niedrigen Abbaustrecken) löste den früheren *Oerterbau* ab.

Nur in einem einzigen Bericht aus dem Bergamt³⁰ fand ich einen Hinweis auf die Behandlung der Erze. Nach Zobel wurden die Westernacher Erze *bisher [bis 1831] durch Verbrennen zur Ablaugung vorbereitet, und dieß ist allerdings der kürzeste Weg sie zu diesem Zwecke aufzuschließen, allein wenn diese Verbrennung nicht sorgfältig geleitet wird, sind immer bedeutende Verluste damit verbunden*. Wahrscheinlich geschah dieses Rösten beim Fabrikgelände des Oedendorfer Werkes, denn dort wurden mit Sicherheit Erze geröstet³¹, während solches von Westernach nirgends erwähnt wird. *Ueber die zweckmäßigste Vorbereitungsart der Erze, waren die Fabrikbesitzer bisjezt unter sich selbst noch im Widerspruche*. Gegen die *langsame Verwitterung im Freyen* sprach vor allem, daß man stets außerordentlich große Erzmengen in Vorrat halten und den Erzplatz bedeutend ausdehnen müßte; außerdem wäre die Lauge schwächer. Beim Rösten komme es darauf an, die Erze unter sorgfältiger Bedeckung langsam zu verbrennen, die Haufen nach ihrem Erkalten auseinander zu ziehen und dann vor dem Ablaugen noch 4 bis 6 Wochen der Verwitterung auszusetzen.

Bis etwa 1850 dürfte die Westernacher Grube betrieben worden sein³². Im Inventarverzeichnis der Chemischen Fabrik vom 7., 8. und 9. April 1855³³ sind keine Gebäude mehr aufgeführt, und die Meßurkunde bestätigt mit Datum des 11. Mai 1855, daß die Gebäude abgebrochen seien. Vermutlich hatten auch die Vitriolschiefer von Wittighausen, die in der dortigen Siedhütte an Ort und Stelle verarbeitet wurden, das Westernacher Bergwerk weitgehend überflüssig gemacht. Etwas wehmütig mag man heute die Bergwerksstelle aufsuchen und jeglichen Hinweis auf den früheren Bergbau vermissen.

2.6 Westernacher Montanstatistik

Für die Zeit bis 1833 ist die Förderung in Westernach gut dokumentiert; für spätere Jahre liegen kaum noch Unterlagen vor. Immerhin berichtet Salinenverwalter von der Osten, der den Geschäftsgang der Oedendorfer Fabrik zu überwachen hatte, – dies als Folge staatlichen Eingreifens 1832/33, durch das die Chemische Fabrik Oedendorf vor dem Zusammenbruch bewahrt worden war – von 30 bis 36 Bergleuten und einem Erzvorrat von 66000 Ztr. am 1. Juli 1837³⁴. Unter dem Haller Handlungshaus Chur und Söhne, das 1844 als Pächter der Chemischen

30 Wie Anm. 21.

31 H. Weber 1991 (wie Anm. 1), S. 184.

32 J. G. Kurr (wie Anm. 3), S. 28 berichtet noch 1847, daß bei Westernach *Alaun- und Vitriolschiefer* abgebaut würden.

33 Gemeindearchiv Ottendorf.

34 HStAS E 14, Bü 1885.

Fabrik aufzog, wurde hauptsächlich Steinsalz aus dem nahen Bergwerk Wilhelmsglück zu Glaubersalz, Soda und Chlorkalk verarbeitet; damit verloren die Westernacher Vitriolerze immer mehr an Bedeutung.

Seit Beginn der Förderung im Jahre 1821/22 bis zum 30. Juni 1822 waren laut Kessler etwa 1000 Ztr. Erz gefördert und etwa 900 nach Oedendorf transportiert worden. Zwischen Juni und Dezember 1823 betrug die Fördermenge 5420 Ztr.; Tab. 2 gibt einen Überblick für die Jahre 1824 bis 1832. Auffällig ist die starke Schwankung in der Förderung zwischen 1824 und 1828, die schon der bergamtliche Bericht (Abschnitt 2.4) erklärt: im Jahre 1825 waren die Erzvorräte so stark angewachsen, daß man die Förderung bis Mitte des Jahres 1827 weitgehend einstellte und nur einige Bergleute zum Unterhalt der Strecken beschäftigte.

| Jahr | Erzförderung
in Zentner | Zahl der
Bergleute |
|------|----------------------------|-----------------------|
| 1824 | 35358 | 29 |
| 1825 | 17991 | 6–16 |
| 1826 | 7427 | 3– 6 |
| 1827 | 15450 | 4–20 |
| 1828 | 40274 | 34 |
| 1829 | 54971 | 50 |
| 1830 | 48879 | 42–63 |
| 1831 | 43651 | 31–44 |
| 1832 | 33261 | 24–31 |

Tab. 2 Erzförderung und Zahl der Bergleute in Westernach (1824–1832) nach verschiedenen bergamtlichen Berichten

Welche Bedeutung hatte das Westernacher Bergwerk? Es mußte unter den Unternehmungen in Nordwürttemberg (Gaildorf, Löwenstein) keine Konkurrenz befürchten und gehörte zu den größten süddeutschen Werken. So wurden beispielsweise in Gaildorf jährlich etwa 1000 Ztr. Vitriol produziert³⁵; dies dürfte einer jährlichen Erzförderung von etwa 5000 Ztr. entsprochen haben. Etwas über 1000 Ztr. Erze förderte das Crailsheimer Werk 1794³⁶. Am ehesten ist die Westernacher Erzförderung mit der des Vitriolwerkes »Goldener Adler« bei Wirsberg (Bergamtsrevier Goldkronach, ehemals Fürstentum Bayreuth), das von 1714 bis

35 E. A. Glöttze: Über das neu errichtete Vitriolbergwerk bei Oedendorf (StAL E 169b, Bü 163 und HStAS E 221, Bü 4211), Stuttgart 1820, S. 9.

36 W. Carlé: Die Geschichte des Alaun-Vitriol-Werkes zu Crailsheim, in: WFr 35 (1961), S. 92.

1864 bestand, vergleichbar; dort förderten z. B. von 1810 bis 1823 zwischen 20 und 64 Bergleute jährlich zwischen 624 und 5055 Seidel Erze, das sind etwa 4000 bis 33000 Ztr. (jährlich)³⁷.

Genauso wie die jährliche Förderung, so schwankte auch die monatliche Förderung beträchtlich. Die *monatlichen Anschnitte* (Abb. 7)³⁸ zeigen aber, daß die Fördermengen nicht von den Jahreszeiten abhingen; im Jahre 1827 wurden zwar im Februar nur 400 Ztr. gefördert, im September dagegen 2287 Ztr., aber 1829 übertraf die Förderung im Februar mit 5000 Ztr. die monatliche Förderung von März bis Juni und von Oktober bis Dezember.

Für 1828 sind folgende monatliche Fördermengen (in Ztr.) festgehalten (Januar bis Dezember): 2208; 2300; 3268; 3000; 3222; 3698; 3841; 4230; 5000; 3965; 2047; 3495. Während die Arbeit unter Tage im *Gedinge* (Akkord) geschah, wurden weitere, notwendige Arbeiten (in den Anschnitten unter der Überschrift »*Extra*« vermerkt) mit einem Schichtlohn vergütet. So hatten z. B. alle 6 Bergleute im Juli 1825 (Abb. 7) an einem zusätzlichen Arbeitstag den durch eingedrungenes Regenwasser verschlammten Hauptstollen zu säubern. Für diesen Arbeitstag bekam ein Bergmann 40 kr (1 Gulden [fl] = 60 Kreuzer [kr]), während der Tageslohn im Gedinge (7½ kr pro Ztr. Erze mit einem Zuschlag von 1 fl für 100 Ztr., anteilig verrechnet) zwischen 40 und 60 kr lag. Ein Beispiel aus dem Anschnitt für Juli 1825: Bei 24 Arbeitstagen erhielten die Bergleute Geißwein und Weber zusammen 47 fl 14 kr, was einem Tagesverdienst in der zunächst 12-stündigen³⁹, spätestens ab 1831 8-stündigen Schicht von 58 kr entsprach. Bergmeister Zobel errechnet für 1825 einen durchschnittlichen Schichtlohn von 51 kr bei einer durchschnittlichen Förderung von 6½ Ztr. Erz pro Bergmann. Weitere Details enthält der in Abschnitt 2.4 vollständig abgedruckte Bericht.

Im Juli 1825 mußten von 1 fl Verdienst 2 kr, das sind 3⅓ % (1 fl = 60 kr) an die Knappschaftskasse abgeführt werden, im Dezember desselben Jahres von 1 fl Verdienst nur 1 kr (1⅓ %). Für je zwei Bergleute wird in den Anschnitten gemeinsames Verdienst und Pulverabgabe ausgewiesen; offenbar arbeiteten je zwei

Abb. 7 Anschnitt vom Juli 1825 der König Wilhelms Grube bei Westernach (StAL E 169b, Bü 192; alle Rechte vorbehalten)

37 S. Jacob: Chemische Vor- und Frühindustrie in Franken, Düsseldorf 1968, S. 123.

38 StAL E 169b, Bü 330–339.

39 Schon 1792 wollte A. v. Humboldt (wie Anm. 18, S. 145) die 12-stündige Schicht im Nailaer Bergamtsrevier durch eine 8-stündige Schicht ersetzen: *Die Bergleute fahren jetzt nur in die Frühschicht und zwar in 12-stündiger Schicht an, wovon 3 Stunden für Gebet, Frühstück und Mittagessen gesetzmäßig abgehen. Bekanntlich aber kommen die Häuer hier zu spät auf die Gruben (in dem Arzberger Revier, wie man versichert, um 6 statt um 4 Uhr), fahren aus, wenn sie frühstücken, eben als könnten sie nicht ohne Tageslicht essen, und bleiben dann über die Zeit auf der Hängebank liegen. [...] und man kann im Durchschnitt nehmen, daß der Bergmann in der 12-stündigen Schicht kaum 7–8 Stunden vor Ort sitzt; [...] Besser wäre es daher, die 12-stündigen Schichten, welche die Faulheit befördern, aufzuheben und in 8-stündige zu verwandeln [...].*

König Wilhelms Grube bey Westernack:

Anschnitt pro Juli 1825

| König
No. &
Beschreibung | Förderung
Lohn | Lohn | | Lohn | | Lohn | | Lohn | | Lohn | | Summungen | |
|--------------------------------|-------------------|------------|------------|-----------|----------|-----------|----------|-----------|------------|-----------|-----------|-----------|--|
| | | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | an 1/2 | | | | |
| No. 1. | 24 | 350 | 43 | 45 | 3 | 30 | 1 | 35 | 45 | 40 | 58 | 5 1/2 | Auf dem 31. Juli 1825
Die Grube bey
Westernack
unter der
Aufsicht des
Königs
Friedrich Wilhelm
3. |
| No. 2. | 24 | 390 | 41 | 15 | 3 | 18 | 1 | 29 | 43 | 4 | 5 1/2 | | |
| No. 3. | 24 | | | | | | | | | | | | |
| No. 4. | 24 | 278 | 34 | 45 | 2 | 46 | 1 | 13 | 36 | 16 | 4 3/4 | | |
| No. 5. | 24 | | | | | | | | | | | | |
| No. 6. | 24 | | | | | | | | | | | | |
| Summa | 44 | 958 | 119 | 45 | 9 | 34 | 4 | 19 | 125 | 58 | 16 | | |
| Extra | | | | | | | | | | | | | |
| No. 1. Schaufeln | 6 | | 4 | | | | | 8 | 3 | 52 | | | Die Grube bey
Westernack
unter der
Aufsicht des
Königs
Friedrich Wilhelm
3. |
| No. 2. Schaufeln | 9 | | 4 | 3 | | | | 4 | 3 | | | | |
| No. 3. Schaufeln | | | | | | | | | | | | | |
| No. 4. Schaufeln | | | | | | | | | | | | | |
| Total | 159 | 958 | 127 | 48 | 9 | 34 | 4 | 27 | 132 | 55 | 58 | 16 | |

Geräte

| No. | Beschreibung | Empfang | | Abgabe | | Summungen |
|-----|--------------|---------|----|--------|----|---|
| | | an | an | an | an | |
| 1. | Schneisen | 9 | 6 | | | Die Grube bey
Westernack
unter der
Aufsicht des
Königs
Friedrich Wilhelm
3. |
| 2. | Baugeräte | | 1 | | | |
| 3. | Förderwerk | | 1 | | | |
| 4. | Schlagel | | 1 | | | |
| 5. | Fäustel | | 1 | | | |
| 6. | Becken | | 1 | | | |
| 7. | Förderwerk | | 1 | | | |
| 8. | Kämpfer | | 1 | | | |
| 9. | Bruchstücke | | 1 | | | |
| 10. | Schneisen | | 7 | | | |
| 11. | Rechen | | 3 | | | |
| 12. | Siebel | | 5 | | | |
| 13. | Rechen | | 15 | | | |
| 14. | Rechen | | 13 | | | |
| 15. | Baugeräte | | 15 | | | |

Bergleute in der Anfangszeit des Bergwerks *als Kameradschaft* (so in einem späteren Bericht Ziervogels) eng zusammen. Ob dies immer ohne Reiberei und Streit ging? Erstaunlich groß ist die Anzahl der *Arbeitstage* (vermutlich sind damit die Schichten gemeint): 5 der 6 Bergleute arbeiteten z. B. im Dezember 1825 an 28 *Arbeitstagen* (bzw. Schichten) in der Grube; zusätzlich übernahm Bergmann Kirchner eine Extraschicht (mit 36 kr vergütet), in der er *eine Straße in der Förderstrecke Nro. 2 aufschloß*; Bergmann Weber kam gar mit zwei zusätzlichen Schichten, *in denen er half, die Erzhütte mit Wagenwinden in die Höhe zu winden*, auf 30 *Arbeitstage* (bzw. Schichten).

Werfen wir noch einen Blick auf den Erztransport. Mit Pferdefuhrwerken brachte man die Vitriolschiefer in etwa 6 Stunden *auf einer sehr bergigen Straße* von der Grube zum Oedendorfer Vitriolwerk. Nicht alle Erzwagen fuhren leer zurück; einige brachten das für den Grubenausbau erforderliche Holz von der Oedendorfer Fabrik nach Westernach. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1831 war dies vorteilhafter als der Holzkauf in der Gegend von Westernach. Für den Transport der Erze (1824 für $7\frac{1}{2}$ bis 7 kr pro Ztr.) mußte man fast genauso viel aufwenden wie für ihr Herausbringen »aus dem Berg« (1824 geschah dies für 11 kr pro Ztr., später nur noch für 8 bzw. $7\frac{1}{2}$ kr pro Ztr.). Zobel berechnete (Abschnitt 2.4) für die $2\frac{1}{2}$ Jahre vom 1. Juli 1823 bis Ende Dezember 1825 durchschnittliche Kosten von $21\frac{3}{5}$ kr pro Ztr. Erze; damit entfielen etwa $\frac{1}{3}$ der Gesamtkosten für die Erze auf den Transport.

3. Wittighausen

Während der Aktenberg für die Chemische Fabrik Oedendorf Meterhöhe erreichen dürfte, gibt es über das Vitriolwerk Wittighausen (5 km nordnordwestlich Schwäbisch Hall, Abb. 1) lediglich zwei kurze Bemerkungen⁴⁰, die Eintragungen im Geometrischen Handriß (Meßurkunde) und ein Inventarverzeichnis von 1855. Wie ist dies zu erklären?

Da sich kein Käufer für die Chemische Fabrik Oedendorf fand, mußte man die Fabrik 1844 verpachten; damit hörte auch die penible Überwachung der Fabrikgeschäfte durch den württembergischen Staat, der die Fabrik mit zinslosen Darlehen gestützt hatte, auf. Dies mag dazu beigetragen haben, daß die Grubenberichte vom Bergwerk Wittighausen, das vermutlich wie alle anderen Vitriolwerke vom königlichen Bergamt kontrolliert wurde, verloren gingen. So sind wir auf die wenigen erhaltenen Quellen angewiesen.

Die Vitriolproduktion in Wittighausen läßt sich zeitlich eingrenzen. Wittighausen wird weder im Inventarverzeichnis der Chemischen Fabrik vom 15. Dezember

40 Schwäbische Chronik vom 25. Juni 1841, S. 677 und J. G. Kurr (wie Anm. 3).

1830⁴¹ erwähnt, noch im Bericht vom 8. März 1834 aus dem Bergamt⁴², noch in einem königlichen Erlaß vom 10. September 1833⁴³. Andererseits nennt die Beschreibung des Oberamts Hall in der Schwäbischen Chronik vom 25. Juni 1841⁴⁴ Wittighausen als Ort der *Vitriol- und AlaunFabrikation*, so daß die Gründung des Wittighausener Unternehmens, das stets zur Chemischen Fabrik Oedendorf gehörte, zwischen 1834 und 1841 erfolgt sein muß. Vermutlich hat man bis gegen 1855 in Wittighausen Vitriol und Alaun hergestellt, denn das ausführliche Inventarverzeichnis der Chemischen Fabrik vom 7./8. und 9. August 1855 listet das Inventar einer Vitriolsiedehütte mit Grubenanlage und weiteren Gebäuden im Wert von 3770 fl auf. Außerdem zeigt der Geometrische Handriß des Jahres 1852 bei der Pachtübernahme der Oedendorfer Fabrik durch den Haller Apotheker David Sandel⁴⁵ die intakte Wittighausener Anlage. Ob David Sandel noch Vitriol erzeugt hat, ist allerdings nicht bekannt. Beim endgültigen Verkauf der Chemischen Fabrik Oedendorf 1855 erwarb Carl Sandel die Fabrik Wittighausen und das Grundstück in Westernach für 1650 fl. Nach der Eintragung in der Meßbucke 1865/66 war dann Michael Feuchter von Untermünkheim der Besitzer der *Oedung*, die den Ort der Wittighausener Fabrik einnahm.

Einige Spuren des Werkes Wittighausen sind noch vorhanden: zwei rundliche, benachbarte und ein länglicher Hügel, alle drei grasbewachsen, wohl ehemalige Abrauhügel⁴⁶; als Ackerlesesteine findet man auf dem früheren Fabrikgelände (Abb. 8 und 9) viele Reste von Ziegelsteinen (der Fabrik?) und eine Stelle im Acker ist ganz rot gefärbt. Nach Eintragung im Geometrischen Handriß (Abb. 9) lag die Anlage etwa 180 m südlich vom Sperbersbach (TK 25: 6824; R: 3551800, H: 5446600), in der geologischen Karte als künstliche Aufschüttung kenntlich gemacht. Vorkommen des Hauptsandsteins, wenige 100 m vom Fabrikgelände entfernt und etwa 10 m tiefer gelegen, eingetragen in der geologischen Karte, legen den Schluß nahe, daß die Vitriolerze aus den Sandigen Pflanzenschiefern (wie in Westernach) oder den Unteren Grauen Mergeln (wie in Ottendorf) stammten.

Bescheidene Ausmaße kennzeichnen das Vitriolwerk in der Anfangszeit. Es bestand (nach Abb. 8 und den Eintragungen im Ergänzungsband I der Landesver-

41 Gemeindearchiv Ottendorf.

42 StAL E 169b, Bü 190.

43 Am 11. Januar 1831 wandte sich Dieterich, der Besitzer des Vitriolwerks Gaildorf, an den König (HStAS E 221, Bü 2096) mit der Bitte, ihn von älteren Abgaben, wie dem *Bergzehnten*, zu befreien, da er nach den neuen Steuergesetzen sowohl zur Staatssteuer als zu Amts- und Gemeinde-Anlagen beigezogen werde (HStAS E 14, Bü 1885). Christian Schmidgall von der Löwensteiner Gewerkschaft brachte ein ähnliches Gesuch vor. Nach einem regen Schriftwechsel zwischen Bergrat und Finanzministerium (über 40 Dokumente handeln von dem Vorgang) entschied der König am 10. September 1833 (HStAS E 221, Bü 2096) auf Vorschlag des Finanzministeriums, den Bergzehnten auf 10 Jahre auszusetzen und auch die vierteljährliche *Fahrgebühr* von 6 fl für die Westernacher Grube zu erlassen. Eine gewichtige Rolle bei dieser Entscheidung spielte übrigens die Erkenntnis der Staatsorgane, daß die Vitriolgewinnung eher Verlust als Gewinn brachte.

44 Wie Anm. 10.

45 Zu David Sandel als Pächter siehe H. Weber 1991 (wie Anm. 1), S. 182–190.

46 Auf der geologischen Karte 1:25000, Blatt 6824 Schwäbisch Hall, sind diese drei Hügel als zwei (!) künstliche Aufschüttungen 600 m südlich vom Sperbersbach eingezeichnet.

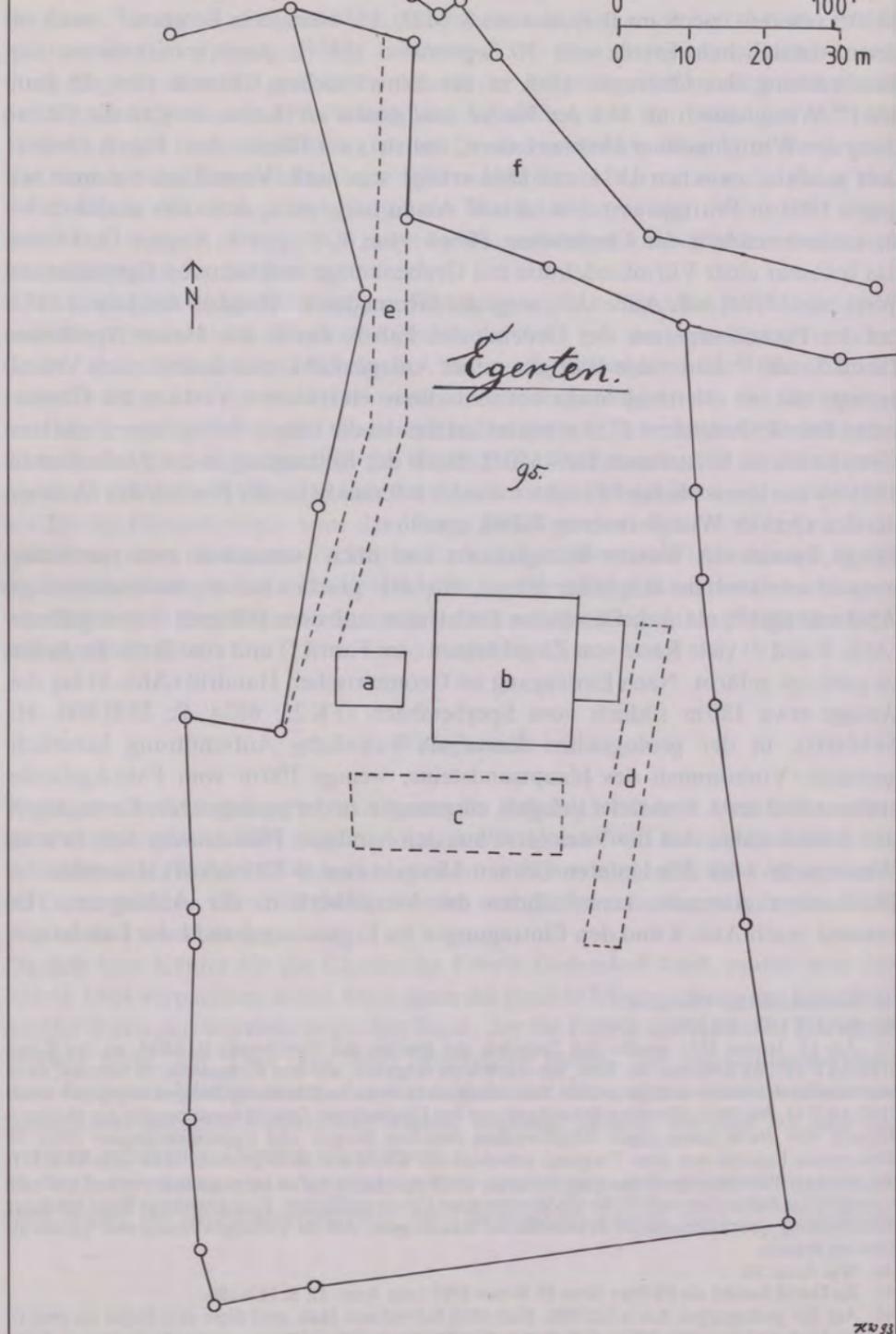


Abb. 8 Vitriolwerk Wittighausen, neu gezeichnet nach einem Handriß zum Ergänzungsband I (Primärkataster), Hall, Seite 11 (Vorlage – mit N unten – im Staatlichen Vermessungsamt Schwäbisch Hall). a: Wohnhaus, b: Laboratorium, c: Auslaugkasten, d: Einfahrth zum Bergwerk, f: Vic. Weg [Vicinalweg]

messung von 1828 bis 1840) lediglich aus dem *Laboratorium* (Siedhaus) von 17,3 Quadratrueten [142 m²], einem rechteckigen *Auslaugkasten* von 26,4 Quadratrueten [217 m²], etwa 18,5 m lang und 11,7 m breit, und einem kleinen Wohnhaus von 9,1 Quadratrueten [75 m²]. Östlich vom *Laboratorium* lag die *Einfahrt zum Bergwerk*.

Mit Hilfe der zwölf, vom Westernacher Werk handelnden Seiten aus dem Inventarverzeichnis der Chemischen Fabrik Oedendorf von 1855 und der Eintragungen im Geometrischen Handriß und der Meßbuckunde von 1852 ist das Vitriolwerk zu rekonstruieren. Beginnen wir mit der Erzförderung. Beim Stollenmundloch stand eine *Zechenhütte*, vermutlich in einfacher Holzkonstruktion errichtet, denn ihr Wert ist nur auf 10 fl veranschlagt (im Handriß ist sie genauso wenig wie das Stollenmundloch eingezeichnet). An Werkzeugen listet das Inventarverzeichnis neben *Schaufeln*, *Brecheisen* und *Kräzzern* auch 70 *Keilhauen* (Wert: 21 fl) und 35 *Schlegel und Fäustel* auf, offenbar die Hauptwerkzeuge zum Losbrechen der Vitriolkohlen. Ab und zu wurde mit Pulver gesprengt, wie es die 10 vorhandenen *Bohrer*, 6 *Stämpfel* und 13 *Zündnadeln* anzeigen.

Wahrscheinlich gab es einen Förderschacht zum Bergwerk, denn das Inventarverzeichnis erwähnt 2 *Förderhaspel*, 3 *Schachtkübel* und eine *Leiter in den Schacht*. Wo der Schacht niedergebracht wurde und wie tief er war, ließ sich nicht ermitteln. Die *Wasserleitung von dem Schacht auf die Auslaugekästen* deutet darauf hin, daß der Schacht mit der Wasserhaltung in der Grube zu tun hatte. Vom *Hundelauf*, 1855 schon eingegangen, waren noch vorhanden: 7 *große 4rädriige Hunde*, 9 *kleine 4rädriige Hunde* und 4 *Walzenhunde* (mit 2 kleineren, vorderen Walzen [= Rädern] und 2 größeren, hinteren Rädern, die den größeren Teil der *Bergtruhe* trugen), ferner 2 *Trommeln zum Hundelauf*. Intakt war dagegen der Karrenlauf (Wert: 30 fl), zu dem 13 *Schubkarren mit Rädern* gehörten, 7 *Schubkarren ohne Räder*, 8 *beschlagene Karrenräder*, 2 *unbeschlagene Karrenräder* und weitere 5 *Karrenräder*.

In *Auslaugekästen*⁴⁷, zunächst südlich der Siedhütte angelegt, wurden die schwefelkieshaltigen Schiefer ausgelaugt (Abb. 8: c). Später hat man diesen Bereich vergrößert (von 24,6 auf 34,3 Quadratrueten) und nördlich der Siedhütte ein weiteres Reservoir von 21,2 Quadratrueten [173 m²] angelegt (Abb. 9: d). Dort standen vermutlich die im Inventarverzeichnis genannten 14 *Auslauge-Kasten* (Wert je 10 fl) *in der Hütte über den Laugekästen*, nebst den 3 *alten Sümpfen vor dem Stall*, während die 24 *Auslauge-Kästen*, 1 *großer Wassersumpf*, ein *weiterer Wassersumpf* und insgesamt 8 *Pumpen* wohl dem südlichen Auslaugungsbereich zuzuordnen

47 Zum Fabrikationsprozess von Alaun und Vitriol siehe H. Weber 1993 (wie Anm. 1) und vor allem S. F. Hermbstädt: Grundriß der Technologie oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Beurtheilung derjenigen Künste, Fabriken, Manufakturen und Handwerke, welche mit der Kameral- und Policeywissenschaft, so wie der Landwirthschaft in nächster Verbindung stehen, 2. Abt., Berlin 1830, S. 266–304. Außerdem ist beachtenswert: T. Obermüller: Der Silberberg bei Bodenmais/Bayer. Wald, in: Aufschluss 44 (1993), S. 205.

sind. Erwähnt seien die 660' [190 m] und 1190' [340 m] *Rennen zum Siedewesen und zur Auslaugung*, vermutlich Wasser- und Laugenrinnen⁴⁸.

Zum Eindampfen der Laugen in der *Siedhütte mit großem Kamin* (anfänglich als *Laboratorium* bezeichnet) standen 3 Bleipfannen mit folgenden Maßen:

- 1) 18' lang, 12'9" breit, 5''' dick [5,2 m × 3,7 m × 14 mm],
- 2) 15'4" lang, 10'7" breit, 3''' dick [4,4 m × 3,1 m × 8,6 mm],
- 3) 15'5" lang, 10'4" breit, 3''' dick [4,4 m × 3,0 m × 8,6 mm].

Nicht angegeben ist die Tiefe der Alaunpfannen; sie dürfte zwischen 1½ und 3' [43 und 86 cm] gelegen haben⁴⁹. Außerdem stand im Siedhaus ein *defekter Abdampf-Ofen*. Neben verschiedenen Gerätschaften und Materialien bestand die Einrichtung der *Trockenhütte* (Abb. 9: e) aus einem *WärmCanal mit Trocken-Einrichtung und 54 Trockenhurten*.

In der Knappenstube:

| | | | |
|---|------|-----------------------------|------|
| 1 Tisch | –.15 | 1 Wand Ring | –.15 |
| 1 Bank | –.12 | 1. engl. Schraubenschlüssel | 1.30 |
| 1 Schwarzwälderuhr | 2.– | 7 Steinmeisel | –.28 |
| 1 große schwarze Tafel | –.12 | 2 Krätzer | –. 4 |
| 1 kleine d ^o . [dito] d ^o | –. 6 | 1 Bleizange | –.24 |
| 2 Handsägen | –.48 | 1 Handhammer | –. 6 |
| 1 Laterne | –.12 | 1 Handbeil | –.24 |
| 1 Maurer Kelle | –. 6 | 6 Holzbohrer | 1.12 |
| 3 Oelmaße | –.12 | 1 Waßer Stütze | –. 6 |
| 2 Oeltrichter | –. 6 | 1 alter Kasten | –.12 |
| 1 eis. Form zum Bleigießen | –.20 | | |

In der Wohnung des Scheu:

| | | | |
|--------------------------------|------|--------------------------|------|
| 1 Tisch | –.48 | 1 Stuhl ohne Lehne | –. 2 |
| 2 d ^o . 1/24 x 1/12 | –.36 | 1 Kunstheerd mit 2 Häfen | 5.– |
| 1 Wandkästchen | –.15 | 1 Schüsselbank | –.16 |
| 3 Bänke | –.12 | 1 Waßerbank | –.12 |
| 1 Hundehütte vorderselben | –.24 | 1 Zuber | –.12 |

Tab. 3 *Inventar der Knappenstube und der Wohnung des Scheu nach dem Inventarverzeichnis für das Werk Wittighausen von 1855*

48 Siehe *J. Grimm und W. Grimm*; Deutsches Wörterbuch, 8. Bd., Leipzig 1893, Sp. 807 und *H. Fischer*; Schwäbisches Wörterbuch, 5. Bd., Tübingen 1920, Sp. 305.

49 *S. F. Hermbstädt* (wie Anm. 47, S. 276) schreibt: *Die Alaunpfannen werden auf den Alaunwerken selbst angefertigt. Sie sind entweder aus Bley gegossen, oder aus geschlagenen, 1½ bis 2 Linien [4–6 mm] dicken Bleyplatten zusammen gelöthet. Der Pfannenboden muß billig 3 bis 4 Linien [9–11 mm] dick seyn. Jede Pfanne ist gewöhnlich 6 Fuß [1,7 m] lang, 4 Fuß [1,1 m] breit und 3 Fuß [0,9 m] tief, so, daß ihr kubischer Inhalt 72 Kubikfuß [1,7 m³] beträgt.* Bei der viel größeren ersten Pfanne in Wittighausen läßt sich der 5 Linien dicke Boden verstehen. Im Crailsheimer Vitriolwerk traf *A. v. Humboldt* (wie Anm. 20, S. 173) bei seinem Besuch 1792 eine Alaunpfanne und zwei Vitriolpfannen mit folgenden Maßen an: 6' [1,7 m] lang, 5' [1,4 m] breit und 3½' [1,0 m] tief. *E. A. Glötze* sah in seinem Plan eines Vitriolwerks aus dem Jahre 1817 (*StAL E 169b, Bü 163*) 9' [2,6 m] lange, 7' [2,0 m] breite und 1½' [0,4 m] tiefe Siedepfannen vor.

An Hand des Inventarverzeichnisses gewinnen wir eine gute Vorstellung von der kargen Einrichtung des *Wohn- und Zechenhauses* mit dem *Zimmer des Obersteigers*, der *Knappenstube* und der *Wohnung des Scheu*. Allerlei Geräte und Materialien fanden auf dem Boden Platz. Für zwei der Räume wird das Inventar mit dem veranschlagten Wert vollständig aufgelistet (Tab. 3).

4. Zur Kohlen- und Vitriolerzförderung bei Mittelbronn durch die Chemische Fabrik Oedendorf (1830–1835)

Im Gegensatz zum Vitriolwerk Wittighausen ist das Bergwerk bei Mittelbronn, dessen Geschichte schon 1596 beginnt und erst 1921 endet, nie so gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen. Einen knappen geschichtlichen Überblick gibt der württembergische Landesgeologe Eugen Eisenhut (1906–1978)⁵⁰; die Geschichte dieses Werkes ist allerdings noch nicht geschrieben. Hier wird nur der Zeitabschnitt von 1830 bis 1835, in dem die Oedendorfer Gewerkschaft in Mittelbronn das Sagen hatte, genauer dargestellt.

Das Bergwerk (Abb. 10) lag am östlichen Ortsrand von Mittelbronn (Gemeinde Frickenhofen) auf der Frickenhofer Höhe (TK 25: 7024; R: 35 59 100, H: 5420700). E. Eisenhut hat das Bergbaugebiet abgebildet⁵¹ und die geologische Situation ausführlich geschildert. Während er das untere Mittelbronner Flöz ins Rät (Oberer Keuper) und das obere Flöz in den Lias α (Unterer Jura) stellte, bringen D. B. Seegis und M. Goerigk⁵² in einer neueren Arbeit gute Argumente vor, beide Flöze in die Knollenmergel des Mittleren Keupers einzustufen.

Nach Bergwerksversuchen in den Jahren 1596–1617, 1643, 1763 und 1788–1820 (mit Unterbrechungen und wechselnden Lehensträgern und Gewerken) lag der Grubenbetrieb ab 1820 still. In einem bergamtlichen Bericht⁵³ lesen wir: *Das Werk kam aber nie in einen geordneten und lukrativen Betrieb und wurde wieder auflässig, nachdem vorher noch im Jahr 1820 in einem unmittelbar an der Straße im Dorf*

50 Erwähnt werden die Bergwerksversuche, oft zusammen mit der Schwefelhütte bei Frickenhofen, von H. Prescher: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Erster Theil, Stuttgart 1789, S. 52 und H. Prescher: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Zweyter und letzter Theil, Stuttgart 1790, S. 316; J. G. Kurr: Gebirgsarten, Versteinerungen und Mineralien, in: Königliches statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.), Beschreibung des Oberamts Gaildorf, Stuttgart 1852, S. 22f. und S. 146f.; O. Fraas: Die nutzbaren Minerale Württembergs, Stuttgart 1860, S. 33f.; E. Eisenhut: Das Rätkohlenvorkommen von Mittelbronn, in: Jh. Geol. Landesamt Baden-Württ. 1 (1955), S. 233–238; E. Eisenhut: Alter Bergbau in Nordost-Württemberg, in: Jh. Geol. Landesamt Baden-Württ. 8 (1966), S. 113–124; E. Eisenhut: Erläuterungen zu Blatt 7024 Gschwend (Geol. Karte von Baden-Württemberg 1:25000), Stuttgart 1971; E. Eisenhut: Früher Bergbau im Welzheimer Wald, in: Veröff. Naturschutz u. Landschaftspflege Baden-Württ. 44/45 (1976), S. 428–432.

51 E. Eisenhut 1971 (wie Anm. 50), Taf. 6.

52 D. B. Seegis und M. Goerigk: Lakustrine und pedogene Sedimente im Knollenmergel (Mittlerer Keuper, Obertrias) des Mainhardter Waldes (Nordwürttemberg), in: Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver. N. F. 74 (1992), S. 251–302.

53 StAL E 169b, Bü 152, Sign. 10/3m, ohne Datum.

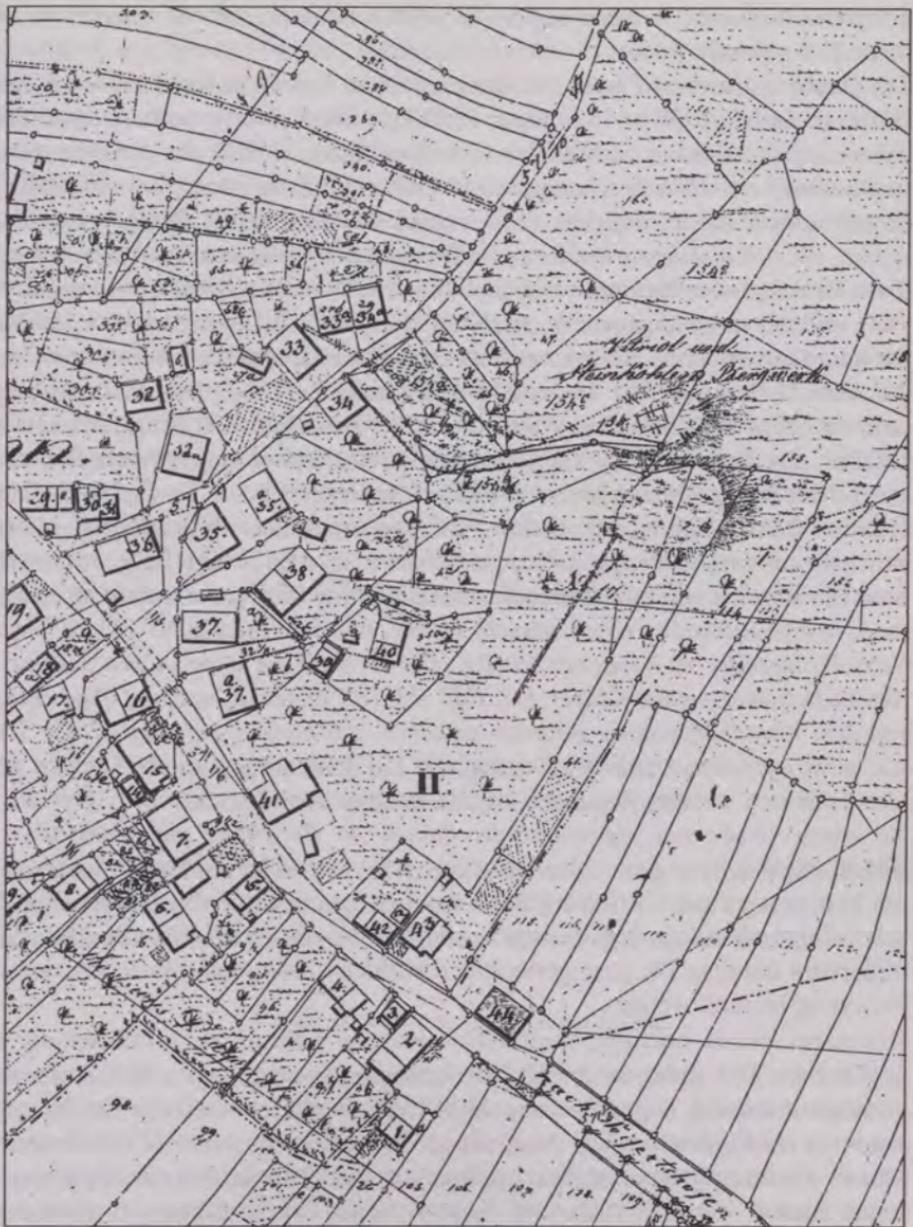


Abb. 10 Lage des Vitriol- und Steinkohlenbergwerks Mittelbromm. Ausschnitt aus der Ur-Karte N. O. XL. 49 (Original im Staatlichen Vermessungsamt Aalen, Außenstelle Schwäbisch Gmünd)

gelegenen Schacht 5 Arbeiter durch die erstickenden Wetter auf entsetzliche Weise ihren Tod gefunden hatten.

*Die Grube lag nun im Freien, bis die chemische Fabrik zu Ödendorf auch hier ihr Glück versuchte. Unterm 13. Januar 1830 löste die Fabrikverwaltung einen Schürfschein auf die Kohlen zu Mittelbronn und eröffnete alsbald die Arbeiten daselbst, welche eine kurze Unterbrechung dadurch erlitten, daß das Pücklersche Rentamt⁵⁴ das ausschließliche Recht, auf dem Territorium seiner Herrschaft Bergbau betreiben zu dürfen, für sich in Anspruch nehmen wollte, womit derselbe jedoch abgewiesen wurde. Zwei Berichte von Bergmeister Zobel vom 29. Dezember 1830 bzw. vom 8. März 1831 und der oben angegebene geschichtliche Abriß befassen sich mit den Mittelbronner Grabungen⁵⁵. Nach einer Grubenbefahrung durch das Bergamt am 22. und 24. Mai 1830 wurde die Oedendorfer Gewerkschaft mit dem Vitriolkohlenflöz namens Carl⁵⁶ auf einer Feldgröße von 10 583 Quadratlacher [ungefähr 42 000 m²] belehnt. Ein Versuchsstollen *im alten Mann* [eine früher ausgebeutete Stelle] stieß am 3. Juni 1830 auf die zunächst 6' [1,7 m], später nur noch 2½' [0,7 m] mächtigen Kohlen. Bald stellte es sich heraus, daß man sich nicht im frischen Feld befand, sondern auf große Pfeiler, stehengebliebenen von früherem Bergbau, getroffen war. Gleichzeitig mit dem Versuchsstollen brachte die Gewerkschaft in 120 Lacher [240 m] Entfernung einen Schacht nieder, mit dem man in 80' [23 m] Tiefe das Vitriolkohlenflöz zu erreichen hoffte. Der Schacht ist aber in den Mergel- und Sandstein Schichten des Keuper 118. Fuß [33,8 m] abgeteuft worden, ohne eine Spur von dem Vitriolkohlenflöz gefunden zu haben, das hienach bis unter diesen Schacht gar nicht fortzusetzen scheint. Der auf 40' [11,5 m] ausgemauerte Schacht mußte also verlassen werden. Dennoch ist der bergamtliche Bericht voller Optimismus: Zu dieser Grube hat die chemische Fabrik, in Beziehung auf Wohlfeilheit und Reichhaltigkeit ihrer Erze, zuverlässig eine feste und sichere Stütze gefunden. Sogar die Errichtung einer Vitriolsiedehütte in Mittelbronn empfiehlt Bergmeister Zobel wärmstens; sie mache den Transport der Vitriolerze und Kohlen überflüssig und außerdem könnten die geringerwertigen Kohlen zusammen mit den besseren zur Feuerung benutzt werden.*

Allein bei diesen hochgespannten Erwartungen konnte die Enttäuschung nicht ausbleiben: *Die Arbeiten im Stollen nahmen gleichfalls im allgemeinen keinen günstigen Fortgang, ungeachtet sie ziemlich weit vorgetrieben wurden. Im Hauptstollen setzte ein Rücken durch, d. h. an einer Verwerfung verschwand das Kohlenflöz. Um es wieder aufzuspüren, brachte man auf der Stollensohle eine Bohrung nach unten nieder, die aber nicht auf Kohlen stieß. Erfolgreicher war zunächst die*

54 Mittelbronn gehörte zur Standesherrschaft der Linie Limpurg-Sonthem-Gaildorf der Schenken von Limpurg und war damals im Besitz der Grafen Friedrich Carl Ludwig Franz von Pückler-Limpurg (geb. 1788) und dessen Bruder Ludwig Friedrich Carl Maximilian (1790–1854); siehe Königliches statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.), Beschreibung des Oberamts Gaildorf, Stuttgart 1852, S. 73, 101 u. 105.

55 StAL E 244, Bü 63d und StAL E 169b, Bü 190.

56 Die Namengebung der Grube ist eine Huldigung für den württembergischen Kronprinzen Karl (1823–1891), den späteren König (1864–1891).

Suche im Hangenden durch ein *Übersichbrechen im Dach* [ein Schacht nach oben]; dabei stellten sich die 1½' [43 cm] mächtigen Kohlen in einer Höhe von 7' [2,0 m] wieder ein. Allerdings zeigte ein weiterer Durchstoß nach oben wenig später, daß die Kohlen auskeilten. Auch eine 14' [4,0 m] vorgetriebene Bohrung im Dach traf *nur kleine Spuren von Kohlen und Schwefelkies* an. Nachdem darüber hinaus auch noch Schäden an Häusern in Mittelbronn, verursacht durch den Grubenbau, auftraten und einige Einwohner mit Klagen drohten, gab die Chemische Fabrik Oedendorf am 1. Juni 1835 die bergmännischen Arbeiten auf.

Nach den vorliegenden Berichten dienten die geförderten Kohlen hauptsächlich als Brennmaterial im Oedendorfer Werk. 16 bis 20 Ztr. Kohlen sollen ein Klafter Holz [3,4 m³] ersetzt haben. Insgesamt kamen 2193 Ztr. Kohlen von Mittelbronn nach Oedendorf. Und während das Inventarverzeichnis vom 3. März 1834 für Westernach einen Wert der Gebäude und Gerätschaften von 2475 fl 18 kr aufweist, sind dies für Mittelbronn gerade 448 fl 50 kr, nämlich 30 fl für die Kohlenhütte, 10 fl für einen Schuppen und 408 fl 50 kr für *Gerätschaften und Fabrikstoffe*. Sehr niedrig lagen die Gewinnungskosten von 4 kr je Ztr. in Mittelbronn (gegenüber 7½ kr in Westernach), 8 kr je Ztr. betrug die Transportkosten. Alles in allem soll die Oedendorfer Fabrik 6607 fl 23 kr auf die Mittelbronner Grube verwendet haben.

5. Die Schürfe bei Westheim (1827–1829) und zwischen Bibersfeld und Rieden (1829)

Fast hätte ich sie übersehen, die drei Grubenberichte Ziervogels über Versuchsgrabungen in der näheren Umgebung der Oedendorfer Fabrik – drei Dokumente, die mit ihren Grubenskizzen unsere Kenntnis des Vitriolbergbaus erweitern.

5.1 Versuchsstollen bei der Ziegelmühle

Mit einem Schurf zwischen der Ziegelmühle bei Westheim und Uttenhofen befaßt sich der Grubenbericht des Westernacher Steigers Friedrich Ziervogel vom 15. November 1827⁵⁷. Nach der Skizze (Abb. 11) lagen die Stollenanlagen an einem *Fahrweg*, vermutlich an der Straße von der Ziegelmühle nach Uttenhofen. Bei der komplizierten Tektonik – befinden wir uns doch inmitten der Neckar-Jagst-Furche, die gerade hier von der mit 110° (südöstlich – nordwestlich) streichenden Westheimer Verwerfung gequert wird – läßt sich der Fundhorizont schwerlich festlegen. Sicher ist, daß das Vitriolkohlenflöz im Lettenkeuper lag (das zeigt die geologische Karte) und nach dem hervorragenden Lettenkeuperprofil im benach-

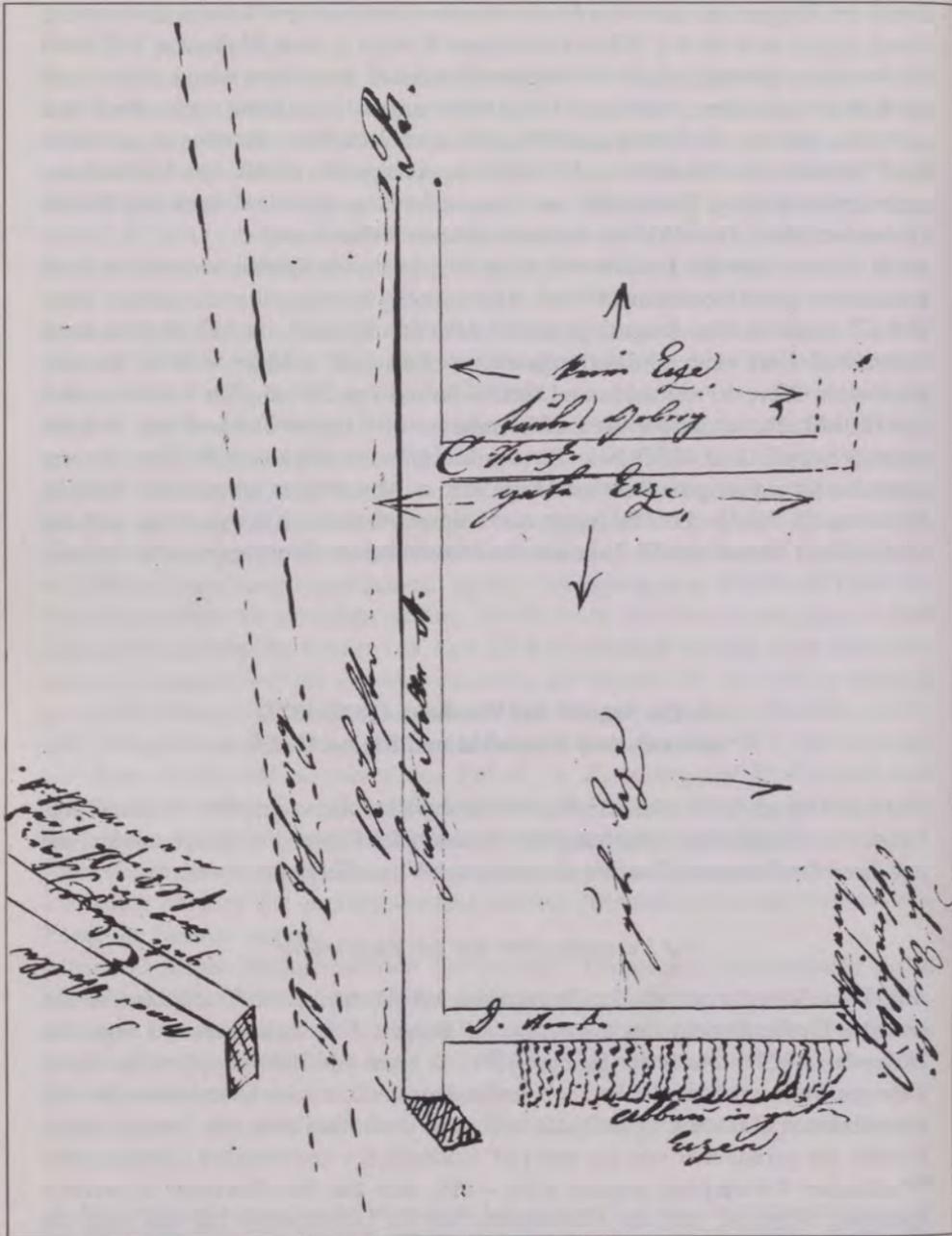


Abb. 11 Skizze zum Grubenbericht über die Versuchsgrabung bei der Ziegelmühle (Westheim) vom 15. November 1827 von Friedrich Ziervogel (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 188; alle Rechte vorbehalten)

barten Steinbruch Wilhelmglück (2,5 km entfernt)⁵⁸ spricht vieles für die Unteren Grauen Mergel als Fundhorizont der Vitriolschiefer. Quenstedt beobachtete 1880 in den Unteren Grauen Mergeln bei Bibersfeld-Rieden *zwei schwarze kohlige Schichten, die wie zwei schwarze Linien in den meisten dortigen Steinbrüchen als Leitfaden dienen*, und bei den Unteren Grauen Mergeln bei Steinbach sprach er von *einem Band Lettenkohle, welche wie ein schwarzer Faden sich fortzog*⁵⁹. Schon in früherer Zeit (1825 oder 1826?) war der Hauptstollen A (Abb. 11) 10 Lachter [20 m] weit vorgetrieben worden, aber nur die ersten 7 Lachter [14 m] zeigten 1' [0,3 m] mächtige Vitriolerze und in den letzten 3 Lachtern [6 m] wurden solche taub und verdrückten sich ganz. Nun verlängerte man 1827 den Hauptstollen A um 2 Lachter [4 m] bis B (Abb. 11), ohne Vitriolkohlen zu finden. Versuchsstrecke C, die rechtwinklig vom Hauptstollen abzweigt, lieferte den Beweis, daß das Gebirge auf der linken Seite der Strecke C taub blieb. Mit der dritten Versuchsstrecke D traf man wieder auf das 1' [0,3 m] mächtige Kohlenflöz; allein durch eingedrungenes Tagwasser waren die Vitriolschiefer total verwittert, so daß der Abbau nicht lohnte. Hoffnung erweckte dann ein neuer Stollen E zur anderen Seite hin, der im Oktober 1828 auf 8 Lachter [16 m] Länge vorgerückt war. Aber auf den letzten 2 Lachtern [4 m] ging das 1' [0,3 m] mächtige Flöz in Sandmergel über und verdrückte sich ganz. Daraufhin stellte man die Schürfarbeiten ein.

5.2 Zweiter Westheimer Schurf (1828–1829) und pfarrherrlicher Einspruch

Als genauso glücklos erwies sich der zweite Westheimer Schurf am Berghof, wo laut Ziervogel ein *ähnliches oder gleiches Flöz* wie bei der Ziegelmühle austrat⁶⁰. In einem tiefen Hohlweg über der Chaussee, etwa 150' [43 m] vom alten Pfarrhaus entfernt, befand sich das Mundloch; aus alten Plänen vom Berghof⁶¹ läßt sich diese Stelle zwischen der alten Haller Straße und dem Fahrweg zum Pfarrhaus recht genau festlegen (TK 25: 6924, R: 35 53 600, H: 54 35 750), etwa 10 m unter der Grenze vom Lettenkeuper zum Gipskeuper und damit vermutlich in den Unteren Grauen Mergeln. Nach Ziervogels Skizze (Abb. 12) und Beschreibung verlief der Versuchsstollen vom Mundloch aus in östlicher Richtung, wobei das Deckgebirge immer mächtiger wurde: bei c war es 20' [5,7 m] und bei d in der *Verflachung des Ackerfeldes* mindestens 30' [8,6 m] mächtig.

58 T. Aigner, G. H. Bachmann und H. Hagdorn: Zyklische Stratigraphie und Ablagerungsbedingungen von Hauptmuschelkalk, Lettenkeuper und Gipskeuper in Nordost-Württemberg (Exkursion E am 19. April 1990), in: Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver. N. F. 72 (1990), S. 135.

59 F. A. Quenstedt: Begleitworte zur Geognostischen Specialkarte von Württemberg, Atlasblatt Hall, Stuttgart 1880, S. 16 und 18; vgl. H. Weber: Lettenkeuper-Stratigraphie im Hohenloher Land von F. A. Quenstedt bis G. Wagner (Trias, Baden-Württemberg), in: Jh. Ges. Naturkde. Württ. 147 (1992), Tab. 6, Abb. 3, Tab. 10 und Abb. 4.

60 StAL E 169b, Bü 188; Bericht vom 31. Oktober 1828.

61 F. Wunderlich: Der Berghof, in: Gemeinde Rosengarten, Ortschaft Westheim (Hrsg.), Westheim am Kocher, 1200 Jahre Geschichte, Sigmaringen 1988, S. 368f.

Stygeleichte

1. bei a. über die Stadt und Mauer
spinnwebartig und sehr dünn
schon bei der Entstehung
2. bei b. unter dem Vorhang
Gebirg circa 12 Fuß hoch
das ist ein Fleck

3. bei c. leicht unter Gebirg
eine weisse Linie
ein Fleck

4. bei d. ist die Hauptkuppe
der Bergkette, von
der Gebirg immer höher
steht und steigt, und die
das Fleck in der Höhe
nicht mehr zu sehen
ist, aber die Höhe
steht unter dem Vorhang
das ist ein weisses
Gebirg

Stygeleichte
das ist die Hauptkuppe
der Bergkette

Stygeleichte
das ist die Hauptkuppe
der Bergkette

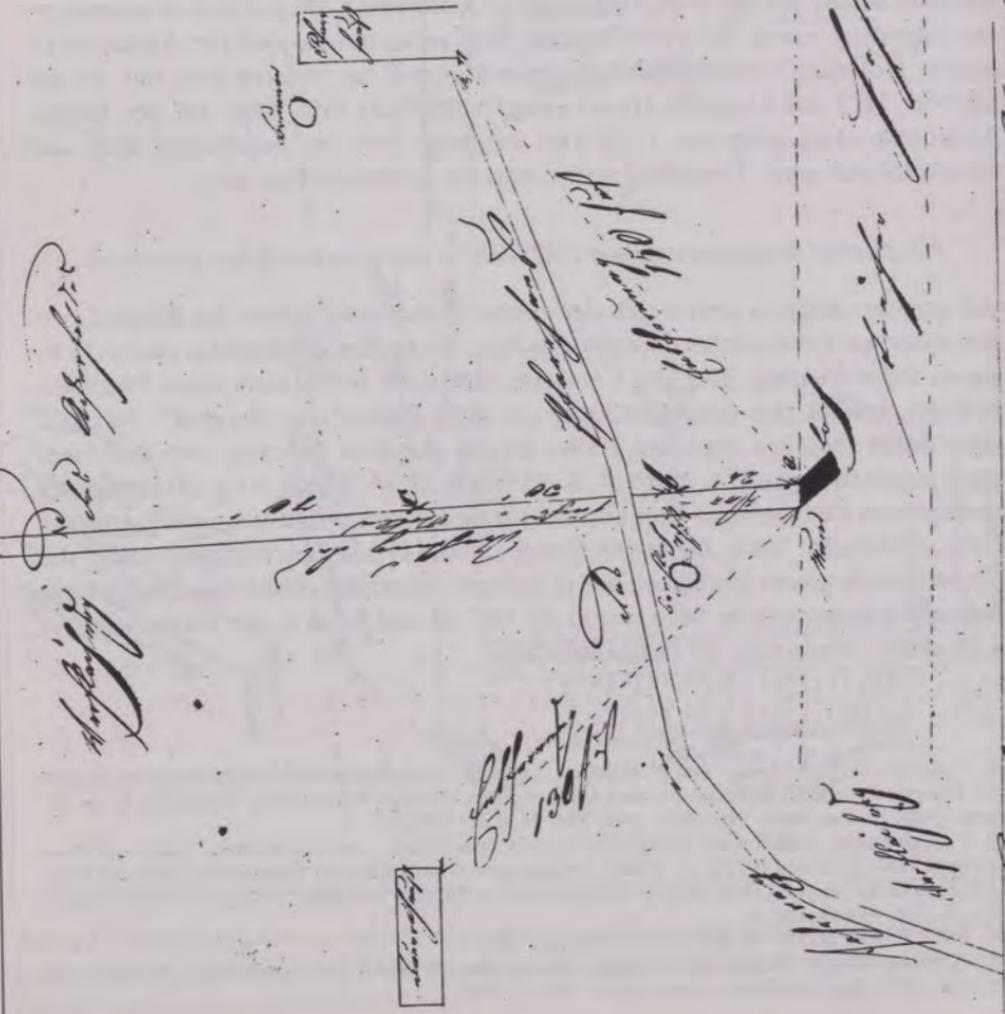
Stygeleichte

Stygeleichte

Stygeleichte

Stygeleichte

Stygeleichte



Am 1. Januar 1828 kam die *Prinz Carls Grube*⁶² mit einem Versuchsstollen in Betrieb. Allerdings scheint die Arbeit nach Ziervogels Grubenbericht vom 31. Oktober 1828 wegen der Klage von Pfarrer Georg Michael Reiniger (Westheimer Pfarrer 1820–1841)⁶³ ins Stocken geraten zu sein, und der bergamtliche Bericht vom 31. März 1829⁶⁴ stellt schon fest, daß der Versuchsbau verlassen sei. Mehr noch als pfarrherrliche Einwendungen war wohl das Aussetzen des anfangs 13 bis 14" [37 bis 40 cm] mächtigen Vitriolflözes nach 24 Lachtern [48 m] Stollenvortriebs für die Aufgabe dieses Schurfes verantwortlich, zumal auch in den weiteren 10 Lachtern [20 m] das Flöz nicht mehr aufzufinden war.

Erhalten blieb der Brief (oder eine Abschrift) von Pfarrer Reiniger an *Euer Wohlgebohren*; an wen er gerichtet war, läßt sich nicht ersehen. Jedenfalls ist dieses Dokument (eine Seite) Ziervogels Bericht beigelegt und auch Ziervogel nimmt Bezug darauf: *Aus der hierbeifolgenden Schrift des Herrn Pfarrer Reiniger, wird Ein Königlich-Hochlöbliches Bergamnt selbst ersehen, welche Klagen und Widerstand unser dorten angelegter Stolle findet.* Pfarrer Reiniger wendet sich aus zwei Gründen gegen eine Grabung.

(1) Zum einen drohe dem Wasserbrunnen beim Pfarrhaus (Abb. 12) Gefahr durch den Stollen: *Da die Richtung des Stollen der Waßerader, von welcher der Pfarrbrunnen s. Waßer erhält, noch mehr Gefahr drohet als der erstere Stollen, indem dieselbe ganz in der Nähe des Weges in das Pfarrhaus sich befindet, so werde Euer Wohlgebohren verzeihen, wenn ich im Namen der Pfarrey bescheiden Einspruch einlege. Sollte derselben der Brunnen abgegraben werden, so würde ein unersetzlicher Verlust entstehen, indem auf einem Berge Waßerquellen nicht so leicht anzutreffen sind, u. da kein Pfarrer sich es wird gefallen laßen, sein Wasser im Dorf Westheim zu holen, und allergnädigste Herrschaft doch nicht wird kostbare Nachgrabungen nach Waßer anstellen laßen, so werden Euer Wohlgebohren selbst einsehen, daß dieses Unternehmen nicht einmal der Fabrik zuträglich ist.*

(2) Zum andern weist Reiniger auf das zur Pfarrey gehörige Brechloch [Grube, über der man Flachs und Hanf vor dem Brechen röstete, in Abb. 12 links vom Versuchsstollen] hin, das Schaden nehmen könne, wenn nur wenige Schritte fortgegraben werde. *Allein das Brechloch ist Eigenthum allergnädigster Herrschaft, und darf daher, ohne das KameralAmt Hall in Kenntniß zu setzen, nicht berührt werden.*

Abb. 12 Skizze zum Grubenbericht über die Versuchsgrabung beim Pfarrhaus Westheim vom 31. Oktober 1828 von Friedrich Ziervogel (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 188; alle Rechte vorbehalten)

62 Zum Namen siehe Anm. 56.

63 Der Grabstein von Pfarrer Reiniger steht im heutigen Kirchhof bei der Kirche; ein Foto findet sich bei F. Wunderlich (wie Anm. 61), S. 367.

64 StAL E 244, Bü 63d.

Reiniger schließt mit den Worten: *Es ist ja noch überdieß Erzerks Gesetz, daß in der Nähe von Dörfern u. menschlichen Wohnungen besonders in so unbedeutende Tiefe keine bergmännische Arbeiten sollen vorgenommen werden. Dürfte ich einen Vorschlag thun so würde ich rathen das Flöz im Eberthal [Eber- oder Obertal nordöstlich vom Berghof] aufzusuchen. Dort schadet es Niemand, wenn Nachgrabungen veranstaltet werden.*

5.3 Grabung zwischen Bibersfeld und Rieden

Nicht von ungefähr fallen Blütezeit der Chemischen Fabrik Oedendorf (um 1829), starke Erzförderung in Westernach (Tab. 2) und die zahlreichen Grabungsversuche in Württembergisch Franken zeitlich zusammen. So liegt ein weiterer Grubenbericht des Westernacher Steigers vom 1. Juni 1829 über eine Grabung *zwischen Bibersfeld und Riethen [heute Rieden]* vor⁶⁵. Im Biberstal brach man im 19. Jahrhundert in vielen Steinbrüchen den Hauptsandstein des Lettenkeupers, und noch heute zeugen die überwachsenen Abraumterrassen von einem einst blühenden Erwerbszweig⁶⁶. Aus den Profilen von J. G. Kurr (1847), C. Regelmann (1877), F. A. Quenstedt (1880) und G. Wagner (1913)⁶⁷ drängen sich die Unteren Grauen Mergel des Lettenkeupers (wie schon bei Ottendorf und Westheim) als Fundhorizont der Vitriolkohlen (mit geringer Wahrscheinlichkeit die etwas tiefer gelegenen Sandigen Pflanzenschiefer) auf.

Laut Ziervogels Bericht war der Hauptstollen in nordwestlicher Richtung 22 Lachter [44 m] vorgerückt (Abb. 13) und die *gesunden Schwefelkiese* kamen immer noch mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 6 bis 7" [17–20 cm] vor. Auf 7 Lachter [14 m] erstreckte sich die Förderstrecke N° 1 im *Rechtenflügel*. Zunächst war die Grube mit 6 bzw. 8, ab 1. Mai 1829 aber mit 12 Arbeitern belegt. 4 Häuer hatten den Hauptstollen vorzutreiben, die 8 übrigen *arbeiteten auf Erze vor Flügelörter*. Wie der Erzabbau vor sich ging, beschreibt Ziervogel genauer. Da über dem Flöz eine 2' [0,6 m] mächtige, *lockere Lettenschicht* lag, konnte *nicht ganz auf Krummhälzerarbeit*, bei der man primär das Erz in niedrigen Abbaustrecken herausbrachte, gefördert werden. Vielmehr mußte eine *jede Kameradschaft, welche aus 2 Mann besteht, eine 4 Fuß [1,1 m] weite u. 4½ Fuß [1,3 m] hohe Strecke vortreiben, dann wird solche auf beiden Stößen [Seiten] 4 Fuß [1,1 m] tief aber bloß um die Erze zu gewinnen ausgeschrämmt*. Ein Probesud, so schreibt Ziervogel, konnte noch nicht vorgenommen werden. Was aus der Grabung Bibersfeld-Rieden geworden ist, wissen wir nicht, denn in den Akten fanden sich keine weiteren Angaben. Vermutlich

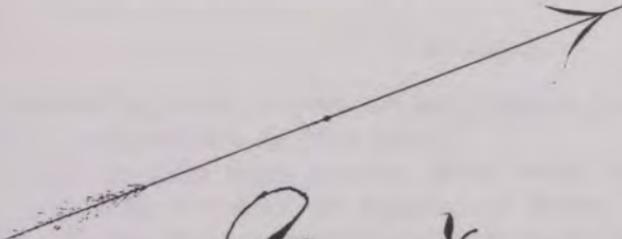
65 StAL E 169b, Bü 188.

66 Ein Foto bei *F. Therrien*: Die Steinbruchindustrie in der Haller Ebene sowie in den Keuperstufen-Randbuchten von Kocher und Bühler. Eine wirtschaftsgeographische Untersuchung (Dipl. Arb. Geograph. Inst. Univ. Stuttgart), Stuttgart 1983, S. 118.

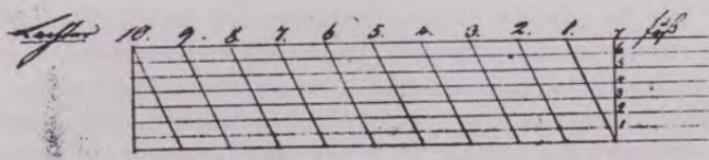
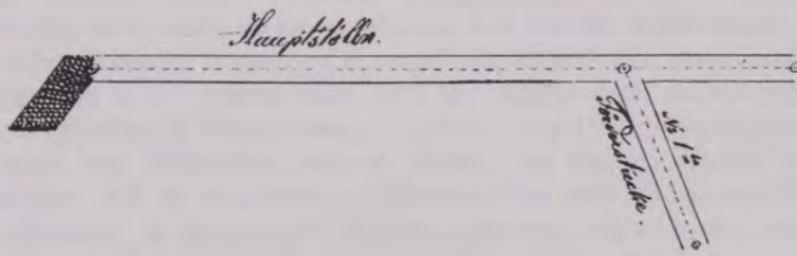
67 Siehe *H. Weber*: Frühe Stratigraphie im Lettenkeuper des Hohenloher Landes (nördliches Baden-Württemberg) im 19. Jahrhundert (ALBERTI und KURR), in: *Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver. N.F.* 74 (1992), S. 173–190; und *H. Weber* 1992 (wie Anm. 59).

hatte sie ein ähnliches Schicksal wie die Westheimer Schürfe; jedenfalls kommt der Name Bibersfeld-Rieden in späteren Dokumenten von 1833 nicht mehr vor.

Ähnlich bedeutungslos war ein Schurf bey *Neuenstein im Oberamt Oehringen* auf ein $1\frac{1}{2}'$ [43 cm] mächtiges Kohlenflöz, erwähnt im Bericht von Bergmeister Zobel vom 31. März 1829. Zwar wurde ein Schacht angelegt, aber wegen der großen Entfernung von der Fabrik sah das Bergamt die Lagerstätte damals nur als Reserve an.



Vitriol-Kohlen-Schiefer-Grube
zwischen
Bibersfeld & Rieden.



F. Ziervogel. Ingen.

Abb. 13 Skizze zum Grubenbericht über die Versuchsgrabung zwischen Bibersfeld und Rieden vom 1. Juni 1829 von Friedrich Ziervogel, etwas verändert (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 188; alle Rechte vorbehalten)

»Der Hohen Herrschaft ist ihr Holz gestohlen worden!«

Quellen zu den Holzdieben im Mainhardter Wald 1840–1852

VON HORST CLAUSS

Einleitung

*Keinerlei Holz sollen sie umbhauen one Erlaupnus, bei Straf 1 Gulden!*¹

*Holz gestohlen haben die schon immer!*²

Genau 425 Jahre liegen zwischen diesen beiden Aussagen und gemeint waren jedesmal die Bewohner des Mainhardter Waldes. Die erste Aussage ist der Mainhardter Dorfordnung entnommen, die am 10. November 1565 der *versambleten Gemaind zu Mainhardt*³ zur Anerkennung vorgelegt wurde. Die zweite stammt aus unseren Tagen: so äußerte sich der ehemalige Leiter des Staatlichen Forstamtes Mönchsberg, als einmal die Sprache auf Holzdiebstähle im Mainhardter Wald kam.

Dem Inhalte nach stimmen beide Aussagen überein. Trotz Strafandrohung – ein Gulden war im Jahre 1565 schon eine ganze Menge Geld – holten sich im Laufe der Jahrhunderte viele Bewohner des Mainhardter Waldes einen Teil ihres Holzbedarfs einfach aus dem Wald, ob mit oder *one Erlaupnus*⁴. Hätten wir nicht unsere modernen Heizsysteme, vielleicht wäre das heute noch so! Waldfrevel und Holzdiebstähle, von den Behörden wurden sie Waldexzesse genannt, gab es im Laufe der Zeit häufig, doch waren sie nie so schlimm, daß von den Waldbesitzern oder von staatlichen Behörden besondere Gegenmaßnahmen getroffen werden mußten. Das änderte sich in den Jahren nach 1840! Die Waldbesitzer, im wesentlichen waren es das Königreich Württemberg, die Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, die Freiherren von Gemmingen und von Weiler, und ihre Forstämter klagten immer häufiger, daß die zunehmenden Holzdiebstähle aller Art zu erheblichen Waldverwüstungen, zu sogenannten Walddevastationen, geführt hätten und daß nun von seiten der Staatsbehörden und der waldbesitzenden Standesherrschaften energische Gegenmaßnahmen unternommen werden müßten, um der völligen Zerstörung des Waldbestandes vorzubeugen. Diesbezüglich entwickelte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein recht umfangreicher Schriftverkehr, der im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZAN) und im Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) aufbewahrt ist. Beteiligt daran waren die Königlichen Forstämter Comburg, Backnang und Neuenstadt, die Oberämter Weinsberg, Schwäbisch Hall, Gaildorf und Backnang, die Kreisregierungen in Ludwigsburg und Ellwangen, die

1 Gemeindearchiv Mainhardt, Dorfordnung von 1565.

2 Mündliche Aussage von Oberforstrat Gayler, Mönchsberg.

3 Gemeindearchiv Mainhardt, Dorfordnung von 1565.

4 Ebd.

standesherrschaftlichen Revierförstereien und Forstverwaltungen, das Evangelische Konsistorium in Stuttgart und die Ministerien des Innern und der Finanzen. Im folgenden Aufsatz sollen diese Waldfrevel, ihre Ursachen und Auswirkungen aufgezeigt werden, wie es nach dem umfangreichen, aber dennoch lückenhaften Archivmaterial möglich ist. Dargestellt werden soll auch eine Zeit, in der viele Bewohner der Gemeinden des Mainhardter Waldes in Elend und Hunger lebten und in ihrer Not versuchten, sich durch Holzdiebstähle und durch unberechtigten Holzverkauf mit dem Nötigsten zu versorgen und sich über Wasser zu halten. Um wichtige Aussagen und Begebenheiten durch die ausdrucksvolle Sprache dieser Zeit zu veranschaulichen und zur Geltung zu bringen, werden in diesen Aufsatz viele Zitate aus den Akten im Wortlaut aufgenommen. Sie sind kursiv gesetzt.

I. Protokoll des Kreisforstrates von dem Comburger Forst über die Visitation des Forstbezirks im Oktober und November 1841

Eine besondere Beachtung verdienen in Beziehung auf Waldfrevel die Bewohner des Mainhardter Waldes⁵.

Mit diesen Worten beginnt ein Protokoll des Forstamtes Comburg, das sich im Spätherbst des Jahres 1841 mit der Forstgerichtsbarkeit, mit Forstpolizei und Forstschutz im Mainhardter Wald befaßte. Was war geschehen? Die Waldfrevel und Holzdiebstähle hatten im Laufe des Jahres 1841 derart zugenommen, daß die Finanzkammer für den Jagstkreis das Forstamt Comburg beauftragte, eine Überprüfung der widrigen Verhältnisse auf den Höhen des Mainhardter Waldes durchzuführen, ihre Ursachen festzustellen und Vorschläge für ihre Verbesserung auszuarbeiten. Diese sogenannte Visitation wurde vom Forstamt Comburg in den Monaten Oktober und November des Jahres 1841 durchgeführt. Sie erstreckte sich nicht nur auf die staatlichen, also königlichen Waldungen, sondern auch auf die Waldbezirke, die noch in standesherrschaftlichem Besitz verblieben waren. Hierbei handelte es sich im wesentlichen um Waldbesitz der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, Hohenlohe-Waldenburg, Hohenlohe-Öhringen und der Fürsten von Löwenstein. Dazuzurechnen waren ebenfalls Besitzungen der Freiherren von Gemmingen-Bürg, von Weiler und von Hügel. In seinem Visitationsbericht versuchte der Berichterstatter die vielfältigen Ursachen für die Waldfrevel und Holzdiebstähle darzulegen. Diesen *Exzessen*⁶ gab er die Schuld an dem trostlosen Zustand der Waldungen und an den Waldschäden, die schon den Charakter von umfangreichen Verwüstungen (Devastationen) angenommen hatten.

Einmal seien durch die vielen verschiedenen Grundherrschaften viele Heimatlose in dieser Gegend aufgenommen worden. Diese Leute waren an ein unstetes Leben gewöhnt. *Die Männer und jungen Burschen durchwanderten das In- und Ausland nach allen Richtungen und trieben Handel in der größten Mannigfaltigkeit*⁷. Sie handelten

5 StAL E 173 III Bü 5914.

6 Ebd.

7 Ebd.

vorzugsweise mit Mineralwasser, mit Waldprodukten, grünem und dürrer Obst, mit Käse und Glaswaren etc. und blieben oft den ganzen Sommer über von zu Hause weg. Andere wiederum durchzogen die Welt als Bänkelsänger, Schauspieler und Musikanten. Deshalb konnte es nach der Meinung des Berichterstatters nicht ausbleiben, daß die Liebe zur Heimat und zu einem ordentlichen häuslichen Gewerbe völlig verlorenging.

*Im Herbst, meist ohne jegliche Ersparnis von der Wanderschaft zurückgekehrt, gaben diese Leute sich ganz dem Holzdiebstahl hin*⁸, ebenso wie der zu Hause gebliebene Teil der Bevölkerung, *der sich das ganze Jahr über den Wald zum Tummelplatz wählte*⁹. So unser Berichterstatter wörtlich.

Volkreiche Städte wie Öhringen, Heilbronn, Ludwigsburg u. a. erleichterten den Absatz der gestohlenen Produkte und es war vor allem der Handel mit Klein- und Nutzholz, wie Besen, Raitstangen, Bohnen- und Hopfenstangen, *welcher in großem Umfang und mit Frechheit*¹⁰ betrieben wurde.

Zum anderen war es die große Nachfrage nach Laubstreu, die zur Verwüstung der Waldungen beitrug. An einem Fuder Laubstreu konnte man 8–12 Gulden verdienen! Kein Wunder, daß Laubstreu gesammelt und damit über viele Jahre hinweg dem Waldboden wertvolle Nährstoffe vorenthalten wurden. Ein magerer Boden, Holzdiebstähle aller Art, übertriebene Streunutzung, Waldweide, uralte Stöcke in den Niederwaldungen und ein schlechter Forstschutz, besonders in den fürstlich Hohenlohe-Bartensteinischen Wäldern, trugen dazu bei, daß der Wald sich in einem trostlosen Zustand befand und von einer eigentlichen Waldnutzung keine Rede mehr sein konnte. Weite Flächen lagen seit Jahren öde und wurden nur noch *auf Heidenstreu*¹¹ benützt. Eichen, Eschen und Ahorne, die es an steilen Abhängen und Taleinschnitten noch gab, wurden mit jedem Jahr weniger und der Berichterstatter vermutete, daß sie zu Seltenheiten im Mainhardter Wald werden könnten. Nirgends gab es Pflanzschulen und wurden irgendwo junge Bäume gesetzt, so wurden sie bald darauf gestohlen.

Dieser widrige und fast hoffnungslose Zustand war den Behörden wohl bekannt, doch der Umstand, daß der Mainhardter Wald aufgeteilt war an die Oberämter Weinsberg, Backnang, Öhringen, Hall und Gaildorf, an die Königlichen Forstämter Comburg, Neuenstadt und Reichenberg, sowie an die verschiedenen standesherrschaftlichen Forstverwaltungen, trug wesentlich dazu bei, daß keine gemeinsamen Maßnahmen, keine konzertierten Aktionen, getroffen wurden, um grundlegend Abhilfe zu schaffen und die forstwirtschaftlichen Verhältnisse im Mainhardter Wald zu verbessern. Der Berichterstatter wörtlich: *Es bedarf einer vielseitigen Überlegung, um die richtigen Mittel zu finden, der so tief gesunkenen Gegend wieder aufzuhelfen, und es bedarf einer großen Beharrlichkeit in Vollziehung der als zweck-*

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

mäßig erkannten Maßregeln, um das Übel von Grund auf zu heilen!¹² Er erwähnt außerdem, daß selbst die Ortsvorsteher, d. h. die Bürgermeister der Gemeinden des Mainhardter Waldes, nicht mehr an eine Verbesserung des wirtschaftlichen Zustandes der Bevölkerung und damit an ein Nachlassen der Waldfrevel glaubten. Obwohl seine Nachforschungen vor allem auf die forstwirtschaftlichen Interessen ausgerichtet waren und er *keine Kenntnis der landwirtschaftlichen Fläche, der übrigen Erwerbsquellen, der Bevölkerung und der Privat- und Gemeindeökonomien*¹³ hatte, sah er es als seine Pflicht an, *diejenigen Mittel*¹⁴ aufzuzählen, die zur Verbesserung der Lebensverhältnisse notwendig erschienen. Er und andere *unbefangene Männer*¹⁵ waren der Ansicht, daß mit dieser Verbesserung und mit der wirksamen Bekämpfung der Armut in der Bevölkerung die Holzdiebstähle und Waldexzesse zurückgehen würden.

Der Berichterstatter erarbeitete nun Maßnahmen, die getroffen werden sollten, und kommentierte sie.

1) Das ambulante Gewerbe als Händler und Schausteller sollte durch eine Beschäftigung in der heimatlichen Landwirtschaft oder durch ein solides Gewerbe ersetzt werden. Das herumziehende Leben sei als die *wichtigste Quelle des Übels*¹⁶ erkannt worden und müsse abgestellt werden. Es sei ja allgemein bekannt, daß die jungen Leute keine Lust hätten, ein Handwerk zu erlernen oder als Knechte und Mägde zu arbeiten. Die *Annehmlichkeit des Wanderns und die Leichtigkeit des Erwerbs beim Handel* eröffneten den Leuten bessere Möglichkeiten, *ihre oft nur eingebildeten und gesteigerten Bedürfnisse* zu befriedigen und deshalb hätten sie dieses Gewerbe bevorzugt¹⁷.

2) Er verlangte Steuererleichterungen durch die verschiedenen Standes- und Grundherren. *Wenn sich der landwirtschaftliche Betrieb auf eine höhere Stufe, der Wert des Grundeigentums heben und die Liebe an den heimatlichen Herd entwickeln solle*¹⁸, so sei es nötig, daß die drückenden Steuerlasten gesenkt würden.

3) Die verwüsteten, fast wertlosen Waldflächen sollten landwirtschaftlich genutzt oder systematisch aufgeforstet werden.

4) Durch Aufforstungs- und Wegebaumaßnahmen sollten *müßige Hände fast das ganze Jahr über*¹⁹ beschäftigt werden. Es ist interessant, hier einen Ansatz für etwas zu sehen, das wir heute ganz modern als staatliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bezeichnen.

5) Zusammen mit dem bisher Vorgesprochenen sollten weitere Maßnahmen durchgeführt werden, die wir heute als Maßnahmen der sozialen Fürsorge bezeichnen würden:

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Ebd.

19 Ebd.

Es wurde der Vorschlag gemacht, Gemeindebacköfen zu errichten und gemeinde-eigene Holzmagazine anzulegen. Der ärmere Teil der Bevölkerung sollte unentgeltlich genügend Brennholz bekommen, um in den Gemeindebacköfen sein Brot backen zu können.

Der Holzhandel in den benachbarten Städten und Dörfern sollte den ärmeren Bewohnern des Mainhardter Waldes erlaubt werden. Allerdings müßten sie durch Kaufurkunden, den sogenannten Ursprungszeugnissen, nachweisen können, daß sie ihr Holz rechtmäßig erworben hatten.

Strafmaßnahmen gegen ertappte Holzdiebe wurden allem Anschein nach nur nachlässig und lasch durchgeführt. Zur Abschreckung sollten jetzt verstärkt Strafen ausgesprochen und ihre Vollziehung streng beachtet werden.

Der Berichtstatter Nettmann vom Forstamt Comburg, ersuchte am Schluß seines Visitationsberichtes die Regierungen des Jagstkreises in Ellwangen und des Neckarkreises in Ludwigsburg, *zweckdienliche Maßregeln zur Verbesserung des moralischen und ökonomischen Zustandes auf dem Wald vorzuschreiben und durch die Oberämter beharrlich durchführen zu lassen*²⁰. Er regte auch an, die benachbarten Forstämter Reichenberg und Neuenstadt *von der Schilderung dieses Zustandes und der beantragten Mittel*²¹ in Kenntnis zu setzen. Das Forstamt Comburg sollte als die für den Mainhardter Wald zustehende Behörde mit der Durchführung dieser Mittel beauftragt werden.

Nachdem die Finanzkammer für den Jagstkreis diesen Visitationsbericht des Forstamtes Comburg erhalten hatte, richtete sie am 15. Januar 1842 ein Schreiben an die Kreisregierung in Ludwigsburg. Sie schließt sich der Forderung des Forstamtes Comburg an, *kein Mittel unversucht zu lassen, um dem Übel zu steuern und einen besseren Zustand herbeizuführen*²² und bittet um eine enge Zusammenarbeit bei der Bekämpfung der Mißstände im Mainhardter Wald und bei dem Versuch, die Lebensbedingungen der Bevölkerung dort zu verbessern.

II. Das Überhandnehmen der Waldexzesse im Winter 1842

Die Holzdiebstähle im Mainhardter Wald hatten im Winter des Jahres 1842 einen derartigen Umfang erreicht, daß sich die zuständigen staatlichen und standesherrschaftlichen Behörden veranlaßt sahen, dagegen einzuschreiten. Man informierte sich gegenseitig über die vorgefallenen Waldfrevel in den jeweiligen Zuständigkeitsbereichen und stellte Überlegungen an, wie man den Holzentwendungen wirksam begegnen könnte. Man wollte nunmehr nicht nur bestrafen, sondern die eigentlichen Ursachen der Waldfrevel aufdecken und sie mit allen Kräften bekämpfen, in der Hoffnung, daß damit auch die Diebstähle in den Waldungen zurückgehen würden. Daß die Lösung dieser Probleme nur langfristig erfolgen könnte, darüber waren sich alle Beteiligten einig.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Ebd.

Am 27. Januar 1842 schrieb das Forstamt Comburg an das Oberamt Weinsberg und teilte ihm mit, daß nach mehreren Meldungen des fürstlich-bartensteinischen Försters Kirchner, der seinen Amtssitz im Schlöble zu Mainhardt hatte, der Holzdiebstahl in den Orten Neuhütten, Kreuzle und Busch so sehr überhand genommen hätte, daß die Substanz der Wälder bedroht sei. Man bat um *polizeiliche Einschreitung gegen diese frechen Frevler*²³. Einmal wurde der Einsatz von Landjägern gefordert, zum anderen sollten die Ortsvorsteher ihre Bürger auffordern, die Holzdiebe anzuzeigen. Außerdem sollte das Verbot, gestohlenen Holz zu kaufen, erneut bekanntgemacht werden.

Die Fürstlich Bartensteinische Domänenkanzlei schilderte in einem Schreiben vom 4. Februar 1842 an das Oberamt Weinsberg die Probleme sehr anschaulich:

Der Holzdiebstahl in den fürstlichen Waldungen bei Unterheimbach *wird auf eine Weise betrieben, daß der totale Ruin der Waldungen die Folge sein muß.*

Die Diebe kommen in Gruppen zu 20–40 Personen bei Tag und Nacht in den Wald und stellen sogar Wächter auf, während die anderen die Bäume fällen.

Läßt sich ein Forstdiener blicken, so rotten sich die Leute zusammen und bedrohen ihn mit Totschlagen. Derartige Drohungen finden sich auch an den Bäumen angeschrieben.

*Das gestohlene Holz wird wagenweise nach Heilbronn gebracht und verkauft*²⁴.

Die fürstliche Domänenkanzlei bat nun das *hochlöbliche Oberamt*²⁵, durch geeignete polizeiliche Maßregeln diesem großen Unfug gefälligst zu begegnen. Dies könnte durch Landjäger geschehen, die das Forstpersonal unterstützen sollten.

Die Ortsvorsteher der betreffenden Gemeinden sollten *die Verkäufer gestohlenen Holzes zur Anzeige bringen und zur Entdeckung der Diebe ernstlich mitwirken*²⁶.

Letzteres war eine Aufforderung, die sicherlich auf wenig Gegenliebe stieß und die wenig Erfolg versprach. Wenn es auch nicht direkt angesprochen wurde, so kommt hier zum Ausdruck, daß die Ortsvorsteher der Gemeinden auf dem Mainhardter Wald keine Neigung besaßen, ihre in Not geratenen Bürger bei den Forstbehörden anzuzeigen. Dies war zwar gesetzeswidrig, doch wer wollte es diesen Männern verdenken, wenn sie schwiegen!

Die Finanzkammer des Jagstkreises in Ellwangen richtete am 8. Februar 1842 ebenfalls ein Schreiben an die Kreisregierung in Ludwigsburg. In einem neuerlichen Bericht des Forstamtes Comburg sah die Finanzkammer einen weiteren *Beweis, in welchem Umfange und mit welcher Frechheit im gegenwärtigen Winter die Holzexzesse betrieben werden und wie selbst das Forstpersonal bei der Ausübung seines Berufs nicht selten lebensgefährlich bedroht ist*²⁷. Die Finanzkammer hatte schon zuvor den Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein ersucht, sein Forstschutzpersonal zu verstärken und bat nun die Kreisregierung in Ludwigsburg, einige

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Ebd.

Landjäger in *die gefährlichsten Orte*²⁸ zu verlegen und damit die Wirksamkeit des Forstschatzes zu verbessern.

Daß auch die Gemeinden im südlichen Teil des Mainhardter Waldes von den Holzdiebstählen nicht verschont blieben, zeigt ein Bericht des Oberamtes Backnang vom 1. Februar 1842 an die Neckarkreisregierung in Ludwigsburg.

Das Oberamt Backnang begründete die Holzentwendungen in dem zu ihm gehörenden Teil des Mainhardter Waldes wie folgt:

1) Der Bezug von Laub- und Nadelreis aus den Staatswaldungen war den meisten Leuten zu teuer.

2) Beim Verkauf aus den Staatswaldungen wurde das Brennholz von Händlern ersteigert um dann mit Gewinn weiterverkauft zu werden. Die unbemittelten Bewohner des Mainhardter Waldes konnten bei den Versteigerungen nicht mithalten und bekamen außerdem keinen Kredit. Da auch der *Unbemittelte Holz haben mußte, so nahm er es daher in der Not, wo er am besten dazu kam*²⁹. Aus Geldmangel konnten auch die Gemeinden die vorgeschlagenen Notvorräte nicht anlegen.

3) Einen weiteren Grund für die Holzdiebstähle sah das Forstamt in der *notorischen Armut*³⁰ von Lämmersbach, wie Liemersbach damals noch hieß, Grab und Schönbronn. Liemersbach, eine Parzelle von Sulzbach mit 460 Einwohnern, lag 2 Stunden von dort entfernt und konnte deshalb *nicht gehörig beraten und beaufsichtigt*³¹ werden. Das Forstamt war der Ansicht, ein eigenes Schultheißenamt in Liemersbach sei eine geeignete Maßregel zur Verbesserung *des sittlichen und ökonomischen Zustandes*³² dieser Parzelle. In Grab und Schönbronn *hätten die Waldungen bedeutend abgenommen, ja seien geradezu verwüstet*³³. Die Schuld dafür sah das Forstamt Backnang in einer *früher vernachlässigten Heranbildung der Jugend*³⁴ und in einer ungenügenden Waldaufsicht.

Die Gemeinde Erlach, damals ebenfalls Parzelle von Sulzbach, kam bei dieser Beurteilung noch recht gut weg: sie hatte eigene Waldungen und konnte ihren Bewohnern das benötigte Holz zur Verfügung stellen. Waldexzesse kamen dort nur in den Staatswäldern vor, waren aber nicht der Rede wert.

III. Der bedauernswerte Zustand des Mainhardter Waldes

Eine anschauliche Schilderung der *sittlichen und ökonomischen Zustände*³⁵ auf dem Mainhardter Wald enthält der Bericht des Oberamtes Weinsberg vom 19. Februar 1842 an die Regierung des Neckarkreises in Ludwigsburg.

Einleitend bemerkte das Oberamt, daß die Klagen und Beschwerden der Forstbe-

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd.

hören über Waldexzesse schon oft erhoben worden waren. Landjäger waren deshalb zur Unterstützung der Forstbeamten vor allem in den Burgfriedenort Neuhütten abkommandiert worden. Da aber für diese polizeiliche Maßnahme keine *höhere Legitimation*³⁶, d. h. keine gesetzliche Grundlage, vorlag, war die Tätigkeit und Wirksamkeit der Landjäger nur von kurzer Dauer. Nachdem sie abgezogen worden waren, begannen die Waldfrevel sofort aufs neue.

Nun wurde eine Beschreibung des Mainhardter Waldes gegeben, die es wert ist, wörtlich wiedergegeben zu werden:

*Der Mainhardter Wald, an welchen unmittelbar der sogenannte Burgfrieden, die Orte Neuhütten, Brettach und Oberheimbach, stößt, eine Gegend, welche auf einer Höhe von 1000 bis etwa 1300 Fuß über der Meereshöhe liegt, rauh von Natur, unfruchtbar, von schlechtem, undankbarem Boden, ist fast gänzlich eingeschlossen von teils Staats-, teils fürstlichen, teils gutsherrlichen Waldungen, und den Einwohnern in dieser Gegend ist hiedurch eine gute Gelegenheit dargeboten, sich ihr Bedürfnis an Holz und dergleichen zu verschaffen, was freilich nur allzu häufig auf dem Wege unerlaubter Zueignung geschieht, denn die Leute gehören fast durchgängig zu der ärmsten Classe und sind gänzlich außerstande, sich das Holz – ein so theurer Artikel – aus eigenen Mitteln anzukaufen, während die Gemeinden bei ihrer eigenen Armuth und bey dem gänzlichen Mangel an Gemeindeeinkünften für die Unterstützung ihrer Angehörigen nur unzureichende Unterstützung gewähren können*³⁷.

Diese – der damaligen Zeit entsprechend – lange Satzkonstruktion ist auch heute noch eine treffliche Schilderung der Zustände auf dem Mainhardter Wald. Der Berichterstatter fuhr fort: *Um sich ein Bild von den Armutsverhältnissen der Gebirgsbewohner, von der niederen Stufe der sittlichen Bildung und von dem Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln machen zu können, muß man selbst in die Orte kommen*³⁸.

Weiter das Oberamt Weinsberg: *Anstatt zu sparen, vergeuden viele lockere und leichtsinnige Purschen ihren spärlichen Verdienst in Kneipen. Und: Auf der ganzen weiten Strecke des Mainhardter Waldes sucht man vergeblich Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe, es ist vergebliche Mühe, sie einzuführen. Der rauhe Boden läßt eine landwirtschaftliche Bebauung der Felder kaum zu und viele Strecken liegen wüst und unangebaut vor. Selbst bei intensiver Behandlung lohnt sich die Mühe und der Zeitaufwand nicht. Das ist ein Übelstand, welcher dem besseren Aufkommen der Bewohner dieser Gegend und der Beförderung ihres Wohlstandes stets im Wege stehen wird*³⁹.

Bei diesen Zuständen war es nicht verwunderlich, daß der größte Teil der Bevölkerung zu einem *unordentlichen Gewerbe*⁴⁰ Zuflucht suchte: Der Hausierhandel mit den verschiedensten Artikeln brachte im In- und Ausland jedoch nur kargen Verdienst, der kaum den Unterhalt für eine oft große Familie gewährleistete.

36 Ebd.

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Ebd.

Einige junge Leute, die auswärts einen Beruf erlernt hatten, kehrten in den Mainhardter Wald zurück. Doch auch sie gaben bald ihr Gewerbe wieder auf und begannen den Hausierhandel aufs neue, *nicht gerade aus Hang für eine herumziehende Lebensweise*⁴¹, sondern weil sie aufgrund mangelnder Verkehrsmittel keinen Absatz für ihre Produkte fanden und somit keinen Verdienst erwirtschaften konnten. Der Berichterstatter hat sicherlich recht, wenn er meinte, daß bei dieser Erwerbs-, Beschäftigungs- und Lebensweise nur sehr schwer Mittel gefunden werden könnten, um den Waldfreveln für alle Zukunft vorzubeugen. *Das Übel habe so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es nur durch außerordentliche und energische Maßnahmen ausgerottet werden könnte*⁴². Ein wirksames Mittel sei, meinte das Oberamt weiterhin, daß die Abrügung der Frevel, d. h. das Aussprechen von Strafen, anders gehandhabt werden solle als bisher. Auch solle die Vollziehung der ausgesprochenen Urteile streng durchgeführt werden, denn das seitherige Verfahren habe überhaupt keine Besserung gebracht. Davon könne man sich überzeugen, wenn man einem der sogenannten Forstrugtage auf dem Mainhardter Wald beiwohne, *wo hunderte der angezeigten Forstfrevler der ganzen Umgebung an ein und demselben Tag zusammenkommen, gleichwie auf einem Jahrmarkt, um wegen der angeschuldigten Exzesse bestraft zu werden*⁴³. Der Berichterstatter wörtlich: *Ein solcher Sammelplatz von Jung und Alt beiderlei Geschlechts scheint nicht geeignet zu sein, bei diesen Leuten einen günstigen Eindruck hervorzurufen, denn der freche Mut, welcher auf jedermanns Stirn zu erblicken ist, und überhaupt die Gleichgültigkeit, mit der die ganze Sache behandelt wird, spricht hiefür. Wohl aber führt es nur allzuhäufig zu anderen Exzessen, zu Unordnungen und selbst zur Entsittlichung*⁴⁴.

Wir sehen, daß die angezeigten Übeltäter diese Straftage nicht allzu ernst nahmen, sie im Gegenteil als Gelegenheit sahen, eine Art Jahrmarkt oder Volksfest zu feiern.

Da die Verurteilten eine Geldstrafe meist nicht bezahlen konnten oder in vielen Fällen nicht wollten, geschah das Abbüßen der Forststrafen in der Regel durch Abverdienen, d. h. durch Arbeitsleistungen in den Waldungen.

Immer im Frühjahr wurden die Abverdienungsplätze geöffnet. Dort mußten die verurteilten Waldfrevler erscheinen, um von den zuständigen Förstern eine Arbeit zugewiesen zu bekommen. Oft schickten die Frevler allerdings nur ihre minderjährigen Kinder, die dann nur schlecht oder gar nicht beaufsichtigt wurden und die die schwere Arbeit auch nicht bewältigen konnten. In vielen Fällen mußten deshalb Landjäger die erwachsenen Schuldner *zusammentreiben und auf den Platz schaffen*⁴⁵.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Ebd.

IV. Maßnahmen gegen die Waldfrevler

Um die Waldfrevler wirksam und dauerhaft bekämpfen zu können, schlug das Oberamt Weinsberg folgende Maßnahmen vor:

1) Mit Hilfe des Staates sollten die Gemeinden Holzvorräte anlegen. Aus diesen *Holzgärten* könnten dann die *unbemittelten Einwohner*⁴⁶ ihren notwendigen Holzbedarf sehr verbilligt beziehen.

2) Der Staat sollte den Gemeinden die notwendigen Geldmittel zur Verfügung stellen, damit sie genügend Holz kaufen könnten.

3) Nicht nur der Staat müßte *ein bedeutendes Opfer*⁴⁷ bringen, auch die fürstlichen Standesherrschaften und die Gutsherrschaften sollten für diese Holzgärten Gelder aufbringen. Dies sei in ihrem eigenen Interesse notwendig, weil dadurch ihre Wälder besser geschützt werden könnten. Hier sieht das Oberamt allerdings Schwierigkeiten, denn die Waldbesitzer könnten aus staatspolizeilichen Gründen den Schutz ihrer Wälder durch die Staatsgewalt verlangen, ohne dafür bezahlen zu müssen. Das Oberamt hofft aber auf *freiwillige Gaben* der Standesherrschaften und meint, daß diese Unterstützung zum Kauf von Holz und eine umsichtige Verteilung desselben *gute Früchte*⁴⁸ tragen dürfte.

4) Zusätzlich sollte das Forstschutzpersonal verstärkt werden. Die ertappten Frevler müßten sofort nach der Tat bestraft und die Strafe unverzüglich vollzogen werden. Es wäre notwendig, Landjäger in diese Gegend zu kommandieren. Sie wiederum sollten bei verdächtigen Personen Hausdurchsuchungen durchführen, die entdeckten Frevler verhaften und den Forstämtern zur sofortigen Aburteilung vorführen. Auf die Rugtage sollte man nicht warten, denn durch sie sei keine Besserung der Zustände zu erwarten. Man erhoffte sich nun bei den Frevlern eine gewisse Scheu und Furcht vor der Strafe und dieses Verfahren werde zeigen, daß mit der Zeit weniger Waldexzesse verübt werden.

5) Die Landjäger, die *Umsicht, Mut und Tätigkeit*⁴⁹ beweisen, sollten mit Geldprämien belohnt werden.

6) Landjäger seien notwendig, da die ansässige Ortspolizei *in der Regel schlecht bestellt sei, keine Energie, keinen Mut und oft auch kein Ansehen habe und vielleicht selbst in die Klasse derjenigen gehöre, welche auf unredlichem Wege das Holz aus den Waldungen schaffe*⁵⁰. Auch den Ortsvorstehern traute man nicht so recht! Ihnen sei nicht ernstlich daran gelegen, die Leute von den Diebstählen im Wald abzuhalten.

7) Das Abverdienungssystem habe sich in der bisherigen Form nicht bewährt. Die Förster hätten den Waldfrevlern die Arbeit nur angewiesen und sich danach wieder entfernt. Die Folge war, daß nicht gearbeitet wurde und daß die Leute sogar nach Hause gingen. Nun sollten die Landjäger die Aufsicht auf den Abverdienungsplätzen führen: Wer nicht arbeitet, sich entfernt oder nicht

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd.

49 Ebd.

50 Ebd.

erscheint, soll sogleich verhaftet werden! Auch habe die bisherige Erfahrung gezeigt, daß Geldstrafen, zumal bei der Armut der Frevler, keine Wirkung haben. Deshalb sollten Gefängnisstrafen erkannt und sofort vollzogen werden. *Eine solche durchgreifende Strenge würde manchen von Exzessen abhalten!*⁵¹

8) Viele Besucher des Mainhardter Waldes fertigten Besen, Schindeln und dergleichen an und verkauften die Waren *karawanenweise* in Öhringen und in der Heilbronner Gegend. *In der Regel ist dieses Holz gestohlen worden!*⁵² Der Verkauf dieser Gegenstände sollte entweder bei Strafe verboten werden oder die Händler müßten durch Legitimationsscheine der betreffenden Forstämter nachweisen können, daß sie das Holz rechtmäßig erworben hätten.

Das Königliche Oberamt Weinsberg schließt seinen Bericht in der Hoffnung, daß durch die aufgezeigten Maßnahmen dem Holzfrevel im Mainhardter Wald wirksam begegnet werden könne.

V. Ursachen des schlechten Zustandes auf dem Mainhardter Wald und Vorschläge zur Verbesserung desselben in dem Erlaß der Regierung des Neckarkreises vom 26. März 1842 an die Regierung des Jagstkreises

Nachdem die Neckarkreisregierung in Ludwigsburg den ausführlichen Bericht des Oberamtes Weinsberg und den leider verlorengegangenen Bericht des Oberamtes Backnang erhalten hatte, faßte sie die Ursachen für das Überhandnehmen der Holzexzesse auf dem Mainhardter Wald zusammen und machte Vorschläge für Gegenmaßnahmen. Das Ergebnis dieser Überlegungen teilte sie in einem Schreiben vom 26. März 1842 der Regierung des Jagstkreises mit und bat um eine enge Zusammenarbeit und um eine Koordination der vorgesehenen Maßnahmen gegen die Waldfrevler.

Ursachen der zu bekämpfenden Erscheinungen waren nach Meinung der Neckarkreisregierung *die Armut der Bewohner des Mainhardter Waldes, die steigende Bevölkerung daselbst und die durch die örtlichen Verhältnisse herbeigeführte Erwerbs- und Lebensweise derselben*⁵³. Bei der Beseitigung dieser Ursachen sah die Kreisregierung große Schwierigkeiten, die *kaum bleibend zu überwinden sein dürften*. Wie die Kreisregierung weiter mitteilte, waren *die Einzelnen von Allem entblößt* und der *bittersten Not* ausgesetzt. Um zu helfen fehlten die erforderlichen Mittel, vor allem, da die betreffenden Gemeinden kein Vermögen besaßen und kaum eigene Einkünfte hatten. So konnte für die Unterstützung der Armen *nur wenig* getan werden⁵⁴.

Zum anderen war es die Beschaffenheit des Bodens, der den *Arbeiter nicht gehörig lohnt und daß er seinen Bewohnern die Mittel zum Unterhalte nicht gewährte*. Bei aller Betonung dieser Schwierigkeiten *sollte indes nicht gemeint sein, daß der Zustand der*

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Ebd.

alte bleiben solle. Die Kreisregierung meinte, daß *der Zustand alle Aufmerksamkeit der Behörden verdient* und forderte, kein Mittel unversucht zu lassen, *um der Armut und dem sittlichen Verderben der Bewohner des Mainhardter Waldes zu steuern*⁵⁵.

Folgende Vorschläge wurden von der Kreisregierung in Ludwigsburg in Erwägung gezogen:

1) Man war besorgt um die *intellektuelle und sittlich religiöse Ausbildung* der Jugend. Namentlich die häufigen Schulversäumnisse der Jugendlichen gaben Anlaß zu großer Besorgnis. Deshalb sollten Geistliche und Schullehrer erinnert werden an die *strenge Erfüllung ihrer Obliegenheiten und an die Notwendigkeit, schon der Jugend die Widerrechtlichkeit des Waldexzesses anzuzeigen.* Unter einer gebührenden Beaufsichtigung durch die Oberämter wollte man versuchen, über die Erziehung in Kirche und Schule zum Erfolg zu kommen⁵⁶.

2) Ein weiterer Vorschlag der Kreisregierung war die *Angewöhnung der Jugend zu nützlicher Tätigkeit und Beschäftigung in Industrieschulen*⁵⁷. Als besonders gut funktionierendes Beispiel wurde die Industrieschule in Untergröningen am Kocher erwähnt. Dort sollte man Erkundigungen einziehen und sich die gemachten Erfahrungen zunutze machen. In den Industrieschulen wurden den schulpflichtigen Jugendlichen handwerkliche Fertigkeiten, die ihrem Alter und Geschlecht entsprachen, vermittelt. Sie waren die Vorläufer der späteren Gewerbe- bzw. berufsbegleitenden Schulen und den Unterricht könnte man mit dem heutigen Hauswerk- und Werkunterricht vergleichen. Die Mittel für diese Einrichtung wollte man durch Beiträge aus den Körperschaftskassen und der Zentralleitung des Württembergischen Wohltätigkeitsvereins aufbringen.

3) Besonders betont wurde die *Heranbildung der älteren Familiengenossen für ordentliche und seßhafte Erwerbszweige.* Die nicht mehr schulpflichtigen Jugendlichen sollten ein Handwerk erlernen oder in landwirtschaftlichen Betrieben untergebracht werden. Die Gemeinden müßten angewiesen werden, *auf dem Wege der Belehrung, Ermahnung und Ermunterung* zu diesem Zwecke beizutragen. Auch hier wollte man die schon genannten Institutionen und die Gemeinden zur Unterstützung dieses Projektes heranziehen⁵⁸.

4) Ihre ganze Aufmerksamkeit richtete die Kreisregierung auf die Verbesserung des *landwirtschaftlichen Gewerbsbetriebs* auf dem Mainhardter Wald. Vor allem durch Belehrung, Ermunterung und durch vorbildliche Beispiele sollte dieses Ziel erreicht werden, außerdem wurden die landwirtschaftlichen Vereine zur Mithilfe aufgerufen. In erster Linie sollten die *großen zerstörten Flächen* wieder landwirtschaftlich genutzt oder der Waldwirtschaft durch Aufforstung zugeführt werden. Die Kreisregierung empfahl den Gemeinden, die vorhandenen Ödflächen zu kaufen und sie dann *ihren bedürftigen Angehörigen* zur landwirtschaftlichen Bebauung zu überlassen und ihnen damit die Möglichkeit zu einem *erlaubten und*

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Ebd.

geordneten Auskommen zu geben. Die staatlichen Amtskörperschaften sollten die Gemeinden durch Kredite und andere Unterstützungen in die Lage versetzen, die öden Flächen auf dem Mainhardter Wald zu erwerben.

Auch die Viehzucht sollte verbessert und erweitert werden. Die verschiedenen Oberämter müßten angewiesen werden, in den Gemeinden sogenannte Viehleihkassen zu errichten, *aus denen der Unbemitteltere zur Anschaffung von Vieh Anlehen unter möglichst günstigen Bedingungen* erhalten könnte.

Ebenfalls dachte man an die Einrichtung von Spar- und Leihkassen in den Gemeinden des Mainhardter Waldes. Durch sie könnte der *bedrängte Gewerbsmann und der Landwirt* billige Kredite für notwendige Investitionen bekommen⁵⁹. In diesen Vorschlägen der Kreisregierung sehen wir heute die ersten Ansätze für das Banken- und Genossenschaftswesen im Mainhardter Wald, das mit der Errichtung der Raiffeisenbank seinen Abschluß fand.

Die Kreisregierung zog auch Erleichterungen im Hinblick auf die den fürstlichen und freiherrlichen Standesherrschaften zu erbringenden Leistungen in Betracht. Allerdings müßten diesbezüglich erst die notwendigen Rahmenbedingungen geschaffen werden, d. h. die gesetzlichen Grundlagen für die Gefällablösungen und für die entsprechenden Entschädigungssummen.

5) Die Teilgemeinden, damals Parzellen genannt, mußten bisher ihre Hilfsbedürftigen selbst unterstützen. Da die Mittel der meisten Parzellen dafür nicht ausreichten und sie von ihren Gesamtgemeinden auch keine Beiträge erhielten, geschah auf dem Gebiet der Armenunterstützung nur wenig, meist nichts. Jetzt sollten die Oberämter darauf drängen, daß die Armenfürsorge künftig in den Zuständigkeitsbereich der Gesamtgemeinden fiel. Die erforderlichen Mittel sollten die Amtskörperschaften aufbringen.

Gut fand die Kreisregierung den Vorschlag, gemeindeeigene Holzmagazine anzulegen. Aus ihnen könnte den Armen der Gemeinden das benötigte Holz unentgeltlich zugeteilt werden. Auch weniger Bemittelte, die gerade in finanziellen Schwierigkeiten seien, könnten dort ihr benötigtes Holzquantum billig erwerben. Auf diese Weise, glaubte die Kreisregierung, könnten die Holzdiebstähle außerordentlich eingeschränkt werden. Die Oberämter müßten die betreffenden Gemeinden beim Anlegen ihrer Holzmagazine überwachen und unterstützen. Da den Gemeinden jedoch nur beschränkt Geldmittel zur Verfügung standen, sollte darauf geachtet werden, das Holz *zu den billigsten Preisen und unter den günstigsten Bedingungen*⁶⁰ anzukaufen. An die fürstlichen und standesherrschaftlichen Waldbesitzer, sowie an die staatlichen Forstverwaltungen, sollte man die Forderung richten, eine bestimmte Menge Holz kostenlos oder sehr verbilligt den Holzmagazinen zur Verfügung zu stellen. Dies sei in ihrem eigenen Interesse und deshalb könnten gewisse Opfer von ihnen verlangt werden.

In der Errichtung der Holzmagazine und in der kostenlosen oder verbilligten Verteilung des Holzes sah die Kreisregierung in Ludwigsburg *hauptsächlich die*

59 Ebd.

60 Ebd.

*Mittel und Wege, mit und auf denen dem verarmten und sittlich herabgekommenen Zustande der Bewohner des Mainhardter Waldes und damit den Ursachen der Waldexzesse begegnet werden könnte*⁶¹.

6) Mit der Beschränkung des Hausierhandels sollten *die Leute der umherziehenden Lebensweise nach und nach entwöhnt* und für ein *seßhaftes Gewerbe bestimmt*⁶² werden. Dies wollte man durch eine allmähliche Verringerung der Konzessionserteilungen erreichen.

7) Auch sollten die Oberämter sehr darauf bedacht sein, die *in Überzahl vorhandenen Branntweinkneipen*⁶³ zu vermindern und allmählich zu schließen. Der Hausierhandel mit Branntwein sollte verboten werden.

8) Der Vorschlag des Forstamtes Comburg, die Gemeinden auf dem Mainhardter Wald zu einem eigenen Oberamtsbezirk zu vereinigen, um sie besser beaufsichtigen zu können, wurde von der Kreisregierung abgelehnt.

Folgende Punkte hob die Kreisregierung besonders hervor:

a) Für außerordentlich hilfreich wurde der Vorschlag des Kreisforstrates befunden, dem Kleinholzhandel einschneidende Beschränkungen aufzuerlegen und die Holzhändler zu zwingen, sich bei ihren Ortsbehörden amtliche Bescheinigungen, die sogenannten Ursprungszeugnisse, über den rechtmäßigen Erwerb ihrer Waren ausstellen zu lassen.

b) Trotz gefährlicher Zusammenrottungen vieler Waldfrevler bei ihren Diebeszügen und obwohl das Forstschutzpersonal immer wieder bedroht wurde, ist eine ständige Stationierung von Landjägern selbst in den *gefährlichen Orten* nicht möglich, da nicht genügend Landjäger zur Verfügung stehen und sie so auch ihrem *ordentlichen Berufe* entzogen werden⁶⁴. Allerdings ist eine zeitweise Versetzung von Landjägern in die Orte des Mainhardter Waldes durchaus denkbar. Eine größere Wirksamkeit versprach man sich aber von einer großzügigeren Verstärkung des Waldschutz- und Forstpersonals durch die Waldeigentümer.

c) Es bestand die Absicht, die Ortsbehörden aufzufordern, bei der Verhütung von Waldexzessen, bei deren Entdeckung und Bestrafung erfolgreicher mitzuwirken. Die Ortsbehörden wollte man unter strenge Aufsicht durch die Oberämter stellen. Der Gedanke an die Einrichtung von Gemeindebacköfen wurde erneut aufgegriffen. Man glaubte, durch eine derartige Maßnahme das Holzbedürfnis der Bevölkerung vermindern und dadurch die Waldfrevel bekämpfen zu können.

Die Regierung des Neckarkreises sah in diesen Punkten eine Möglichkeit, die Holzdiebstähle im Mainhardter Wald eindämmen zu können. Am Ende des Schreibens bittet sie die Regierung des Jagstkreises um Zusammenarbeit und um eine Vereinheitlichung der zu treffenden Maßnahmen gegen die Waldfrevler. Auch die Finanzkammer des Jagstkreises wurde von diesen Vorschlägen in Kenntnis gesetzt.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Ebd.

Weitere Maßnahmen, wie eine rasche Untersuchung und Abrügung der vorgekommenen Exzesse, die strenge Einhaltung der bestehenden Vorschriften gegen gewohnheitsmäßige Waldfrevler, die Erkennung von Freiheitsstrafen gegen zahlungsunfähige Diebe anstelle von Geldbußen und ein zweckmäßigeres Verfahren beim Abverdienen der Waldfrevel sollte den staatlichen bzw. standesherrschaftlichen Forstpolizeibehörden selbst überlassen bleiben.

VI. Maßnahmen zur Verbesserung der Verhältnisse auf dem Mainhardter Wald

a) Der Erlaß der Kreisregierung vom 5. September 1843

Für die Zeit vom März 1842 bis zum September 1843 sind uns keine Nachrichten über die Waldfrevel im Mainhardter Wald überliefert. Sicherlich hielt der Diebstahl in den fürstlichen und staatlichen Waldungen an und ebenfalls die Versuche ihn zu unterbinden.

Wie aus dem Erlaß der Regierung des Neckarkreises vom 5. 9. 1843 hervorgeht, sind die Regierungen des Neckar- und Jagstkreises wiederholt miteinander in Verbindung getreten. Dieser Schriftverkehr ist nicht mehr vorhanden; die Akten wurden wahrscheinlich absichtlich ausgelesen und entfernt, da sie im Grunde nichts Neues erbrachten. Die dabei erarbeiteten *Maßregeln zur Verhütung der Waldexzesse auf dem Mainhardter Wald und zur Verbesserung des Zustandes der Bewohner dieser Waldgegend*⁶⁵ wurden in dem Erlaß vom 5. September 1843 an das Oberamt Weinsberg zusammengefaßt. In ihnen waren im wesentlichen die Vorschläge enthalten, die das Oberamt Weinsberg schon am 19. 2. 1842 der Kreisregierung in Ludwigsburg vorgetragen hatte. Deren Überlegungen, die in einem Schreiben vom 26. 3. 1842 der Kreisregierung in Ellwangen mitgeteilt worden waren, wurden mit einbezogen.

Die beiden Kreisregierungen verständigten sich auf folgende Maßnahmen:

1) *Erhöhte Sorgfalt für die intellektuelle und sittlich religiöse Ausbildung der Jugend*⁶⁶. Man erinnerte an die bestehenden Vorschriften, vor allem aber an die Bestimmungen über Schulversäumnisse und an die Belehrung der Jugend über die Widerrechtlichkeit der Holzexzesse. Man wollte sich mit dem evangelischen Konsistorium diesbezüglich in Verbindung setzen, um auch die Pfarrer und Schullehrer für diese Aufgabe einsetzen zu können.

2) *Angewöhnung der Jugend zu nützlicher Tätigkeit und Beschäftigung in den Industrieschulen*⁶⁷.

Das Oberamt Weinsberg wurde angewiesen, auf die Errichtung von Industrieschulen in den Gemeinden des Mainhardter Waldes *ernstlich hinzuwirken* und Mängel bei schon bestehenden Schulen zu beseitigen⁶⁸.

65 Ebd.

66 Ebd.

67 Ebd.

68 Ebd.

3) *Heranbildung der älteren Familiengenossen für ordentliche und seßhafte Erwerbszweige durch Unterbringung derselben in Gewerbslehren oder in landwirtschaftlichen Gewerbebetrieben*⁶⁹.

Hier folgte man genau den Anregungen, welche die Neckarkreisregierung mehr als ein Jahr zuvor in einem Schreiben vom 26. 3. 1842 an die Regierung des Jagstkreises gegeben hatte. Die Verantwortlichkeit über ihre Durchführung wurde dem Oberamt Weinsberg übertragen.

4) *Verbesserung des landwirtschaftlichen Gewerbsbetriebs auf dem Mainhardter Wald*⁷⁰.

Grundlagen für diesen Punkt des Erlasses waren ebenfalls die Erwägungen der Regierung des Neckarkreises vom Februar 1842.

a) Das Oberamt Weinsberg wurde angewiesen, den Landwirtschaftlichen Verein zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe zu veranlassen. Dies sollte durch Belehrung und Ermunterung und vor allem durch die Errichtung von Musterbetrieben geschehen.

b) Zur Verbesserung der Viehzucht wurde dem Oberamt anbefohlen, in den einzelnen Gemeinden auf die Errichtung von Viehleihkassen hinzuwirken. Die Farrenhaltung allerdings mußte aus den Mitteln der Gemeinden finanziert werden.

c) Das Oberamt mußte auf die Errichtung von Spar- und Leihkassen bestehen. Den Landwirten und Gewerbetreibenden sollte die Möglichkeit gegeben werden, zinsgünstige Kredite aufnehmen zu können.

d) Die Gemeinden sollten mit Unterstützung der staatlichen Amtskörperschaft die vorhandenen großen, verwüsteten Flächen aufkaufen, sie ihren bedürftigen Gemeindeangehörigen zur landwirtschaftlichen Nutzung überlassen und diesen dadurch die Möglichkeit geben, sich ein geordnetes Auskommen zu verschaffen.

e) Das Oberamt sollte in angemessener Weise mithelfen, die Bewohner des Mainhardter Waldes von ihren Leistungen gegenüber ihren ehemaligen Grundherrschaften zu befreien.

5) *Genügend Unterstützung der Hilfsbedürftigen von seiten der öffentlichen Kassen*⁷¹. Auch in diesem Punkt folgt die Kreisregierung den Vorschlägen des Oberamtes in Weinsberg in bezug auf die Armenunterstützung durch die Gemeinden und auf das Anlegen von Holzmagazinen. Die Finanzkammer des Jagstkreises erklärte sich bereit, das dazu erforderliche Quantum an Holz, Reisig und Stangen aus den Waldungen des Reviers Mönchsberg bereitzustellen, auch sollte die Finanzkammer des Neckarkreises Holzanweisungen aus den Revieren Willsbach und Lichtenstern zugestehen.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 Ebd.

6) *Möglichste Beschränkung des Hausierhandels der Bewohner des Mainhardter Waldes*⁷².

Die Konzessionen für den Hausierhandel mußten beschränkt werden. Das Oberamt sollte allerdings darauf bedacht sein, daß dabei keine nicht zu verantwortenden Härten entstehen.

7) *Verminderung und allmähliche Schließung der im Überschuß vorhandenen Branntweinkneipen und Abstellung des Hausierhandels mit Branntwein*⁷³.

Dieser Maßregel sollte das Oberamt seine ganze Aufmerksamkeit widmen und auch die Ortsvorsteher zur strengeren Aufsicht und Handhabung der Ordnung anhalten.

8) *Aufforderung an die Ortsbehörden, nicht nur zur Verhütung von Waldexzessen durch ihre Gemeindeangehörige das Ihrige pflichtmäßig beizutragen, sondern auch zu Entdeckung und Abrüggung der begangenen Frevel eifrigst mitzuwirken*⁷⁴.

Das Oberamt Weinsberg wurde verpflichtet, den betreffenden Ortsbehörden die entsprechenden Weisungen zu erteilen und sie bei ihren Bemühungen gegen die Waldfrevler streng zu beaufsichtigen. Die Ortsbehörden mußten nun die Forstbeamten bei den durch die Forstbehörden angeordneten Hausdurchsuchungen unterstützen, die Gemeindebeamten mußten die ihnen bekannten Frevler zur Anzeige bringen und darauf achten, daß das Abverdienen von Forststrafen mit aller Strenge auch vollzogen wurde. Dies war sicherlich eine Anordnung, die die Ortsvorsteher und ihre Angestellten in große Gewissenskonflikte brachte, denn eine pünktliche Durchführung dieser Anordnung förderte zweifelsohne die gegenseitigen Anfeindungen innerhalb der Bewohner eines Ortes.

9) *Einrichtung von Gemeindebacköfen*⁷⁵.

Das Oberamt mußte die Einrichtung von Gemeindebacköfen fördern, um den Holzbedarf der Bevölkerung zu vermindern.

Die Kreisregierung verlegte die Landjägerstation von Wüstenrot nach Neuhütten. Außerdem überließ sie es dem Oberamt, weitere, im Moment entbehrliche Landjäger wenigstens zeitweise aus anderen Bezirken in die Orte des Mainhardter Waldes zu versetzen. Diese Männer sollten, neben ihren speziellen Berufspflichten, insbesondere zur Wachsamkeit gegenüber Waldfrevlern verpflichtet werden. Eine dauernde Stationierung von Landjägern für den Forstschutz war aus *Mangel an disponiblen Subjekten*⁷⁶ nicht vorgesehen.

Weitere Anträge, z. B. die schnellere Untersuchung und Bestrafung bei Waldfrevlern, die Erkennung von Freiheitsstrafen gegen zahlungsunfähige Verurteilte und ein zweckmäßigeres Verfahren bei der Abverdienung der Bußen, wurden zurückgestellt. Sie sollten nochmals eingehend beraten werden.

Der Erlaß der Regierung des Neckarkreises vom 5.9.1843 schließt mit der

72 Ebd.

73 Ebd.

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Ebd.

Anweisung an das Oberamt Weinsberg, alle erforderlichen Einleitungen und Verfügungen zu treffen, um die genannten Punkte in die Tat umzusetzen, und nach Jahresfrist über den Vollzug und die Ergebnisse Bericht zu erstatten.

Dieser Erlaß erging ebenfalls an das Oberamt Backnang und die Regierung des Jagstkreises wurde diesbezüglich auch informiert. Auch dem Evangelischen Konsistorium in Stuttgart wurden *die Maßregeln zur Hebung des gesunkenen Zustandes der Bewohner des Mainhardter Waldes* mitgeteilt. Als Ursache des gesunkenen Zustandes wurden die *irrigen Vorstellungen, unter welchen die Waldexzesse von der moralischen und rechtlichen Seite genommen werden*, bezeichnet. *Eine sichere und bleibende Abhilfe* sei nur durch das *Wirken des Lehrers und des Geistlichen* zu erwarten. *Da von diesen der erste Grund zur Verbesserung des sittlichen Zustands der Bevölkerung und vor allem der Jugend gelegt werden könne*, bat die Kreisregierung das Evangelische Konsistorium um Mithilfe und enge Zusammenarbeit. Den Geistlichen und Schullehrern jener Gegend sollte *erhöhte Sorgfalt bei der intellektuellen und sittlich religiösen Ausbildung der Jugend* empfohlen werden, namentlich sollten die Jugendlichen über *das Unsittliche und Widerrechtliche der Holzexzesse nachhaltig belehrt* werden⁷⁷.

b) Besondere Maßnahmen für die Parzelle Liemersbach

In seinem Bericht vom 14. Mai 1844 gab das Oberamt Backnang der Regierung des Neckarkreises einleitend bekannt, daß es die Entschließung vom 5. September 1843 sowohl dem gemeinschaftlichen Amte Sulzbach, als auch den Gemeindebehörden Murrhardt zugeleitet und diese aufgefordert hatte, zu überlegen, welche der in dieser Entschließung angedeuteten Maßregeln für sie und ihre Teilorte anzuwenden sein könnten. Die von den betroffenen Gemeinden eingegangenen Berichte sind verlorengegangen, doch das Oberamt Backnang hatte die wesentlichen Punkte zusammengefaßt, wobei für die Parzelle Lämmersbach – das heutige Liemersbach im Rems-Murr-Kreis – weitere Vorschläge erarbeitet wurden.

1) Lämmersbach, eine Parzelle von Sulzbach/Murr, sollte politisch selbständig werden. An der Spitze einer eigenen Gemeindeverwaltung hätte ein tüchtiger Ortsvorsteher geeignete Maßnahmen gegen die Waldexzesse zu ergreifen.

2) Ein weiteres wesentliches Mittel zur Eindämmung der Holzdiebstähle sah man in der Errichtung einer eigenen Pfarrei unter Einschluß der Orte Grab und Schönbronn: Der Geistliche sollte den Bewohnern wohl ordentlich ins Gewissen reden!

3) Ein weiterer Vorschlag war, in Lämmersbach eine Kleinkinderbewahranstalt (Ganztageskindergarten) und eine Industrieschule einzurichten. Man beklagte es, daß in Lämmersbach/Liemersbach niemand zu finden sei, der diese beiden Anstalten leiten und überwachen könnte. Man setzte seine ganze Hoffnung auf einen Ortsvorsteher, der möglichst bald bestellt und *gehörig belehrt* werden sollte⁷⁸.

Am Rande sei vermerkt, daß der Ortsgeistliche, der im zwei Stunden entfernten

77 Ebd.

78 Ebd.

Sulzbach seinen Amtssitz hatte und außerdem *in vorgerücktem Alter* stand, der Meinung war, daß *Kleinkinderbewahranstalten nichts taugen*. Das Oberamt dazu wörtlich: *Wo sind sie wohl mehr am Platze, als in einem Orte, wo die halbe Bevölkerung und mehr auswärts ihr Brot suchen muß!*⁷⁹ Diese Aussage wirft ein bezeichnendes Licht auf die wirtschaftliche Situation des Ortes Lämmersbach, der in weiteren Berichten sogar als Armenkolonie bezeichnet wurde.

4) Damit die Schulabgänger leichter eine Lehrstelle finden konnten, schlug man vor, ihnen sogenannte Lehr- und Kleidergelder zur Verfügung zu stellen. Deshalb sollte die Ortschaft – ebenso wie Ebersberg, Jux und Spiegelberg – unter die besondere Fürsorge der Zentralstelle des Württembergischen Wohltätigkeitsvereins gestellt werden um die Finanzierung dieser Maßnahmen sicherzustellen.

5) Der Leiter des Oberamtes Backnang, Herr Lang, war Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins in Backnang. Er bot an, dafür zu sorgen, daß Lämmersbach aus Vereinsmitteln einen tüchtigen Farren zur Verbesserung der Viehzucht bekommen sollte. Allerdings waren die Unterhaltskosten für das Tier nicht gesichert und man wollte sich diesbezüglich ebenfalls an den Wohltätigkeitsverein wenden.

6) Die Fürstlich Löwensteinische Standesherrschaft von Lämmersbach hatte noch Anspruch auf das sogenannte Fron- oder Dienstgeld. Die Summe betrug pro Einwohner jährlich 3 Gulden. Diese Personalabgabe war vor allem für die arme Bevölkerung des Ortes eine große Belastung. Aufgrund des Fronablösungsgesetzes von 1836 wurden von den staatlichen Behörden seit einiger Zeit Verhandlungen mit den Standesherrschaften geführt, um diese Besteuerung abzuschaffen. Man hatte aber wenig Hoffnung auf Erfolg, da der dadurch entstandene Rechtsstreit zuvor schon zum Nachteil der Frongeldpflichtigen entschieden worden war.

7) Die Unterstützung der Armen wurde bis jetzt von der Kirchspielkasse Sulzbach gewährt. Von staatlicher Seite (Amtskörperschaft) erhielt Lämmersbach 400 Gulden zur Betreuung von armen unehelichen und verwahrlosten ehelichen Kindern, die *in fremde Erziehung*⁸⁰ gegeben werden mußten. Beide Institutionen waren jedoch nicht in der Lage, ihre Hilfe zu erweitern.

8) Um manchen Familien nicht ihre einzige Existenzgrundlage zu zerstören, lehnte man eine Beschränkung des Hausierhandels ab.

9) Das Oberamt Backnang war der Ansicht, daß den häufigen Waldexzessen in Lämmersbach nur durch eine Verbesserung der Ernährungsverhältnisse und durch die Einsetzung einer eigenen Ortsobrigkeit begegnet werden könne. Hierfür sollten die Staatsfinanzverwaltung und die Fürstliche Standesherrschaft Löwenstein keine Opfer scheuen.

Abschließend erwähnte der oberamtliche Bericht, daß in den Orten Grab und Schönbronn kaum Waldexzesse zu verzeichnen waren und auch sonst keine außerordentlichen Maßregeln notwendig seien.

79 Ebd.

80 Ebd.

c) Der Erlaß der Königlichen Regierung des Neckarkreises in Ludwigsburg an das Oberamt Backnang

Schon eine Woche nach dem Bericht des Oberamtes antwortete die Kreisregierung in einem Erlaß vom 21. Mai 1844.

Sie nahm Stellung zu den einzelnen Punkten:

1) In bezug auf die geforderte politische Selbständigkeit des Ortes war noch keine Entscheidung gefallen. Weitere Verhandlungen darüber wurden in Aussicht gestellt.

2) Die Errichtung einer eigenen Pfarrei in Liemersbach, Grab und Schönbronn unterstellte man ganz der Entscheidung des Evangelischen Konsistoriums in Stuttgart. In einem Schreiben an das Konsistorium hatte man die Probleme dieser Waldorte erneut geschildert und dem Konsistorium anheimgestellt, dem Vorschlag des Oberamtes zu folgen. Eine Entscheidung, ob die Waldorte eine eigene Pfarrei bekommen sollten, war noch nicht getroffen worden.

3) Die Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt und einer Industrieschule in Liemersbach erschien der Kreisregierung als sehr wünschenswert, vor allem, da *die Einwohner zum größten Teil ihr Brot auswärts* suchen mußten. Die Kinder konnten deshalb nicht beaufsichtigt werden und blieben sich selbst überlassen. Noch einmal erwähnte die Kreisregierung die Industrieschule in Untergröningen, die dort *sehr segensreich* wirkte⁸¹.

Die Mittel für die vorgeschlagenen Einrichtungen wollte man von der Zentralstelle des Württembergischen Wohltätigkeitsvereines, aber auch durch Unterstützung von privaten und anderen öffentlichen Kassen aufbringen. In erster Linie waren damit die Standesherrschaft und die Amtskörperschaft gemeint, man dachte aber auch daran, durch einen öffentlichen Aufruf ebenfalls *milde Gaben*⁸² bekommen zu können. Die Aufsicht über diese Einrichtungen in Liemersbach sollte dem Schullehrer oder *einem unter den übrigen sich vorteilhaft auszeichnenden Bürger*⁸³ übertragen werden. Die oberste Kontrollfunktion sollte aber einem an Ort und Stelle wohnenden und noch einzustellenden Geistlichen oder Schultheißen vorbehalten bleiben.

Die Vorbehalte, die der Pfarrer von Sulzbach wegen der Kinderbewahranstalt und der Industrieschule geäußert hatte, wurden mit einer Verwechslung dieser Schulen mit den Rettungsanstalten für verwaiste Kinder erklärt. Die Kreisregierung war der Ansicht, daß in den vorgeschlagenen Einrichtungen die Kinder ihren Eltern keineswegs entzogen würden und daß deren Einfluß nicht leiden würde.

4) Die gewerbliche Ausbildung der Schulabgänger, insbesondere der Jünglinge, sollte bei tüchtigen Meistern in größeren Städten vorgenommen werden. Die Lehrherren wollte man durch öffentliche Aufrufe finden und sie bewegen, die Lehrlinge unentgeltlich aufzunehmen. Nach einer abgeschlossenen Lehre sollten

81 Ebd.

82 Ebd.

83 Ebd.

die Jünglinge sich nicht am väterlichen Herde herumtreiben, sondern auswärts ihr Unterkommen⁸⁴ suchen.

Die Absicht dieser Überlegungen ist offensichtlich: die jungen Männer sollten in guten Berufen ihr Auskommen finden und nicht mehr gezwungen sein, durch Holzdiebstahl ihr Leben fristen zu müssen.

In einem gesonderten Schreiben wurde die Zentralstelle des Wohltätigkeitsvereins in Stuttgart gebeten, die Gründung einer Kleinkinderbewahranstalt und Industrieschule und die Bemühungen um eine gewerbliche Ausbildung der Jugendlichen zu unterstützen. Die Kreisregierung erinnerte daran, daß in den Jahren 1840/41 schon einmal eine Industrieschule in Liemersbach bestanden hatte und daß diese vom Wohltätigkeitsverein jährlich mit einer Summe von 25 Gulden unterstützt worden war. Warum diese Schule im Jahre 1844 nicht mehr bestand, wußte die Kreisregierung nicht zu sagen. Immerhin vertrat man die Meinung, daß eine neue Industrieschule in Liemersbach in hohem Grade unterstützungsbedürftig sei.

5) Zum Unterhalt eines Farren in Liemersbach wollte man aus der Staatskasse Zuschüsse gewähren. Auch wollte man die Zehnherrschaft in Löwenstein um einen Beitrag bitten, da durch die Verbesserung der Viehwirtschaft und des Ackerbaus diese nur gewinnen könnte.

Die Kreisregierung schlug dem Oberamt noch vor, sich weiterhin um die Einrichtung einer Viehleihkasse und um den Ausbau von Wegen zur *besseren Befahrung des Feldes*⁸⁵ zu kümmern.

6) Die Kreisregierung gab dem Oberamt Backnang den Rat, sich weiterhin um die Frongeldablösung zu bemühen.

7) Eine weitere Anweisung lautete, bei der Armenunterstützung besonders die Ortschaft Liemersbach zu berücksichtigen. Ausdrücklich wurde an die Gründung eines Notholzmagazins und an den Bau eines Gemeindebackofens erinnert. Außerdem wurde den ärmeren Einwohnern das sogenannte Leseholzsammeln gestattet. Da dadurch aber der Holzbedarf nicht völlig gedeckt werden konnte, erachtete die Kreisregierung den Bau eines Notholzmagazins als besonders wünschenswert.

Auf eine Beschränkung des Hausierhandels und auf eine Verbesserung der Ernährungsverhältnisse ging die Kreisregierung nicht ein.

Abschließend wurde dem Oberamt anbefohlen, nach Ablauf von weiteren 6 Monaten einen Bericht über die Auswirkungen der getroffenen Maßnahmen vorzulegen.

84 Ebd.

85 Ebd.

VII. *Rechenschaftsberichte des Oberamtes Weinsberg über die durchgeführten Maßnahmen und deren Erfolge*

Etwa zehn Monate nach dem Erlaß der Neckarkreisregierung legte das Oberamt Weinsberg eine erste Bilanz vor. In einem Schreiben vom 19. März 1845 berichtete es von den seither getroffenen Maßnahmen zur Verhütung von Waldexzessen auf dem Mainhardter Wald und deren Ergebnisse.

1) Die Pfarrämter Mainhardt, Wüstenrot und Maienfels waren schon im Oktober 1843 aufgefordert worden, der *intellektuellen und sittlich religiösen Ausbildung der Jugend erhöhte Sorgfalt* angedeihen zu lassen. Die Pfarrämter achteten inzwischen streng auf die Durchführung der bestehenden Vorschriften, besonders was den Schulbesuch und die Schulversäumnisse anbetraf und ermahnten und belehrten die Jugend, namentlich über das *Unsittliche und Widerrechtliche* der Holzexzesse, sehr eindringlich.

Das Oberamt hatte sich von der *Gewissenhaftigkeit und dem Pflichteifer* der betreffenden Geistlichen überzeugt und war der Ansicht, daß sie ihrer Aufgabe *mit allem Fleiß* nachgekommen waren⁸⁶.

2) Um die Jugend an *nützliche Tätigkeit und Beschäftigung* zu gewöhnen, war in Wüstenrot eine Industrieschule eingerichtet worden. Um den Bestand dieser Schule auf Dauer sicherzustellen, war ein tüchtiges Mädchen aus Wüstenrot, dessen Name allerdings nicht erwähnt wurde, zur Ausbildung als Lehrerin an einer Industrieschule in eine Lehranstalt nach Stuttgart geschickt worden. In den Orten Finsterrot und Mainhardt wurde die Errichtung einer Industrieschule eingeleitet, in Neuhütten sollte die bestehende Schule erweitert werden⁸⁷.

Etwas resignierend berichtete das Oberamt, daß unter den Einwohnern dieser Gemeinden *freilich nur wenig Sinn* herrsche für die Benützung dieser Anstalten und daß auf die Unterrichtung der Kinder nur wenig Wert gelegt werde. Das Oberamt wollte aber keine Gelegenheit versäumen, die Behörden und die Dorfbewohner darauf aufmerksam zu machen, wie *notwendig und nützlich* die Kenntnisse seien, die in den Industrieschulen erlernt werden konnten. Besonders sei dies nützlich für Mädchen, *deren Los es ist, in weiterem Alter als Dienstboten Nahrung und Erwerb zu suchen*⁸⁸.

3) Wie gefordert, versuchte das Oberamt dem Hausierhandel entgegenzuwirken. Dies geschah aber mit wenig Erfolg, da der Hausierhandel *in vielen Fällen als die noch einzige und letzte Nahrungsquelle einer Familie* erschien und deshalb *nicht gänzlich zu entfernen* war⁸⁹.

4) Baldigen Erfolg zur Verbesserung der Landwirtschaft und Viehzucht hatte sich das Oberamt durch die Einrichtung eines landwirtschaftlichen Musterbetriebes

86 Ebd.

87 Ebd.

88 Ebd.

89 Ebd.

versprochen. Hier sollte den Bauern das notwendige Wissen vermittelt werden, wie sie ihre Betriebe verbessern und ihre Erträge steigern könnten.

Das Oberamt hatte diesbezüglich mit den Ortsvorstehern einiger Gemeinden des Mainhardter Waldes gesprochen. Alle waren von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit eines Musterbetriebes überzeugt – doch kein einziger wagte es, sich an der Finanzierung zu beteiligen, so daß das Vorhaben kläglich scheiterte.

Der Vorschlag des Oberamtes, Viehleihkassen einzurichten, hatte auch nicht *in einer einzigen Gemeinde* Anklang gefunden, denn diese sahen sich nicht in der Lage, diese Viehleihkassen mitzufinanzieren und Kredite ohne Sicherheiten zu geben. Dort, wo früher derartige Versuche gemacht worden waren, hatte man schlechte Erfahrungen gemacht. Man hatte nicht mit der Verschlagenheit und Schlitzohrigkeit der Bauern gerechnet: Das mit einem Kredit aus der Viehleihkasse gekaufte Vieh wurde oft heimlich wiederverkauft und *gegen ein Individuum von schlechterer Beschaffenheit* eingetauscht. Den so erhandelten Gewinn steckten die Bauern in ihre eigene Tasche. Eine ähnliche Bewandnis hatte es mit der Errichtung einer Spar- und Darlehenskasse, die von den Gemeinden getragen werden sollte. Die meisten Landwirte und Gewerbetreibenden waren der Ansicht, daß diejenigen, die die gesetzlichen Sicherheiten leisten könnten und kreditfähig seien, jederzeit in Öhringen oder Schwäbisch Hall einen Kredit aufnehmen könnten, die anderen aber würden die Gemeinden in *die Gefahr geringerer oder größerer Verluste* bringen. Die Gemeinden verweigerten deshalb ihre Zustimmung zu einer derartigen Einrichtung: Wenn es um Geld ging, waren die Gemeinden auch damals schon sehr vorsichtig und zurückhaltend⁹⁰.

Wohl weil ihm die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bewußt geworden war, beklagte sich Oberamtmann Zair von Weinsberg auch über die schlechte Arbeitshaltung der Bauern und über die zu großen Steuerabgaben an die Standesherrschaften. Er berichtete wörtlich: *Wenn man den Wäldler auf seine mangelhafte Landwirtschaft aufmerksam macht, so erhält man zur Antwort, was soll ich anfangen mit dem schlechten Sandboden, in einem nassen Sommer verfault alles und in einem warmen Sommer verbrennt alles!*⁹¹

Dennoch war das Oberamt der Meinung, daß mit einem *zweckmäßigen Kultursystem* dem Boden der doppelte Ertrag abgerungen werden könnte. Allerdings müßte man durch eine Musterwirtschaft und durch tägliche praktische Anschauungen *den Wäldler aus seinem altgewohnten Schlendrian herausbringen*⁹².

Des weiteren beklagte das Oberamt, daß die fürstlichen Domanialkanzleien über die Ablösung einzelner Lasten – vor allem dachte man an den Sterbfall und Handlohn – nicht mit sich reden lassen wollten. Von der Domanialkanzlei Öhringen erhielt das Oberamt die Antwort, daß unter Umständen nur auf eine Gesamtablösung aller Abgaben eingegangen werden könnte. Das Oberamt wollte diese Frage weiterverfolgen.

90 Ebd.

91 Ebd.

92 Ebd.

5) Während die Unterstützung der Hilfsbedürftigen durch Beiträge von den Gemeinden verbessert worden war, sah das Oberamt Weinsberg keine Möglichkeit, selbst eine weitere Unterstützung zu gewähren, da es für den Unterhalt der Straße – die heutige B 27 bzw. B 14 – mit jährlich 4–5000 Gulden belastet war.

In diesem Zusammenhang erwähnte das Oberamt, daß die Einrichtung von Holzmagazinen bei den Gemeindebehörden nicht den gewünschten Anklang gefunden habe. Die Behörden scheuten eine neue Art der Armenunterstützung und deren Kosten. Dankbar jedoch waren die Leute, daß Holz zu ermäßigten Preisen direkt aus dem Wald bezogen werden konnte. Das Oberamt sah darin allerdings einen Nachteil, da die Leute dieses Holz schon vor dem Winter teurer weiterverkauften.

6) Den Pfarrämtern im Mainhardter Wald war eine Liste der im Jahre 1844 aus der Schule gekommenen Knaben vorgelegt worden. Die Geistlichen und das Oberamt hatten dafür gesorgt, daß alle männlichen Schulabgänger eine Lehrstelle gefunden hatten oder in der Landwirtschaft untergekommen waren. Dies wirkte sich dahingehend aus, daß nach der Meinung des Oberamtes der Hausierhandel wesentlich zurückgegangen war.

7) Es durften keine neuen Branntweinkneipen eröffnet werden; auch beim Hausierhandel mit Branntwein waren alle Konzessionsgesuche zurückgewiesen worden.

8) Ortsvorsteher und Ortsbehörden hatten eifrig mitgewirkt, das Frevelhafte der Walddiebstähle ins Bewußtsein der Bevölkerung zu bringen. Klagen der staatlichen und grundherrschaftlichen Forstbehörden waren in dieser Beziehung nicht mehr erhoben worden.

9) Einen weiteren Erfolg konnte das Oberamt vermelden: Zusätzlich zu den in Weinsberg und Affaltrach bestehenden Gemeindebacköfen wurden drei neue in Unterheinriet, Willsbach und Eschenau eingerichtet. Das Oberamt betonte aber ausdrücklich, daß auf dem Mainhardter Wald im Hinblick auf die Kosten die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit solcher Gemeindebacköfen sehr problematisch war, da der größte Teil der Bevölkerung sein Brot bei den Bäckern holte. Dennoch versicherte das Oberamt, seine größte Aufmerksamkeit dieser Frage zu widmen und auf die Herstellung solcher gemeinsamer Backöfen zu dringen.

Wir wissen von einem weiteren Bericht des Oberamtes Weinsberg, der mehr als zwei Jahre später abgefaßt wurde. Die Nummer dieses Schreibens an die Regierung des Neckarkreises zeigt aber, daß zwischenzeitlich weitere Korrespondenz erfolgte, die aber nicht mehr vorhanden ist.

In dem Bericht vom 19. September 1847 spricht das Oberamt Weinsberg von weiteren Verbesserungen der Zustände auf dem Mainhardter Wald: Durch die Bemühungen des Oberamtes war es gelungen, den Wiesenbaumeister Häfener aus Hohenheim in den Mainhardter Wald zu rufen. Er entwarf auf Kosten der Gemeinden und des Oberamtes Pläne zur Verbesserung der Wiesen. Über diese Pläne selbst ist nichts Näheres bekannt, nur, daß ihre Ausführung nun Sache der Gemeinden und der einzelnen Güterbesitzer war.

Im Hinblick auf die Verbesserung der Viehzucht waren Preise verteilt worden.

Außerdem hatte es an Belehrungen im Wochenblatt des Landwirtschaftlichen Vereins nicht gefehlt. Die Einrichtung einer Musterwirtschaft, die den Bauern als Anschauungsobjekt hätte dienen können, konnte noch nicht verwirklicht werden, aber man hatte die Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, noch nicht aufgegeben. Abschließend versicherte das Oberamt, daß es der Verbesserung der Zustände auf dem Mainhardter Wald seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft widmen werde.

VIII. Die Beschwerden und das Eingreifen der Fürstlichen Forstbehörden

Aus den Akten des Jahres 1847 geht hervor, daß nunmehr vermehrt die fürstlichen Fortverwaltungsstellen sich in den Gang der Dinge einschalteten.

War wirklich eine Verbesserung der Zustände auf dem Mainhardter Wald erreicht worden?

a) Die Fürstlich-Bartensteinische Forstverwaltung

Am 6. Juni 1847 richtete die Hohenlohisch-Bartensteinische Forstverwaltung in Haltenbergstetten ein Schreiben an die Fürstliche Domänenkanzlei in Bartenstein. Darin wurde ausführlich geschildert, mit welcher ungewöhnlicher Frechheit im Revier Gleichen besonders der Eichenholzdiebstahl durchgeführt wurde. Haufenweise war das Holz nach Backnang, Heilbronn, Weinsberg, Öhringen und Schwäbisch Hall gefahren oder getragen worden. In vielen Familien war diese Beschäftigung die einzige Möglichkeit *in der jetzigen Zeit*⁹³ sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Die von den Forstbehörden angesetzten Strafen hatten nicht die erhoffte abschreckende Wirkung und deshalb wurde die Domänenkanzlei aufgefordert, bei den staatlichen Oberämtern um polizeiliche Maßnahmen nachzusehen. Man schlug vor, das Holz, dessen rechtmäßiger Erwerb nicht nachgewiesen werden konnte, sofort zu beschlagnahmen, die Besitzer solchen Holzes und dessen Käufer einer strengen Bestrafung zuzuführen. Diese Bestrafungen sollten veröffentlicht werden und den Dieben eine Warnung sein. Der Erlös des konfiszierten Holzes sollte den Bezirkswohltätigkeitsvereinen zugute kommen.

Die bartensteinische Forstverwaltung betonte, daß auch in den angrenzenden Löwensteinischen, Öhringischen, Gemmingenschen und Weilerschen Waldungen die Schäden sehr bedeutend seien. Das Eichenholz sei in Gefahr, bald ganz zu verschwinden und niemand hätte mehr Lust, junge Eichen zu pflanzen. Die Herrschaften der Waldungen sollten ihre jeweiligen Oberämter ebenfalls um polizeiliche Hilfe bitten.

b) Der Fürstlich-Bartensteinische Revierförster Kirchner zu Mainhardt

In einem Brief an die bartensteinische Forstverwaltung vom 3. Juli 1847 berichtete der Revierförster Kirchner aus Mainhardt von den anhaltenden Diebstählen, vor allem im Distrikt Hambach (Unterheimbach). Obwohl der Waldschütze Eisen-

mann im Juni 1847 schon 113 Personen wegen Holzdiebstahls angezeigt hatte, bliebe wohl nichts anderes übrig, als daß die herrschaftlichen Waldbesitzer eine Beschwerde an die Kreisregierung richten und um Abhilfe bitten sollten. Kirchner führte aus, daß die Waldfrevel bei Neuhütten und in den Wäldern des Burgfriedens *mit so wenig Scheu betrieben* würden, daß man glauben könnte, *diese Wälder seien Gemeingut und nicht Eigentum Einzelner*⁹⁴. Von der 30jährigen Stange bis zu den 60–80 Jahre alten Eichen waren im vergangenen Winter ganze Strecken des schönsten Mittelwaldes niedergehauen worden. Kirchner zählte auf, welche Baumarten in Mitleidenschaft gezogen worden waren und daß die Bauern sich Sorgen darüber machten, woher sie in Zukunft genügend Laub als Streu für ihre Ställe nehmen sollten, wenn es keine Laubbäume mehr geben sollte.

Der Revierförster stellte außerdem fest, daß die Gegend übervölkert sei und die Landwirtschaft die Menschen nicht ernähren könne. Er schlug vor, daß die ledigen jungen Leute wegziehen sollten: die jungen Männer könnten sich beim Eisenbahn- bzw. Festungsbau, die Mädchen im Dienste von Herrschaften ihren Lebensunterhalt verdienen. Er beklagte sich, daß die jungen Leute dazu nicht genügend von der Obrigkeit ermutigt würden und daß ihr Handel mit Schindeln, Sand, Besen usw. nicht nachdrücklicher verfolgt werde. *Die jungen Leute fänden es bequemer, in den Wäldern zu stehlen und das leicht erworbene Geld wiederum auf eine leichte Art durchzubringen, als beharrlich zu arbeiten oder jemanden zu gehorchen*⁹⁵.

Kirchner beschuldigte die Ortsobrigkeiten, sie würden selbst dann, wenn 20–30 Personen vom Holzdiebstahl in ihren Ort zurückkehrten, eine Verfolgung und Bestrafung derselben hintertreiben und den Frevel dulden. Die von den Forstbehörden verhängten Strafen kümmerten die Leute überhaupt nicht, im Gegenteil, sie würden sogar darum bitten, in Arrest genommen zu werden, da es ihnen dort besser gehe, als wenn sie frei wären. Kirchner bedauerte es ausdrücklich, daß durch das Nichtbezahlen der Geldstrafen seinem untergeordneten Waldschützen Eisenmann der Anteil vorenthalten würde, den er zur Belohnung verdient habe.

c) Das Schreiben der Fürstlich-Hohenlohischen Domänenkanzlei zu Bartenstein an das Königliche Forstamt Comburg

Die bartensteinische Domänenkanzlei wandte sich am 16. August 1847 an das Forstamt Comburg und teilte diesem mit, daß die Holzfrevel im Revier Gleichen *allmählich richtige Waldverwüstungen*⁹⁶ verursachen würden. Holzdiebstahl sei zwar schon seit längerer Zeit vorgekommen, aber dem neuesten Bericht des Revierförsters Kirchner an die bartensteinische Forstverwaltung sei zu entnehmen, daß diese Entwendungen auf höchst freche Weise verübt würden und bei den Eichenstämmen, deren Rinde besonders begehrt war, überhandnähmen.

Die bartensteinische Forstverwaltung schlug nun eine gemeinschaftliche Bitte der staatlichen und grundherrschaftlichen Forstverwaltungen an die entsprechenden

94 Ebd.

95 Ebd.

96 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

Regierungsbehörden vor, um eine polizeiliche Mitwirkung zu erreichen *gegen diesen verderblichen Zustand, der sogar die öffentliche Fürsorge der Staatsregierung um die Land- und Waldwirtschaft gefährden könnte*⁹⁷. Ein wirksames Mittel, den unberechtigten Verkauf von Eichenrinde zu unterbinden, sei eine Zusammenarbeit der an den Mainhardter Wald grenzenden Oberämter Backnang, Gaildorf, Heilbronn, Öhringen und Weinsberg. Die fürstliche Domänenkanzlei bat abschließend um eine baldige Nachricht durch das Forstamt Comburg, welche Maßnahmen es zu treffen gedenke, die wenigstens einen Teil der Holzdiebe abschrecken könnten.

d) Die Antwort des Forstamtes Comburg

Das Forstamt Comburg bestätigte schon am 20. August 1847 die Zuschrift der bartensteinischen Domänenkanzlei vom 16. August und bemerkte dazu, daß der Übelstand im Mainhardter Wald, *der dem Forstamt so unendlich viel zu tun gäbe*, schon seit einer *langen Reihe von Jahren* mit höheren Staatsbehörden erörtert worden sei. Ein Erfolg dieser Bemühungen sei nicht zu erkennen gewesen. Auch seien die dem Forstamt zu *Gebote stehenden Maßregeln nicht ausreichend, um dem Übelstande kräftig vorzubeugen*. Das Forstamt war der Ansicht, daß die starke Zunahme der Holzexzesse vor allem auf zwei Gründe zurückzuführen sei. Einmal sei sie der *letzten harten und drangvollen Zeit zuzuschreiben*, zum anderen der *übergroßen Bevölkerung und dem Mangel an Grundbesitz*. Das Forstamt Comburg machte den Vorschlag, daß 1.) *unter Mitwirkung der Staatsverwaltung ein förmliches Auswanderungssystem organisiert* werde, um die Übervölkerung abzubauen und 2.), daß die Grundherrschaften wenigstens einen Teil ihres recht großen Waldbesitzes den einzelnen Bauernhöfen zur Benützung in der Form einer rotierenden Wald-Feldwirtschaft überlassen sollten. Das Forstamt fügte hinzu, daß ihm *Besseres nicht bekannt ist und es dem Ermessen der bartensteinischen Kanzlei anheimgestellt bleibe, in wie weit sie auf diese Ansichten und Vorschläge einzugehen gewillt ist*. Abschließend betonte das Forstamt, daß man die Unterstützung der Königlichen Regierung erwirken wolle im Hinblick darauf, daß die Rindenverkäufer in den Städten und Dörfern einen Nachweis über den rechtmäßigen Erwerb ihrer Ware erbringen sollten⁹⁸.

e) Der Schriftwechsel der standesherrschaftlichen Kanzleien

Zwei Wochen später, am 30. August 1847, schrieb die fürstlich-bartensteinische Domänenkanzlei an die hochfürstlichen und hochlöblichen Domänenkanzleien in Öhringen und Waldenburg und berichtete ihnen von *den auf eine höchst bedenkliche Weise*⁹⁹ überhandnehmenden Forstexzessen. Man sei mit dem Forstamt Comburg in Verbindung getreten, habe aber eine Abhilfe nicht erreichen können, denn die von diesem Forstamt angedeuteten Auswege seien unzureichend und nicht durchführbar. Deshalb schlug man nun vor, daß sich die obengenannten

97 Ebd.

98 StAL E 173 III Bü 5914.

99 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

standesherrschaftlichen Kanzleien gemeinschaftlich an die *hohe Regierungsbehörde*¹⁰⁰ wenden sollten, um wirksame Verfügungen gegen die Waldfrevel zu erbitten. Selbst ein verstärktes Forstschutzpersonal sei nicht mehr in der Lage, die Holz- und Rindendiebstähle abzuwenden oder auch nur zu vermindern. Abschließend richtete man an die Kanzleien in Öhringen und Waldenburg die Frage, welche Maßnahmen man ihrer Meinung nach ergreifen könnte, um die Holzdiebstähle zu bekämpfen.

Die Antwort auf diese Vorschläge erfolgte am 5. Oktober 1847. Die Domänenkanzlei Öhringen erklärte sich damit einverstanden, eine gemeinschaftliche Vorstellung der drei hohenlohischen Kanzleien bei der Kreisregierung zu unternehmen. Ziel war es, *kräftige Maßregeln gegen den Rindenhandel*¹⁰¹ zu erreichen. Diese sollten vor allem darin bestehen, daß sich die Rindenverkäufer mit sogenannten Ursprungszeugnissen auszuweisen hätten. Durch diese Bescheinigungen sollten die Rindenverkäufer nachweisen, daß sie ihre Ware rechtmäßig erworben und nicht gestohlen hätten.

f) Vorschläge der hohenlohischen Domänenkanzleien zu einem Entwurf einer Eingabe an die Kreisregierung

Die bartensteinische Domänenkanzlei verfaßte im Herbst 1847 einen Entwurf einer Eingabe an die Regierung des Neckarkreises mit der Bitte um Maßnahmen gegen das Überhandnehmen des Holz- und Rindendiebstahls in den fürstlich hohenlohischen Waldungen bei Mainhardt und den umliegenden Gemeinden.

Die Domänenkanzleien Öhringen und Waldenburg wurden am 8. November 1847 gebeten, diesen Entwurf, sofern keine Änderungen notwendig wären, zu unterzeichnen und an die Kreisregierung in Ludwigsburg abzuschicken.

Die Kanzlei in Öhringen bestand aber mit Nachdruck darauf, daß in diesem Entwurf die Worte *untertänig* und *gnädig* weggelassen werden sollten und daß am Schluß des Schreibens das Wort *ehrerbietig* durch *verehrungsvoll* ersetzt werden sollte¹⁰². Dies deutet darauf hin, daß sich die fürstlichen Verwaltungen selbst nach fast 50 Jahren noch nicht mit der württembergischen Oberhoheit in Verwaltungsfragen abgefunden hatten.

Die Kanzlei in Öhringen hatte keinerlei Vertrauen in die Ortsvorsteher bzw. Bürgermeister der Gemeinden des Mainhardter Waldes, die man recht eindeutig einer Zusammenarbeit mit den Holzdieben verdächtigte. Man schlug deshalb vor, daß die geforderten Ursprungszeugnisse von den königlichen oder fürstlichen Revierförstern und nicht von den Ortsvorstehern ausgestellt werden sollten: Wenn man die Ausstellung dieser Holz- und Rindenachweise den Ortsvorstehern übertragen würde, so sei zu befürchten, *daß bei deren größtenteils bekannten Gewissenlosigkeit nicht nur kein Schutz für die Waldungen durch die gewünschte Einführung der Ursprungszeugnisse bewirkt, sondern die Walddevastationen (Waldverwüstungen)*

100 Ebd.

101 Ebd.

102 Ebd.

unter eine Art gesetzliche Aufsicht erhöht würden¹⁰³. Das sind recht eindeutige Worte; sie zeigen, daß die angesprochenen Bürgermeister bzw. Ortsvorsteher nicht immer auf der Seite der standesherrschaftlichen Waldbesitzer standen.

Die Waldenburger Kanzlei war mit der Auffassung der Öhringer Kanzlei einverstanden. Die federführende bartensteinische Domänenkanzlei änderte die Eingabe dementsprechend ab und nachdem die beiden anderen Kanzleien unterzeichnet hatten, wurde sie im Februar 1848 *an den Ort ihrer Bestimmung*¹⁰⁴ abgeschickt.

g) Die Eingabe der Fürstlich-Hohenlohischen Domänenkanzleien vom 25. 1. 1848 an die Regierung des Neckarkreises in Ludwigsburg

Die fürstlichen Domänenkanzleien zu Bartenstein, Öhringen und Waldenburg baten die Neckarkreisregierung gemeinschaftlich um wirkungsvolle Hilfe gegen den vom Mainhardter Wald ausgehenden verderblichen Rinden- und Holzhandel. Diese Bitte umfaßte

1) die schon häufig angesprochene Einführung von Ursprungszeugnissen auf den Märkten in den Oberamtsbezirken Backnang, Heilbronn, Weinsberg, Gaildorf, Hall und Öhringen und

2) eine polizeiliche Überwachung des schädlichen Hausierhandels der Bewohner des Mainhardter Waldes.

In einer längeren Einleitung zu dieser Eingabe legten die Kanzleien die bekannten Zustände ihrer Waldungen dar. Als Beweis dafür wurden die Berichte des Revierförsters Kirchner zu Mainhardt und deren Bestätigung durch das Forstamt Comburg angeführt.

Die vom Forstamt Comburg vorgeschlagenen Maßnahmen – Auswanderungshilfen und Überlassung von landwirtschaftlichen Flächen an die Bauern – lehnten die Kanzleien als undurchführbar ab.

In einer weitschweifigen Erläuterung schlugen die Kanzleien vor, daß jeder Holzbzw. Rindenverkäufer, der *auf einem Markt oder außer diesem seine Ware absetzen will*¹⁰⁵, einen Nachweis – ein sogenanntes Ursprungszeugnis – erbringen mußte, in dem bestätigt wurde, daß er seine Ware rechtmäßig erworben hatte. Die Ausstellung dieser Erwerbsnachweise sollte aber den fürstlichen und königlichen Revierförstern und nicht den Bürgermeistern überlassen werden. Den Bürgermeistern mißtraute man und unterstellte ihnen sogar, mit den Holzdieben gemeinsame Sache zu machen. Einen Beweis für derartige Unredlichkeiten hatte man nicht, aber die Kanzleien wollten sichergehen.

Weiterhin sollte durch staatliche Polizeimaßnahmen erreicht werden, daß man die Bewohner des Mainhardter Waldes *von ihrer eingewurzelten Neigung zu ambulierender Lebensweise, namentlich von dem Handel mit Holz, Branntwein etc. zurück zu einer geordneten tätigen Lebensweise bringe*. Man sollte die Leute hinführen *zu einer größeren Liebe für die Landwirtschaft und das Gewerbe; mit welcher Verände-*

103 Ebd.

104 Ebd.

105 StAL E 173 III BÜ 5914.

zung der Lebensweise auch gewiß der sittliche Zustand allmählich eintreten wird, welcher jener Bevölkerung noch ermangelt¹⁰⁶.

In der Begründung für diese Forderung wurde angeführt, daß das Hausieren mit Holz, Branntwein, Schindeln, Besen, Körben und anderen in Heimarbeit hergestellten Gegenständen den betreffenden Händlern sicherlich einen gewissen Vorteil einbringen würde, daß sie aber dafür weite Wege in Kauf nehmen müßten und oft tagelang unterwegs seien. Nach der Meinung der fürstlichen Domänenkanzleien war dies mit ein Grund für die *traurigen sittlichen Zustände auf dem Mainhardter Waldgebirge* und natürlich auch für die Holz- und Rindendiebstähle¹⁰⁷.

Noch in der Oberamtsbeschreibung aus dem Jahre 1861 über die Bewohner des Mainhardter Waldes ist zu lesen: »Sie fügen sich nur ungern der gesetzlichen Ordnung. Das Herumziehen so Vieler auf der Handelsschaft entfremdet sie regelmäßiger, anstrengender Arbeit und gewöhnt sie oft von Jugend auf an müßiges Wirtshausliegen, wo sie den letzten erlösten Pfennig vergeuden, statt ihn für Weib und Kind heimzutragen. Selbst die Kinder werden häufig auf diese Wanderungen mitgenommen, versäumen darüber die Schule und gewöhnen sich an Müßiggang und Bettel mit allen ihren verderblichen Folgen«¹⁰⁸. Wahrlich kein gutes Bild, das da noch nachträglich von den Bewohnern des Mainhardter Waldes aufgezeigt wurde! Man kann es den fürstlichen Verwaltungen nicht verdenken, wenn sie bei den staatlichen Behörden um Maßnahmen zum Schutz ihrer Waldungen nachsuchten. Die hohenlohischen Standesherrschaften waren bestrebt gewesen, zur Linderung des Notstandes beizutragen: Brotabgaben und Zuwendungen von landwirtschaftlichen Erzeugnissen waren den ärmeren Waldbewohnern verbilligt oder umsonst gewährt worden, bei Waldkultur- und Wegearbeiten waren mit einem Aufwand von mehreren tausend Gulden Arbeitsplätze geschaffen worden. Dennoch hörten die Holzentwendungen nicht auf! Die enttäuschten ehemaligen Standesherrschaften stellten deshalb die obengenannten Forderungen an die Kreisregierung und begründeten diese mit *nationalökonomischen und sittlichen Rücksichten*¹⁰⁹.

h) Die Antwort der Regierung des Neckarkreises

Ob die hohenlohischen Domänenkanzleien eine Antwort erhielten, ist nicht bekannt.

Das Oberamt Weinsberg jedoch bekam am 25. Februar 1848 die Anweisung, sein besonderes Augenmerk auf die Vorgänge im Mainhardter Wald zu richten und dabei verschiedene, schon in den Jahren zuvor gegebene Erlasse zu beachten. Konkrete Maßregeln zur Bekämpfung der Waldexzesse wurden aber nicht aufgezeigt und man hat den Eindruck, daß die Kreisregierung recht hilflos und unentschlossen reagierte. Dem Oberamt Weinsberg wurde nahegelegt, die Frage

106 Ebd.

107 Ebd.

108 Oberamtsbeschreibung Weinsberg 1861, S. 52.

109 StAL E 173 III Bü 5914.

der Ursprungszeugnisse für den Handel mit Holz und Rinde mit den betroffenen Forstämtern und Oberämtern Backnang und Heilbronn zu erörtern und über die Notwendigkeit und rechtliche Zulässigkeit dieser von den fürstlichen Domänenkanzleien vorgeschlagenen Maßnahmen innerhalb von 6 Wochen der Kreisregierung zu berichten¹¹⁰.

IX. Die Berichte des Forstschutzpersonals vom April 1848

Wie sehr sich die Lage vor Ort im Frühjahr 1848 zugespitzt hatte, zeigen die Berichte der Waldschützen Eisenmann und Faudl, des Unterförsters Doerr und des Revierförsters Kirchner. Besonders eindrucksvoll sind die Briefe der obengenannten Waldschützen, die ja Tag für Tag den Holzfrevlern entgegentreten und ihre Pflicht erfüllen mußten. In ihnen kommt zum Ausdruck, in welchem Spannungsverhältnis zwischen Pflichterfüllung und Angst das Forstschutzpersonal jener Zeit stand. Um die Unmittelbarkeit der Sprache nicht zu verwischen, sollen hier zwei Originalberichte wiedergegeben werden.

a) Bericht des Waldschützen Eisenmann vom 9. 4. 1848

Fürstlicher Revierförsterei Gleichen zu Mainhardt

habe ich gehorsamst Anzeige zu machen, daß ich jetzt nicht mehr in den Wald gehen kann, oder darf. Am Freitag, den 7. April, begegneten mir zwei Personen mit Eschene Stangen, ich fragte sie wo sie herkommen, dann haben sie gleich anfangen zu schelten, Lump, Spitzbub, wenn du dich noch einmal im Wald sehen läßt, so schlagen wir dich todt, das Donnerwetter soll dich zerschlagen du Lump, verrecken mußst usw., und sind mit Prügel auf mich zu, jetzt gehen sie Haufenweise, und holen die schönsten Eichlich zum schälen, und der wo sich sehen läßt, den schlagen sie todt. Ich bitte daher mich von diesem Amt zu entlassen so bald als möglich.

Neuhütten, den 9. April 1848 Sich damit empfehlend:

fürstlicher Waldschütz Eisenmann¹¹¹

b) Der Bericht des fürstlichen Revierförsters Kirchner vom 18. 4. 1848

Königliches Forstamt Comburg

In den fürstlichen Waldungen bei Neuhütten werden gegenwärtig nicht allein viele eichene Äste zur Gewinnung und Verkauf von Rinde gehauen, sondern es werden ebenso eichene Stangen in Masse zu diesem Zwecke entwendet. Ich habe die Leute von Neuhütten schon zweimal daran abgemahnt, allein es hatte keinen Erfolg: während 8–10–12 Personen mit solchem Holze nach Hause gehen, kommen aber sovieler wieder in den Walde und wenn man auch vor demselben steht; das Forstpersonal wurde theilweise schon bedroht und geht mit verzagtem Herzen in Walde.

Es wurde schon bei 8–10 Tagen vielleicht 80–100 Tracht solchen eichene Holz nach Neuhütten getragen und alles liegt und steht daselbst voll eichene Rinde und Holz, der

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

Gemeinderath getraut sich nicht einzuschreiten und so bin ich genötigt, hochverehrte Stelle um Schutz und weitere Änderung dieses Unfugs in den benannten Waldungen anzugehen. Ich würde gewiß dies nicht getan haben, wenn nicht der Schaden bedeutend und nur ein Ende abzusehen wäre.

Hochachtungsvoll

Mainhardt, 18. April 1848

f[ürstlicher] Revierförster

Kirchner¹¹²

In einer Fußnote vom 19. April 1848 bemerkte dazu das Forstamt Comburg: *Das Forstamt weiß zu einem wirksamen Schutz der standesherrschaftlichen Waldungen kein anderes Mittel, als daß, wie auch in den Königlichen Waldungen das Schutzpersonal verstärkt wird¹¹³.*

c) Das Schreiben des Revierförsters Kirchner vom 18. April 1848 an die Fürstliche Forstverwaltung Bartenstein (Zusammenfassung)

Der Förster berichtete, daß er sich selbst in die Waldungen um Neuhütten begeben hatte. Er bestätigte die Angaben seines Waldschützen Eisenmann. Er habe die Leute, die eichene Äste und Stangen aus dem Wald trugen, abgemahnt, aber gute Worte würden nichts helfen. Die Diebe entschuldigten ihre Tat und meinten, daß, wenn sie bei der Anlage einer Straße arbeiten könnten, sie das Stehlen würden bleiben lassen. Obwohl die *fraglichen Excesse* in Unterheimbach bedeutend zugenommen hatten, hätten *dort die besseren Bürger diesen Unfug* selbst abgestellt. In Neuhütten aber hätten *leider die schlechten Subjecte die Oberhand* und *der ordentliche Bürger hat nicht das Herz sich darüber auszusprechen¹¹⁴*. Der Gemeinderat von Neuhütten hatte abgedankt, der Bürgermeister wolle ebenfalls zurücktreten und er, Kirchner, *weiß eigentlich nicht, wie hier abgeholfen werden könne*. Dennoch schickte er den Waldschützen Louis Jagstberger, der seither im Distrikt Gleichen tätig gewesen war, nach Neuhütten und Unterheimbach, um den Waldschützen Eisenmann zu unterstützen, der *wieder in den Wald geht, aber mit verzagtem Herzen*. Es klingt fast verzweifelt, wie Kirchner am Schluß seines Briefes die fürstliche Forstverwaltung fragte, ob sie *zur Abwendung dieses Unfugs etwas thun zu können glaubt¹¹⁵*.

d) Das Schreiben des fürstlichen Forstwarts Faudl vom 19. April 1848 an die Revierförsterei Gleichen zu Mainhardt

Fürstliche Revierförsterei Gleichen zu Mainhardt

Mache ich gehorsamste Anzeige, daß in Ochsenmarkt zwischen dem 18. und 19. April Nachts von 10 bis Tag 45 forgen Stangen entwendet wurten. Dan von den 45 wurten 14 den 19 den von 8 Uhr bis 9 Uhr Morgens im Beisein der Holzhauer von Finsterrother

112 Ebd.

113 Ebd.

114 Ebd.

115 Ebd.

entwendet, einer von den Holzhauer sagte mir seine Tochter habe dieselben gekannt und bitte darüber Bescheid zu erhalten ob ich dieselbe aufs Rugregister nehmen soll.

Mich damit empfehend

Ammertsweiler den 19 April 1848

fürstlicher Forstwart Faudl¹¹⁶

e) Der Bericht des Unterförsters Doerr aus Unterheimbach vom 20. April 1848

Der Unterförster zeigte weitere Holzdiebstähle an:

Am Montag, den 17. 4. 1848 hatten die Holzdiebe Samath, Wieland und Gieger Äste und Standreiser am *Steingnückle*¹¹⁷ gehauen und von ihren Frauen und Kindern wegtragen lassen. Vom Waldschützen Eisenmann zur Rede gestellt, behaupteten sie, daß es ihnen der Revierförster erlaubt habe.

Am nächsten Morgen gingen in aller Frühe Unterförster Doerr und der nach Unterheimbach beordnete Landjäger nach Neuhütten. Nachdem ihnen zwei unbekannte Personen im Breitenwald entwischt waren, trafen sie den Wagner Schoch mit seiner Frau, die in den Steinknickleswald gehen wollten. Sie schickten beide mit einem derben Verweis nach Neuhütten zurück.

Am Mittwoch, den 19. 4. 1848, gingen Unterförster Doerr und der Waldschütze Jagstberger in die Flur Hagenau, wo sie ihren Kollegen Eisenmann trafen. Dieser berichtete, daß Sameth, Wieland und Rieger wieder in der Nähe wären, um Holz zu stehlen. Sie trafen zuerst den Wieland und sagten ihm, daß es so nicht weitergehen könne. Auch Adolf Rieger und Sameth kamen dazu. Nun folgte eine fast dramatische Szene: *Nachdem man sagte, es könne nicht so fortgehen, riß Sameth seine Westen und Hemd auseinander, zeigte seine bloße Brust und sagte: »Schießt zu, ihr könnt viermal schießen und wir sind nur drei, wer weiß, ob wir noch ein Jahr leben«, wir gingen auseinander, und diese werden wohl einen anderen Wald besucht haben.*

Doerr fährt wörtlich fort: *Um 2 Uhr nachmittags kamen etwa 25 Weibs- und Mannspersonen über das Steingnückle, welche uns ersehen oder mit uns gesprochen, gingen in den Breitwald und Pfarrhölzle, wo wir solche in ihrem Vorhaben ungestört ließen*¹¹⁸.

f) Das Schreiben des fürstlichen Unterförsters Doerr vom 22. April 1848 an die Revierförsterei zu Mainhardt

Fürstlicher Revierförsterei Mainhardt

Wird gehorsamst angezeigt, daß Waldaufseher Jagstberger und Landjäger Steiple und ich heute früh 1 Uhr in den Wald bei Neuhütten gingen, hörten aber nichts mehr. Als wir um 4 Uhr nach Neuhütten kamen, wo wir alle in Alarm hörten, sprangen uns mehrere davon, nachdem man den Wald durchging, fand man, daß in des Karfreitags Nacht etliche 40 Stangen im Steingnückle und Obernberg Standreiser gehauen und

116 Ebd.

117 Ebd.

118 Ebd.

entwendet worden sind. Von meinem letzten Bericht habe ich noch gehorsamst zu bemerken, daß Heinrich Rögers Sohn Friedrich, als wir solchen über eichenen Holz-Entwendungen angetroffen haben, er einen eichenen Prügel gegen mich aufgehoben hat, wenn Jagstberger und Eisenmann nicht hinter mir nachgekommen wären, hätte solcher wahrscheinlich Gebrauch davon gegen mich gemacht. Man ging sogleich in des Schultheißen Haus nach Neuhütten um daß der Schultheiß Einsicht von diesem Vorgehen nehmen soll, derselbe war aber nicht zu Haus, nach der Angabe nach Weinsberg.

Sich damit (empfehlend)
Neuhütten 22. April 1848
f[ürstlicher] Unterförster
Doerr¹¹⁹

g) Die Meldung des Forstschützen Eisenmann vom 25. April 1848

Fürstlicher Revierförsterei Gleichen zu Mainhardt

habe ich gehorsamst Anzeige zu machen, daß die Holzhauer in dem Ochsenmark nicht mehr arbeiten wollen, weil die Holzfrevler von Finsterroth, sich Schaarweise einstellen, und die Forchen kreuzweis übereinander hauen vor den Holzhauern, daß sie nicht mehr arbeiten können, und als die Holzhauer nicht leiden wollten, stellten sie sich zu vertheidigen und wollten die Holzhauer aus dem Schlag jagen, Ich bitte daher um eine gütige Nachricht, was in der Sache zu thun ist.

Sich damit
Neuhütten den 25. April 1848
fürstl[icher] Waldschütz
Eisenmann¹²⁰

h) Eine weitere Meldung des Waldschützen Eisenmann vom 26. April 1848

Fürstlicher Revierförsterei Gleichen zu Mainhardt

habe ich gehorsamste Anzeige zu machen, daß die Holzstehlerey so sehr überhand nimmt, daß 20–25 Personen miteinander gehen und die Standreiser in den Schlägen, und alle eichlich samt andern Holzgattungen im langen Wald bey Tag und Nacht herausgehauen werden.

Sich damit
Neuhütten den 26. April 1848
fürstlich[er] Waldschütz
Eisenmann¹²¹

119 Ebd.

120 Ebd.

121 Ebd.

i) Das Schreiben des Revierförsters Kirchner vom 1. Mai 1848 an die Fürstliche Forstverwaltung Bartenstein

Der Eichenholzdiebstahl behufs der Gewinnung der Rinde in den fürstlichen Waldungen bei Neuhütten dauert durch dessen Bewohner noch immer fort und kommen vielleicht des Tags 50–80 Tracht in diesen Ort.

Obschon in Unterhambach ein Landjäger stationiert ist, und mit dem Forstpersonal in den Wald geht, so scheut sich deshalb niemand, wenn er aufgeschrieben wird.

Was das Holzhauen in dem Fürstlichen Wald Ochsenmark betrifft, so weigern sich die Holzhauer zu arbeiten, indem die Finsterröter gedroht haben, ihnen sonst das gemachte Holz zu entwenden, in der vorigen Woche haben diese Leute einmal Holz in diesem Wald gehauen und als die Holzhauer solches nicht leiden wollten, sie mit den Holzbeilen überloffen, einige Nächte darauf seien 80–100 Personen von Neuhütten und Finsterrot dortselbst gewesen, um von dem noch stehenden Holz zu entwenden, ich habe somit dort das fernere Holzhauen einstellen müssen.

Wie mir der Forstwart Faudl sagte, so machen die Neuhüttener Ansprüche sowohl an das Holz in dem Ochsenmark, als wie auf den Grund und Boden, wie auch an den von Weilerschen Wald daselbst und verlangen sie, daß die Grundherrschaften beweisen sollen, woher sie diese Waldstücke hätten¹²².

Verschiedene Landwirte, deren Wiesen an die fürstlichen Waldungen angrenzten, stellten den Antrag, die an ihren Grundstücken gelegenen Waldteile ausputzen zu dürfen. Wenn sie das nicht selbst täten, so begründeten sie ihr Vorhaben, würden ihre Wiesen von den Holzfrevlern zertrampelt und großer Schaden entstehen. Der Revierförster glaubte, *diesen ordentlichen Leuten solches nicht verweigern zu können*¹²³.

Die Briefe der Waldschützen und Förster an ihre jeweils vorgesetzten Behörden zeigen deutlich das Ausmaß auf, in denen die Holz- bzw. Rindendiebstähle durchgeführt wurden und mit welchen Schwierigkeiten das Forstschutzpersonal vor Ort fertigzuwerden hatte.

Die Forderungen der Leute aus Neuhütten und Finsterrot, die Grundherrschaften sollten über die Rechtmäßigkeit ihres Waldbesitzes einen Nachweis erbringen, zeigt ebenfalls, daß die politischen Ereignisse des Jahres 1848 auch im Mainhardter Wald mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurden.

X. Die Beschwerden und Forderungen der hohenlohischen Verwaltungen an die staatlichen Behörden

Am 12. April 1848 berichtete das Oberamt Weinsberg der Regierung des Neckarkreises über die Klagen der Fürstlich Hohenlohischen Domänenkanzleien Bartenstein, Öhringen und Waldenburg über die Waldverwüstungen durch die Bewohner des Mainhardter Waldes. Das Oberamt bestritt nicht, daß die fürstlichen Waldun-

122 Ebd.

123 Ebd.

gen arger Devastationen von Seiten der Bewohner ausgesetzt waren und daß dies zu wahren Verwüstungen geführt habe. Der Grund dieses Übels lag nach der Meinung der fürstlichen Kanzleien in dem Vorhandensein einer viel größeren Bevölkerung als der Boden zu ernähren vermochte. Außerdem fehle es den Einwohnern an Liebe und Sinn für die Landwirtschaft und industrielle Beschäftigung. Dies würde auf den Großteil der Bevölkerung zutreffen. Der tiefere Grund sei aber Unfruchtbarkeit des Bodens, welcher den auf ihn verwendeten Fleiß nicht lohnt. Könnte man dem Boden von Mainhardt, Neuhütten etc. die gleiche Beschaffenheit und Fruchtbarkeit aneignen wie den Böden des Heilbronner Raumes, so wären die Leute im Mainhardter Wald ebenso seßhaft und fleißig wie die Bürger von Weinsberg und Heilbronn. Den Grund für die Übervölkerung sahen die hohenlohischen Kanzleien darin, daß den Proletariern dieser Orte aus Gründen der Humanität das Eingehen von Ehen von Jahr zu Jahr erleichtert worden war. Das einzige radikale Mittel zur Abhilfe wäre eine umfassende Auswanderung, zu der sich vielleicht die Hälfte der Bevölkerung entschließen würde, wenn ihr von Seiten des Staates die dazu notwendigen Mittel geboten würden, da es ihr hierzu an eigenen Mitteln durchaus fehle¹²⁴.

Die Einführung von Ursprungszeugnissen, wie sie von den fürstlichen Domänenkanzleien gefordert wurde, lehnte das Oberamt ab. Zwar würde den Holzexzessen dadurch vorgebeugt, es würde aber zu noch schlimmeren Unordnungen führen, da die Leute ja von irgend etwas leben müßten. Das Oberamt schlug vor, daß der Staat diese Leute auf öffentliche Kosten mit angemessenem Lohn beschäftigen solle¹²⁵. In der Antwort der Kreisregierung vom 22. April, die das Oberamt auch an die fürstlichen Kanzleien weiterleiten mußte, erinnerte man an verschiedene Erlasse, in denen dargestellt sei, wie man die Probleme angehen und die Waldverwüstungen abstellen könne. Man versicherte außerdem, daß sich die Königliche Kreisregierung schon seit langer Zeit mit dem Problem der Beseitigung der Waldexzesse befasse. Auch verkenne man nicht die Verhältnisse, die die Bewohner des Mainhardter Waldes gezwungen hatten, ihren Lebensunterhalt auf zweifelhafte Weise zu bestreiten.

Diese wenig hilfreiche Antwort stellte das Königliche Oberamt und die fürstlichen Domänenkanzleien sicherlich nicht zufrieden!

Um ihrem Ersuchen größeren Nachdruck zu verleihen, richteten die Fürstlich-Hohenlohischen Domänenkanzleien Waldenburg, Bartenstein und Jagstberg am 8. Mai 1848 eine weitere Beschwerde direkt an die Ministerien des Innern und der Finanzen. Sie bedauerten, daß von den zuständigen Staatsbehörden bis jetzt nichts gegen die unhaltbaren Zustände im Mainhardter Wald unternommen worden war. Sie wiesen besonders nochmals auf die in frecher Weise vorgekommenen Holzentwendungen hin und forderten die Ministerien auf, Maßnahmen vor allem gegen den verderblichen Rinden- und Holzhandel zu ergreifen: Jeder Holzverkäufer auf öffentlichen Märkten oder außer diesen¹²⁶ in den umliegenden Oberamtsbezirken Back-

124 StAL E 173 III Bü 5914.

125 Ebd.

126 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

nang, Heilbronn, Weinsberg, Gaildorf, Hall und Öhringen sollte einen schriftlichen Nachweis über den rechtmäßigen Erwerb seiner Ware bei sich führen.

Die Situation verschärfte sich. Brachten die seitherigen Frevel schon *tiefgreifende Nachteile* für die Standesherrschaften, so hatten sie nun *Waldverwüstungen im eigentlichen Sinn des Wortes* zur Folge¹²⁷. Ein neuer Gesichtspunkt tauchte auf und es wurde behauptet, die letzten Waldexzesse wären aus Rache gegen die fürstlichen Standesherrschaften und gegen einen ihrer Beamten verübt worden. Der wirkliche Grund dafür sei, daß der Leiter der bartensteinischen Domänenkanzlei, Hofrat von Geßler, den geplanten Kirchenbau in Mainhardt absichtlich verzögert hätte. Die Kanzlei sprach nun von einem Mißverständnis, denn als die Anzeige der neuerlichen furchtbaren Waldverwüstungen eintraf, sei inzwischen schon ein Beamter unterwegs gewesen, dessen Aufgabe es war, zusammen mit einem Bauinspektor aus Schwäbisch Hall, den Kirchenbau in Mainhardt einzuleiten. Dieses Vorhaben war mit einer Summe von 36–40000 Gulden vorangeschlagen. Obwohl das Zehntablösungskapital der Pfarrgemeinde Mainhardt nur etwa 5000 Gulden betrug, wollte die Standesherrschaft diesen Bau finanzieren.

Nachdem nun feststand, daß die Kirche gebaut werden sollte, trat *wieder eine größere Beruhigung unter dem besseren Teil der Bevölkerung der Gemeinde Mainhardt*¹²⁸ ein, doch konnte die Amtsbehörde in Mainhardt nicht versprechen, daß damit auch die Holz- und Rindendiebstähle beendet seien. Dies wiederum bewirkte, daß die hohenlohischen Domänenkanzleien zu der – wahrscheinlich auch zutreffenden – Meinung kamen, der verzögerte Kirchenbau sei nur eine Ausrede für die Waldfrevel. Deren wahrer Grund sei jedoch *der schon zuvor erwiesene Hang zu einem leichten Broterwerb, den die Mainhardter Waldbewohner in den Holzexzessen gefunden haben*¹²⁹. Auch würden sie weitere Vorwände suchen, um ihr verbrecherisches Tun zu entschuldigen. In dem Bericht wurde weiter ausgeführt, daß die aufgeregten Leute in Mainhardt mit der Demolierung der fürstlichen Gebäude – Pfarr- bzw. Schulhäuser und Wohnung des Försters – gedroht hätten; dann hätten sie es aber für besser gehalten, die Verzögerung des Kirchenbaus durch *Beschädigung der hohenlohischen Waldungen*¹³⁰ zu rächen. Dabei wurden innerhalb dreier Tage etwa 100 Fichtenstämme, mit je 2 Fuß Durchmesser gestohlen und in neuangelegten Baumpflanzungen ein Schaden von 500 Gulden angerichtet. Weder der verstärkte Forstschutz, *dessen Mitglieder übrigens die Namen der Diebe kannten* und auch aufgeschrieben hatten, noch das Oberamt Weinsberg und das Oberamtsgericht waren in der Lage, das Waldeigentum der Standesherrschaften zu sichern. Außerdem bestand der Verdacht, daß ein Teil der Gemeinde Mainhardt sich mit *den Rotten von Neuhütten* verbünden und

127 Ebd.

128 Ebd.

129 Ebd.

130 Ebd.

von nun an bewaffnet die Diebstähle ausführen wolle. Obwohl dies bis dahin nur ein Gerücht war, betrachtete man es *als nicht unwahrscheinlich*¹³¹.

Einem Landjäger wurde von einem bewaffneten Mann erklärt, *daß ihm der Kopf gespalten würde, wenn er nicht zurückgehe*¹³².

Diese Vorwürfe und Begebenheiten nahmen die Domänenkanzleien zum Anlaß, die Ministerien des Innern und der Finanzen zu bitten, endlich die *öffentliche Unsicherheit im Mainhardter Wald zu beseitigen und in dem Mainhardter-Neuhütter Gebirge die Gemeinden in die gesetzliche Ordnung zurückzuführen*¹³³.

Wie eine Drohung und fast wie eine Erpressung klingt es, als die Domänenkanzleien anfügten, daß die Standesherrschaften durch die allmähliche Beraubung ihres Eigentums nicht mehr ihren Verpflichtungen für öffentliche Zwecke nachkommen könnten: sie seien nicht mehr in der Lage, die Kirchen, die Pfarr- und Schulhäuser zu unterhalten, auch könnten sie die Lehrer und Pfarrer in den Gemeinden des Mainhardter Waldes nicht mehr besolden.

Eine Antwort der Ministerien ließ lange auf sich warten. Inzwischen hatte das Forstamt Comburg angefangen, in seinem Zuständigkeitsbereich die Forstvergehen mit Geldstrafen zu ahnden. Die fürstlichen Verwaltungen jedoch hielten dies für zwecklos, weil die meisten Bestraften nicht zahlungsfähig waren und daher die Geldbußen auch nicht eingetrieben werden konnten.

Endlich, am 15. Mai 1848, traf die Antwort der Ministerien bei der fürstlichen Domänenkanzlei Öhringen ein. Der Dienstweg über die Kreisregierung und das Oberamt Weinsberg hatte eine große Verzögerung verursacht. Die Kreisregierung in Ludwigsburg erinnerte an einen Erlaß aus dem Jahre 1843 (3. 9. 43), gab jedoch gleichzeitig zu bedenken, daß die damals vorgeschlagenen Maßnahmen nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt hatten, vor allem, da es an den erforderlichen Geldmitteln gefehlt hatte. Man erinnerte wiederum an die schon vor geraumer Zeit vorgeschlagenen Maßnahmen, die von der *erhöhten Sorgfalt für die intellektuelle und sittlich religiöse Ausbildung der Jugend*¹³⁴ bis zu der Errichtung von Gemeindebacköfen gingen.

Diese Vorschläge waren *von sehr allgemeiner Natur*¹³⁵ und enthielten Maßregeln für die Erziehung und Ausbildung der Jugend, Strukturverbesserungen für Landwirtschaft und Gewerbe und soziale Maßnahmen wie die Bekämpfung des weitverbreiteten Alkoholismus und das Errichten der Gemeindebacköfen, für die das benötigte Holz von den Gemeinden unentgeltlich gestellt werden sollte. Beabsichtigt war eine Verbesserung der Lebensverhältnisse, die das Stehlen im Wald unnötig machen sollte. Das Oberamt Weinsberg fügte dem hinzu, daß *erkleckliche Erfolge*¹³⁶ im Kampf gegen den Holzdiebstahl nur durch die Einführung der schon öfters erwähnten Ursprungszeugnisse zu erreichen wäre. Die gesetzlichen Voraus-

131 Ebd.

132 Ebd.

133 Ebd.

134 Ebd.

135 Ebd.

136 Ebd.

setzungen dazu müßten von den zuständigen staatlichen Institutionen geschaffen werden.

Die Ortsbehörden und besonders die Einwohner von Unterheimbach, Neuhütten und Finsterrot wurden aufgefordert, mit aller Kraft den Holzexzessen entgegenzuwirken. Auch die Landjäger wurden eingehend instruiert. Das Oberamt Weinsberg wies darauf hin, daß ihm und der Kreisregierung keine anderen Mittel zu Gebote stünden.

Nochmals betonte das Oberamt, daß *nur eine Auswanderung in Massen das einzige, radikale Mittel zur Abhilfe der traurigen Zustände auf dem Mainhardter Wald wäre*. Dazu müßten aber *der Staat und die Standesherrschaften größere Summen zusammenschießen, so daß ein großer Teil der Einwohner auf einmal übers Meer gebracht werden könnte*. Außerdem *müßte man Gesetze machen und Institutionen ins Leben rufen, durch welche einer solchen enormen Übervölkerung mit all ihren traurigen Folgen für immer vorgebeugt werden würde*¹³⁷. Was auch immer damit gemeint war – vielleicht Heirats- und Zuzugsverbot –, die Bemühungen der Kreisregierung und des Oberamtes Weinsberg waren enttäuschend, wenig hilfreich und verpufften wirkungslos, denn unter den gegebenen Umständen und bei dem Mangel an ausreichenden Geldmitteln ließen sie sich nicht kurzfristig umsetzen.

Die fürstliche Kanzlei in Öhringen leitete diese Mitteilung am 24. 5. 1848 an die Kanzleien in Waldenburg und Bartenstein weiter, war aber der Ansicht, daß durch die vorgeschlagenen Maßnahmen *weder für jetzt noch für die Zukunft irgend ein Heil für unsere Waldungen*¹³⁸ zu erwarten sei. Gemeinsam wollte man beraten und vor allem auf die Einführung der Ursprungszeugnisse hinwirken.

XI. Die Unzulänglichkeit des Forstschutzes

Die Klagen des Revierförsters zu Mainhardt

Aus der Zeit zwischen dem 24. Mai 1848 und dem 6. Januar 1849 liegen keine ausführlichen Berichte über die Geschehnisse im Mainhardter Wald vor. Daß die Diebereien dort nicht aufgehört hatten, zeigt ein Schreiben des bartensteinischen Revierförsters Kirchner an seine vorgesetzte Behörde. Er beklagte, daß im Distrikt Dennhof, *der ganz von den Ortschaften wie Mainhardt, Hohenstraßen, Hohenegarten, Alt- und Neufürstenhütte, Böhringsweiler, Hals, Wiedhof, Finsterrot, Ammertsweiler, Dennhof und Gailsbach umschlossen ist, von allen Seiten gefrevelt wurde*¹³⁹. Die Bewohner dieser Ortschaften und Weiler glaubten an die Rechtmäßigkeit ihrer Eingriffe, da ihre Vorfahren diesen grundherrschaftlichen Waldboden nur besiedelt und die Grundlasten nur auf sich genommen hatten bei unentgeltlicher Benützung des Waldes und ohne Bezahlung des Holzes. Ob hier ein Bezug zu dem freiheitlichen bäuerlichen Gedankengut des beginnenden 16. Jahrhunderts vorliegt

137 Ebd.

138 Ebd.

139 Ebd.

oder ob die naheliegenden Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 eine Rolle spielten, ist aus diesem Schriftverkehr nicht nachvollziehbar.

Mit dem Hinweis auf die durch mehr Aufsichtspersonal besser geschützten Reviere Maienfels (ein Förster und fünf Waldschützen auf 1200 Morgen Wald) und Mönchsberg (ein Förster, drei Waldschützen, zwei Forsthüter auf 1900 Morgen Wald) beantragte der Revierförster zu Mainhardt die Anstellung eines zweiten Waldhüters für die Denhofer Hut. Die Kosten dafür schätzte er auf ungefähr 40 Gulden im Jahr: *Ich gebe gerne zu, daß die Kosten des Forstschutzes hier bedeutend sind, allein man kann die Sache nicht anderst machen und den Wald darf man nicht geradezu stehlen lassen*¹⁴⁰.

Ein vermuteter Bestechungsfall

Das Schreiben des Mainhardter Revierförsters wurde von der fürstlichen Forstverwaltung an die Domänenkanzlei in Bartenstein weitergeleitet. In einer Anlage dazu wird von einem mutmaßlichen Bestechungsfall berichtet. Die fürstliche Forstverwaltung hatte Erkundigungen über den im Revier Gleichen tätigen Forstwart Faudl eingeholt und folgendes erfahren:

Der Forstwart sei bei *wirtschaftlichen Operationen, namentlich bei Kulturgeschäften* sehr geschickt, auch würde er *fleißig in der Waldung herumlaufen*¹⁴¹. Faudl entdeckte aber im Verhältnis zu seinen vielen Waldgängen zu wenig Holzdiebe und erregte dadurch einen schlimmen Verdacht bei seiner vorgesetzten Dienststelle. Auch sei Faudl durch seine Verheiratung in eine mißliche Lage gekommen. Er habe *weder Geld noch Grundbesitz, sondern nur eine arbeitsscheue Frau erhalten, die mit einem großen Teil der Bewohner der umliegenden Ortschaften befreundet* sei. Seine Besoldung reiche nicht aus, *sich, seine Frau mit unterdessen erzeugten drei Kindern zu ernähren*. Wörtlich fuhr der Bericht fort: *Es läßt sich, wenn auch nicht beweisen, doch denken, daß die Frau mit oder ohne Wissen des Mannes Geschenke annimmt, die dann der Wald bezahlen muß, und zwar auf die Weise, daß die Frau immer erfährt, wo der Mann sich zu verschiedenen Zeiten befindet, und dieses den zu begünstigenden Personen mitteilt, die dann auf beliebige Weise für ihre Entschädigung sorgen können, ohne daß man dem Forstschutzdiener eine Untreue zur Last legen kann*¹⁴². Frau Faudl benachrichtigte offensichtlich die Holzdiebe, wo sich ihr Mann im Walde gerade aufhielt. Die Diebe konnten dann an anderer Stelle in aller Ruhe ihrem verbotenen Tun nachgehen und es bestand keine Gefahr für sie, erwischt zu werden. Vermutlich wurde Frau Faudl für diese Auskünfte von den Holzdieben belohnt und konnte somit ihr kärgliches Leben ein wenig besser gestalten.

Für die Forstbehörde ergab sich aus dem Verdacht gegen Faudl die Konsequenz, daß bei der Anstellung eines neuen Forstwarts kein Freund oder Verwandter der Familie Faudl in Betracht kommen konnte.

140 Ebd.

141 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bū 622.

142 Ebd.

Ein Hilfsangebot

Zur Verbesserung der *traurigen Zustände*¹⁴³ auf dem Mainhardter Wald schlug am 10. Januar 1849 das Oberamt Weinsberg vor, in Zusammenarbeit mit der Zentralleitung des Württembergischen Wohltätigkeitsvereines eine Viehleihkasse zu errichten. Bei einer Verbesserung des Viehbestandes erhoffte man ein Nachlassen der Holzentwendungen im Mainhardter Wald. Der Wohltätigkeitsverein hatte sich bereit erklärt, gegen eine Kautions von seiten der Gemeinden des Mainhardter Waldes, eine Summe von 1000 Gulden zum Ankauf von Vieh zur Verfügung zu stellen. Die Domänenkanzlei Bartenstein wurde ersucht, seiner Durchlaucht dem Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein eine finanzielle Förderung dieses Projekts zu empfehlen und bald über dessen Entscheidung an das Oberamt zu berichten. Auch der Revierförster von Mainhardt sollte berichten, *welchen Erfolg das fragliche Projekt auf die Zustände der Gemeinden des sogenannten Mainhardter Waldes haben möchte*¹⁴⁴ und ob sich dadurch eine Verminderung des Holzexzesses erreichen ließe.

Die Überforderung der fürstlichen Forstschutzdiener

Am 10. Februar 1849 gab die Forstverwaltung Bartenstein in einem Schreiben an das Forstamt Comburg zu, daß ein Teil seines Forstschutzpersonals den Anforderungen eines wirksamen Schutzes der Wälder nicht gewachsen war. Um diesen Mißständen wirksam begegnen zu können, bat die fürstliche Forstverwaltung um eine Mitteilung, welche Erfahrungen das Forstamt Comburg mit den bartensteinischen Forstschutzdienern gemacht habe, insbesondere mit dem Forstwart Jagstberger im Revier Gleichen und mit den Forstwarten Merkle und Faudl, der inzwischen in den Distrikt Dennhof versetzt worden war. Das Forstamt befand in seiner Antwort die obengenannten Forstschutzdiener einerseits unzuverlässig in ihren Angaben über ihre Anstrengungen gegen die Holzdiebe, andererseits grob und brutal gegenüber den Forstfrevlern. Gegen einige der Forstschutzdiener waren schon Verweise und Strafandrohungen seitens des Mainhardter Försters ausgesprochen worden. Die unangebrachte Härte der Forstwerte und ihr überzogenes Verhalten seien aber nicht der Grund der gegenwärtigen Holzfrevel. Dies sei allein die herrschende große Armut, Not und Erwerbslosigkeit unter der Bevölkerung. Eine Abhilfe könnte nur durch einen geordneten Auswanderungsplan durch die Regierung oder durch anderweitige Übersiedlungen geschaffen werden. Das Forstamt Comburg machte außerdem folgende Vorschläge:

- 1) Die fürstlich-bartensteinische Kanzlei solle die bartensteinischen Besitzungen im Mainhardter Wald veräußern. Sicherlich sah das Forstamt hierin eine gute Gelegenheit, der württembergischen Krone weitere Besitzungen zu ermöglichen.
- 2) Die bartensteinische Domänenkanzlei solle den zum Feldbau tauglichen Waldboden der Bevölkerung pachtweise überlassen. Hierin sah man eine Möglichkeit,

143 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 801.

144 Ebd.

der Arbeitslosigkeit und dem schlechten Ernährungszustand vieler Familien zu begegnen.

3) Das Forstschutzpersonal sollte für den noch übrigbleibenden Wald aus wenigen, aber brauchbaren Männern bestehen. Diese sollten so gut bezahlt werden, daß sie *leben könnten*¹⁴⁵ und somit gegen Bestechungsversuche durch die Holzdiebe gefeit seien.

Das Forstamt schlug der fürstlichen Verwaltung vor, eine Kosten-Nutzungs-Rechnung aufzustellen: Wenn sie die Erträge aus den bartensteinischen Waldungen mit den Verwaltungs- und Forstschutzkosten vergleichen würde, wäre nicht daran zu zweifeln, daß auf die Vorschläge des Forstamtes eingegangen würde. Die fürstliche Verwaltung bemerkte dazu, daß derartige Vergleiche schon oft gemacht und keine ungünstigen Ergebnisse erzielt worden waren, weshalb man auf die Vorschläge des Forstamtes nicht eingehen wolle.

Der Forstschutz in der Hut Dennhof

Der Forstwart Faudl wies die gegen ihn erhobenen Vorwürfe und Beschuldigungen zurück. Er gab zu, daß in seinem Distrikt Dennhof im Dezember 1848 und im Januar 1849 *bedeutende Holzentwendungen* vorgekommen seien, auch daß er nur wenige *bedeutende Exzesse* aufgedeckt habe. Er gebe sich aber große Mühe, die Holzfrevler zu entdecken: *Allein, wenn ich auf dem nördlichen Teil meiner Hut bin, so wird in der südlichen, und wenn ich in dem südlichen bin, in der nördlichen gestohlen, weil ich mich ohne gesehen zu werden, nicht von einem Waldteil zum andern begeben kann*¹⁴⁶. Faudl bemerkte auch, daß der ihm beigegebene außerordentliche Waldschütze Merkle ein alter Mann sei, der ihn nicht in angemessener Weise unterstützen könne. Am 1. März 1849 richtete der Revierförster Kirchner aus Mainhardt ein Schreiben an seine vorgesetzte Behörde, in dem er auf den Personalmangel in seinem Revier erneut hinwies. Er betonte insbesondere, daß, wenn der schon recht alte Waldschütze Merkle seinen Dienst nicht mehr versehen könne, der für den Distrikt verantwortliche Forstwart Faudl den Forstschutz nicht mehr gewährleisten könne. Mit Bedauern stellte er fest, daß für den von der Grundherrschaft gewährten geringen Lohn kein weiterer Waldschütze zu bekommen sei. Da jedoch die Holzdiebe im Distrikt Dennhof verstärkt ihr Unwesen trieben und großen Schaden verursachten, müßte der Forstschutz verstärkt werden. Dem Revierförster gelang es, den Sohn des Waldschützen Merkle und den ehemaligen Gemeindevaldschützen Herr einzustellen. Er erhoffte sich dadurch ein *Nachlassen des Unfugs*. Außerdem vermutete der Revierförster, daß bei einer Wiederaufnahme der Handels- bzw. Hausierreisen viele Personen *sich aus dem Wald entfernen* und damit die Holzdiebstähle nachlassen würden¹⁴⁷. Dann könnten die außerordentlichen Forstschutzdiener wieder entlassen werden – eine vorgesehene Sparmaßnahme, die ganz im Sinne der bartensteinischen Grundherrschaft

145 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

146 Ebd.

147 Ebd.

war. Ein zweiter, fest angestellter Forstwart sei allerdings unbedingt nötig, doch glaubte der Revierförster, daß unter 40 Gulden Jahresgehalt *sich keiner dazu hergibt*¹⁴⁸. Die fürstliche Forstverwaltung schloß sich dieser Meinung an und forderte von der Domänenverwaltung, die die Einstellung des Forstschutzpersonals genehmigen mußte, einen weiteren Forstwart bei einem von dem Revierförster genannten Gehalt. Was dieser Forstwart verdienen sollte, ist nicht überliefert, doch muß der Betrag den Vorstellungen der Domänenverwaltung nicht entsprechen haben, denn sie lehnte den Vorschlag aus Kostengründen ab. Gleichzeitig wurde die Forstverwaltung angewiesen, den Forstwart Faudl, dem man Dienstnachlässigkeiten vorwarf, mit seiner Entlassung zu bedrohen, wenn er sich *nicht mit aller Tätigkeit seinem Beruf widmen*¹⁴⁹ würde. Faudl sollte mit erhöhter Aufmerksamkeit den Holzentwendungen entgegentreten. Die sprichwörtliche Sparsamkeit der bartensteinischen Verwaltung kommt hier deutlich zum Ausdruck!

Der Forstschutz im Hambacher Distrikt

*Das Stehlen von Holz, behufs der Gewinnung von Rinden zum Verkauf, wird in dem Hambacher Distrikt wieder betrieben, und heute hat der Waldschütze Eisenmann angezeigt, daß wenn es so fortgehe, sehr großer Schaden in den Waldungen angerichtet wird*¹⁵⁰. Mit dieser Mitteilung und der Bitte, schleunigst Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wandte sich der Revierförster Kirchner am 23. 5. 1849 an die Fürstliche Forstverwaltung. Diese reichte das Schreiben weiter an die Domänenkanzlei in Bartenstein und gab eine anschauliche Beschreibung der Zustände der fürstlichen Waldungen und schlug Gegenmaßnahmen gegen die Waldfrevler vor.

Wie schlimm die Zustände im Mainhardter Wald zu diesem Zeitpunkt geworden waren, zeigt ein Bericht der fürstlichen Forstverwaltung, den sie schon am 6. 5. 1849 an die Domänenkanzlei in Bartenstein gerichtet hatte: Die Holzdiebe kamen im Frühjahr 1849 *rottenweise* in die fürstlichen Waldungen, verhöhnten und bedrohten das Forstschutzpersonal. Leute, die bis jetzt noch keine Diebereien begangen hatten, erklärten offen, daß sie sich auch mit diesen Geschäften befassen wollten, wenn keine Strafen ausgesprochen würden, denn eine *fleißige* Person könne bei diesen Diebereien täglich 2–3 Gulden verdienen¹⁵¹. Der Revierförster Kirchner zu Mainhardt hatte im Distrikt Hambach das Forstschutzpersonal verstärkt, doch waren dadurch die Holzfrevler nicht in dem gewünschten Maße zurückgegangen. Da auf örtlicher Ebene eine Zusammenarbeit mit dem Forstamt Comburg nicht zustande gekommen war, bat die fürstliche Forstverwaltung die Domänenkanzlei, sie solle *in aller Bälde höheren Ortes*¹⁵² um Hilfe gegen die Waldfrevler bitten. Man dachte vor allem daran, das öffentlich aufbeugte Holz

148 Ebd.

149 Ebd.

150 Ebd.

151 Ebd.

152 Ebd.

und die noch vorhandene Rinde zu beschlagnahmen und die Käufer dieser Ware ebenfalls streng zu bestrafen. Für die Konfiszierung des Holzes und der Rinde sollte in Neuhütten das württembergische Militär eingesetzt werden! Von einer ständigen Einquartierung von Soldaten riet man allerdings ab, da dadurch nur die bessergestellten Bürger, die sich bis jetzt der Diebstähle enthalten hatten, belastet und somit bestraft würden.

Der Hilferuf an den Staat

Mit einem *Untertänigen Bericht* wandte sich am 12. Juni 1849 die bartensteinische Domänenkanzlei an die Ministerien des Innern und der Finanzen. Neben den schon wiederholt vorgetragenen Klagen ist in diesem Bericht die Rede von einer *allgemeinen Sicherheitsgefährdung durch bewaffnete Rotten* im Mainhardter Wald, von *unberechenbaren Folgen* für die Waldungen, von einer zunehmenden *Demoralisierung des Volkes jener Gegend* und von *groben Holzdiebstählen*, vor allem durch die Einwohner von Neuhütten.

Nur den bereits getroffenen Maßnahmen der hohen Staatsregierung, aber auch den Vorbereitungen zu einem Neubau der Kirche zu Mainhardt durch die bartensteinische Standesherrschaft sei es zu verdanken, daß durch die Angehörigen der Pfarrei Mainhardt noch keine *bedeutende Waldexzesse* verübt worden waren. Die Mainhardter erhofften offensichtlich Arbeitsplätze und Verdienst beim geplanten Bau der Kirche.

Das Ministerium wurde um eine angemessene *organisierte Wildbewachung* gebeten, die von einem gemeinschaftlichen Korps von Waldschützern durchgeführt werden sollte. Dieses Schutzpersonal sollte vor allem vom württembergischen Staat, aber auch von den standesherrschaftlichen Waldbesitzern finanziert werden. Ebenfalls wurde um eine Kontrolle des Holz- und Rindenhandels gebeten, die durch die immer noch nicht erfolgte Einführung der Ursprungszeugnisse erreicht werden sollte¹⁵³.

XII. Die Maßnahmen gegen die Waldexzesse im Distrikt Dennhof

Am 20. Juni 1849 richtete die fürstlich-bartensteinische Domänenkanzlei ein Schreiben an den Domänenrat Kehrer, der an der Spitze der bartensteinischen Verwaltung stand und in Kirchberg/Jagst als fürstlich hohenlohisch-bartensteinischer Oberadministrator tätig war.

Es wurde berichtet, daß der Revierförster Kirchner für den Distrikt Dennhof bei Mainhardt einen weiteren Waldschützen beantragt habe, da die Waldexzesse in *exorbitanter Weise* verübt worden waren und daß diese in der Nähe des Dennhofes schon zu richtigen Waldverwüstungen geführt hatten, obwohl man dem für diesen Distrikt zuständigen Forstwart Fauldl schon im Frühjahr zwei weitere Forstschutzdiener – den Märkle und den Korn – unterstellt hatte. Der neue Waldschütze sollte

ein Jahresgehalt von 40 Gulden bekommen und dem Forstwart Faudl und seinen beiden Waldschutzdienern helfen, die Forstvergehen einzudämmen. Um weiteren Schaden zu verhindern, hatte die fürstliche Forstverwaltung der Genehmigung durch den Oberadministrator vorgegriffen und ebenfalls am 20. 6. 1849 diesen Waldschützen, der nicht namentlich erwähnt wurde, ange stellt. Dies entschuldigte und begründete man mit dem Hinweis, daß *der Aufwand und die Kosten für einen weiteren Waldschützen in keinem Verhältnis stünden zu dem Schaden, welcher bei einer Nichtverstärkung des Forstpersonals entstehen könnte*. Schließlich wurde in diesem Schreiben noch auf die dem Forstwart Faudl gemachten Vorwürfe eingegangen¹⁵⁴. Faudl war verdächtigt worden, bestechlich zu sein und deshalb nicht mit dem nötigen Nachdruck und Diensteyer seinen Aufgaben nachzukommen. Man wollte diesbezüglich weitere Erfahrungen abwarten und dem Forstwart Gelegenheit geben, diese Vorwürfe zu entkräften.

Die Anstellung eines tüchtigen und zuverlässigen Waldschützen überließ man dem Revierförster Kirchner. Dieser mußte aber darauf achten, daß der neue Mann nicht mit dem Forstwart Faudl verwandt oder befreundet war. Mit dieser Forderung wollte die Domänenkanzlei verhindern, daß Faudl, falls der Vorwurf der Dienstnachlässigkeit wahr sein sollte, mit diesem neuen Waldschützen zusammenarbeiten könnte. Vorbehaltlich der Genehmigung durch den Oberadministrator und sofern er die erforderliche Tüchtigkeit und Tätigkeit aufbringen würde, versprach man dem neuen Forstschutzdiener eine Dauerstellung im Dienste des fürstlichen Forstschutzes.

Die Vorgänge im Distrikt Dennhof – die vielen *grogen Forstexzesse*¹⁵⁵ und die Verdächtigungen und Vorwürfe gegen den Forstwart Faudl – wurden sogar dem Gerichtshof für den Jagstkreis in Ellwangen bekannt, denn diese königliche Behörde, die in Rechtsfragen und Strafsachen den fürstlichen Ämtern übergeordnet war, befürwortete in einem Schreiben vom 24. 7. 1849 an den bartensteinischen Oberadministrator, Domänenrat Kehrer, die Anstellung des Waldschützen für den Distrikt Dennhof. Diese Anstellung war vorläufig auf einen Zeitraum von sechs Monaten beschränkt und bedurfte auch noch der Genehmigung durch die Vormundschaft des noch minderjährigen Fürsten Ludwig Albrecht von Hohenlohe-Bartenstein und Jagstberg.

Der Zivilsenat des Gerichtshofes in Ellwangen verfügte weiterhin, die fürstliche Forstverwaltung solle *auf den Waldschützen in jenem Distrikt, Forstwart Faudl, fortwährend ein wachsames Auge haben und über sein Verhalten binnen zweier Monate Bericht an den Oberadministrator erstatten*¹⁵⁶. Außerdem wollte der Gerichtshof wissen, ob eine Entfernung des Forstwarts Faudl aus seinem Dienst nötig sei und ob man den neu angestellten Forstschutzdiener behalten wolle. Der bartensteinische Oberadministrator wurde mit dieser Anordnung

154 Ebd.

155 Ebd.

156 Ebd.

verpflichtet, dem Gerichtshof für den Jagstkreis über die obengenannten Vorgänge zu berichten.

Mit dieser Maßnahme wurde der fürstlichen Verwaltung eindeutig ihre Grenzen aufgezeigt und mitgeteilt, daß es Sache des Gerichtshofes war, eventuell gerichtlich gegen den Dennhofer Forstwart vorzugehen.

XIII. Die Klagen der fürstlichen Domänenkanzleien gegenüber den staatlichen Behörden und das Gesetz zum Schutze des Waldeigentums

Auch der fürstlich-langenburgische Domänenrat Schuster aus Langenburg nahm in einem Bericht vom 12. 11. 1849 Stellung zu den Forstfreveln im Mainhardter Wald. Er sprach von der *Großartigkeit* der verübten Exzesse und meinte, daß es *Not tut, mit Energie dagegen einzuschreiten*¹⁵⁷. Er bedauerte vor allem, daß die Bestrafung der Forstfrevler teils der Finanzkammer, teils den staatlichen Gerichten, aber auch dem Forstamt Comburg übergeben worden war. Diesen Behörden warf der Domänenrat ein uneinheitliches und ungenügendes Vorgehen gegen die Frevler vor. Besonders das Forstamt Comburg wäre zu lasch gewesen und hätte zu willkürlich bestraft. In einer Randnote dieses Berichtes genehmigte Fürst Ernst von Hohenlohe-Langenburg eine Eingabe mit den Vorwürfen gegen das Forstamt Comburg, allerdings mit einigen Abänderungen, die leider nicht aktenkundig überliefert sind. Sicherlich war Fürst Ernst der Meinung, daß von seiten der königlichen Behörden nicht genug gegen die Diebstähle getan wurde. Seine Einwände gegen die Staatsbehörden waren jedoch sehr diplomatisch angedeutet. Ähnliche Vorwürfe gegenüber den staatlichen Behörden erhob auch die bartensteinerische Domänenkanzlei am 28. 11. 1849. In einem Brief an den Gerichtshof für den Jagstkreis erinnerte sie daran, daß sie schon am 5. Januar 1848 eine Eingabe an die Regierung des Neckarkreises gemacht hatte. Damals wurde darum gebeten, die sogenannten Ursprungszeugnisse bei Holz- und Rindenverkäufen einzuführen: Die Verkäufer sollten nachweisen müssen, daß sie ihre Ware rechtmäßig von den Waldbesitzern erworben und nicht gestohlen hatten. Inzwischen hatten aber die Diebstähle in den Waldungen derartig zugenommen, daß man deren völlige Verwüstung befürchtete. Es wurde an die Bitte *um kräftige Verfügungen gegen den gänzlichen Ruin des Waldbesitzes, namentlich auf dem Mainhardter-Neuhüttener Gebirge* vom 8. Mai 1848 erinnert¹⁵⁸. Damals waren Verfügungen gegen den Waldfrevel getroffen worden, die allerdings bald ihre abschreckende Wirkung verloren hatten, denn in der Folgezeit entstanden vor allem an den Eichenbeständen durch das Abschälen der Rinde verheerende Schäden. Dies mag mit ein Grund dafür sein, daß es heute im Mainhardter Wald keine alten Eichenbestände gibt. Eine weitere Klage vom 12. 6. 1849 bei den *hohen Ministerien des Innern und der Finanzen*¹⁵⁹ schien endlich den gewünschten Erfolg zu bringen: Am 7. Juli 1849

157 Ebd.

158 Ebd.

159 Ebd.

wurde im Regierungsblatt Nr. 39 das *Gesetz zum Schutze des Waldeigentums*¹⁶⁰ veröffentlicht. In diesem Gesetz wurde das Ministerium des Innern ermächtigt, für eine bestimmte Zeitdauer den Nachweis über den rechtmäßigen Kauf und Verkauf von Walderzeugnissen anzuordnen. *Jeder, der Holz irgend einer Art, einschließlich der Rinde, Büscheln, Besen, Erndtwieden, Bohnenstecken, Pfähle, Rechenstiele, Hopfenstangen, Dachschindeln und dergleichen, ferner Holzpflanzen oder Waldstreu zu feilem Kaufe bringt*¹⁶¹, mußte mit einem derartigen Zeugnis versehen sein. Die Ausstellung dieser Zeugnisse mußte vom Ortsvorsteher und einem gewählten Gemeinderat durchgeführt werden. Die Überwachung dieser Verordnung durch Landjäger, die Bestrafung bei Vergehen und eine zeitliche Begrenzung wurden genau festgelegt und erläutert.

Fast gleichzeitig mit diesem Gesetz wurde das Oberamt Weinsberg angewiesen, in Zusammenarbeit mit dem fürstlichen Forstamt in Mainhardt, das *ungewöhnliche häufige Vorkommen von Eingriffen in das Waldeigentum* nachzuweisen¹⁶². Das tat dann auch der fürstliche Revierförster Kirchner: Er lieferte *eine sehr klare Nachweisung*, nach welcher in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1849 allein im *Neuhüttener-Hambacher Distrikt* ein Schaden von 1380 Gulden entstanden war¹⁶³. Die Domänenkanzlei Bartenstein forderte am 21. August 1849 von ihrer Forstverwaltung einen Bericht an, ob und welche Verfügungen auf Grund des obengenannten Gesetzes von den staatlichen Forstämtern erfolgt seien. Insbesondere wollte man wissen, ob das Forstamt Comburg, zu dessen Bezirk das fürstliche Revier Gleichen-Mainhardt gehörte, auch wirklich nach den gesetzlichen Bestimmungen gegen die Forstfrevler vorgehe. Dies sollte man anhand der Rügungs- oder Strafverzeichnisse feststellen.

Die Fürstliche Domänenkanzlei Bartenstein war mit dem Forstamt Comburg überhaupt nicht einverstanden und zufrieden. In mehreren Berichten wurde darüber geklagt, daß das Forstamt das Gesetz zum Schutze des Waldes vom 7. Juli 1849 gar nicht anzuwenden gedachte. Außerdem erhob die fürstliche Forstverwaltung am 5. November 1849 die förmliche Klage, daß das Forstamt Comburg *die schädlichen Waldexzesse mit nur ganz geringen und willkürlichen Strafen* belege. Ob in dem milden Vorgehen des Forstamtes gegen die Forstdiebe nur eine Nachlässigkeit der Beamten zu sehen war oder ob darin gar eine politische Absicht steckte, kann heute nicht mehr beurteilt werden. Die fürstliche Domänenkanzlei befürchtete einen weiteren Nachteil: Durch das *lasche Vorgehen* des Forstamtes Comburg würden Holzdiebe aus den Revieren der benachbarten Königlichen Forstämter Neuenstadt und Reichenberg angelockt, da sie dort wesentlich strengere Strafen zu erwarten hätten. Bei dieser *unbegreiflichen und verderblichen Schonung* durch das Forstamt Comburg könnten die Diebe *bald ungestört das Eigentum der Fürstlichen Herrschaft Hohenlohe-Bartenstein im eigentlichen Sinne des Wortes verwüsten* und

160 Regierungsblatt für das Königreich Württemberg Nr. 39 vom 12. 7. 1849.

161 Ebd.

162 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

163 Ebd.

dies trotz des verstärkten Forstschutzpersonals, das allein im Revier Gleichen-Mainhardt aus elf Mann bestand. Aus diesen Gründen sah sich die fürstliche Domänenkanzlei genötigt, den Königlichen Gerichtshof *von diesen traurigen Verhältnissen im Revier Mainhardt-Gleichen in Kenntnis zu setzen*. Gleichzeitig bat man *ehrvollst* um eine Intervention bei der zuständigen Finanzbehörde. Diese sollte *gnädigst dahin wirken zu wollen*, daß das Forstamt Comburg, wie die anderen königlichen Forstämter auch, nicht nur die Waldexzesse mit voller Strenge und Nachdruck bestrafe, *sondern auch das Gesetz vom 7. Juli 1849 in Vollzug setze*. Auch das Haus Langenburg, dessen Fürst Ernst Christian Carl zu Hohenlohe-Langenburg zu dieser Zeit Vormund der fürstlichen Standesherrschaft Bartenstein und Jagstberg war, schloß sich wegen der *laxen Strafverfahren des Königlichen Forstamtes Comburg*, dieser Bitte an die zuständige Finanzbehörde an¹⁶⁴.

XIV. Der Bericht des Oberamtes Weinsberg an das Königliche Ministerium des Innern

In einem Erlaß des Ministeriums des Innern vom 1. Juli 1849 hatte das Oberamt Weinsberg den Auftrag bekommen, über die Holzexzesse im Frühjahr des Jahres 1849 zu berichten.

Am 21. Dezember 1849 kam das Oberamt dieser Weisung nach. Dem Bericht, der sich mit den Holzfreveln in den Forstamtsbezirken Neuenstadt, Comburg und Reichenberg befaßte, waren noch 6 Beilagen angefügt. Diese enthielten weitere Einzelheiten über die Waldfrevel und waren von dem Königlichen Revierförster Kommerell aus Mönchsberg, dem Fürstlichen Revierförster Kirchner aus Mainhardt und dem Freiherrlich von Gemmingschen Revierförster Mändler aus Kreuzle verfaßt worden. Leider liegen diese Berichte nur noch in einer Zusammenfassung vor, so daß vielleicht interessante Einzelheiten nicht mehr wiedergegeben werden können. Die Zusammenfassung ergab folgendes Bild: In dem Teil des Mainhardter Waldes, der zum Forstamt Neuenstadt gehörte (Revier Waldbach), wurden hauptsächlich Eichenrinde und Besenreiser gestohlen. Besonders betont wurde, daß die Diebstähle von den Bewohnern des Mainhardter Waldes verübt worden waren. Die Schäden im Revier Lichtenstern, das zum Forstbereich Reichenberg gehörte, waren nicht sehr groß, so daß keine besonderen Maßregeln erforderlich waren.

Ganz anders aber war die Situation im Revier Mönchsberg, das zum Königlichen Forstamt Comburg gehörte, und in den bartensteinischen Waldungen um Mainhardt. Hier wurden *die größten Exzesse in großartigem Maßstabe* verübt. Ganze *Massen von Dieben* aus den Orten Neuhütten, Ober- und Unterheimbach, Brettach, Mainhardt und Geißelhardt stahlen nicht nur Eichenrinde und Besenreiser, sondern auch buchenes Brennholz und Tannenbäume, woraus Pfähle und Bretter geschnitten wurden. Die Diebe bedrohten das Forstschutzpersonal und schreckten selbst vor Gewaltanwendungen nicht zurück¹⁶⁵.

164 Ebd.

165 StAL E 173 III Bü 5914.

Die Eichenrinde wurde in den Städten Öhringen, Backnang, Weinsberg, Heilbronn und Schwäbisch Hall an die dortigen Gerber gewinnbringend verkauft. Die Tannenbäume verkauften die Diebe an Wirte, Fuhrleute oder Sägmüller, die sich oft selbst an den Entwendungen beteiligten. Die Bretter und Pfähle wurden vor allem den Weingärtnern in der Gegend von Weinsberg, Heilbronn, Neckarsulm und Öhringen zum Kauf angeboten. Man befürchtete, daß bei einem anhaltenden Winter der Bedarf an Brennholz und im Frühjahr der Bedarf an Pfählen und Eichenrinde so steigen könnte, daß die schlimmsten Waldverwüstungen der letzten zwei Jahre entstehen könnten. Das Oberamt Weinsberg schlug deshalb vor, das Gesetz zum Schutze der Waldungen *nicht nur dort anzuwenden, wo die Exzesse verübt wurden, sondern auch in den Bezirken, wohin die entwendeten Erzeugnisse abgeführt wurden*¹⁶⁶. Dieser Bericht des Oberamtes Weinsberg wurde ebenfalls der Kreisregierung des Neckarkreises übermittelt.

XV. Die Schadensbilanz im Winter 1850 und die Vorschläge der staatlichen Behörden zur Bekämpfung der Waldfrevel

Am 22. Januar 1850 schrieb die fürstlich-bartensteinische Domänenkanzlei an den Senat des Gerichtshofes für den Jagstkreis. Sie erinnerte an den Bericht vom 28. November des Vorjahres und wiederholte die Bitte, das Forstamt Comburg möge die überhandnehmenden Holzexzesse in den fürstlichen Waldungen mit der vollen Strenge des Gesetzes bestrafen und vor allem die Bestimmungen des Gesetzes vom 9. Juli 1849 anwenden. Die Domänenkanzlei stellte fest, daß auf das damalige Bittgesuch nichts unternommen worden und in Bezug auf die Holzdiebstähle keinerlei Wirkung erzielt worden sei. Es wurde weiterhin festgestellt, daß die Holzexzesse derartig zugenommen hatten, daß völlige Waldverwüstungen eintreten könnten, *sofern die fürstliche Standesherrschaft nicht in ihrem Eigentum geschützt würde*¹⁶⁷.

Ein Bericht des Revierförsters Kirchner aus Mainhardt wurde beigelegt. Aus ihm ging hervor, daß in früheren Jahren der durchschnittliche jährliche Schaden durch den Holzdiebstahl nicht über 1000 Gulden lag. Im Jahre 1849 war aber der Schaden nach der Berechnung des Försters auf 2330 Gulden angewachsen und dabei waren sicherlich nicht alle Diebstähle aufgedeckt und angezeigt worden. Nun folgte eine eindringliche Schilderung der Situation, die es wert ist, wörtlich wiedergegeben zu werden:

Wenn sonst arme Leute in den Wald gingen, um sich ein Bündel Holz für ihren nötigsten Bedarf zu holen, so kommen sie jetzt complottmäßig, hauen was ihnen gefällt und betreiben mit diesem gestohlenen Holz einen sehr ausgedehnten Handel und lassen sich nicht selten Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen. In angrenzenden Waldungen ist es schon so weit gekommen, daß bewaffnete Mannschaften in die Waldung hinauszogen, um so ihre Frevel und ihr Unwesen umso sicherer und

166 Ebd.

167 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

*ungestörter betreiben zu können und über kurz oder lang wird auch das benannte fürstliche Revier von solchen Horden besucht werden, wenn nicht in aller Bälde nachdrückliche Hilfe geleistet wird. Die meisten und größten Excesse werden von den Bewohnern des Mainhardter Waldes selbst begangen*¹⁶⁸.

Das Problem des Holzdiebstahls stellte sich nicht nur in den fürstlichen, sondern auch in anderen privaten und in den staatlichen Waldungen. Die bewaffneten Holzdiebereien fanden in dem Teil des Mainhardter Waldes statt, der zum staatlichen Revier Neuenstein gehörte. So weit wollte es die fürstlich-bartensteinische Domänenkanzlei aber nicht kommen lassen. Sie verwies in dem vorliegenden Schreiben auf den schlechten Zustand ihrer Waldungen und auf die sich täglich mehrenden Excesse und bat die königlichen Behörden im Auftrag des Fürsten Ernst Carl zu Hohenlohe-Langenburg, der zu dieser Zeit Curator, d. h. Vormund, des Hauses Bartenstein war, bei dem zuständigen Ministerium des Innern und der Finanzen vorzusprechen und dieses zu bitten, *die nötigen Maßregeln zu treffen und ernstliche Abhilfe zu leisten*¹⁶⁹.

Die Antwort der staatlichen Behörden kam bald: Schon Wochen später, am 22. Februar 1850, übermittelte die Finanzkammer für den Jagdkreis ein Schreiben an den Gerichtshof für den Jagdkreis. Am 11. März 1850 wurde es an die Domänenkanzlei in Bartenstein weitergeleitet.

Darin berichtete die Finanzkammer für den Jagdkreis, daß sie die Beschwerden über die *laxen Strafverfahren* des Forstamtes Comburg zum Anlaß genommen hatte, von diesem eine Stellungnahme anzufordern. Zwei recht umständliche Schilderungen über die *bedrohliche Zunahme der Holzexcesse* in den hohenlohe-bartensteinischen Waldungen, in denen der Freiherren von Gemmingen und auch in den Staatswäldern, bewogen die Finanzkammer in Ellwangen, dem Finanzministerium in Stuttgart Vortrag zu erstatten¹⁷⁰.

Man beantragte, das schon mehrmals erwähnte Gesetz über die Sicherung des Waldeigentums endlich strengstens anzuwenden.

Ein weiterer Vorschlag war, daß *in diejenige Gegend des Mainhardter Waldes, wo die Hauptexcesse vorkommen, ein Militärkommando von etwa 30–40 Mann verlegt werde*¹⁷¹.

Auch sollte das obengenannte Gesetz in den Oberamtsbezirken Öhringen und Backnang angewendet werden, da dort *die Holzfrevler das entwendete Holzzeugnis zunächst abzusetzen pflegen*¹⁷².

Eine Einquartierung im Mainhardter Wald! Das war ein recht radikaler Vorschlag, denn die Aufnahme eines Militärkommandos hätte die Gemeinden hart getroffen, da diese für die sicherlich nicht geringen Kosten hätten aufkommen müssen. Dieser Vorschlag zeigte aber auch, wie rat- und machtlos die Behörden im

168 Ebd.

169 Ebd.

170 Ebd.

171 Ebd.

172 Ebd.

Grunde den Forstdiebstählen gegenüberstanden und daß man nicht glaubte, ihrer mit den sonst üblichen Maßnahmen Herr zu werden.

Inzwischen hatte das Königliche Ministerium des Innern schon reagiert: Durch eine Verfügung vom 5. März 1850 wurde das Gesetz vom 7. Juli 1849 über den ganzen Mainhardter Wald und seine Umgebung in Anwendung gebracht. Durch eine spätere Verordnung wurde es bis zum 31. Dezember 1852 verlängert, da die Anwendung des Gesetzes zum Schutze der Waldungen jeweils im Bedarfsfalle erneut verfügt werden mußte und außerdem örtlich und zeitlich begrenzt war.

Nach einer Beratung innerhalb der Ministerien der Finanzen und des Innern wurde die Abordnung eines militärischen Kommandos in den Mainhardter Wald *nicht für angemessen* erachtet¹⁷³.

Man tat etwas anderes: Das Kriegsministerium stellte vier Verzeichnisse auf über die in den Oberamtsbezirken Backnang, Hall, Öhringen und Weinsberg beurlaubten zuverlässigen Unteroffiziere, Scharfschützen und Schützen. Die Finanzkammer für den Jagstkreis in Ellwangen wurde ermächtigt, unter Mitwirkung der Forstämter vor Ort, unter diesen Reservisten etwa 40–50 Mann auszusuchen, sie zur Unterstützung des Forstpersonals zum Schutze der am meisten bedrohten Waldbezirke einzustellen, genau zu instruieren und mit *Rücksicht auf ihren Wohnort*¹⁷⁴, d. h. wohnortnah, einzusetzen. Diese Lösung ersparte den Gemeinden des Mainhardter Waldes die kaum tragbaren Kosten einer ständigen Einquartierung von Soldaten und man erhoffte sich ebenfalls einen wirksamen Schutz des Waldeigentums.

Auf Anweisung der Finanzkammer für den Jagstkreis beriet sich das Forstamt Comburg mit den *größeren Waldbesitzern auf dem Mainhardter Wald*. Bei dieser Zusammenkunft war die fürstlich-bartensteinische Forstbehörde durch den Revierförster Kirchner vertreten. Die Beratung führte zu folgendem Ergebnis:

1) *Nachdem der Schnee abgegangen sei und die Kälte nachgelassen habe, hätten die Holzexzesse ihrer Anzahl nach aufgehört.*

2) *In 4–6 Wochen, sobald der Pfahlholzhandel in die Weingegenden in Gang gekommen und die Schälzeit für die Eichenrinde eingetreten sei, werden sich die Entwendungen von starken Pfahlstangen und von eichenem Schälholz wieder, wie in den verflossenen zwei Jahren, anhäufen.*

3) *Deshalb sei Anfang April das Gesetz vom 7. Juli 1849 in den Oberamtsbezirken Backnang, Weinsberg, Öhringen, Heilbronn und in der Stadt Hall in Anwendung zu bringen.*

4) *Zur Unterstützung der in ihrem Ansehen gelähmten Ortsobrigkeit solle man in den verschiedenen Gemeinden des Mainhardter Waldes je einen Landjäger einstellen. Es könnte aber auch ein in Landjägeruniform gekleideter tüchtiger Unteroffizier der Linie (Reserve) sein. Er solle mit allen Befugnissen der Landjäger ausgestattet sein und er*

173 Ebd.

174 Ebd.

*solle die entwendeten Waldprodukte wieder beschlagnahmen, wenn dies von den zustehenden Ortsvorständen angeordnet sei*¹⁷⁵.

In diesem Beratungsprotokoll wird bestätigt, daß die Diebe aus dem gestohlenen Pfahl-tannenholz Weinbergpfähle herstellten und diese an die Weingärtner in den umliegenden Weinanbaugebieten – sicherlich zum Nutzen beider Teile – verkauften.

Eichenrinde wurde vorzugsweise im Frühjahr abgeschält, da sie in der beginnenden Vegetationsperiode frisch und saftig war und so von den Gerbern besonders gerne gekauft wurde.

Die Autorität der Bürgermeister wurde in den Waldgemeinden von den Holzfrevlern nicht gerade ernst genommen – anders ist die Aussage von den *in ihrem Ansehen gelähmten Ortsobrigkeiten*¹⁷⁶ nicht zu verstehen.

Die Finanzkammer für den Jagstkreis informierte den Gerichtshof desselben Gebietes über diese Beratungen. Auch wurden die Forstämter, insbesondere das Forstamt Comburg, angewiesen, alle entdeckten größeren Waldvergehen unverzüglich zu bestrafen. Dabei konnte sogar der sonst übliche Gang der Forststrafrechtspflege außer acht gelassen werden. Außerdem sollten möglichst nur Arreststrafen ausgesprochen werden. Nur wenn eine Strafsache, entsprechend des Wertes des gestohlenen Holzes, die Kompetenz der Forstämter überschreiten sollte, mußte die Angelegenheit der Königlichen Finanzkammer zur Entscheidung vorgelegt werden. Der Vollzug von Strafen, ausgenommen bei eingeleiteten Berufungen, sollte beschleunigt werden.

Den Vorwurf, das Forstamt Comburg würde zu milde Strafen aussprechen, wies die Finanzkammer für den Jagstkreis zurück. Im Gegenteil, sie hatte anhand von Berufungsverhandlungen den Eindruck gewonnen, daß das Forstamt Comburg eher zu streng als zu milde bestrafe. Die Finanzkammer hatte schon öfters bei Berufungen und Nachlaßgesuchen die ausgesprochenen Strafen herabgesetzt. Auch waren die vom Revierförster Kirchner angegebenen Fälle von Bestrafungen von Gras- und Streuexzessen nicht als Beweis einer zu milden Bestrafung anzusehen.

Hier erfahren wir ganz nebenbei, daß außer Holz und Rinde auch Gras und Laub zum Streuen in den Ställen gestohlen wurde.

Grasdiebstahl wurde mit Beträgen zwischen 90 Kreuzern und 3 Gulden, Streudiebstahl mit 30 Kreuzern und 1 Gulden geahndet.

Die Finanzkammer für den Jagstkreis nahm mit diesem Hinweis das Forstamt Comburg in Schutz. Sie bemängelte aber gleichzeitig, daß der Oberförster Schott vom Forstamt Comburg dem fürstlichen Forstschutzpersonal in Gegenwart von Forstfrevlern oft ungerechtfertigte Verweise erteilte. *Das sei nicht angebracht, denn dadurch würden die Diebe alle Achtung vor dem Forstschutzpersonal verlieren*¹⁷⁷.

175 Ebd.

176 Ebd.

177 Ebd.

XVI. Die Ministerialverfügung vom 25. Februar 1850 über den Handel mit verschiedenen Holzwaren

Der Nachweis über einen rechtmäßigen Erwerb von Walderzeugnissen war seit Jahren immer wieder gefordert worden. Endlich, im Februar des Jahres 1850, erließ das Ministerium des Innern im Einklang mit dem Gesetz vom 7. Juli 1849 eine Verfügung über die Einführung und Anwendung von sogenannten Ursprungszeugnissen. Diese Anordnung galt ursprünglich nur für ein Jahr, wurde aber schon am 19. Mai 1850 um zwei Jahre bis zum 1. Mai 1852 verlängert.

Die Verfügung des Königlichen Ministeriums des Innern:

§ 1 Jeder, welcher innerhalb der Oberamtsbezirke Weinsberg und Backnang, ferner in den auf dem rechten Neckarufer gelegenen Theile des Oberamts Heilbronn, in dem auf dem linken Kocherufer gelegenen Theile des Oberamts Hall einschließlich der Stadt Hall, in dem zwischen der Rot und dem Kocher von deren Zusammenfluß abwärts gelegenen Theile der Oberämter Gaildorf, endlich innerhalb des Oberamts Öhringen Holz irgend einer Art einschließlich der Rinde, Büscheln, Besen, Ernteweiden, Bohnenstecken, Pfähle, Rechenstiele, Hopfenstangen, Dachschindeln und dergleichen zum feilen Kauf bringt, muß mit einem Zeugnis über den rechtmäßigen Erwerb seiner Waren versehen sein.

§ 2 Dieses Zeugnis ist von dem Ortsvorsteher und einem hinzu besonders bestellten Gemeinderat auszustellen. In dem Zeugnis ist die zum Verkauf bestimmte Holzware nach Art und Größe genau zu bestimmen, auch muß dasselbe neben der Unterschrift der genannten Gemeindebeamten das mit Worten geschriebene Datum der Ausstellung enthalten und mit dem Ortssigel versehen sein. Ein solches Zeugnis ist auf acht Tage gültig.

§ 3 Der Ortsvorsteher und das Gemeinderatsmitglied sind dafür verantwortlich, daß sie das in § 2 bezeichnete Zeugnis nur solchen Personen ihrer Gemeinde ausstellen, welche sich über den rechtmäßigen Erwerb der Holzwaren, die sie zum Verkauf bringen wollen, glaubhaft ausgewiesen haben.

§ 4 Mit besonderer Genauigkeit ist bei Ausstellung dieser Zeugnisse solchen Personen gegenüber zu verfahren, welche wegen Holzexzessen schon öfters bestraft wurden oder überhaupt als Holzfrevler bekannt sind. Die Forstbehörden werden den Schultheißenämtern die ihnen als Holzfrevler bekannten Personen besonders namhaft machen.

§ 5 Die Ortsbehörden derjenigen Gemeinden des in § 1 genannten Bezirks, in welchen die dort genannten Holzwaren zu Markt gebracht werden, haben die Einleitung zu treffen, daß den Verkäufern dieses Bezirks ihre Ursprungszeugnisse abgenommen werden und den Revierförstern des Wohnorts der Verkäufer zugesendet werden.

§ 6 Hinsichtlich der Übertretung der vorstehenden Verfügung wird auf die im Gesetz vom 7. Juli 1849 Art. 3 angedrohten Strafen verwiesen¹⁷⁸.

Mit dieser ministeriellen Verfügung ging ein langgehegter Wunsch der fürstlichen Forstverwaltung in Erfüllung:

Der Paragraph 1 bezeichnete ganz genau das Gebiet, in dem diese Verfügung

gelten sollte. Es waren vor allem die beiden Oberamtsbezirke Weinsberg und Backnang, zu denen der Mainhardter Wald gehörte, aber auch Teile der angrenzenden Oberämter. Außerdem wurde die Ware genau aufgezählt, die es zu überwachen galt.

Im zweiten Paragraphen wurde festgehalten, wer diese Zeugnisse ausstellen durfte. Zur Kontrolle des Ortsvorstehers wurde ein Gemeinderatsmitglied herangezogen. Um Fälschungen vorzubeugen, mußte das Datum in Worten ausgeschrieben werden.

In den Paragraphen 3 und 4 wurde genau festgelegt, wem ein Ursprungszeugnis ausgehändigt werden durfte und wem es zu verweigern war. Verantwortlich dafür waren die Ausstellenden, also die Ortsvorsteher und ein Mitglied ihres Gemeinderates.

Bezeichnend für das Mißtrauen, das den ausstellenden Ortsbehörden entgegengebracht wurde, ist der Paragraph 5. Den Verkäufern wurden dort, wo sie ihre Waren auf den Markt brachten, die Ursprungszeugnisse abgenommen und zur Überprüfung an die Revierförster ihrer Wohnorte geschickt. Man traute den ausstellenden Ortsbehörden nicht so recht!

Bei Übertretungen dieser Verordnung mußten die im Gesetz vom 7. Juli 1849 festgelegten Strafen ausgesprochen werden.

Die Beschränkung des Holzhandels durch die Verordnung des Innenministeriums und die Einführung der Ursprungszeugnisse waren Versuche, dem Holzdiebstahl im Mainhardter Wald Einhalt zu gebieten.

XVII. Berichte der grundherrschaftlichen und staatlichen Behörden über den Erfolg der ministeriellen Verordnung

Für einen Zeitraum von etwa zwei Jahren, vom Februar 1850 bis Mitte Februar 1852, liegen keine Akten über Forstvergehen im Mainhardter Wald vor. Sollten die Vorschläge der staatlichen Behörden in Zusammenarbeit mit den Forstschutzmaßnahmen der großen Waldbesitzer wirklich Erfolg gehabt haben? Man möchte es gerne glauben, doch treten berechtigte Zweifel auf, wenn man den Bericht des Forstamtes Comburg vom 15. Februar 1852 und den des Revierförsters Kirchner aus Mainhardt vom 16. März 1852 an die Fürstliche Forstverwaltung in Bartenstein liest.

Das Forstamt Comburg stützte sich in seinem Bericht an das Finanzministerium über den Erfolg der 1850 getroffenen Maßnahmen auf die inzwischen verlorengegangenen Berichte der größeren Waldbesitzer, namentlich des Königlichen Revierförsters zu Mönchsberg, des Fürstlich-Freudenbergschen und Rosenbergschen Forstverwalters zu Löwenstein, des Fürstlich-Bartensteinischen Revierförsters zu Mainhardt, des Freiherrlich von Gemmingschen und von Weilerschen Försters zu Weiler.

Das Forstamt Comburg berichtete, daß die *groben Entwendungen von Säg- und Baumstämmen ihrer Unsumme nach* aufgehört hatten und nur noch gelegentlich

weitergeführt wurden. Der Grund für diesen Rückgang des Holzdiebstahls waren nach Meinung des Forstamtes einmal die Verfügung des Innenministeriums vom 25. Februar 1850, zum anderen die *totale Übersättigung der Gerber mit Gerbmateriale*. Ein sehr wichtiger Grund aber waren auch die *wiederum befestigten öffentlichen Zustände* nach den politischen Ereignissen der Revolutionsjahre 1848/49.

Dagegen hatten sich die *Entwendungen von buchenen, birkenen, eschenen und tannenen Stangen, ferner von Erntewinden, von Besenreisich und von Holzpflanzen aus den Saatschulen* stark vermehrt, obwohl auch sie vorübergehend ebenfalls nachgelassen hatten. Als Grund für die Zunahme wurde *die gegenwärtige allgemeine auf dem Mainhardter Wald herrschende Hungersnot* angesehen.

Schuld waren, neben *dieser allgemeinen Not*, aber auch *Übervölkerung, Arbeitsscheue und eine steigende Immoralität* der Bewohner des Waldes. Den *unstreitig größeren Theil der Schuld* trug aber die *Art und Weise, in welcher die Ursprungszeugnisse, abseiten der Ortsvorsteher* ausgestellt und beachtet wurden. Mit diesen Zeugnissen wurde *Schindluder* getrieben: *Die Ausstellung von Attesten an bössartige Holzdiebe und Zuchthäusler, die Ahnungslosigkeit, die Lauheit, die Abhängigkeit, die Verwandtschaftsverhältnisse und die Unkenntnis des Gesetzes von Seiten der Ortsvorsteher bei der Beurkundung* setzten die Maßnahmen gegen den Holzdiebstahl *fast außer Wirkung, so daß der Handel mit den oben näher bezeichneten Artikeln, ungeachtet des Bestehens dieser Verordnungen, nahezu ungescheut* betrieben werden konnte. Sehr beklagt wurde auch der *Mangel an Landjägern – diesem trefflichen Institute – zu besseren Unterstützung der Ortsvorsteher bei der Konfiskation der gestohlenen Waldprodukte*¹⁷⁹.

Dies waren harte, deutliche Worte und sie bestätigten den Mißerfolg aller bisherigen Maßnahmen gegen die Waldfrevel.

Um den Übelständen abzuhelpen, machte das Oberamt Weinsberg den Vorschlag, daß von nun an nur noch die Königlichen Revierförster zur Ausstellung von Ursprungszeugnissen befugt sein sollten. Das Oberamt verkannte aber nicht, daß dies in dem ausgedehnten Staatsrevier Mönchsberg, *wo fast die gesamte Bevölkerung Handel aus Waldprodukten treibt*, für einen einzelnen Förster unmöglich war. Deshalb sollten die Forstverwaltungen bzw. die Förster der größeren Waldbesitzer dieses Reviers allein das Recht haben, Ursprungszeugnisse auszustellen. Sollte dieser Vorschlag dem Innenministerium nicht gefallen, so sollten wenigstens genügend Landjäger in den Mainhardter Wald versetzt werden, um die Verordnung zum Schutze des Waldeigentums *kräftig zu unterstützen*. Auch sollten dann die Polizeibehörden zu Hall, Heilbronn, Öhringen und Backnang die Holzverkäufer auf den Märkten besser überwachen, ihre Ursprungszeugnisse kontrollieren und *unnachsichtig gegen allenfallsige Verfehlungen einschreiten*¹⁸⁰.

Da bereits Saatschulen geplündert wurden, Eichenrinden geschält, Birken zur Gewinnung von Besenreis ihrer Gipfel und Äste beraubt und Pfähle, Schindeln und Erntewinden ins württembergische Unterland verkauft wurden, beantragte

179 Ebd.

180 Ebd.

das Forstamt Comburg eine Verlängerung der Verordnung vom 25. Februar 1850 bis zum 1. September 1852.

Ein weiterer Vorschlag des Forstamtes soll ungekürzt wiedergegeben werden:

*Ein weiteres äußerst wirksames Mittel zu Verminderung der Waldfrevel dürfte die Einführung der Prügelstrafen bei unverbesserlichen rückfälligen und bösartigen Excedenten sein, was denn auch von der Regierung des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin (wo bekanntlich keine Übervölkerung und Verarmung und ein durchschnittlich vortrefflicher Menschenschlag vorhanden sind) angesichts der gemachten Erfahrungen bereits zum heilsamen und nachahmungswürdigen Gesetze erhoben wurde*¹⁸¹.

Der Revierförster Kirchner aus Mainhardt berichtete am 16. März 1852 der Fürstlichen Forstverwaltung Bartenstein von schlimmen Forstvergehen und sogar von Aufsässigkeiten der Diebe gegen die Behörden und gegen das Forstschutzpersonal: Seit dem letzten Schneefall stahlen die Diebe Brennholz nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch, um es zu verkaufen. Im Distrikt Gleichen z. B. zogen die Pfdelbacher und Heuberger gar mit Schlitten in die fürstlichen Waldungen zum Holzstehlen wie zu einer normalen Arbeit. Sie schlugen nun die Äste von Buchen herab, nachdem sie es früher so mit den Eichen gemacht hatten, da sie gefunden haben, daß buchenes Holz besser brenne wie eichenes. Wenn sie vom Forstpersonal erwischt und zur Rede gestellt wurden, erklärten sie einfach, daß sie Holz haben müssen. Wurde ihnen das Holz weggenommen, so sagten sie offen, daß sie wieder anderes stehlen müssen¹⁸². Weiter berichtete der Revierförster, daß die Diebe keine Strafe bezahlten und daß es ihnen größtenteils sogar recht war, wenn sie in Haft kamen, denn dort wurden sie wenigstens einigermaßen ordentlich gepflegt.

Von Arbeitsleistungen hielten sie wohl nicht viel, denn wenn sie ihre Strafe abverdienen sollten, waren sie nicht zu Hause. Resignierend fügte der Förster hinzu: *Der Hohen Herrschaft ist ihr Holz gestohlen und sie darf die Kosten der Abrüfung, Forstpersonal, Abrügebühren und Arrestkosten noch bezahlen!*¹⁸³

Das Gesetz zum Schutze des Waldes wurde auch in Neuhütten vielfältig umgangen. Der dort diensttuende Waldschütze Eisenmann zeigte im Frühjahr 1852 insgesamt 79 Personen an, die in den letzten drei Monaten Besenreisig entwendet hatten. Er rechnete für eine Tracht Reisig – das war die Menge, die eine Person bei einem Waldgang stehlen konnte – 24 kurze Besen: *Solches betrug die Summe von 1896 Besen*. Diese wurden alle verkauft, ohne daß ein Nachweis über den rechtmäßigen Erwerb des Reisigs geführt wurde, wie es das vielzitierte Gesetz eigentlich vorschrieb. Der Revierförster gab in seinem Bericht leider nicht an, was bei diesem Geschäft verdient werden konnte. Er beendete seinen Bericht mit der Befürchtung, daß wenn nichts gegen solche gemeinschaftlichen und groben Eingriffe in das

181 Ebd.

182 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, Bü 622.

183 Ebd.

*Eigentum der Waldbesitzer unternommen würde, der Ruin der Waldungen in solchen Gegenden in naher Aussicht steht*¹⁸⁴.

Nach diesen Vorfällen schlug die fürstliche Forstverwaltung der Domänenkanzlei in Bartenstein vor, daß die beteiligten Waldbesitzer sich gemeinschaftlich mit der Bitte um rasche Hilfe gegen die Forstdiebstähle an die Hohe Staatsregierung wenden sollten. Die Domänenkanzlei wiederum berichtete am 25. März 1852 dem Fürsten Ernst Friedrich Carl zu Langenburg und schlug vor, die staatliche Oberfinanzkammer, Abteilung Forste, um eine strenge Anwendung des Gesetzes zu bitten, wie dies schon in Zusammenarbeit mit den fürstlichen Domänenkanzleien Waldenburg und Öhringen geschehen sei. Um dieser Bitte größeren Nachdruck zu verleihen, berichtete die bartensteinische Domänenkanzlei am 29. Mai von weiteren Holzdiebereien, die in den Monaten Januar bis März bei Mainhardt verübt worden waren. Es wurde eine Liste der zur Anzeige gebrachten bedeutenden Waldfrevel in der Zeit vom Januar bis Ende März 1852 vorgelegt. Es zeigten an:

| | |
|--|------------------------------|
| 1) der Revierförster Kirchner in Mainhardt | – 4 Exzesse |
| 2) der Waldschütze Schlipf in Ammertsweiler | – 51 Exzesse |
| 3) der Waldschütze Burkert in Ammertsweiler | – 45 Exzesse |
| 4) der Waldschütze Eisenmann in Neuhütten | – 178 Exzesse |
| 5) der Waldschütze Beyer in Neuhütten | – 27 Exzesse |
| 6) der Unterförster Dürr in Hambach | – 25 Exzesse |
| 7) der Forstwart Fauld in Gleichen | – 107 Exzesse |
| 8) der Waldschütze Uhlmann in Buchhorn | – 67 Exzesse |
| 9) der Forstwart Hant (?) in Lachweiler | – 13 Exzesse |
| 10) der Waldschütze Schmitt in Lachweiler | – 14 Exzesse |
| 11) der Waldschütze Heinold in Lachweiler | – 5 Exzesse |
| 12) die Holzhauer Jung und Klenk in Lachweiler | – 12 Exzesse |
| 13) und die Landjäger Scheufler und Steiger | – 3 Exzesse ¹⁸⁵ . |

Diese Aufstellung ergibt für eine verhältnismäßig kurze Zeit die stattliche Zahl von 551 Forstvergehen in den Waldungen um Mainhardt, wobei die kleineren Holzdiebereien nicht eingerechnet sind.

Am 31. März 1852 erstattete der Revierförster Kirchner Bericht an seine vorge setzte Behörde über die Wirksamkeit der angeordneten Forstschutzmaßnahmen: Nachdem der Schnee abgetaut und die größte Kälte vorüber war, verminderte sich der Holzdiebstahl, so daß keine weiteren, zusätzlichen Forstschutzdiener benötigt wurden. Außerdem verwies der Förster auf die hohe Zahl der in seinem Revier aufgedeckten Holzfrevel¹⁸⁶.

Daraufhin waren das Königliche Forstamt Comburg und die fürstlichen Forstverwaltungen der Ansicht, daß das Gesetz zum Schutze der Waldungen verlängert werden sollte. Man betonte ebenfalls, daß im Mainhardter Wald gegen die

184 Ebd.

185 Ebd.

186 Ebd.

Forstfrevler strenger vorgegangen wurde als in den angrenzenden königlichen Forstämtern Neuenstadt und Reichenberg. Man bedauerte, daß von den eingesetzten Landjägern nur wenige Forstfrevler angezeigt worden waren, auch war man der Meinung, daß die Polizei das Gesetz zu lässig gehandhabt hätte.

Diese Ausführungen und die hohe Zahl der Forstvergehen nahm die bartensteinische Forstverwaltung zum Anlaß, bei den staatlichen Behörden um weitere Forstschutzmaßnahmen nachzusuchen. Man dachte, wie es auch in den Forsten Kirchheim/Teck und Schorndorf geplant war, an die Aufstellung einer paramilitärischen staatlichen Forstschutztruppe, in die das fürstliche Forstschutzpersonal übernommen werden könnte. Auf alle Fälle hielt man es für die Pflicht des württembergischen Staates, *kräftige, durchgreifende Abhilfe gegen die groben Eigentumsverletzungen zu schaffen*¹⁸⁷.

Diese Bitte an die staatlichen Behörden stellte das Eingeständnis dar, daß alle seitherigen Maßnahmen, seien es Straf- oder Unterstützungsmaßnahmen, im Grunde versagt hatten.

XVIII. Eine gemeinsame Eingabe aller hohenlohischen Domänenkanzleien beim Ministerium des Innern

Da alle Maßnahmen zum Schutze der Waldungen, die bis jetzt getroffen worden waren, nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt hatten, versuchte die Domänenkanzlei Bartenstein im Sommer 1852, die anderen hohenlohischen Verwaltungen zu einer gemeinsamen Haltung gegenüber den königlichen Staatsbehörden zu gewinnen.

In den Monaten Januar bis März 1852 waren allein im Revier Mainhardt 551 größere Diebstähle vom Forstschutzpersonal zur Anzeige gebracht worden. Die bartensteinische Domänenkanzlei schlug deshalb vor, gemeinsam und eindringlich auf die strenge Anwendung des Gesetzes zum Schutze der Waldungen vom 7. Juli 1849 hinzuwirken. Auch Fürst Ernst Friedrich Carl von Hohenlohe-Langenburg war der Meinung, es wäre besser, wenn sich die fürstlichen Domänenkanzleien Waldenburg und Öhringen der Bitte der Bartensteiner um die Anwendung des obengenannten Gesetzes anschließen würden, um bei den Staatsbehörden eine stärkere Berücksichtigung zu finden. Dazu wäre es außerdem notwendig, daß alle hohenlohischen Verwaltungen die Holzexzesse auf ihren Gebieten anzeigen würden. Bei den Staatsbehörden wollte man durchsetzen, daß die königlichen Forstämter das Recht bekommen sollten, sofort nach den Diebstählen die entsprechenden Strafen aussprechen zu können und nicht erst noch um deren Genehmigung nachsuchen müßten.

Die Fürstliche Domänenkanzlei Waldenburg war mit diesem Vorschlag einverstanden und gab bekannt, daß in ihren etwa 700 Morgen umfassenden Waldungen, die an den Mainhardter Wald angrenzten, vom Oktober 1851 bis März 1852

insgesamt 78 größtenteils gröbere Exzesse stattgefunden hatten, die mit einer Strafsomme von 337 Gulden belegt worden waren.

Die Domänenkanzlei Öhringen hingegen hatte Bedenken. Zuerst wies sie darauf hin, daß das Gesetz vom 7. Juli 1849 für den Mainhardter Wald ja angewendet werden könnte und daß man nur darum bitten könnte, diese Anwendung auch auf das Jahr 1853 auszudehnen, sofern es nötig werden würde. Die Kanzlei bezweifelte, daß die Staatsbehörden die königlichen Forstämter legitimieren würden, die Forstexzesse sofort und ohne vorherige Anfrage zu bestrafen. Dies sei ein Ausnahmestand und das Königliche Ministerium des Innern bzw. das betreffende Oberamt könne es nicht jeder untergeordneten Bezirksbehörde freistellen, diesen Ausnahmestand nach Gutdünken zu genehmigen. Trotz aller Zweifel in der Öhringer Domänenkanzlei wollte man das obengenannte gemeinschaftliche Gesuch unterstützen, vor allem, weil in einer einzigen Hut des Reviers Michelbach (am Wald) im ersten Quartal des Jahres 1852 allein 101 Waldfrevel zur Anzeige gekommen waren.

Endlich, am 26. November 1852 legte die Domänenkanzlei Bartenstein die gemeinschaftliche Eingabe an das Ministerium des Innern den Domänenkanzleien in Waldenburg und Öhringen zur Unterschrift vor. Nachdem in Waldenburg am 29. November und in Öhringen am 2. Dezember 1852 unterzeichnet worden war, wurde die Eingabe an das Innenministerium nach Stuttgart weitergeleitet¹⁸⁸.

Mit diesem Schreiben an das Ministerium des Innern endete der umfangreiche Schriftverkehr über die Waldexzesse im Mainhardter Wald sicherlich nicht.

Weitere Unterlagen sind aber leider nicht mehr vorhanden und wir wissen deshalb nicht, ob z. B. das Gesetz zum Schutze des Waldes verlängert worden ist und wie die fürstlichen und staatlichen Behörden weiterhin versuchten, das Waldeigentum ihrer jeweiligen Grundherren zu schützen.

Die Forstvergehen im Mainhardter Wald hörten jedoch nicht auf! Dies geht aus den Akten über Forststrafsachen hervor: Im Jahre 1860 bestimmte Fürst Karl Ludwig zu Hohenlohe-Bartenstein, daß bei Zahlungsunfähigkeit verurteilte Diebe auf Arreststrafen zu erkennen sei, wobei die Arrestkosten von den Eingesperrten selbst bezahlt werden mußten¹⁸⁹.

XIX. Rückblick

In ihrer Not und Armut um die Mitte des letzten Jahrhunderts versuchten viele Bewohner der Gemeinden des Mainhardter Waldes, ihre ärmlichen Lebensumstände durch den Verkauf gestohlenen Holzes und anderer Waldprodukte zu verbessern.

Die strafrechtliche und moralische Seite dieses Problems wurde von den fürstlich-hohenlohischen und den staatlich-württembergischen Behörden ebenso erkannt

188 Ebd.

189 HZAN Archiv Bartenstein, Domänenkanzlei, BÜ 664.

wie auch die daraus entstandenen sozialpolitischen Aufgaben. Die um ihren Waldbesitz besorgten Eigentümer überlegten Maßnahmen zum Schutze ihrer Waldungen. Neben den reinen Forstschutzmaßnahmen sind besonders die Überlegungen von Bedeutung, die zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung beitragen sollten. Ziel dieser Überlegungen und Maßnahmen war, die durch die Armut hervorgerufene Notwendigkeit der Holzentwendungen zu verringern. Die meisten der vorgeschlagenen Maßnahmen wurden jedoch gar nicht oder nur halbherzig durchgeführt, so daß sie ihren Zweck verfehlten.

Leider ist aus den noch vorhandenen Akten nicht zu ersehen, wie und wann dieses sozialgeschichtliche Problem gelöst werden konnte. Bezeichnend für den noch lang andauernden allgemeinen Notstand im Mainhardter Wald sind die vielen Auswanderungen nach Amerika in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erst die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte es auch den Bewohnern des Mainhardter Waldes, am allgemeinen Wohlstand teilzuhaben.

Holzdiebstahl ist heute kein Thema mehr im Mainhardter Wald, obwohl es noch immer Leute geben soll, die der Versuchung, sich billig Brennholz zu besorgen, nicht widerstehen können!

Zwischen Wahlkampf und Politik

Halls Parteien der Linken und der bürgerlichen Mitte in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25

VON ARMIN MÜLLER

Vorwort

Diese Arbeit ist die Fortsetzung und der Abschluß der Arbeit zu den Haller Rechtsparteien »Zwischen Tugend und Gewalt«, die im Jahrbuch 1993 des Historischen Vereins erschienen ist. Die Weimarer Republik, besonders ihre Anfangs- und Mitteljahre, wurden in der Lokalgeschichte bisher vernachlässigt. In Schwäbisch Hall erforschte man bisher lieber die alte Reichsstadtgeschichte, und die neuere Stadtgeschichtsschreibung wird von der Zeit des Dritten Reiches dominiert. Die nationalsozialistische Epoche ist aber ohne die Vorbedingungen der zwanziger Jahre kaum denkbar, was insbesondere die vorangegangene Arbeit zu den Rechtsparteien zeigen sollte. Die NSDAP kam 1930 nicht aus dem Nichts. In unserer Zeit, in der »Politikverdruß« und Parteienschetle zum Allgemeingut gehören und die klassischen politischen Strukturen nur noch Probleme beschreiben und verwalten, nicht aber mehr lösen können oder wollen, erscheint ein Blick auf das Parteiensystem einer gescheiterten Republik nur konsequent und von aktueller Bedeutung.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges brach die Novemberrevolution aus, die Monarchie wurde von der Republik abgelöst. Diese Republik mußte mit der Last zurechtkommen, die unmittelbaren und mittelbaren Folgen des Krieges bewältigen zu müssen; dazu gehörten u. a. die Normalisierung der Kriegswirtschaft, die Erfüllung der Vertragsbedingungen von Versailles und tiefe wirtschaftliche und soziale Not in den folgenden Jahren.

Ungewohnt für die Bürger/innen war die offene Debatte, die Vielfalt der politischen Angebote und die Konkurrenz um die Macht. Vielen fiel es schwer, die Versprechen der Wahlprogramme nicht allzu wörtlich zu nehmen. So wandten sich viele schnell wieder von der Demokratie ab, sehnten sich nach den alten Verhältnissen oder folgten den neuen extremen Ideologien. Diese sechs Jahre wurden von wichtigen Ereignissen geprägt. Angefangen vom Aufbau der Demokratie, den Neuwahlen, über den Vertrag von Versailles, den »Kapp-Lüttwitz-Putsch«, die Reparationsverhandlungen bis zu den Krisensymptomen der Jahre 1923/24 wie Hyperinflation, Ruhrkampf gegen die Franzosen, Hitlerputsch in München oder den Morden an demokratischen Politikern.

Entlang diesem Gerüst wurden die zugänglichen Informationen aus und über die Haller Parteien aufgereiht und ein chronologischer Abriß über deren Aktivitäten geschrieben. Selbst hilfreiche Arbeiten über die einzelnen Landesverbände liegen kaum vor, geschweige denn Abhandlungen über die Regionen, weshalb versucht

wurde, vor allem mit Hilfe der Lokalzeitung und den Wahlergebnissen, die Haller Entwicklungen und Besonderheiten herauszuarbeiten. Trotzdem fehlen oft parteiinterne Fakten, und zu den Persönlichkeiten der kommunalen Ebene mangelt es häufig an biographischen Daten. Mit dem Jahreswechsel 1924/25 fand eine gewisse Zäsur statt, die Krise war vorerst bewältigt und die ruhigeren »Goldenen Zwanziger« begannen, so daß die Untersuchung dort abgeschlossen wurde.

1. Die Nationalliberalen in der Deutschen Volkspartei

1870/71 war der kleindeutsche Nationalstaat von Bismarck auf Kosten einer demokratischen Staatsordnung durchgesetzt worden. Daran spalteten sich die liberalen Kräfte. Die Nationalliberalen sahen in der deutschen Einigung das höhere Ideal und waren deshalb bereit, das wilhelminische Kaiserreich mitzutragen. In Württemberg sammelten sie sich vor 1918 in der Deutschen Partei, und auch in Hall arbeitete eine DP-Ortsgruppe aktiv bis zur Novemberrevolution¹. Diese ließ die bürgerlichen Parteien enger zusammenrücken. Vor allem zur Abwendung einer sozialistischen Republik schlossen sich die Nationalliberalen mit den Linksliberalen in der neuen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) zusammen. In Württemberg umfaßte die DDP erstmals alle Liberalen, doch schon am 15. 12. 1918 gründete Gustav Stresemann in Berlin die nationalliberal ausgerichtete Deutsche Volkspartei (DVP)².

Bei den Wahlen im Januar kam die DVP insgesamt auf 4,4% der Wählerstimmen. In Württemberg formierte sich die DVP erst spät ab September 1919 und anfänglich auch nicht sehr erfolgreich³. In Nordwürttemberg gruppierten sich zuerst z. B. Crailsheimer Parteimitglieder, aber auch die Haller gehörten in der Region mit der Gründung einer Ortsgruppe am 27. 11. 1920 noch zu den ersten⁴. Die Maiwahlen 1920 spiegelten diese Schwäche. Während reichsweit 13,9% einen Riesenerfolg bedeuteten, stimmten gerade 3,8% der württembergischen Wähler/innen für die DVP. In Hall lag die DVP mit 6% über dem Landesdurchschnitt⁵. Jedenfalls fanden immer mehr Haller/innen den Weg zur DVP, so daß am besagten 27. 11. eine Ortsgruppe gegründet werden konnte. Der Landtagsabgeordnete Hartmann war anwesend. Die Versammelten wählten Prof. Dr. Eisele zum ersten Ortsvorsitzenden⁶.

In Berlin führte der pragmatische Kurs der DVP unter Stresemann zu Erfolgen,

1 K. Ulshöfer: Bilder aus Hall. Eine alte Stadt im Kaiserreich (Forschungen aus Württembergisch Franken 12), Schwäbisch Hall 1976, S. 57.

2 P. Rothmund, E. R. Wiehn (Hrsgg.): Die FDP/DVP in Baden-Württemberg. Liberalismus als politische Gestaltungskraft im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 4), Stuttgart 1979, S. 134.

3 T. Schnabel: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928–1945/46 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 13), Stuttgart 1986, S. 29.

4 Haller Tagblatt nach 27. 11. 1920.

5 HT vom 7. 6. 20.

6 Wie Anm. 4.

während der württembergische Landesverband nie aus dem Schatten der DDP heraustreten konnte. Auf der politischen Rechten konkurrierte die städtisch-bürgerlich orientierte Württembergische Bürgerpartei (WBP). DDP und WBP waren in Hall seit 1918 gut organisiert, während die DVP sich noch gegen beide profilieren mußte⁷. Bescheiden fielen die Aktivitäten der Ortsgruppe aus. Eigene Kommunalpolitik entwickelte sie nicht, sie unterstützte bei Gemeinderatswahlen immer die Wirtschaftliche Wählervereinigung⁸.

Zu den auffälligen Aktivitäten gehörte die Frühjahrsfeier 1922 und die Jahreshauptversammlung 1922, die gut besucht war⁹. Der Landesvorsitzende Dr. Bickes setzte sich in seiner Rede kritisch mit der »Erfüllungspolitik« auseinander und griff dabei die Franzosen wegen deren Deutschlandpolitik an¹⁰. Er gehörte wohl eher zum rechten Flügel seiner Partei.

Auf dem Höhepunkt der ersten großen Krise 1923 stellte sich Stresemann als Reichskanzler an die Spitze einer großen Koalition und brach den deutschen Widerstand gegen Frankreich ab, nur eine von vielen Entscheidungen seiner kurzen Regierungszeit. Im Wahljahr 1924 konnte die DVP mit diesen Erfolgen werben, doch die Koalition mit der SPD weichte auch das nationale Profil auf¹¹. In Hall führte die DVP im März und April 1924 jedenfalls einen intensiven Wahlkampf mit prominenten Rednern. Am 10. 3. 1924 war Prof. Scheel aus Tübingen zu Gast und konnte mit einer frei vorgetragenen Rede die Zuhörerschaft begeistern¹². Am 29. 3. 1924 folgte der württembergische Partei- und Fraktionsvorsitzende Dr. Engelhaaf¹³. Den Abschluß der Großveranstaltungen machte Dr. Bickes am 22. 4.¹⁴. Alle Redner verteidigten die »Erfüllungspolitik«, antimarxistische Positionen und die freie Marktwirtschaft als prägnante Leitlinien nationalliberaler Politik. Scheel forderte, daß die Partei hinter der »verbindenden Volksgemeinschaft« zurückstecken sollte, die Menschen würden »den Ausweg vor lauter Jammern nicht mehr sehen«¹⁵.

Das Wahlergebnis bestätigte die gestärkte Präsenz der DVP in Hall, lag aber auch im Trend eines allgemeinen Rechtsrutsches. Die DVP profitierte von dem Einbruch der DDP und konnte die eigene Stimmenzahl mehr als verdoppeln. Mit 13,5 % bzw. 12,2 % waren die Haller dem Status einer Kleinpartei, entgegen dem reichsweiten Trend, entwachsen. Hall war eine nationalliberale Hochburg geworden¹⁶. Der Haller Wilhelm Lang hatte die Bezirksliste zur Landtagswahl angeführt, doch für ein Mandat reichte es nicht¹⁷.

7 HT vom 12. 12. 21.

8 HT vom 10. 12. 22.

9 HT vom 19. 5. 22.

10 HT vom 8. 11. 22.

11 E. Kolb: Die Weimarer Republik, München²1988, S. 51 und 62.

12 HT vom 14. 3. 24.

13 HT vom 3. 4. 24.

14 HT vom 24. 4. 24.

15 Wie Anm. 12.

16 HT vom 5. 5. 24.

17 HT vom 24. 4. 24.

Außerhalb der Wahlkämpfe hielt sich die DVP ziemlich zurück. Das deutet darauf hin, daß sich die DVP nicht als Mitgliederpartei, sondern eher als Wahlkollegium einiger Prominenter sah, die ohne ein breiteres Angebot für die eigene Klientel auskommt. Aktiv traten für die DVP in den untersuchten Jahren der Ortsvorsitzende Eisele, Forstmeister Hopfengärtner, Wilhelm Lang und Postinspektor Häring auf¹⁸.

In der zweiten Jahreshälfte kam es dann zur Auflösung des neuen Reichstages, weil die Stärke der radikalen Parteien keine sicheren Regierungsmehrheiten ermöglichte. In diesem zweiten Wahlkampf des Jahres stritt im Haller Raum z. B. Schultheiß Roth aus Lustnau um nationalliberale Wähler/innen. In Ilshofen hatte er bei seiner Veranstaltung am 16. 11. 1924 sehr guten Besuch¹⁹, während er am 27. 11. in Hall weniger Publikum anzog²⁰. Die beiden liberalen Parteien, DVP und DDP, griffen sich dieses Mal direkt an. Bei einer DDP-Veranstaltung mit Theodor Heuss befand sich der DVP-Politiker Köhler im Publikum und forderte den Redner zur Diskussion²¹. Entsprechend ergriff der Haller DDP-Vorsitzende bei Roths Besuch in Hall das Wort²². Die DVP stritt für eine nationale Regierung ohne SPD, aber unter Einbeziehung der DNVP, die mehr Stabilität vermitteln sollte, also darum, so äußerten sich die Redner, der »staatsfeindlichen Rechten« durch Einbindung den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Der Rückgang der extremen Rechten kam der DVP zugute. In Hall gelang es, die guten Ergebnisse vom Mai noch auf 16,0 % auszubauen²³. Damit stand die DVP auf dem Höhepunkt ihres Erfolges. Bemerkenswert ist auch die ansonsten kaum zu beobachtende Differenz zwischen den Stimmen für Reichstags- und Landtagslisten bei parallelen Wahlen für die DVP. Dies spricht für die Bedeutung Gustav Stresemanns als Aushängeschild der Partei und die insgesamt unwichtige Rolle der DVP in der Landes- und Kommunalpolitik.

2. Die Deutsche Demokratische Partei

2.1 *Einflußnahme im neuen Staat*

Die Liberalen können ihre parteipolitischen Traditionen bis zu den parlamentarischen Anfängen im Deutschen Bund, vor allem während der bürgerlichen Revolution von 1848/49, zurückverfolgen. Die Nationalliberalen waren schon mit der Gründung des Deutschen Reiches eine staatstragende Partei geworden, und selbst die Linksliberalen wuchsen langsam in das Kaiserreich hinein²⁴. 1910 war es zur

18 Lang und Häring stehen z. B. am 11. 11. 24 als Kontaktpersonen für Parteianmeldungen im HT. Hopfengärtner leitete die Wahlversammlung vom 10. 3. 24.

19 HT vom 21. 11. 24.

20 HT vom 29. 11. 24.

21 HT vom 20. 11. 24.

22 Wie Anm. 20.

23 HT vom 8. 12. 24.

24 K. Heger: Die DDP in Württemberg und ihre Organisation, Leipzig 1927, S. 101.

Flurbereinigung im linksliberalen Lager Deutschlands gekommen, als die drei wichtigsten Parteien sich zur Fortschrittlichen Volkspartei (FVP) vereinten, was in Württemberg der bisher dominierenden Demokratischen Volkspartei nur einen neuen Namen bescherte. Über die »Nationalsozialisten« von Friedrich Naumann flossen Ideen ein, die dem Staat auch soziale Verantwortung zuordneten²⁵. 1918 reagierten die liberal-bürgerlichen Kreise auf die Revolution mit dem Willen zu einer starken geeinten Partei. Die FVP und weite Teile der DP gründeten deshalb die Deutsche Demokratische Partei (DDP): zwischen dem 17. 11. und dem 7. 12. 1918 schlossen die Württemberger ihre Vereinigungsverhandlungen erfolgreich ab²⁶. Die neue DDP wurde zu $\frac{2}{3}$ von der FVP und zu $\frac{1}{3}$ von der DP getragen, vor allem nach außen hin war sie jedoch die Fortsetzung der FVP. Erster Vorsitzender war Conrad Haußmann, sein Stellvertreter wurde Friedrich Baumann²⁷.

Hall erlebte am 17. 11. 1918 die letzte Veranstaltung der FVP. Demokratische und sozialdemokratische Redner erklärten sich bereit, unter den neuen Verhältnissen Verantwortung zu übernehmen. Unterschiede zwischen den Parteien lagen weitgehend nur in der Begriffswahl²⁸. Im Zeichen der personellen Kontinuität blieb der letzte FVP-Vorsitzende, Dr. Zeller, auch an der Spitze der neuen DDP-Ortsgruppe²⁹. Der Aufruf der Haller DDP an die Wählerschaft wurde von 35 Männern und 5 Frauen unterzeichnet, vor allem von Lehrern und Vertretern von Handel und Industrie. Für den neuen Staat forderte man darin »Volksregierungen«, Wirtschaftsproduktivität im Sinne des Gemeinwohls, soziale und rechtliche Absicherung der Arbeitnehmer, Trennung von Staat und Kirche, Gleichberechtigung der Frauen und Volksbildung zum Abbau der bisherigen Klassengegensätze und -vorurteile³⁰.

Nachdem die SPD schon den ganzen Dezember eine oberamtsweite Wahlkampagne geführt hatte, investierte die DDP ab Mitte Dezember alle eigenen Kräfte in den Wahlkampf. In Hall veranstaltete man insgesamt sechs »politische Abende« im Gasthaus »Hirsch«³¹. Nach Weihnachten lud man in zahlreichen Dörfern zu Treffen ein, teils in Gasthäusern, teils bei Privaten. So konnte die DDP insgesamt 20 Veranstaltungen in 16 verschiedenen Orten organisieren³². Als Wahlkampfredner/innen traten mit Dr. Zeller, Bäuerle, Theodor Heuss, Frau Prof. Merz, Minister Friedrich Baumann, Stadtpfarrer Schmoller, der Stuttgarterin Maisch und dem Abgeordneten Peter Bruckmann aus Heilbronn zahlreiche lokale und überregionale Persönlichkeiten auf. In ihren Berichten sprach die Presse von starkem Besuch³³.

25 Ebd., S. 113.

26 Ebd., S. 133f.

27 Ebd., S. 66f.

28 HT vom 19. und 21. 11. 18.

29 HT vom 19. 11. 18 und 16. 1. 19.

30 HT vom 10. 1. 19.

31 HT vom 18.-12. 18, 24. 12. 18, 2. 1. 19, 7. 1. 19, 9. 1. 19, 10. 1. 19.

32 Ebd.

33 Ebd.

Die Kampagne schlug sich auch in den Wahlergebnissen nieder. Im Vergleich zur Vorkriegszeit gab es zwar Stimmenverluste, doch das lag vor allem am neuen Wahlrecht und dem noch alten Honorationencharakter der DDP³⁴. Ähnliche Ergebnisse errang die DDP bei keiner weiteren Wahl der Weimarer Republik, nur die SPD holte dieses Mal mehr Stimmen. Württemberg war mit 25,0 % eine der liberalen Hochburgen, im Oberamt Hall waren es 26,8 % und in der Stadt städtliche 37,7 % bzw. 38,1 %, damit nur 50 bzw. 110 Stimmen hinter der SPD³⁵. Von den Haller Demokraten standen aber nur zwei auf aussichtslosen Plätzen der Landesliste: bei 38 errungenen Mandaten befand sich Hermann Wild auf dem 95. und Dr. Zeller auf dem 101. Platz³⁶.

Das Frauenwahlrecht und ein abgesenktes Mindestalter lösten bei den Parteien intensives Mühen um die neuen Wählergruppen aus. Noch während des Wahlkampfes lud die DDP, wie andere Parteien auch, zu einer speziellen Frauenversammlung mit der Stuttgarter Politikerin Maisch ein, bei der auch offiziell eine eigene Frauengruppe in der Haller DDP gegründet wurde³⁷.

Am 24. 1. 1919 kam es dann zur ersten Mitgliederversammlung, von da an trat die Frauengruppe kontinuierlich zusammen³⁸. Am 6. 3. informierte Prof. Wohlgenuth die demokratischen Frauen über die wirtschaftliche Lage Deutschlands³⁹. Den Kommunalwahlkampf im Mai bereitete die Gruppe mit vor⁴⁰, ihr Anklang bei den Wähler/innen und ihr Einfluß auf die DDP war jedoch gering. Ein Verhältnis von 2 Frauen zu 18 Männern auf der DDP-Vorschlagsliste und Ergebnisse von 1069 bzw. 516 Stimmen für Benni Wolf und Elizabeth Deutsch sprechen für sich. Das waren 7,6 % der gesamten DDP-Stimmen und damit noch weniger, als es dem Haller Parteidurchschnitt von 8,4 % entsprochen hätte⁴¹.

Die DDP hatte sich auch eine Jugendorganisation geschaffen, die am 7. 2. 1919 auch in Hall eine Ortsgruppe ins Leben rief; doch die Jugend ließ sich ziemlich schwer für die abstrakte Parteipolitik mobilisieren, so daß es insgesamt nur zu drei Treffen kam und sogar der Besuch des jungdemokratischen Landesvorsitzenden Schmid keine Neumitglieder anzog. Zu späteren Zeitpunkten wird ein DDP-Jugendverband in Hall jedenfalls nicht mehr erwähnt⁴².

Nach den Januarwahlen 1919 ging die Ortsgruppe dazu über, im Monatsrhythmus regelmäßige Mitgliederversammlungen einzuberufen. Am 24. 2. war der Reichstagsabgeordnete Johannes Fischer Gast eines der Treffen. Er informierte über die Arbeit der Nationalversammlung⁴³.

Zur Wahl des Gemeinderats präsentierte man eine eigene Liste. Ohne einen

34 Wie Anm. 3, S. 127.

35 C. Raith: Die Wahlen zur verfassungsgebenden Württembergischen Landesversammlung..., 1919.

36 HT vom 3. 1. 19.

37 HT vom 16. 1. 19.

38 HT vom 24. 1. 19.

39 HT vom 5. 3. 19.

40 HT vom 29. 4. 19.

41 HT vom 20. 5. 19.

42 HT vom 6. 2. 19 und 5. 3. 19.

43 HT vom 24. 2. 19.

besonders intensiven Wahlkampf ging die DDP als zweitstärkste Partei hervor, aber mit 28,8 % lag man jetzt um 8,5 % hinter der SPD⁴⁴. Sechs Demokraten wurden in den Haller Gemeinderat gewählt, für die vollen sechs Jahre waren das der altgediente Kommunalpolitiker Wilhelm Bayerdörfer, Dr. Theodor Blezinger und Friedrich Schindler, für drei Jahre Albert Auer, Heinrich Ströbel und Gottlob Lindenberger⁴⁵. Im neuen Gemeinderat hatten sich anfänglich alle bürgerlichen Gemeinderäte zu einer gemeinsamen Fraktion zusammengeschlossen, die auch mit Wilhelm Bayerdörfer den ersten Stellvertreter des Stadtschultheißen stellte⁴⁶. Die gemeinsame Fraktion hielt aber nicht lange. Schon am 4. 7. 1919 bildeten die DDP-Räte ihre eigene Fraktion. Theodor Blezinger wurde Fraktionsvorsitzender, und mit Friedrich Klein (Bürgerliche) und Karl Krüger (SPD) wechselte er sich auf dem Stellvertreterposten von Stadtschultheiß Hauber ab⁴⁷.

2.2 Jahr der Reaktion

Der erste Landesparteitag der württembergischen DDP festigte am 21. 7. 1919 die Parteistruktur mit der Verabschiedung der Satzung⁴⁸. Die Haller Ortsgruppe war wahrscheinlich durch den Hauptlehrer Deitzinger vertreten. Dieser informierte die Parteibasis am 16. 8. über die Ereignisse, am gleichen Abend wurde auch noch der Bericht von Richard Dürr über den Berliner Reichsparteitag angehört⁴⁹. Ende September versammelten sich die Mitglieder erneut, um dem Wegbereiter sozialen Gedankenguts bei den Liberalen, Friedrich Naumann, zu gedenken. Friedrich Fischer hielt die Gedenkrede⁵⁰. Die Frauengruppe Hall begann das neue Jahr mit einem Referat von »Frau Stadtpfarrer« Schmoller über »Kriegspatenschaften«. Nach Abschluß der Verfassungsarbeit standen 1920 schon wieder reichsweit Wahlen an. Als Attraktion des Vorwahlkampfes konnte die Haller DDP den ehemaligen Landesminister Friedrich Baumann begrüßen. Merkwürdig hatte sich die Stimmung gewandelt. Baumann konnte der Novemberrevolution kaum noch Sinn abgewinnen, um so wichtiger seien die Errungenschaften der neuen Verfassung. Ausdrücklich stellte er sich hinter die Annahme des Versailler Vertrages in der Nationalversammlung⁵¹.

Einige Tage später suchten in Berlin rechtsgerichtete Militärs, scheiterten jedoch am geschlossenen Widerstand der Arbeitnehmer/innen. Ein reichsweiter Generalstreik zwang die Putschisten zur Aufgabe. Die Rolle der Rechtsparteien bei diesem »Kapp-Lüttwitz-Putsch« heizte den Wahlkampf zusätzlich an⁵². Die bisher regierenden Parteien litten besonders unter der schwierigen Gesamtlage. Zwar waren

44 HT vom 8. 5. 19.

45 Wie Anm. 42.

46 StadtA Schwäb. Hall, Gemeinderatsprotokolle, Band 1918/19, 28. 5. 19.

47 Ebd., 9. 7. 19.

48 Wie Anm. 24, S. 80.

49 HT vom 14. 8. 19.

50 HT vom 23. 9. 19. —

51 HT vom 10. 3. 20.

52 Wie Anm. 11, S. 38f.

mehrere Parteiprominente Gast der Haller DDP, aber deren Politikstil war nicht gefragt. In Hall sprachen der Vorsitzende des Landesverfassungsausschusses Haußmann, Landtagsmitglied Dr. Hermann, Theodor Heuss, Mathilde Planck (eine der wenigen Parlamentarierinnen), Wahlkreiskandidat Wulle und auch noch der amtierende Landesvorsitzende Peter Bruckmann⁵³. Im Zentrum aller Reden stand die Wirtschaftspolitik und die Verteidigung der Demokratie gegen extreme Kräfte. Bei einer Kundgebung der WBP war es zu Handgreiflichkeiten gekommen, die auch von seiten der DDP verurteilt wurden. Im Umgang mit anderen Parteien warb man für Toleranz⁵⁴.

Als nach dem 7. 7. dann die Mandate vergeben wurden, schnitt die DDP äußerst schlecht ab. Über die Hälfte der Stimmen ging verloren, vor allem an die WBP und die Nationalliberalen. In Hall waren die Verluste begrenzt, die DDP hielt etwa das Niveau der Gemeinderatswahlen mit 26,7%⁵⁵.

In Württemberg bildete die DDP mit der Zentrumsparterie nun eine Minderheitsregierung, in der sie den Staatspräsidenten und den Finanzminister stellen konnte⁵⁶.

2.3 1920–23 Demokraten in einer schwierigen Demokratie

Nach der Wahl wurde in Deutschland die finanzielle Not des Staates immer deutlicher, und die Debatte um die Reparationsleistungen wurde härter geführt. Trotz der ungünstigen Rahmenbedingungen versuchte die DDP Halls weiterhin, bei den Bürger/innen für ihre bisherigen Parteiziele zu werben.

Die Frauengruppe setzte ihre Veranstaltungsfolge am 9. 9. 1920 mit einem zweiten Besuch von Mathilde Planck fort, die die Gedanken ihres Mannes Karl Christian Planck erläuterte. Endlich erfährt man auch den Namen der Vorsitzenden der DDP-Frauen: Frau Breuninger. Darüber hinaus bleiben aber die Dauer ihrer Amtszeit oder ihre Wahlergebnisse in der Partei unbekannt⁵⁷.

Regelmäßig kamen jetzt Vertreter der Parteigeschäftsstelle in die Haller Ortsgruppe. Es waren dies z. B. Johannes Fischer oder die Redakteure Hopf und Dürr. Sie stellten den Haller Mitgliedern z. B. politische Werke von Otto v. Bismarck oder Matthias Erzberger vor⁵⁸. Mangelnde Aktivität kann den Demokraten jedenfalls nicht vorgeworfen werden. Am 16. 1. 1921 feierte die Haller Ortsgruppe den Tag der Reichsgründung von 1871, bei der von allen Teilnehmer/innen eine Entschließung verabschiedet wurde, die einerseits »die friedliche Vereinigung aller Deutscher im Nationalstaat« forderte, aber andererseits einen solchen Staat nicht von oben, sondern demokratisch vom Volk legitimiert und getragen sehen wollte⁵⁹. Im Februar kam erneut Theodor Heuss, auch er forderte eine Revision der Vertragsbe-

53 HT vom 12. 5. 20, 26. 5. 20, 28. 5. 20, 3. 6. 20 und 5. 6. 20.

54 HT vom 3. 6. 20.

55 HT vom 7. 6. 20.

56 Wie Anm. 24, S. 80.

57 HT vom 13. 9. 20.

58 Z. B. HT vom 11. 10. 20 und 5. 10. 20.

59 HT vom 18. 1. 21.

stimmungen von Versailles, aber auch ein »verantwortliches Bürgertum« statt einer »bolschewistischen« oder rechtsgerichteten Diktatur. Wie immer erlebte Heuss bei seinen Vorträgen in Hall einen lebhaften Andrang von Interessierten⁶⁰.

Zum ersten Mal versammelte sich die gesamte Partei des Wahlkreises in diesem Jahr (1921) auch zu einer Hauptversammlung, die dem Gedankenaustausch der Ortsgruppen und einer attraktiveren Präsentation in der Öffentlichkeit diente. Vor großem Publikum sprachen die Landtagsabgeordneten Scheef und Eisenwein sowie die Ortsvorsitzenden Zeller und Steinhauser (Öhringen) über die wirtschaftliche Lage, von nötiger Toleranz und den notwendigen sozialen und demokratischen Verbesserungen⁶¹.

Nicht nur der Tod einflußreicher Personen aus der Gründungszeit (Friedrich Naumann oder Conrad Haußmann)⁶², sondern auch die scheinbare Hilflosigkeit der Politiker/innen gegenüber mancher wirtschaftspolitischen oder außenpolitischen Entwicklung machte vor allem der DDP zu schaffen. Bezeichnend hierfür war z. B. die Rede des Stuttgarter Landtagsabgeordneten Eisenwein bei einem zweiten Besuch in der Region⁶³.

Die Unzufriedenheit mit der Politik schlug 1922 in wachsenden Extremismus und Gewalt um, so fiel Reichsminister Walter Rathenau politischen Mördern zum Opfer, woraufhin sich auch in Hall ein breites Bündnis aus DDP, SPD, Gewerkschaften, Zentrum und Afa-Bund zusammenfand und am 27. 6. 1922 auf dem Marktplatz eine Großkundgebung »zum Schutz der Verfassung und Republik« abhielt. 800–1000 Teilnehmer/innen vor allem aus der Arbeiterschaft kamen⁶⁴.

Gleich darauf fand die Wahlkreistagung 1922 der DDP in Weinsberg statt. Die Hohenloher hatten die Ehre, den württembergischen Staatspräsidenten Hieber und die Landtagsabgeordneten Ehni und Scheef bei sich begrüßen zu dürfen⁶⁵. Drittes wichtiges Sommerereignis war das feierliche Gedenken der Weimarer Koalitionsparteien an den Verfassungstag. Doch nur wenige Leute zog es ins Stadttheater, vor allem das Fehlen von manchen Parteimitgliedern und der Arbeiterschaft wurde beklagt⁶⁶.

Im Dezember 1922 wurde die Hälfte der Gemeinderäte neu gewählt. Alle bürgerlichen Kräfte (DDP, WBP, Handwerksinnungen und der Gewerbeverein) traten auf einer gemeinsamen Liste namens »Wirtschaftliche Wählervereinigung« an. Sie erhielt gegen die Konkurrenz von SPD und Beamtenbund 49 % der Stimmen. Die drei ausgeschiedenen DDP-Gemeinderäte hatten sich nicht mehr zur Wahl gestellt, und die einzig zu wählende Frau kandidierte bei der SPD⁶⁷. Die Ergebnisse lassen aber keinen Rückschluß auf die Stärke der einzelnen bürgerlichen Parteien zu.

60 HT vom 8. 2. 21.

61 HT vom 23. 6. 21.

62 Wie Anm. 25, S. 145.

63 HT vom 9. 11. 21.

64 HT vom 28. 6. 22.

65 HT vom 28. 6. 22.

66 HT vom 13. 8. 22.

67 HT vom 12. 12. 22.

Der Jahresbeginn 1923 leitete ein großes Krisenjahr für Deutschland ein. Die Reparationsfrage spitzte sich derart zu, daß Frankreich im Ruhrgebiet einmarschierte, was in der Folge zum Ruhrkampf und zu einer rapide steigenden Inflation führte⁶⁸. Der Lage im Ruhrgebiet widmete auch der Landtagsabgeordnete Scheef seine Ausführungen am 19. 1. 1923. Er stand für eine Entschärfung der Lage ein. Mit einer bedingungslosen »Erfüllungspolitik« sollte das möglich sein. Die Parteien forderte er zum Konsens auf. Neu sind seine Ablehnung allgemeinverpflichtender Tarifverträge und seine Vorstellungen von einer Rückkehr zum Fürsorgestaat⁶⁹.

Mittlerweile erlebte die NSDAP einen ersten steilen Aufstieg, so daß sich auch in Hall mit der Jahreswende 1922/23 eine bedeutende Ortsgruppe gründete⁷⁰. Dieser Gefahr für das etablierte Parteiengefüge trug Johannes Fischer mit einer Sonderveranstaltung am 14. 5. 1923 Rechnung, und der unerwartet riesige Andrang bestätigte das Interesse, das die Nationalsozialisten in der Öffentlichkeit genossen. Fischer verglich die NSDAP mit dem »Nationalsozialismus« des Liberalen Friedrich Naumann. Naumann hatte einst gefordert, die Arbeiter/innen für den nationalen Gedanken zu gewinnen. Im Gegenzug sollte das Bürgertum für diese Verantwortung übernehmen. Hitlers NSDAP kritisierte Fischer dagegen wegen des Antisemitismus, »kommunistischer« Wirtschaftsforderungen, der Intoleranz gegen Andersdenkende und ihres Militarismus. Dem allen stellte sich der Haller NS-Vordenker Prof. Mergenthaler entgegen und versuchte eine Rechtfertigung in einem Redebeitrag aus dem Publikum heraus⁷¹. Die Wahlkreistagung 1923 fand in Hall statt. Der öffentliche Teil wurde vom Landtagsabgeordneten Henne und dem Reichstagsabgeordneten Heuss gestaltet. Heuss analysierte die außenpolitischen Beziehungen, vor allem die Dreierkonstellation Deutschland–Frankreich–England. Er führte aus, daß Frankreich dabei sei, das Mächtegleichgewicht »aggressiv« zu seinen Gunsten zu verschieben. Neue Tendenzen in Deutschland, also die Entwicklung hin zu einer Großen Koalition und zu mehr polarisierenden Steuern, würden ganz im Sinne alter DDP-Forderungen ablaufen⁷².

2.4 Das Wahljahr 1924. Der Sturz ins Lager der Kleinparteien

Die DDP verhielt sich in dieser Phase entscheidender Weichenstellungen sehr passiv. Erst wieder zum Wahlkampfauftakt 1924 lud die Ortsgruppe zu einer öffentlichen Versammlung ein, und es war erneut Theodor Heuss, der die vergangenen, ereignisreichen Monate kommentierte. In dieser Rolle war Heuss einer der letzten Publikumsmagneten der Haller DDP, gemessen an der öffentlichen

68 Wie Anm. 11, S. 49 ff.

69 HT vom 5. 2. 23.

70 HT vom 17. 5. 23.

71 A. Müller: Zwischen Tugend und Gewalt. Die Haller Rechtsparteien in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25, in: WFr 77 (1993), S. 452 f.

72 HT vom 6. 9. 23.

Resonanz⁷³. Ein Vortrag der Liberalen Ehni vor der Frauengruppe fand nur unter geringer Beteiligung statt⁷⁴, und kurz vor dem Wahltag, dem 4. 5. 1924, sprach noch der Spitzenkandidat des Hällischen Wahlkreises, Friedrich Reinöhl, im Gasthaus »Ritter«. Der Ortsvorsitzende Zeller konnte mit dem Besuch zufrieden sein⁷⁵. Auf der gemeinsamen Liste der Oberämter Ellwangen, Crailsheim, Mergentheim, Hall, Künzelsau und Gerabronn war nur Theodor Blezinger für Hall auf den schlechten Platz 5 gesetzt worden⁷⁶.

In Württemberg scheiterte noch kurz vor der Wahl die Regierung Hieber an einer geplanten Verwaltungsreform, die straffere Strukturen in der Verwaltung und Neugliederungen einiger Oberämter vorsah⁷⁷. In Hall stand deshalb die Auflösung des Landgerichts an, was Bürger/innen und viele kommunale Politiker/innen zum Protest provozierte. Die Pläne erwiesen sich als undurchführbar, im Wahlkampf erklärten sich selbst Vertreter der Koalitionsparteien wie Friedrich Reinöhl gegen die Reformen.

Nach den allgemeinen Verlusten im Jahr 1920 wurde die DDP im Oberamt Hall besonders schwer getroffen und verlor die Hälfte ihrer Stimmen. Auf dem Land wählte das Bürgertum lieber deutschnational, und auch die DVP zog an der DDP vorbei, jedenfalls in der Region um Hall. Die DDP-Ergebnisse in der Stadt Hall lagen nur noch minimal über dem Landesdurchschnitt: 11,2% bzw. 11,5% gegenüber 9,4% bzw. 10,4%⁷⁸. In Württemberg ging die DDP jetzt – im Widerspruch zu früheren Bedenken – eine Koalition mit dem Bauernbund und der WBP ein⁷⁹.

Die Haller DDP stellte sich unter dem Eindruck ihrer Niederlage verstärkt der Auseinandersetzung mit der DVP. Der 2. Reichstag hatte sich als nicht arbeitsfähig erwiesen, so daß er schnell aufgelöst wurde und am 7. 12. schon wieder Neuwahlen anstanden. Am 27. 11. 1924 erschien Zeller bei einer DVP-Veranstaltung und verteidigte die angebliche »Anbiederung« der DDP an die SPD und warnte vor zu viel Vertrauen in die DNVP⁸⁰. Zu einem wahren Rededuell kam es schon am 18. 11. 1924 bei einer Wahlveranstaltung der DDP mit Theodor Heuss. Heuss verteidigte die Errungenschaften der Verfassung, die SPD und die bisherige Außenhandelspolitik gegen den DVP-Politiker Köhler aus Tübingen, der sich aus dem Publikum heraus zur Diskussion stellte⁸¹. Am 1. 12. 1924 sprach noch Stadtpfarrer Schinkel aus Zuffenhausen. Die Zielrichtung seines Vortrages war speziell gegen die Ansprüche der Deutschnationalen gerichtet. Er griff vor allem die Großagrarien an, die aus »Profitgier« deutsche Gebiete mit polnischen Billigarbeiter/innen durchsetzt hätten und im Gegensatz zu ihren Bekenntnissen nicht die

73 HT vom 10. 4. 24.

74 HT vom 29. 4. 24.

75 HT vom 3. 5. 24.

76 HT vom 26. 5. 24.

77 Wie Anm. 2, S. 149.

78 HT vom 5. 5. 24.

79 Wie Anm. 3, S. 32.

80 HT vom 29. 11. 24.

81 HT vom 20. 11. 24.

Interessen der Kleinbauern vertreten würden. Aus der wirtschaftlichen Krise seien gerade die Großagrarien als Gewinner hervorgegangen⁸².

Wichtigstes Ergebnis der Wahl waren die Verluste der radikalen Linken und Rechten. Die DDP profitierte von der allgemein günstigeren Lage jedoch nicht, sondern stagnierte in Stadt und Oberamt auf ihrem niedrigen Niveau vom Mai. Blickt man vor allem auf die ländlichen Gemeinden, dann wird überdeutlich, wie weit die DDP zur Kleinpartei abgesunken war. Verluste und Gewinne verteilten sich ganz individuell und folgten lokalen Trends, so erreichte man in Hessental gerade noch 3,4 % und in Gelbingen sogar nur 1,1 %, während die Partei in Steinbach z. B. mit 6,1 % fast wieder zu WBP und DVP aufschließen konnte⁸³.

Außerhalb des unmittelbaren Wahlkampfes unterstützte die DDP die Gründung einer Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, das hauptsächlich von der SPD getragen wurde, in Hall aber auch Demokraten und Persönlichkeiten des Zentrums gewinnen konnte⁸⁴. Die Haller DDP war der linksliberalen, republikanischen Bewegung schon traditionell verbunden. In den ersten Nachkriegsjahren führte DDP-Gemeinderat Bayerdörfer in Hall die Deutsche Friedensgesellschaft (DFG)⁸⁵, und der DDP-Parlamentarier Johannes Fischer referierte im November 1923 auf einer öffentlichen Versammlung des Republikanischen Reichsbundes, einem Vorläufer des Reichsbanners⁸⁶.

3. Die Zentrumspartei in Hall

Im Kaiserreich hatten die sich als Minderheit bedrängt fühlenden Katholiken sich politisch in einer Konfessionspartei formiert, die meist in Opposition zur preußisch-protestantischen Staatsführung stand. 1918 existierte in Württemberg immer noch die evangelische Staatskirche, die den Katholiken das Gefühl von Bürgern und Bürgerinnen zweiter Klasse gab. Die konfessionelle Basis bildete eine treue Wählerschaft. Das Wahlsystem machte zusätzlich einen großen, durchorganisierten Parteiapparat überflüssig⁸⁷.

In Hall spielte die Zentrumspartei durch den geringen Katholikenanteil eine untergeordnete Rolle. Im Oberamt bekannten sich etwa 8 % der Bevölkerung zum römisch-katholischen Glauben⁸⁸. Bei der letzten Landtagswahl vor dem Krieg 1906 errang der Zentrumskandidat gerade 4,7 % der Stimmen im Oberamt und 3,3 % in der Stadt. Nur in den katholischen Gemeinden Hessental,

82 HT vom 3. 12. 24.

83 HT vom 8. 12. 24.

84 HT vom 17. 9. 24.

85 HT vom 8. 2. 19.

86 HT vom 20. 11. 23.

87 P. L. Weinacht (Hrsg.): Die CDU in Baden-Württemberg und ihre Geschichte (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 2), Stuttgart 1978, S. 66.

88 Württembergisches Statistisches Landesamt (Hrsg.): Statistisches Handbuch für Württemberg, 1927–35, S. 33.

Steinbach und mit Abstrichen auch in Eckartshausen konnte das Zentrum vorzeigbare Stimmergebnisse verbuchen⁸⁹.

Diese konfessionellen Vorgaben bestätigten sich bei den Wahlen im Januar 1919. Als jetzt staatstragende Partei innerhalb der »Weimarer Koalition« spielte das Zentrum eine neue Rolle. Jetzt holte die Partei auch den Aufbau eines funktionierenden Apparates nach. In Württemberg war die Partei vor allem im südlichen Oberschwaben und im Jagstkreis verwurzelt⁹⁰. Trotz der kleinen Haller Gemeinde bildete sich schon am 16. 2. 1919 eine eigene Ortsgruppe. Zu dieser Gründungsversammlung reiste der Gewerkschaftssekretär Gengler aus Stuttgart an. Erster Vorsitzender der Ortsgruppe wurde der Geometer Josef Ilg⁹¹.

Schon im Kommunalwahlkampf wurde die Ortsgruppe aktiv. Insgesamt veranstaltete man drei Versammlungen, und zur Wahl stellte man eine eigene Liste auf. Für das Zentrum kandidierten immerhin drei Frauen, was ansonsten keine andere Liste aufweisen konnte; und die Liste deckte auch alle sozialen Schichten, vom Rechtsanwalt bis zum Arbeiter und Kleinbeamten, ab⁹². Bei der Wahl am 18. 5. stimmten 4,9 % der Haller/innen für das Zentrum, so daß Rechtsanwalt Ernst Hagenmeyer für drei Jahre in den Gemeinderat einziehen konnte⁹³. Er schloß sich der Fraktion der »Wirtschaftlichen Wählervereinigung« an⁹⁴. In den Nachkriegsmonaten waren außerdem in den Gemeinden Steinbach und Hesselental eigene Ortsgruppen entstanden⁹⁵. In Hesselental kandidierte das Zentrum als Teil der »evangelischen und katholischen Bürger«, die 7 von 10 Mandate gewannen; u. a. saß der Zentrums-Vorsitzende Schwarz im Gemeinderat⁹⁶.

Alle drei Ortsgruppen versammelten sich am 14. 12. 1919 im Gasthof »Kronprinzen« zu einer Bezirksversammlung. Der Haller Alois Wiehl übernahm das Amt des Bezirksvorsitzenden, und auch an der Spitze der Haller Ortsgruppe löste er Ilg ab⁹⁷.

Das Zentrum war fast permanent Regierungspartei und mußte so oft die an Sachzwängen orientierte Politik der Entscheidungsträger gegen die Forderungen der Opposition verteidigen. In der württembergischen Verfassungsdiskussion gelang es dem Zentrum, eigene Forderungen zu verankern, vor allem in der Kirchenfrage. Gegen die Forderungen der Linken wurden Staat und Kirche nicht vollständig getrennt, sondern eine öffentlich-rechtliche Körperschaft geschaffen⁹⁸. Vor den Wahlen im Mai 1920 gelang es den Hallern, den Landesjustizminister

89 Ebd.

90 Wie Anm. 87, S. 66.

91 HT vom 14. 2. 19 und 28. 3. 19.

92 HT vom 8. 5. 19.

93 Wie Anm. 41.

94 Wie Anm. 46.

95 HT vom 13. 12. 19.

96 Wahlergebnis Hesselental, HT nach 8. 5. 19.

97 Wie Anm. 95.

98 K. Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumsparlei. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung sowie zur allgemeinen Geschichte des neueren und neuesten Deutschlands 1815–1914. Band 8: Das Zentrum in den Süddeutschen Staaten 1887–1914. Das Zentrum in und nach dem Weltkrieg 1914–1930, Köln 1931, S. 422f.

Bolz für eine Versammlung zu gewinnen. An diesem gut besuchten Abend nahm Bolz die Novemberrevolution und die Regierungspolitik in Schutz. Er meinte, daß es nicht vorrangig um die Staatsform, sondern um die Bewältigung der Probleme gehe, außerdem setzte er sich für striktes Sparen, ein Ende der Zwangswirtschaft und mehr Privatinitiative ein⁹⁹.

Die Haller Aktivitäten brachten gegen den allgemeinen Trend Stimmengewinne (jetzt 5,5 %). Im ländlichen Hessental gelang dem Bauernbund dagegen der Einbruch in die Zentrumswählerschaft, wohingegen in Steinbach der Stimmenanteil stabil blieb, wohl aufgrund der Bedeutungslosigkeit des dortigen Bauernbunds¹⁰⁰.

Mehrere Veranstaltungen zeigten, daß die Kirche keineswegs parteipolitische Neutralität pflegte, sondern öfters das Zentrum wohlwollend unterstützte. In Hall stellte sich Stadtpfarrer König mehrmals zur Verfügung. So schloß das Zentrum das Jahr 1920 z. B. mit Königs Referat über den Kommunismus ab¹⁰¹.

Nach einer längeren Pause versammelten sich die Mitglieder wieder am 5. 3. 1922, zusammen mit der zwischenzeitlich gegründeten Jugendgruppe. Im Mittelpunkt stand der Bericht der Delegierten Ruß über den Berliner Reichsparteitag, auf dem die neuen Parteirichtlinien formuliert worden waren. Vom Parteikassierer wurde eine betrübliche Finanzlage gemeldet, doch viele Mitglieder folgten dem spontanen Spendenaufruf von Alois Wiehl und stopften so die größten Löcher. Abschließend rief Wiehl noch zu einer Werbekampagne auf, die den Schwung des erfolgreichen Parteitages nutzen sollte¹⁰².

Die zweite Bezirksversammlung am 26. 11. 1922 wurde u. a. von Landessekretär Halder mit einem Referat über »Deutschlands Lage« gestaltet, worin er die Reichsregierung des Kanzlers Wirth in Schutz nahm. Kritische Nachfragen entgegnete er mit dem Hinweis auf die so oft genannten Sachzwänge. Im Hinblick auf die kommenden Gemeinderatswahlen entschloß sich die Ortsgruppe, die »Wirtschaftliche Wählerversammlung« zu unterstützen. Diese Strategie bewährte sich nicht, das Zentrum verlor seinen bisherigen Sitz¹⁰³. Auf der erwähnten Bezirksversammlung wurde Wiehl, bei einer Enthaltung, im Amt des Vorsitzenden bestätigt¹⁰⁴.

Im Wahljahr 1924 war die Ausgangsposition des Zentrums angesichts der anhaltenden Krise schlecht. Hier bewährten sich die konfessionelle Geschlossenheit und auch die recht ideologiefreie Programmatik der vergangenen Jahre, so daß das Zentrum sich als einzige mitregierende Partei behaupten konnte. Speziell in Hall mußte die Zentrumsgruppe aber auch die unpopuläre und dann auch gescheiterte Auflösung des Landgerichtes durch die Landesregierung mitverantworten¹⁰⁵. Dies könnte dafür verantwortlich sein, daß sie einige Stimmen verlor. In Hall und

99 HT vom 1. 6. 20.

100 Wie Anm. 5.

101 HT vom 18. 11. 20.

102 HT vom 10. 3. 22.

103 Wie Anm. 67.

104 HT vom 28. 11. 20.

105 Wie Anm. 3, S. 31.

Umgebung hatte man zu insgesamt drei Veranstaltungen geladen. Auf der zweiten gab erneut Stadtpfarrer König mit einer Rede vor katholischen Frauen Schützenhilfe¹⁰⁶. Am dritten Abend war Adam Müller aus Mergentheim Gast der Hessentaler Ortsgruppe. Der Spitzenkandidat des Bezirkes griff den unmittelbaren Konkurrenten Bauernbund massiv an, und auch Alois Wiehl warb um dessen evangelische Wähler/innen, wobei er besonders die aktive Agrarpolitik im Landtag hervorhob¹⁰⁷. In Steinbach und in Hessental gelangen dieses Mal Stimmengewinne bei Verlusten des Bauernbundes¹⁰⁸.

Erneute Reichtagswahlen im Dezember 1924 ließen die Parteien nicht zur Ruhe kommen. Der Haller Ortsverein wurde am 19. 11. 1924 vom württembergischen Parteivorsitzenden und Justizminister Beyerle unterstützt. Der Minister zog zahlreiche Besucher/innen an. Er hob die Erfolge der Zentrums politik hervor, und für die Zukunft forderte er eine gerechte Lastenverteilung zugunsten der sozial Schwachen. Ortsvorsitzender Wiehl schloß die Veranstaltung mit einem Appell gegen die Wahl von Kleinstparteien¹⁰⁹.

Die Haller Zentrumsgruppe hatte sich schon immer von rechter Politik distanziert, ablesbar an verschiedenen Statements und gemeinsamen Aktionen mit SPD und DDP für die Republik. So demonstrierte man zusammen mit diesen Parteien, den Gewerkschaften und dem Afa-Bund am 27. 6. 1922 gegen den Mord an Walter Rathenau und für die Republik¹¹⁰. Des weiteren beteiligte sich Alois Wiehl im Herbst 1924 an der Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Hall. Zwar äußerte er sich ausdrücklich als Privatperson, aber in der Zeit seines Vorsitzes hatte er eigentlich immer die große Mehrheit der Partei hinter sich gewußt¹¹¹.

4. Die SPD in Hall

4.1 Die Stunde der Reformpartei

Die Haller Sozialdemokratie bestand schon seit den Anfängen, seit 1864, und war in der kaum industrialisierten Stadt zu einer einflußreichen Bewegung angewachsen. Die Arbeiterbewegung erfaßte mit ihren Organisationen das ganze soziale Leben der Menschen, so existierten 1918 neben der Partei auch Gruppen der Vereinigten Gewerkschaften, des Gesangvereins »Liberté«, des Arbeiterturnvereins »Vorwärts« und der »Naturfreunde«¹¹².

1914 hatte die SPD 125 eingeschriebene Mitglieder¹¹³, bis 1918 schrumpfte die Ortsgruppe auf ungefähr 100¹¹⁴. Politisch lagen die Haller auf dem gemäßigten

106 HT vom 2. 5. 24.

107 Ebd.

108 Wie Anm. 16.

109 HT vom 1. 12. 24.

110 HT vom 28. 6. 22.

111 Wie Anm. 82.

112 H. P. Müller: Streiflichter aus der Geschichte der Haller Sozialdemokraten, in: HT vom 7. 10. 1989.

113 Ebd.

114 Ebd.

Kurs des Landesvorstandes um Wilhelm Keil. Auf die Novemberrevolution reagierte man mit einer großen Volksversammlung zusammen mit Gewerkschaften und Linksliberalen. Landesvorstandsmitglied Scheck beruhigte die aufgeschreckten Bürgerlichen, er sprach sich gegen sozialistische Umsturzversuche aus und unterstützte statt dessen vorbehaltlos die neue Regierung. Zu diesem Zeitpunkt waren die realen Probleme der deutschen Gemeinden drängender: die Nahrungsmittelversorgung mußte gesichert, heimkehrende Soldaten und die Opfer versorgt werden¹¹⁵. Der Arbeiterrat unterstützte den Gemeinderat hier nach Kräften¹¹⁶. Während andere Parteien mühsam neue Wege suchten, waren die Sozialdemokraten schon Anfang Dezember 1918 dabei, von Hall aus das gesamte Oberamt mit Veranstaltungen zu überziehen. Innerhalb eines Monats kam die SPD so auf insgesamt 45 Veranstaltungen in fast ebensovielen verschiedenen Ortschaften¹¹⁷. An der Spitze der Haller SPD stand der Schreinermeister Georg Brotz¹¹⁸. Für die anstehenden Wahlen gelang es den Hallern Karl Krüger, der schon im Kaiserreich mehrfach erfolglos um ein Mandat gekämpft hatte, auf den günstigen Platz 29 der Landesliste zu setzen¹¹⁹. Erst kurz vor der Wahl selbst lud die Ortsgruppe auch im Stadtgebiet zu einer öffentlichen Versammlung. Es redeten der ehemalige Landtagsabgeordnete Reichel und die Politikerin Zundel¹²⁰. Am Vortag des Wahlganges zur Nationalversammlung warb der schon in die Verfassungsgebende Landesversammlung gewählte Prof. Dr. Sackmann aus Stuttgart in Hall für die SPD; sein Thema war die Problematik der Trennung von Staat und Kirche¹²¹.

Zwar errang die SPD in der Nationalversammlung wie in der Landesversammlung klar die stärkste Position, doch verfehlte sie mit 38,2 % und 34,4 % die absolute Mehrheit deutlich, selbst mit den relativ wenigen Stimmen der USPD zusammen war man noch auf bürgerliche Koalitionspartner angewiesen. Im Oberamt Hall stellte sich der Erfolg der umfangreichen Wahltour ein, und die SPD wurde zum ersten Mal mit ca. 30 % stärkste Kraft. In der Stadt Hall lag sie sogar 10 % darüber. Außerdem war auch Karl Krüger in die Verfassungsgebende Landesversammlung gewählt worden¹²².

Obwohl Hall kein großer Industriestandort war, hatte die SPD nicht wenig Mitglieder. Vor Kriegsausbruch waren es 125 Mitglieder gewesen, und der gesamte Kreisverband umfaßte 1916 489 Parteigenossen¹²³. Nach dem Krieg galt es, eine neue organisatorische Offensive zu starten. Es sollte endlich auch auf dem Land eine organisatorische Basis entstehen, und Hall diente hier als Stützpunkt für ganz Hohenlohe. Am 1. 2. 1919 versammelten sich die Parteimitglieder zu ihrer Generalversammlung. Der alte Vorsitzende Georg Brotz wurde von Friedrich

115 Wie Anm. 28.

116 Wie Anm. 46, 25. 11. 18.

117 HT vom 6. 12. 18, 14. 12. 18, 20. 12. 18, 3. 1. 19 und 4. 1. 19.

118 Wie Anm. 28.

119 HT vom 3. 1. 19.

120 HT vom 8. 1. 19.

121 HT vom 17. 1. 19.

122 Wie Anm. 35.

123 S. Neuschl: Die USPD in Württemberg, Esslingen 1983, S. 378.

Baumann abgelöst¹²⁴. Einen Monat später setzte die SPD einen Aufruf in die Lokalpresse, mit der Aufforderung in die Partei einzutreten und neue Ortsgruppen zu gründen¹²⁵. Im März sprach Parteisekretär Schleicher auf Veranstaltungen in Rieden, Hessental und Steinbach mit genau diesem Anliegen¹²⁶. Nur in Steinbach gelang dabei die Wiederbelebung der Ortsgruppe auf Dauer¹²⁷, eine Riedener, eine Hessentaler und eine Gelbinger Gruppe existierten ohne nennenswerte Aktivitäten, wobei die Hessentaler Ortsgruppe ab 1922 wieder deutlich besser funktionierte¹²⁸. In Hall selbst wuchs die Mitgliederzahl auf 188 an, worunter sich immerhin 28 Frauen befanden¹²⁹. Diese bildeten auch eine eigene Frauengruppe. Die Jungmitglieder wurden im Laufe des Jahres zu einem Haller Ableger der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) zusammengefaßt¹³⁰.

Der 1. Mai 1919 war unter den neuen politischen Verhältnissen auch in Hall zum ersten Mal in entsprechender Größe begangen worden. Ca. 1000 Teilnehmer/innen bildeten einen Demonstrationzug durch die Stadt, Hunderte von Passanten gesellten sich danach zusätzlich zur zentralen Kundgebung auf dem Marktplatz. Als Redner forderte Friedrich Baumann die »Arbeiterbrüder der ganzen Welt« auf, die harten Vertragsbedingungen gegen Deutschland zu verhindern, die »schon wieder einen neuen Krieg in sich bergen würden«. Außerdem wurde eine Forderungsliste an den Oberamtsvorstand verlesen. Die Arbeiterschaft forderte darin die volle Mitwirkung des Arbeiterrats bei der Lebensmittelversorgung und die Unterbindung allen Privathandels in diesem Sektor¹³¹. Die zweite große Demonstration fand am 13. 5. 1919 zusammen mit allen anderen Parteien, also WBP, DDP, Zentrum sowie der DFG, gegen den Vertrag von Versailles statt¹³².

Recht wenig Öffentlichkeitsarbeit unternahm die SPD zur Vorbereitung der Gemeinderatswahlen im Mai 1919. Erst zwei Tage vor der Wahl fand eine Kundgebung mit dem Heilbronner Gemeinderat Bassler statt. Der Gast hielt vor großem Publikum eine Rede über die anstehenden kommunalen Probleme¹³³. Enttäuschend war, daß die SPD nur eine einzige Frau auf ihre Wahlliste setzen konnte, weniger als DDP oder Zentrum¹³⁴. Immerhin hätte Friedericke Wehrer fast ein Mandat errungen, aber nur fast! Ansonsten bestätigte die SPD mit 37,3 % ihre bisherige Stärke. Die Gemeinderatsfraktion bestand aus Karl Krüger (Vorsitz), Georg Brotz, Friedrich Baumann, Heinrich Fackler, Albert Zeller, Friedrich

124 Evident aus den folgenden Veranstaltungen im Frühjahr 1919.

125 HT vom 28. 2. 19.

126 Ebd.

127 HT vom 28. 3. 19.

128 HT vom 17. 2. 22.

129 Wie Anm. 112.

130 Ebd.

131 HT vom 2. 5. 19.

132 HT vom 14. 5. 19.

133 HT vom 17. 5. 19.

134 HT vom 8. 5. 19.

Spengler und Martin Müller, wobei die drei letztgenannten schon nach drei Jahren zur Wiederwahl antreten mußten¹³⁵.

Nach den Wahlen zu den verfassungsgebenden Organen hatte die SPD sich überall der Regierungsverantwortung gestellt. In dieser Phase entfernte sie sich zusehends von der Arbeiterbasis und ermöglichte der radikaleren USPD die Entwicklung zur zweiten großen Arbeiterpartei. Um neues Vertrauen warb am 7. 9. 1919 der württembergische Landesvorsitzende Wilhelm Keil im Gasthof »Zum Hirsch«¹³⁶. Keil war mitverantwortlich dafür gewesen, daß die SPD 1914 den Kriegskrediten zugestimmt hatte, und damit für das Zerwürfnis mit der Parteilinken, jetzt war er Parlamentspräsident.

4.2 Stimmungswandel

Zwischen Frühjahr 1919 und Winter 1919/20 ruhte die Parteiarbeit weitgehend. Mitte Januar bekräftigte der Heilbronner Landtagsabgeordnete Fritz Ulrich die SPD-Positionen vor Haller Publikum; schon mußte er sich bemühen, verfälschende Darstellungen des Krieges und der deutschen Niederlage richtigzustellen. Seine Warnung vor der politischen Reaktion war jedenfalls nicht aus der Luft gegriffen, denn Mitte März rüttelte der »Kapp-Lüttwitz-Putsch« die junge Republik auf. Am 18. 3. 1920 schloß sich die Haller Arbeiterschaft dem politischen Generalstreik an: einmütig riefen Gewerkschaften, SPD und USPD zur Kundgebung in die Turnhalle¹³⁷. Nähere Schilderungen dieser Tage in Hall sind leider nicht überliefert.

Noch deutlicher wurde das Wiedererstarken der politischen Rechten bei den Juniwahlen 1920 zum Reichstag und zu Landtagen. Für den Haller Wahlkreis kandidierte Hauptlehrer Schnabel aus Michelbach/Wald für den Landtag und der Stuttgarter Feuerstein für den Reichstag¹³⁸. Drei große Veranstaltungen bildeten den Schwerpunkt des Haller Wahlkampfes. Am 11. 5. sprach Anna Blos, die Frau des württembergischen Staatspräsidenten, vor vollem Haus über den Erfolg der Frauenemanzipation¹³⁹. Am 24. 5. stellten sich die beiden Kandidaten Feuerstein und Schnabel ihrer Haller Wählerschaft¹⁴⁰. Schließlich redete noch Fritz Ulrich am 4. 6. vor einem weniger gefüllten Haus¹⁴¹. Man versuchte, den Rechtsparteien die Verantwortung für den »Kapp-Lüttwitz-Putsch« anzulasten und redete heftig gegen die schon weit verbreitete Dolchstoßlegende an. Die SPD stellte die Menschen vor die Wahl zwischen Demokratie und Diktatur. Selbst konnte die SPD aber nur auf wenige Umsetzungen ihrer wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen verweisen, und in der Frage der Friedensbedingungen sparte man auch

135 HT vom 20. 5. 19.

136 HT vom 7. 9. 19.

137 HT vom 18. 3. 20.

138 HT vom 16. 5. 20.

139 HT vom 20. 3. 20.

140 HT vom 29. 5. 20.

141 HT vom 5. 6. 20.

nicht mit Polemik gegen den Versailler Vertrag («Weltverbrechen» [Ulrich], «Vergewaltigung des Volkes» [Blos]). Nur in Steinbach stellte der einzig weitere gut funktionierende Ortsverein der SPD noch eine zusätzliche Veranstaltung auf die Beine¹⁴², insgesamt also kaum noch eine Spur von der flächendeckenden Kampagne wie im Dezember und Januar 1918/19. Das Ergebnis erschütterte die bisherigen Mehrheiten. Die Stimmenzahl der SPD wurde halbiert, während die USPD ihren bisherigen Anteil verdreifachte. Die bürgerliche Rechte konnte ihre Wählerschichten wieder mobilisieren und profitierte so am stärksten von der stark gesunkenen Wahlbeteiligung. Im Oberamt Hall überflügelte der Bauernbund die SPD bei weitem. In den Stadtbezirken erhielt die SPD wenig mehr als 1000 Stimmen (25,2 %) und hielt die Position der stärksten Partei nur knapp. Erstaunlich ist der gegenläufige Trend in manchen Gemeinden. In Hessental kam die SPD auf 26,2 % (-4,1 %) und in Steinbach gelangen sensationell noch Stimmengewinne: 41,2 % (+3,0 %)!¹⁴³

4.3 Nach der Niederlage von 1920

Als Reaktion auf die Wahlniederlage entschied sich die SPD in Stuttgart für den Gang in die Opposition¹⁴⁴. Kommunalpolitisch zeigte die SPD unter der Führung ihres Fraktionsvorsitzenden Karl Krüger ein eigenes Profil. Die Stadt Hall und der Gemeinderat standen schon seit Kriegsmitte vor allem unter dem Druck einer mangelhaften Lebensmittelversorgung¹⁴⁵. Am 22. 6. 1920 riefen die SPD und die Gewerkschaften zu einer Protestkundgebung gegen die fortwährende Lebensmittelverteuerung, vielleicht auch um angestautem Unmut ein Ventil zu verschaffen. Die Gemeinderäte stritten schon seit 1919 über die Milchversorgung. Die SPD trat, unterstützt von der Landesregierung, für zentrale Milchsammelstellen und kontrollierte Abgabe an die Bevölkerung ein, während die Bürgerlichen dies als Zwangswirtschaft abtaten und so ein monatelanges Hin und Her einleiteten. Im März 1920 wurden dann doch Stellen für ein kommunales Sammel- und Verteilungsnetz geschaffen¹⁴⁶.

Die SPD-Räte setzten sich ab 1920 auch für bessere Tarife und angemessene Löhne für städtische Angestellte ein¹⁴⁷. Eine zentrale Debatte im Gemeinderat und der gesamten Haller Bürgerschaft wurde von der akuten Wohnungsnot der Nachkriegszeit ausgelöst. Für Rentner/innen und Bedürftige sollte ein eigenes Bürgerheim geschaffen werden, vielleicht auch mit dem Hintergedanken, so freien Wohnraum im Zentrum der Stadt zu schaffen. Schon hatte die Stadtverwaltung mit der bürgerlichen Mehrheit ein Spital-Bürgerheim beschlossen, wobei die SPD

142 Ebd.

143 HT vom 7. 6. 20.

144 Wie Anm. 3, S. 29ff.

145 A. Müller: Schwäbisch Hall 1914–1918. Eine Oberamtsstadt im Spiegel des 1. Weltkrieges, in: WFr 76 (1992), S. 275–284.

146 StadtA Schwäb. Hall, Gemeinderatsprotokolle, Band 1920, 19. 1. 20 und 3. 3. 20.

147 Ebd., 12. 5. 20, § 143.

diese Variante ablehnte und mit einer »Kasernierung« verglich (Karl Krüger)¹⁴⁸. Erst eine eindrucksvolle Bürgerversammlung verdeutlichte den einhelligen Widerstand der Betroffenen¹⁴⁹, so daß nach und nach die SPD-Pläne für ein eigenes Bürgerheim realisiert wurden, das bis 1924 verwirklicht wurde¹⁵⁰.

1920 führte die SPD in Hall eine Diskussion um innerparteiliche Reformen. Zum zweiten Mal besuchte Wilhelm Keil den Haller Ortsverein. Sein Thema war der Generalstreik, organisiert von USPD und KPD im August gegen die Einführung des automatischen Steuereinzugs über die Arbeitgeber. Keil klagte die Streikbefürworter und ihre Vorstellung von einer deutschen Räterepublik der Realitätsferne an. Ein anwesender Betriebsrat widersprach und führte statt dessen das Scheitern auf Verrat durch Teile der Arbeiterschaft zurück¹⁵¹.

Am 10. 2. 1921 sprach der württembergische Landesvorsitzende Steinmeyer in Hall. Vor nur wenigen Zuhörer/innen argumentierte er gegen die radikale Linke, lobte die bisherige Arbeit der Regierung und nach der Feststellung, daß der Republik die Republikaner fehlten, endete er mit der Forderung einer Rückkehr in die Landesregierung¹⁵². Als Wilhelm Keil im November des gleichen Jahres Minister wurde, traten die Sozialdemokraten tatsächlich noch einmal bis Ende 1923 ins Kabinett ein.

Der 1. Mai war schon immer der Tag für schöne, große Worte gewesen. 1921 versammelten sich wieder 1000–1200 Menschen zur »würdigen Feier« auf dem Marktplatz. Von der Heilbronner Geschäftsstelle war Redakteur Müller anwesend, der die internationale Arbeitersolidarität als Ausweg aus der Misere anbot und eine sozialistische Zukunft beschwor¹⁵³. Schon damals wurden, wie auch auf einer speziellen kommunalpolitischen Veranstaltung am 28. 5., die Wohnungsnot und steigende Arbeitslosenzahlen thematisiert¹⁵⁴. Eine zweite Protestkundgebung der Arbeiterschaft war ein Signal gegen verschiedene politische Morde und die Lebensmittelteuerung.

Zum ersten Mal veranstaltete die Arbeiterschaft am 9. 11. 1921 eine Feier zum Gedenken an die Novemberrevolution. Wieder war es Fritz Ulrich, der nüchterne Worte für einen Rückblick fand und vor allem bisher Erreichtes verteidigte¹⁵⁵. Immer mehr dominierten jetzt in Deutschland Reparationsfragen und Inflationsprobleme, Themen, die vor allem der antirepublikanischen Rechten Aufwind brachten. Verfassungstreue Parteien wie die SPD mühten sich in dieser Phase oft vergeblich, einerseits ihre Ablehnung der Versailler Vertragsbedingungen klar herauszustellen, andererseits aber die Vernunft einer »Erfüllungspolitik« zu

148 Ebd., Band 1922, 21. 6. 22, § 198.

149 Ebd., 5. 8. 22, § 215.

150 Ebd., Band 1924, 23. 1. 24, § 10.

151 HT vom 21. 9. 20.

152 HT vom 23. 2. 21.

153 HT vom 2. 5. 21.

154 HT vom 26. 5. 21.

155 HT vom 10. 11. 21.

begründen. Vor diesem Problem stand auch Regierungsrat Roß aus Stuttgart, der das Referat für eine Veranstaltung am 24. 5. 1922 übernommen hatte¹⁵⁶.

Die kommende erste tiefe Krise der Weimarer Jahre warf immer mehr Schatten voraus, so daß ein breites Bündnis von Parteien und Organisationen am 27. 6. 1922 gegen den politischen Mord an Walter Rathenau demonstrierte¹⁵⁷.

Die Tätigkeit der Parteien in dieser Zeit war im allgemeinen recht dürftig, so daß auch die SPD zwar regelmäßig die Mitglieder aus Hall, Hessental und Steinbach versammelte, darüber hinaus aber nur noch zwei Veranstaltungen abhielt, zum einen einen Abend mit dem einzigen SPD-Landesminister Keil, zum anderen eine Gedenkfeier an die Revolution 1918¹⁵⁸. Erst die anstehende Kommunalwahl im Dezember 1922 belebte die Aktivität etwas. In Hall trat die SPD gegen die Gemeinschaftsliste der »Wirtschaftlichen Wählervereinigung« und gegen den Beamtenbund an. Auf die eigenen Ziele machte die SPD mit je einer Veranstaltung in Hall und Steinbach aufmerksam¹⁵⁹. Die SPD hatte offenbar überzeugende kommunalpolitische Arbeit geleistet. Sie erreichte fast ihr Ergebnis von 1919 und konnte sogar aus wahrarithmetischen Gründen für die drei ausscheidenden vier neue Gemeinderäte entsenden: Gottlob Frank, Richard Günther, Wilhelm Vogelmann und Ludwig Fritsch¹⁶⁰.

4.4 Die Nationale Krise 1923/24

Mittlerweile war die Konfrontation zwischen Deutschland und Frankreich auf einem neuen Höhepunkt angelangt. Im Januar 1923 besetzten französische Truppen das Ruhrgebiet, um überfällige Reparationsleistungen einzufordern; die deutsche Regierung verkündete den passiven Widerstand gegen dieses Vorgehen¹⁶¹. Am 3. 3. 1923 sprach in Hall der Landtagsabgeordnete Pflüger vor einem zahlreich erschienenen Publikum zu diesem Thema. Auch in bezug auf das Anwachsen der Rechtsextremen war dieser Abend von Bedeutung, denn zum ersten Mal trat Prof. Christian Mergenthaler, Kopf der neuen NSDAP-Ortsgruppe, öffentlich auf und verteidigte in der Aussprache die Ziele seiner Partei¹⁶². Trotz Verbot wuchs die NSDAP insbesondere auch in Hall. Innerhalb weniger Monate zählte sie mit ca. 200 Mitgliedern wahrscheinlich ebensoviele Parteigenossen wie die SPD¹⁶³. Den Kampf gegen die extreme Rechte führte unter den demokratischen Parteien vor allem die SPD. Sozialdemokraten halfen z. B. der Polizei bei der Überwachung von NS-Mitgliederversammlungen. Bei einer DDP-Veranstaltung zum Thema NSDAP unterstützte Gemeinderat Frank die Veranstalter gegen den

156 HT vom 31. 5. 22.

157 Wie Anm. 64.

158 HT vom 8. 11. 22 und 6. 10. 22.

159 HT vom 9. 12. 22 und 25. 11. 22.

160 HT vom 12. 12. 22.

161 Wie Anm. 68.

162 HT vom 7. 3. 23.

163 KreisA Schwäb. Hall, B 128/1a-c.

anwesenden Mergenthaler. Auf einer SPD-Versammlung über die Nationalsozialisten leistete Fritz Ulrich Aufklärungsarbeit. Den Höhepunkt der Konfrontation bildete die NSDAP-Versammlung am 5. 8. 1923, als eine große Anzahl von Gegnern der NSDAP deren Veranstaltung störte; Fritz Ulrich griff den Hauptredner Kaltenboeck scharf an, und letztendlich sorgte die Mehrheit der anwesenden Gegner dafür, daß die Veranstaltung aufgelöst werden mußte¹⁶⁴. Die Kampagne zur Abwehr antidemokratischer Parteien und Gruppen mündete am 12. 11. 1923 in Hall in eine erste Veranstaltung des Republikanischen Reichsbundes, einer Schutzorganisation der Republik. Die Krise führte auch hier viele Menschen in den Saal, Redner war der DDP-Abgeordnete Johannes Fischer. Den Vorsitz übernahm der engagierte Antifaschist und SPD-Gemeinderat Gottlob Frank¹⁶⁵.

1923 hatten sich die verschiedenen Parteien und Fraktionen angesichts der Probleme auf ein gemeinsames Vorgehen besonnen. Auch in Hall sah man Politiker der verschiedenen Parteien viel öfters als zuvor öffentlich miteinander diskutieren, auch über neue wirtschaftspolitische Gedanken.

Im Mai 1924 standen dann wieder turnusgemäß Neuwahlen an. Im Wahlkampf suchten sich die Politiker wieder verstärkt voneinander abzugrenzen. Im März 1924 debütierte Dr. Karl Schumacher in Hall. Der Sozialdemokrat stand am Anfang einer langen und einflußreichen Politikerkarriere und bewarb sich in diesem Jahr zum ersten Mal um ein Landtagsmandat. In seiner Wahlkampfreden versuchte er die Arbeitnehmer/innen von den in seinen Augen eigensüchtigen Zielen der vermögenden Schichten zu überzeugen, und er warnte vor dem außenpolitischen Schaden einer konservativen Regierung¹⁶⁶. Zwei Wochen später warb die Reichstagsabgeordnete Ziegler mit ähnlichen Argumenten für die SPD¹⁶⁷.

Die Bezirksliste für die Oberämter Hall, Gerabronn, Crailsheim, Mergentheim und Künzelsau führte der Haller Gottlob Frank an¹⁶⁸. Frank trat auch mindestens einmal vor seinem heimischen Publikum im »Ritter« zusammen mit Fritz Ulrich auf¹⁶⁹. Zwischenzeitlich hatten die Bürgerlichen einen ziemlich intensiven Werbefeldzug gestartet, die SPD beließ es bei insgesamt vier Veranstaltungen in Hall. Die letzte der Serie war eine Kundgebung zum ersten Mai, die 1924 ganz im Zeichen der bevorstehenden Wahlen stand. Der schon altgediente Politiker Wilhelm Keil gab dieses Mal der Haller Arbeiterschaft die Ehre seines Besuches, dementsprechend überfüllt war auch der Saal im Gasthaus »Ritter«. Keil umriß mit seinen Ausführungen die Themen Größenwahn im Ersten Weltkrieg und die Folgen, deutsches »Großkapital« und Steuern¹⁷⁰.

Über Erfolg und Mißerfolg entschieden aber nicht die Güte der konkurrierenden Programme, sondern die Nachwirkungen der durchlebten Krise auf die Wähler-

164 HT vom 9. 8. 23.

165 HT vom 20. 11. 23.

166 HT vom 11. 3. 24.

167 HT vom 25. 3. 24.

168 HT vom 26. 4. 24.

169 HT vom 24. 4. 24.

170 HT vom 3. 5. 24.

schaft. Der 4. 5. 1924 brachte einen weiteren Rechtsruck auf Kosten der anderen bürgerlichen Parteien. Die SPD konnte Teile der Wähler/innen der aufgelösten USPD gewinnen, doch die Arbeiterparteien hatten zusammen weitere Anteile verloren. Im Oberamt Hall blieben der SPD immer weniger Stimmen aus ländlichen Gemeinden, wohingegen die Stimmenanteile in der Stadt wieder über 30 % kletterten. Die bisherigen Hochburgen Steinbach und Gelbingen sahen deutliche Stimmverluste zugunsten des Zentrums (Steinbach) oder des Bauernbundes (Gelbingen)¹⁷¹.

Am 12. 9. 1924 wurde auch in Hall eine Gruppe des gerade entstehenden Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gegründet. Reichsweit hatte das Reichsbanner schon 3 Millionen Mitglieder. In Hall unterstützten neben der Arbeiterschaft auch die DDP und Teile des Zentrums die Neugründung. Stolz wurden schon am Gründungstag 100 eingeschriebene Mitglieder vermeldet¹⁷².

Ein Erfolg war auch eine große Anti-Kriegs-Kundgebung der gesamten organisierten Arbeiterschaft am 21. 9. 400 Teilnehmer/innen kamen in die Gaststätte »Eisenbahn«, ein geplanter Demonstrationzug war vorweg schon von der Polizei verboten worden¹⁷³, denn diese befürchtete unkontrollierte Krawalle.

Außenpolitisch waren die Siegermächte des Ersten Weltkrieges und das Deutsche Reich mittlerweile zu ersten Reparationsverträgen gekommen. Der Reichstagsabgeordnete Hildenbrandt war von der Haller SPD eingeladen worden, um das im Reichstag angenommene, aber sehr umstrittene Dawes-Gutachten vorzustellen. Hierbei hatten erstmals Teile der Deutschnationalen mit ihrer eingeschränkten Zustimmung Kompromißbereitschaft angedeutet¹⁷⁴. Gegen eine eingeforderte Regierungsbeteiligung der DNVP wehrte sich aber Hildenbrandt mit Blick auf eine möglicherweise anstehende Versöhnung mit dem Ausland¹⁷⁵.

Die Frage der neuen Reichsregierung wurde auch Anlaß für eine schnelle Reichstagsauflösung und Neuwahlen. Am Revolutionsgedenktag war Christine Ebert aus Stuttgart Gast der Haller SPD¹⁷⁶. Die SPD-Politiker Frank und Fackler besuchten eine kleinere KPD-Versammlung und beschuldigten den Redner der Moskauhörigkeit und des Gewaltmißbrauchs¹⁷⁷. Bei der nicht so gut besuchten dritten Veranstaltung der SPD äußerte sich der Heilbronner Funktionär Müller über die Politik der Bürgerlichen sowie besonders der völkischen Rechten und der KPD¹⁷⁸. Schließlich fand auch noch kurz vor dem Wahltag Fritz Ulrich Zeit für einen Besuch in Hall. Er war als Redner schon bekannt, so daß seine Veranstaltung entsprechend gut besucht war. In seinen Ausführungen betonte er, daß die Demokratie und die Republik die Grundlagen für die noch fehlende soziale

171 Wie Anm. 16.

172 Wie Anm. 84.

173 HT vom 24. 9. 24.

174 Wie Anm. 11, S. 66.

175 HT vom 7. 10. 24.

176 HT vom 8. 11. 24.

177 HT vom 16. 11. 24.

178 HT vom 21. 11. 24.

Gerechtigkeit seien. Als Wirtschaftsform wünschte er sich eine »Bedarfwirtschaft« an Stelle des in seinen Augen »dominierenden rohen Kapitalismus«. Auch Fritz Ulrich kam in dieser heißen Wahlkampfzeit nicht ohne polemische Übertreibung aus¹⁷⁹.

In den neuen Reichstag zog die SPD mit gestärkter Kraft ein. Trotzdem beteiligte sie sich nicht an einer neuen Regierung, sondern mußte sogar eine Koalition unter Einschluß der DNVP hinnehmen¹⁸⁰. Im Oberamt Hall gelang es immerhin, Teile der verlorenen Wähler/innen zurückzugewinnen, in der Stadt Hall selbst gingen die bescheidenen Zuwächse der SPD wahrscheinlich auf Kosten der KPD¹⁸¹.

5. USPD und KPD. Versuche links der SPD

Schon in der Vorkriegsphase zeigte sich, daß die SPD in zwei sich auseinanderlebende Flügel gespalten war. Bei Kriegsausbruch 1914 trug die Mehrheit der SPD die Kriegskredite mit, während sich die revolutionäre, pazifistische Minderheit verstärkt außerhalb der Partei sammelte. In Württemberg spalteten sich schon 1915 drei radikale Abgeordnete von der SPD-Landtagsfraktion ab und bildeten die »Sozialistische Vereinigung«. Trotz Unterdrückung und Zensur gelang es im April 1917, reichsweit die Kriegsgegner in der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) zu sammeln. Die günstige Ausgangslage gegen Ende des Krieges und in der Novemberrevolution konnte kaum in Einfluß umgesetzt werden, weil die Partei einerseits unter der Verfolgung geschwächt worden war und andererseits mit der Gründung der Kommunistischen Partei KPD (Spartakisten) die Revolutionäre sich abgespalten hatten¹⁸².

Arbeiter/innen außerhalb der großen industriellen Zentren waren von der revolutionären Stimmung weniger betroffen. So traten in Hall während der Umbruchwochen keine Unabhängigen auf. Die frühen Wahlen im Januar 1919, gegen die sich die USPD gewehrt hatte, brachten u. a. in Württemberg schwache Resultate, um die 3 %. Im Oberamt Hall bekannten sich gerade 158 Wähler/innen, bei den Reichstagswahlen sogar nur 79, zur USPD. Auch im Stadtgebiet war die Partei mit 0,9 % bzw. 0,6 % nur eine Splittergruppe¹⁸³.

Selbst die SPD-geführte Landesregierung ging jetzt dazu über, die Arbeiter- und Soldatenräte zu entmachten. Dagegen mobilisierten die Räte einen Generalstreik. Aus diesen Richtungskämpfen in der Arbeiterbewegung gingen USPD und KPD(S) gestärkt hervor, was sich in Erfolgen bei den Gemeinderatswahlen niederschlug¹⁸⁴.

Dieses Mal war der politische Protest auch in Hall zu spüren. In diesen Monaten

179 HT vom 5. 12. 24.

180 Wie Anm. 11, S. 75.

181 Wie Anm. 23.

182 Wie Anm. 123, S. 348.

183 Wie Anm. 35.

184 Wie Anm. 123, S. 288 ff.

wuchs die USPD zur zweiten Massenpartei der Arbeiterbewegung, im September 1919 hatte sie reichsweit 715 500 Mitglieder¹⁸⁵. Der neugewählte Gemeinderat der USPD, Schwan, kam am 16. 8. 1919 nach Hall, um die Gründung einer USPD-Ortsgruppe einzuleiten, die offensichtlich auch gelang. Vorsitzender der Haller Ortsgruppe wurde der Parteigenosse Wieland¹⁸⁶. Den ganzen Herbst und Winter hindurch zeigte die Ortsgruppe rege Aktivitäten; neben häufigen parteiinternen Treffen trat sie auch mit auswärtigen Redner/innen an die Öffentlichkeit. Im Haller Tagblatt vom 5. 10. 1919 warb man um Leser/innen des württembergischen Parteiorgans »Der Sozialdemokrat«. Am 17. 10. 1919 erklärte die USPD-Gemeinderätin Ziegler aus Heilbronn das Verhältnis zur SPD, und am 1. 12. referierte der Landtagsabgeordnete Hornung über »Deutschland und das Räteresystem«¹⁸⁷. Die USPD versuchte immer noch, tiefgreifende Demokratisierung und Sozialisierung in der Wirtschaft durchzusetzen, aber hierbei stand sie auf ziemlich verlorenem Posten.

Mittlerweile hatte die USPD Konkurrenz bekommen. Auch die KPD(S) schaffte es wenigstens halbwegs, Anhänger/innen in Hall zu einer festen Gruppe zusammenzufassen. Zuerst existierte nur eine eigene »Zahlstelle«, dann lud die Partei am 27. 11. 1919 zu einer öffentlichen Versammlung mit Max Hammer¹⁸⁸, einem Stuttgarter Arbeiterrat, der die SPD beim Generalstreik im Frühjahr enttäuscht verlassen hatte¹⁸⁹. Dabei fand die KPD(S) anscheinend genug Resonanz, so daß schon drei Tage später der Versuch einer Ortsvereinsgründung unternommen wurde. Koordinator des Versuchs war Bruno Schonlauk aus Berlin¹⁹⁰.

Die zerstrittene Arbeiterschaft schaffte es, wenigstens im Widerstand gegen den »Kapp-Lüttwitz-Putsch« Einigkeit zu demonstrieren. Gemeinsam riefen SPD, Gewerkschaften und USPD zum Protest auf¹⁹¹.

Die Generalversammlung der USPD am 21. 2. 1920 stand unter dem Thema der Lebensmittelfrage¹⁹². Auch im Wahlkampf im Juni 1920 mischte die USPD-Ortsgruppe mit zwei eigenen Veranstaltungen mit. Zum einen hatte man den Backnanger Gemeinderat Erlenbach für den 22. 5. gewonnen¹⁹³ und zum anderen hatte man eine Wahlkampfveranstaltung mit dem Landtagsabgeordneten Ziegler vorbereitet¹⁹⁴. Erlenbachs Vortrag fand immerhin mäßigen Besuch, er betonte die weiterbestehende Notwendigkeit von Klassenkampf und Sozialisierung. Der zweite Abend wurde abgesagt, weil nur 20 Interessierte den Weg ins Gasthaus »Hirsch« fanden.

185 Ebd., S. 254.

186 HT vom 15. 8. 19.

187 HT vom 29. 11. 19.

188 HT vom 26. 11. 19.

189 Wie Anm. 123, S. 229.

190 HT vom 29. 11. 19.

191 Wie Anm. 137.

192 HT vom 20. 2. 20.

193 HT vom 26. 5. 20.

194 HT vom 27. 5. 20.

Die KPD(S) hatte schon vor dem »Kapp-Lüttwitz-Putsch« ihren Parteigenossen Stein aus Stuttgart für zwei Termine am 6. 3. gewinnen können. Stein war im Haller »Hirsch« und im Westheimer »Rösle«¹⁹⁵.

Im Monat vor den Wahlen trat vor allem der Parteipropagandist Sauter auf. Er versuchte, bei Veranstaltungen nahestehender politischer Gruppen die KPD-Position zu erläutern. Einmal besuchte er die USPD, und davor trat er beim rechtsextremen »Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbundes« auf, einer Vorläuferorganisation der NSDAP¹⁹⁶. In Hall organisierte die KPD(S) dann noch eine eigene Versammlung mit ihrem Abgeordneten Tittel aus Ulm. Den 50 Zuhörer/innen pries er die völlige Zerstörung als beste Chance zum Aufbau eines neuen Landes, weiter schwärmte er vom »Bolschewismus«, unter dem die Russen freiwillig Mehrarbeit leisten würden¹⁹⁷.

Am 7. 6. 1920 zeigte sich dann das Scheitern sozialdemokratischer Politik. Die USPD verdreifachte ihre Wahlergebnisse in Württemberg, und selbst im ländlichen Haller Oberamt errang sie 4,5 %. In den Haller Stadtbezirken wurden schon allein 354 Stimmen gewonnen. Die Ortsgruppenarbeit hatte Früchte getragen. Die KPD(S) war mit Ergebnissen zwischen 1 und 1,5 % noch ein radikaler Splitter am linken Rand¹⁹⁸.

Kommunistische Aktivitäten hatten hiermit vorerst auch ihr Ende gefunden, während die USPD Halls ihre reichsweite Entwicklung widerspiegelte. Im August 1920 versuchte die radikale Arbeiterschaft, mit einem Streik die direkte Erhebung der Lohnsteuern zu verhindern. Das Scheitern dieses Streikes markierte das endgültige Ende revolutionärer Aktivitäten. Der SPD wollte man aber nicht in eine Regierung folgen, so daß die USPD in den überkommenen Positionen zwischen dem internationalen Kommunismus und dem reformistischen SPD-Kurs verharrte¹⁹⁹.

Die Entscheidung fiel endgültig am 6. 10. 1920 auf dem Reichsparteitag in Halle, als die Mehrheit die Vereinigung mit der KPD(S) zur Vereinigten Kommunistischen Partei (VKPD) beschloß und die Minderheit wieder in die SPD zurückkehrte²⁰⁰. Auf außerordentlichen Mitgliederversammlungen im Juni, im September und nach dem Parteitag am 15. 10. 1920 diskutierten die Haller Parteigenossen die jeweiligen Ereignisse²⁰¹. Das Ergebnis der Haller Beratungen bleibt im dunkeln, vermutlich gehörten die Haller aber der Minderheit der Rückkehrer in die SPD an, zumindest war kein Aufleben der KPD zu beobachten.

Bei den Wahlen 1924 gelang es der KPD beide Male nicht, die Mehrzahl der ehemaligen Stimmen der USPD für sich zu gewinnen, in Hall weit weniger noch als

195 HT vom 5. 3. 20.

196 HT vom 22. 5. 20.

197 HT vom 29. 5. 20.

198 Wie Anm. 5.

199 Wie Anm. 123, S. 303ff.

200 Ebd., S. 333ff.

201 HT vom 15. 10. 20, 10. 6. 20 und 23. 9. 20.

in anderen Teilen des Landes²⁰². Im Dezember organisierte die Heilbronner KPD auch drei Wahlkampfveranstaltungen in Hall und Steinbach, trotzdem sank sie wieder auf das tiefe Niveau von 1920 ab²⁰³.

Zusammenfassung

In der historischen Forschung ist es Konsens, daß der Übergang von der Monarchie zur Republik keine entscheidende Veränderung im deutschen Parteiengefüge darstellte. Neu war für die Parteien das Verhältniswahlrecht und die stark gewachsene Verantwortung ihrer Politiker/innen im Machtgefüge des neuen Staates. Im allgemeinen erforderte das neue Wahlrecht die verstärkte Bildung von Parteiapparaten und eine flächendeckende Organisation der Parteibasen²⁰⁴.

In Hall verlief die Phase des politischen Umsturzes in geordneten Bahnen. Die SPD war auf diese neue Situation am besten vorbereitet, so daß sie bis 1919 auch die politische Führung in der Region übernahm. Versuche, auch außerhalb des klassischen Milieus Wähler/innen auf längere Zeit an die SPD zu binden, scheiterten jedoch weitgehend. Die SPD in Hall verkörperte den neuen Typ der »Integrationspartei«, der durch »ständige Aktivität der Mitglieder, ein hohes Maß an Bürokratisierung, Einbeziehung der ganzen Person in die Organisation und Eingreifen in alle Lebensbezirke« charakterisiert war²⁰⁵.

Die bürgerlichen Parteien brauchten mehr oder weniger länger zur Neuformierung. Die neue DDP schaffte den Sprung in die Republik am schnellsten und eroberte so in den Jahren 1918/19 eine einflußreiche Position neben der SPD in Hall. Der DDP gelang es in Ansätzen auch, »Integrationspartei« des linksliberalen Bürgertums, wenn auch nur für wenige Monate, zu werden.

Der Einfluß der konfessionell gebundenen Zentrumspartei blieb auf die 8% Katholiken im Oberamt Hall beschränkt. Die Nationalliberalen konnten sich vor allem in Württemberg erst spät parteipolitisch neuformieren; nachdem sie in Hall Fuß gefaßt hatten, erwies sich die Stadt aber als ausgesprochene Hochburg für die DVP.

Die Umbruchmonate sollten die Ausnahme für die Weimarer Republik bleiben. Das Oberamt Hall wählte nach den vielen ernüchternden Ereignissen ab Sommer 1919 wieder konservativ, was für die DDP einen langanhaltenden Bedeutungsverlust einleitete. Insgesamt ging das politische Leben stark zurück. Die Kräfte der Parteien erschöpften sich meist in den vielen und materialaufwendigen Wahlkämpfen. Hall sah viele prominente Politiker/innen als Gäste, aber selbst konnten die Haller Ortsvereine keine überregionale Bedeutung erlangen; einzig Karl Krüger

202 Wie Anm. 16.

203 Wie Anm. 23.

204 Wie Anm. 11, S. 165f.

205 Ebd., S. 167f.

konnte ein Mandat für die Verfassungsgebende Landesversammlung erringen. Bemerkenswerte Ausnahme war für Hall nur die NSDAP um Christian Mergenthaler, der in Hall seine Karriere als Nazi-Funktionär begann²⁰⁶. An den extremen Rändern bahnte sich die Umgestaltung des alten Parteiengefüges an. Für die Kommunisten fehlte in Hall die soziale Basis, aber die NSDAP fand im Haller Kleinbürgertum viele offene Ohren und Herzen, was sich im Krisenjahr 1923 zeigte.

Die kommunalen Entscheidungen innerhalb und außerhalb des Gemeinderats fielen meistens unter Verzicht auf Parteitaktik, und vor allem die bürgerlichen Ortsvereine gestalteten das gesellschaftliche Leben in Hall nur am Rande mit. Diese Abhandlung der lokalen Parteigeschichte ersetzt also in keiner Weise eine allgemeine Stadtgeschichte in der Weimarer Republik.

206 Wie Anm. 71, S. 445ff.

| | Landtag
12. 1. 1919 | Reichstag
19. 1. 1919 | Gemeinderat
18. 5. 1919 | Reichstag
7. 6. 1920 | Landtag
7. 6. 1920 | Gemeinderat
10. 12. 1922 | Reichstag
4. 5. 1924 | Landtag
4. 5. 1924 | Reichstag
7. 12. 1924 |
|---------|------------------------|--------------------------|----------------------------|-------------------------|-----------------------|---|-------------------------|-----------------------|--------------------------|
| SPD | I | 452450
34,38 % | 470316
35,42 % | 179315
15,85 % | 175994
16,05 % | | 190323
15,73 % | 190323
15,73 % | 240821
20,27 % |
| | II | 3916
27,79 % | 4287
30,10 % | 1958
16,24 % | 1967
15,93 % | | 2354
15,98 % | 2354
15,98 % | 2485
18,75 % |
| | III | 1823
38,92 % | 1917
40,61 % | 27053
37,25 % | 1019
25,16 % | | 13402
36,51 % | 1349
10,17 % | 1429
32,25 % |
| USPD | I | 40622
3,09 % | 36415
2,74 % | | 145228
13,25 % | | | | |
| | II | 158
1,11 % | 79
0,55 % | | 547
4,54 % | | | | |
| | III | 43
0,92 % | 28
0,59 % | | 324
8,00 % | | | | |
| KPD | I | | | 36611
3,24 % | 33178
3,03 % | | 158583
13,11 % | 158583
13,11 % | 96167
8,09 % |
| | II | | | 145
1,20 % | 130
1,05 % | | 319
2,17 % | 319
2,17 % | 158
1,19 % |
| | III | | | 62
1,53 % | | | 193
4,32 % | 193
4,32 % | 79
1,78 % |
| Zentrum | I | 273192
20,76 % | 363050
22,82 % | | 242704
22,54 % | | 248704
20,56 % | 248704
20,56 % | 278363
23,43 % |
| | II | 687
4,82 % | 705
4,95 % | | 648
5,47 % | | 652
4,43 % | 652
4,43 % | 678
5,12 % |
| | III | 201
4,28 % | 208
4,28 % | 3580
4,93 % | 221
5,46 % | | 203
4,54 % | 203
4,54 % | 212
4,78 % |
| DDP | I | 328555
24,96 % | 332010
25,00 % | | 161475
14,73 % | | 125624
10,38 % | 125624
10,38 % | 128761
10,84 % |
| | II | 3824
26,82 % | 3737
26,24 % | | 1608
13,66 % | Liste der
Wirtschaft-
lichen
Wähler-
vereini-
gung | 837
5,68 % | 837
5,68 % | 743
5,61 % |
| | III | 1770
37,69 % | 1800
38,14 % | 20911
28,79 % | 1082
26,72 % | | 512
11,45 % | 512
11,45 % | 508
11,46 % |
| DVP | I | | | 42964
3,80 % | 37269
3,40 % | | 55040
4,54 % | 55040
4,54 % | 67645
5,69 % |
| | II | | | 473
3,92 % | 410
3,32 % | 18004
49,05 % | 914
6,20 % | 914
6,20 % | 1340
10,11 % |
| | III | | | 244
6,02 % | | | 547
12,20 % | 547
12,20 % | 737
16,03 % |

Aus frühen und späten Jahren

Erinnerungen

VON ILSE SCHÜLE

*Im Mai 1993**

Schon vor einiger Zeit bekam ich von einer Heidelberger Studentinnengruppe die Anregung, eine kleine Arbeit zu schreiben, und zwar über mein Leben in frühen, späteren und späten Jahren. Der Auftrag war deshalb von Interesse, weil ich bereits 90 Jahre alt werde. Ich bin geboren am 17. Juni 1903.

Wie war es in jenen vergangenen Jahren um Ausbildung und Leben bei Menschen bestellt, die sich zu einem künstlerischen Beruf entschlossen hatten? Bei mir handelte es sich um Malerei und Grafik.

Geboren bin ich in Vaihingen a. d. Enz als Tochter des Stadtschultheißen Bentel, als viertes von sechs Kindern. Den Vater verloren wir früh. Dieser Verlust prägte uns tief. Wir zogen um nach Ludwigsburg, und ich kam dann in die Höhere Töchterschule, die später Mathildienstift genannt wurde.

Aber nun noch einmal zurück zu meiner »Wiege«. Ich wurde nämlich in einer Mühle geboren, und viel schönes, strömendes, funkelndes Wasser umgab das Haus. Irgendwie habe ich diese ersten Eindrücke mit hinein ins Leben genommen, ganz sicher das Plätschern und Rauschen um mich herum. Es bezaubert mich heute noch. Auch eine kräftige Reaktion auf Farben, auf bunte Bänder insbesondere, muß ich schon früh gezeigt haben. Bei ihrem Anblick lachte und jubelte ich vor Freude. Dazu soll meine Mutter trocken bemerkt haben: »Die wird einmal eitel!« Ob das gestimmt hat, weiß ich bis heute nicht.

Aber nun wieder zurück nach Ludwigsburg und zu meiner Schule. Ich werde nach meinen Lehrern gefragt, – in jenen längst vergangenen Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg. Ich gebe ihnen ein gutes Zeugnis, denn ich liebte sie sehr, besonders Fräulich Löbich, für mich eine Gestalt aus der Märchenwelt, die erste Lehrerin meines Lebens. Aber dann kam gleich Fräulein Paret, die Zeichenlehrerin. Ich stand mit ihr auf bestem Fuße. Allerdings, ein bißchen mehr Freiheit hätte ich mir schon gewünscht, heute würde ich sagen, mehr Spielraum für die Phantasie. Aber damit hatte ich auch bei anderen Lehrern weniger gute Erfahrungen gemacht; die Flügel wurden einem damals doch recht beschnitten, und man fügte sich ein, nur eine leise, bedauernde Frage blieb zurück.

Unser Zuhause fanden wir überaus gut; viele Künste, auch Literatur und Dichtkunst wurden gepflegt. Schiller- und Goethe-Gedichte wurden von uns Kindern

* Für ihre Mithilfe bedanke ich mich herzlich bei Frau Lilo Warthmann und Herrn Ludwig Reder.



kurzerhand umgewandelt und aufgeführt – alle Plätze 10 Pfennig! – Und wir wurden sogar in Ludwigsburger Zeitungen gelobt! Besonders »Hektor und Andromache«, das wir mit viel Pathos auf die Bühne brachten, schlug ein. Das »verdiente« Geld bekam das Rote Kreuz. Wir befanden uns in den Kriegsjahren 1914–1918.

Es fehlte im Familienkreis an Talenten nicht. Zeichnen konnten wir alle. Interesse in dieser Richtung war bei allen vorhanden, bei Söhnen und Töchtern, aber auch bei der Mutter, die sich besonders auszeichnete. Ich selbst fing früh an, mich in diesen Künsten zu üben, und sammelte viele bunte Erzeugnisse um mich an.

Ein Freund der Familie, selbst Maler und Bildhauer, war bestrebt, mich zu fördern. Diese Zuwendung nahm ich gerne an, und nun entstanden Zeichnungen und farbige Bilder in jeder freien Stunde. Eine Welt ging für mich auf. Übersattet wurde diese Zeit durch den Ersten Weltkrieg. Unser ältester Bruder Gerhard mußte in ganz jungen Jahren auf den Schlachtfeldern in Frankreich sein Leben lassen.

Unser zweiter Bruder Edmund hatte etwas mehr Zeit, seine Gaben, die bedeutend waren, zu entwickeln, darunter eine seltene Musikalität. Aber am Ende des 2. Weltkrieges war auch seinem Leben das Ziel gesetzt; in französischer Gefangenschaft starb er an Flecktyphus.

Und was ist aus unseren Zwillingen, aus unseren Nesthäkchen geworden? Hermann erlebte seinen ersten Geburtstag nicht, und das Schwesterchen Dorothea durfte aufwachsen und sich entfalten. Sie ist nun mit 83 Jahren gestorben und hinterließ uns unter anderem wichtige Tagebücher und viele gute Zeichnungen und Bilder.

Margarete, unsere älteste Schwester, hatte ebenfalls die Begabung, mit Pinsel und Farbe umzugehen, und besaß eine schöne Singstimme, die später ausgebildet wurde.

Unsere Mutter stammte aus der Goldschmiedefamilie Natter in Biberach. Sieben Generationen Goldschmiede dieses Namens waren dort ansässig gewesen. Einer davon hieß Lorenz Natter, 1705–1763. Er arbeitete für viele europäische Fürstentümer und schließlich am Zarenhof in Petersburg. Dort ist er gestorben als ausgesprochen berühmter Mann. Seinen Ruhm verdankte er hauptsächlich den von ihm aus Halbedel- und Edelsteinen geschnittenen Gemmen. Goethe und Lessing haben über ihn geschrieben. Es gibt auch ein modernes Buch über ihn, das ich besitze.

Künstlerpersönlichkeiten haben wir auch sonst noch in der Familie. Ein Bruder unseres Großvaters war ebenfalls Goldschmied und wirkte als Professor an der Akademie in Stuttgart. Ein Bruder unserer Mutter war Bildhauer, und er durfte sich in Paris ausbilden. Er hieß Max Natter und lebte in Stuttgart.

Meine Tochter ist Goldschmiedemeisterin, und die Enkelin Christina steht in der gleichen Ausbildung. Damit haben wir neun Generationen Goldschmiede in der Familie.

Und doch lebte auch unsere Familie nicht nur aus künstlerischen Geistesströmungen. Viele Pfarrersleute füllen die Linien des Stammbaumes bis heute. Dafür sorgte u. a. die Ur-Urgroßmutter Bentel, geb. Schieber aus Ludwigsburg, die ihre achtzehn Kinder fast allein großziehen mußte. Der Vater, Hofkonditor und Geometer, war früh gestorben. Sechzehn Kinder überlebten; diese waren geistlich ausgerichtet und schlossen sich zum großen Teil der Templerbewegung in Korn tal an und wanderten nach Palästina aus, wovon noch heute in Tel Aviv Grabsteine zeugen; auch wurden dort Worte der Bibel in großer Fraktur auf die Wände vor relativ kleinen Häuschen gemalt. Die Söhne Gottlob-Jonatan und Rudolf wurden württembergische Pfarrer. Gottlob-Jonatan war unser Großvater, zuerst bei Odessa in Rußland wirkend, später als Patronatspfarrer in Adelmansfelden.

Der Großvater Natter, seines Zeichens Gerichtsnotar, heiratete eine Waldenserin, eine Französin, eine Persönlichkeit voller Geist und Leben, voller Waldenser-Sendungsbewußtsein. So wird unser Leben gefüllt, wie mit Farben, mit den verschiedensten Menschen und Lebenssituationen.

Nun kam die Zeit der Entscheidung über meinen Ausbildungsgang. Ich war so um die 17 bis 18 Jahre alt geworden und hatte inzwischen Freunde, die ähnlichen künstlerischen Zielen zustrebten. Auch der schon erwähnte Freund wurde noch einmal, mit entscheidender Stimme, zu Rate gezogen, und ich begann mein Studium auf der Kunstgewerbeschule in Stuttgart, auf dem Weißenhof. Die damals vorgeschriebenen zwei Vorsemerster »Allgemeine Abteilung« waren zunächst für mich nicht von großer Bedeutung. Wohl konnte man Zeichnen und Malen weiter betreiben, man wurde in mancherlei Techniken eingeführt, Professor Lörcher gab Modellieren, auch konnte man Aktzeichnen belegen bei Professor Pankok. Dieser richtete die berühmten Werkstätten ein, ein handwerkliches Vorstudium. Pankok wurde Direktor der Schule, deren Architektur ihm übertragen worden war. Andere Professoren hießen Lang und Eberhardt.

Ich hatte den Lehrer der Abteilung Grafik zufällig kennengelernt, Professor Schneider, und er hatte mich aufgefordert, doch gleich zu ihm zu kommen. Aber das wurde erst ein halbes Jahr später genehmigt. Man stand schon in der Inflation, anfangs der zwanziger Jahre, und in der Frage, ob man weiterstudieren könnte oder irgendwie Geld verdienen mußte. Es waren schwierige Entscheidungen zu treffen.

Schneider riet dazu, zunächst ein intensives Schriftstudium vorzunehmen, und zurückgekehrt auf die Schule, nahm ich mir diese Aufgabe besonders vor; dies half mir, bald bei Schneider mitarbeiten zu können. Wichtig war es für mich, daß ich lernte, in die Möglichkeiten der Schriftgestaltung einzudringen, und das bei einem ausgezeichneten Lehrer. Schneider war damals bestimmt der tüchtigste Schriftkünstler nicht nur in Deutschland.

Es wurde mir auch dadurch geholfen, daß ich einen Lehrauftrag bekam für Schriftgestaltung und für Zeichnen und Malen. Gewiß wußte der Professor auch für andere Schüler Wege, das Studium fortzusetzen.

Inzwischen hatten sich die Klassen wieder gefüllt, nun auch mit reichen Ausländern. Es war für sie günstig, in Deutschland zu studieren. Selbstverständlich waren die Klassen gemischt, und wir hatten interessante Leute aus Norwegen, Finnland, Tschechoslowakei, Ungarn, aus der Türkei und auch Indien. Juden hatten wir sowieso immer gehabt, begabte, geistvolle Menschen, die zu meinem Freundeskreis gehörten.

Nun war die Zeit gekommen, ein Atelier zu beziehen. In dem oberen Stock des Gebäudes, neben der Wohnung von Professor Schneider, ergab sich eine solche Gelegenheit. Ich durfte sie wahrnehmen, zusammen mit den zwei Kolleginnen Margarete Leins und Erika Hansen. Wir hielten gute Freundschaft, man kann sagen, ein Leben lang. Erika ist 92 Jahre alt geworden und ist kürzlich verstorben.



Sie wohnte in Berlin. Margarete lebt noch in den USA, auch im Alter von 92 Jahren, nun sehr behindert durch einen Schlaganfall, teils umgeben von ihrer Familie. Beide Freundinnen waren ausgezeichnete und erfolgreiche Buchkünstlerinnen.

Ein Vorfahre von Margarete Leins war ein berühmter Architekt in Stuttgart und hat dort den »Alten Bahnhof« gebaut, der lange Zeit als Denkmal geschützt war. Es hat sich herausgestellt, daß auch eine Persönlichkeit aus unserem Hause Natter sich mit daran beteiligt hat.

Auch bei Erika Hansen waren Malerei und Goldschmiedekunst in der Familie, wie auch bei Margarete Leins, die ebenfalls einen Lehrauftrag an der Kunstgewerbeschule übernommen hatte.

Wir sind jetzt immer noch in den zwanziger Jahren. Durch Schneidler wurde eine vielseitige Ausbildung angeboten. Es wurde viel verlangt und tüchtig gearbeitet, und die Auslese war streng. Wer sich nicht ausgesprochen bewährte, wurde weggeschickt; das passierte in einem bestimmten Semester bei 47 von 50 Schülern. Im Zeugnis stand dann: »verläßt die Abteilung«! Das waren harte Worte, für manche kaum zu ertragen. Wer sich durchzuringen wußte, hatte großen Gewinn. Behutsam suchte Schneidler die Einmaligkeit der Begabung. Hoffnungslos war es für ihn, wenn ein Student vorprogrammiert war, wenn er in einer vorgefaßten Form oder Manier die Fragen der Darstellung lösen wollte. Der Professor suchte das Unmittelbare, Einmalige, Lebendige, noch Unausgeschöpfte.

Und es gelang ihm, einige Leute herauszuholen zu größeren Aufgaben. Diese kamen dann an Schulen nach München, Dortmund, Berlin usw. als erste Lehrkräfte. Andere sehr begabte Menschen konnten diesen gegenseitigen Kontakt mit Schneidler nicht finden. Da war ein ungarischer Jude namens Imre Reiner mit ausgesprochen schöpferischer Begabung, eine selbständige Kraft. Hier scheiterte die Zusammenarbeit nach Jahren, und Reiner ging in die Schweiz nach Lugano. Er hatte die Fähigkeit, sich ohne Schwierigkeiten durchzubringen, schrieb Fachbücher und hatte genug Aufträge. Auch in der großen Thyssen-Ausstellung ist er mit mehreren Arbeiten vertreten.

Schneidler organisierte für seine Schüler, für seine Lehrkräfte und Meisterschüler immer wieder Ausstellungen in Köln, Leipzig, Stuttgart, Berlin usw., mit gutem Erfolg. Mit viel Erfolg, wie sehr er mit seiner Person hinter seine Schüler zurückzutreten pflegte. Er sorgte auch für Veröffentlichungen von uns, in verschiedenen Zeitschriften. Zum Beispiel in der »Gebrauchsgraphik«, im »Archiv für Buchgewerbe« und in hauseigenen, von ihm selbst herausgegebenen Zeitschriften. Auch wir drei Kolleginnen wurden als Mitarbeiterinnen herangezogen.

Auch verschiedene Reisen haben wir unter der Führung Schneidlers unternommen. Einmal ging die Reise zum Bauhaus nach Dessau. Wir waren sehr angetan von der Gestaltung dieser Schule und der Privathäuser der Lehrkräfte. Glas spielte eine große Rolle, auch der Stahl war ein Bauelement, das dem Werk Glanz und Würde verlieh.

Waren da nicht Häuser von Klee, Kandinsky, Schlemmer, Itten, Mies van der



Rohe, vielleicht sogar von Le Corbusier? So genau erinnere ich mich nicht mehr. Es wurde von uns alles eifrig beobachtet, diskutiert, bewundert, angenommen und zum Teil auch wieder verworfen. Man suchte zu verstehen, was manchmal nicht gelang. Da war ja auch noch die Bauausstellung auf dem Weißenhof in Stuttgart, die durchaus vom Bauhaus beeinflusst war und die neue Kraft dieser Gestaltung verwirklichen wollte. Wir durchstreiften in der Mittagspause die werdenden Gebilde von Häusern mit strenger Kritik. Wollte man so wohnen? Das »Ja« überwog, obwohl man die Werte dieser neuen Formgebung noch nicht ganz annehmen konnte.

Und wo stand Schneider? Natürlich in der Moderne, aber behutsam, zurückhaltend wie immer, auch im Unterricht keinen Zwang ausübend. Die Vielfalt durfte wachsen, aber Qualität war und blieb das Ziel, mit bewußter Ausrichtung und dann doch wieder rigorosen Entscheidungen.

So gingen die zwanziger Jahre dahin, und es kamen wieder große Veränderungen. Unsere so freundschaftliche Zusammenarbeit, unser Atelier, löste sich. Es wurde geheiratet. Margarete wanderte nach den USA aus und zog ihrem Verlobten nach. Einige Zeit vorher hatten Erika und Margarete die Schule verlassen. Man arbeitete frei für gute Verlage, auch für die Deutsche Verlagsanstalt. Auch ich arbeitete dort im Auftrag von Prof. Schneider, und noch in unserem alten Atelier. Im Jahre 1929 heiratete ich, und auch das bedeutete Abschied von der Schule. Damals dachte man als Frau nicht daran, dann noch als Lehrkraft zu bleiben. Ohne darüber zu sprechen, wußte man, Schneider wollte den ganzen Einsatz. Er konnte sich so eine Teilung des Lebens nicht vorstellen. Anders die Konstellation bei den Studenten, wie schon berichtet, den Studenten, die ein Lehramt übernommen hatten, also Professoren geworden waren: Trump, Kraft, Brudi, Gottlieb Ruth, Grieshaber usw.

Einer Mitstudentin möchte ich noch besonders gedenken, weil sie besondere Leistungen vollbrachte. Sie hieß Eva Aschoff und war eine engagierte Schneider-Schülerin. Nach entsprechenden Studien wechselte sie in die Buchbinderei zu Schlemmer, einem Bruder des Bauhaus-Professors Schlemmer, und lernte hier und noch in einer anderen Schule in London ein vorzüglich fundiertes Handwerk. Sie vollendete ihre Studien bei dem berühmten Meister Liehl und bei Frieda Thiersch, immer mit dem Ziel, das Beste ist gerade gut genug! Sie machte sich dann selbständig in Freiburg und richtete dort eine berühmt gewordene Werkstatt für Buchbindekunst ein. Sie war die Tochter des Universitätsprofessors für Psychiatrie Aschoff in Freiburg. Neulich wurde mir ein Buch geliehen mit dem Titel: »Imprimatur – Jahrbuch für Bücherfreunde«, Verlag der Gesellschaft der Bibliophilen, Frankfurt a. M., 1960. Darin ist eine ausführliche Würdigung über Leben und Werk von Eva Aschoff enthalten.

Gewiß gab es auch sonst noch viele erfolgreiche Schneider-Schüler, über deren Namen und Daten ich in anderem Zusammenhang berichte.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen u. a. auch Mira Moll und Anne Haarer, die beiden ausgezeichneten Kräfte, die meine Freundinnen sind und waren.

Vor mir lag mit meiner Heirat eine neue Aufgabe, die mich sehr ausfüllte. Mein Mann war eine Persönlichkeit mit vielerlei geistigen Gaben. Auch er brauchte ein volles Ja zum gemeinsamen Leben und Wirken. Wie könnte ich seine Vielseitigkeit mit wenigen Strichen zeichnen? Seine Ausdruckskraft galt stark dem Wort. Er schrieb viel, philosophischen, poetischen, religiösen Fragen galt ein großes Interesse, aber auch die berufliche Arbeit als Regierungsbaumeister und Bauingenieur nahm seine Kräfte sehr in Anspruch. Er mußte sorgfältig planen, den vielfältigen Aufgaben nachzukommen. So sehr ich seine Ziele schätzte und sie teilte, war ich doch bestrebt, meine berufliche Arbeit nicht aufzugeben. Ausdrücklich bat er mich darum und unterstützte mich in positiver Weise. Neues Leben kam auf uns zu. Man schrieb das Jahr 1930, und unser Zwillingsspärchen kam zur Welt. Diese zwei bestimmten, wie es zu gehen pflegt, meine Tage und Nächte mit Freude und Besorgtheit. Schließlich wurde noch ein Kindermädchen engagiert, das die Kinder mitliebte und mitpflegte. Nach einem Jahr stellten sich die beruflichen Arbeiten bei mir wieder ein. Auch mit Zeichnen und Malen konnte ich wieder anfangen.

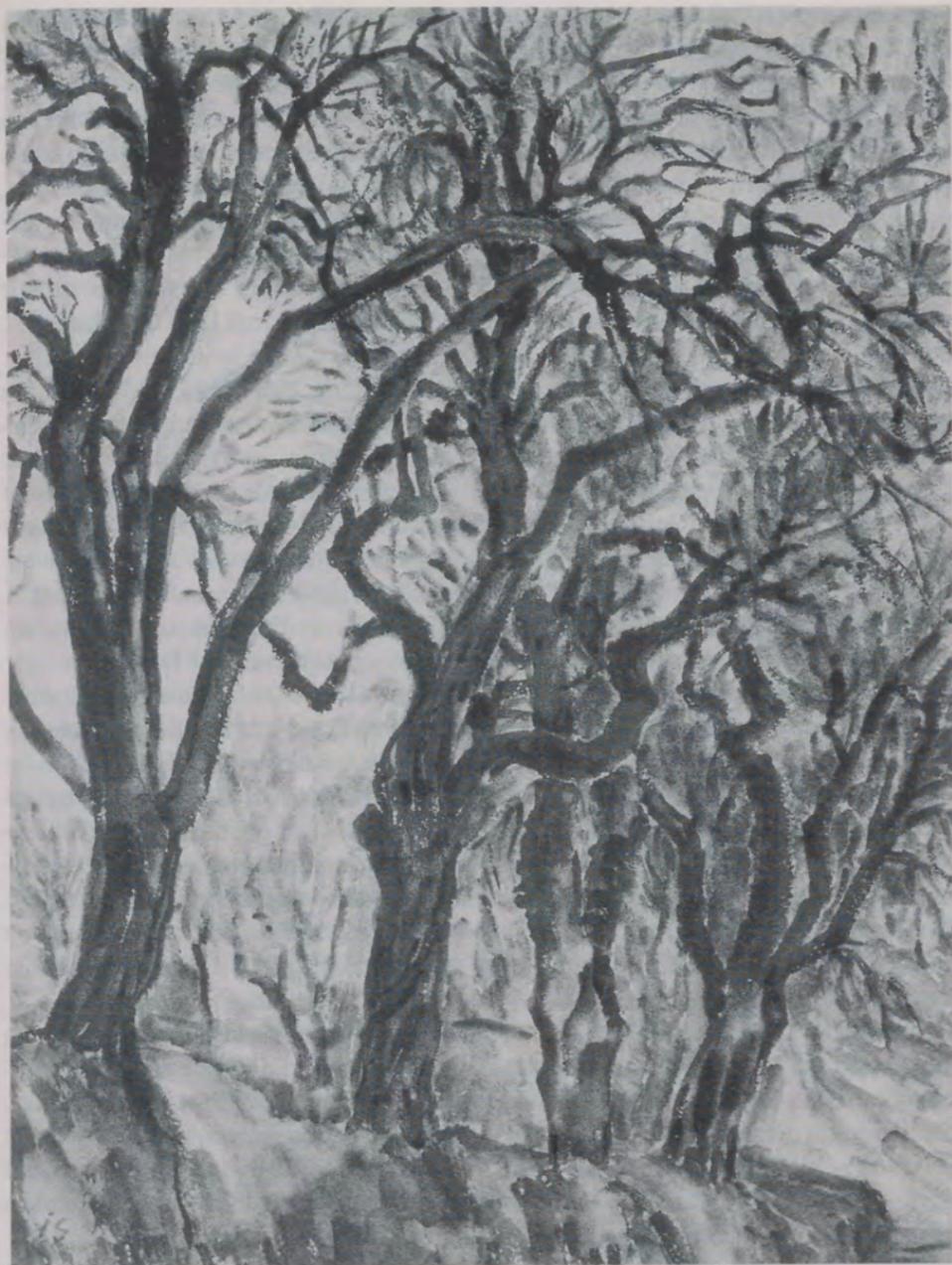
Erika heiratete auch und zog nach Berlin, und ich übernahm ihre Verlagsarbeit in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, halbtagsweise.

Ich hatte dort einen großen Teil der Einbände und Schutzumschläge der Bücher, die herauskamen, zu entwerfen, ihre Herstellung zu überwachen in der Druckerei und Buchbinderei, verbunden mit anderen Aufgaben.

Für eine Schriftgießerei, für Ludwig und Mayer in Frankfurt a. M., hatte ich eine Druckschrift zu entwerfen. Sie wurde »Rhapsodie« genannt und wurde ein Erfolg. Sie wird heute noch verwendet nach 50 Jahren.

Immer mehr wuchs ich ins Berufsleben hinein. An vielen Verlagen im In- und Ausland durfte ich mitarbeiten, und ich wurde aufgefordert, an Buchausstellungen teilzunehmen, in London und Paris, in Den Haag; selbst nach Rom wurden Arbeiten von mir geschickt. Auch in Deutschland gab es viele Möglichkeiten für mich, auszustellen; in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. war ich mit dabei. Auch im Gutenbergmuseum in Mainz und im Schillermuseum in Marbach sind Arbeiten von mir vorhanden, auch in Hall. Es waren Erntejahre.

Aber nun kamen schwere Zeiten auf uns zu, oder waren bereits im Gange. Hitler war 1933 an die Macht gekommen. Mein Mann hatte diese Katastrophe mehrere Jahre vorausgesehen. Er hatte in München 1923 den Hitler-Putsch miterlebt und die damit verbundene Judenverfolgung, und er hatte Gelegenheit, einer Jüdin zur Flucht aus München nach Wien zu verhelfen, um dort für sie eine Pension zu erstreiten, die ihr von ihrem verstorbenen Mann her zustand. Sie war eine begabte Persönlichkeit, eine Dichterin. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie noch ein Opfer der Judenverfolgung. In Theresienstadt mußte sie ihr Leben lassen. Wir haben ihr Schicksal später noch in Erfahrung bringen können. Sie hieß Steffy Österreicher, ihr Schriftstellername war Charlotte Wohlmuth. Ich besitze einige Werke von ihr. Mein Mann hat eine Arbeit über diese bedeutende Frau geschrieben.



Die Lage in der Politik war in Deutschland inzwischen ganz unstabil geworden, und die Spannungen nahmen bedrohlich zu. Im Jahre 1931 schrieb eine große Stuttgarter Zeitung einen Wettbewerb aus mit dem Titel: »Die Zukunft Deutschlands«. Mein Mann beteiligte sich daran und legte seine Gedanken darüber in einer Arbeit nieder. Es war ihm klar, daß uns eine radikale Entwicklung bevorstand im politischen Leben, auf Diktatur und Willkürherrschaft ging es zu, unausweichlich auf ein Naziregime, also auf ein großes Unglück, nicht nur für Deutschland. Neue Kriegsgefahr drohte, eine neue Katastrophe.

Die Arbeit ist noch vorhanden. Einen Preis hat sie ihm nicht eingetragen, er war ein einsamer Rufer. Es kam, wie es kommen mußte. Hitler trat 1933 die Macht an, und das Unheil nahm seinen Lauf.

In den Verlagen und bei den Schriftgießereien ging zunächst die Produktion weiter. Ich hatte Mühe, der vielen Arbeit nachzukommen, immer noch in den dreißiger Jahren. Die Verlage versuchten weiter zu produzieren, aber das Regime wurde immer mächtiger, die Freiheit des Wortes mußte getarnt werden, und auf mancherlei Weise wurde nach Auswegen gesucht. Eine offene Kritik oder gar Opposition wurde unmöglich. Diese hätte einen Sturm von Verboten, ja ein Verbot der gesamten Produktion ausgelöst, Existenz und Leben aufs Spiel gesetzt. Eine gewisse Solidarität unter den Verlegern war vorhanden im Stillen, im Untergrund, neben manchen mit dem System sympathisierenden Firmen.

Man wußte sehr wohl, daß ein Krieg vorbereitet wurde, daß die Rüstungsindustrie wieder aufgebaut war und auf hohen Touren lief. Das Vertrauen der Menschen untereinander schwand dahin, Verrat hier und dort und Verfolgungen, die menschenvernichtenden Konzentrationslager wurden aufgebaut. Der Antisemitismus wurde geschürt, verschärfte sich. Und dann kam die Nacht der Synagogenverbrennungen, die sogenannte Kristallnacht, vom achten zum neunten November 1938. Mein Mann dazu: »Jetzt brennen unsere Kirchen mit und noch vieles dazu!« Die Zeit war reif für den Ausbruch des Eroberungskrieges. Der Widerstand im Volk wurde mit Grausamkeit niedergehalten, und der befürchtete Krieg mit seiner ganzen Bedrohung für die Völker brach im Herbst 1939 aus.

Gegen meinen Mann lag vieles vor, auch der längst vergangene, aber noch aktenskundige Widerstand innerhalb der Wehrmacht als Offizier im Ersten Weltkrieg, auch damals schon ein Unterfangen auf Leben und Tod. Jetzt galt es für ihn, die Familie zu schützen. Da war ja auch die sogenannte Sippenhaft, die sehr zu fürchten war. Ohne Parteizugehörigkeit, ohne Hitlergruß hatte er sich bis jetzt durchgebracht und immer wieder Freunde gehabt und gefunden, die auf ähnlichen Wegen waren. Die beruflichen Schwierigkeiten wurden größer und wurden drängender an ihn herangetragen.

Wir lebten teils in Ludwigsburg, teils in Stuttgart, immer in Spannung zu dem Unglücksregime. Seinem Studium und seiner Ausbildung entsprechend nahm er eine besondere Stellung ein, und die Frage nach der Parteizugehörigkeit war unausweichlich, vor allem, wenn Beförderung bevorstand. Diese lehnte er jeweils ab mit der Begründung, die Stellung wechseln zu wollen. Das war also sein

Notausgang, der einige Male benützt werden konnte. Mein Mann verließ damit auch die Autobahnen und fand in Berlin ein Privatbüro, das Büro Ludin. Nach Parteizugehörigkeit wurde nicht gefragt. Dort sagte er zu.

Aber der Abschied fiel uns gar nicht leicht. Wir hatten für uns offene Menschen gefunden, die mit uns lebten und litten und durchaus Bescheid wußten. Nächte saßen wir zusammen und suchten, uns immer mehr Klarheit zu verschaffen, auch in geistlichen Fragen, auch aus den prophetischen Worten der Bibel. Manche Persönlichkeiten, darunter später auch Niemöller, fanden sich zum angeregten Gespräch ein, das zum Teil schriftlich festgehalten wurde. Eifrig suchte man den Weizen von der Spreu zu trennen. Es wurde immer schwerer, Tatsachen zu erfahren, und diese waren oft erschreckend.

Schließlich stand der Tag des Umzugs nach Berlin fest, im Frühjahr 1940, nachdem wir außerhalb der Stadt im Norden von Berlin Haus und Garten am Summtersee gefunden hatten.

Zunächst ließ sich für uns das Leben in der Mark Brandenburg verhältnismäßig friedlich an, wir wagten aufzuatmen, tief beeindruckt von der Schönheit und Unberührtheit dieses Landes. War es erlaubt, in diesen schweren Tagen des Krieges, in dieser Schreckenszeit dieses Land so anzunehmen und so zu lieben? Wie eine Heimat? Und sich in all der Not glücklich zu fühlen? Für Augenblicke Entsetzen und Grauen zu vergessen? Die Kinder fragten nicht lange, sie freuten sich über die Schätze, die sie vorfanden. Von dem See, an dem wir wohnten, gehörte ein Stück zu unserem Garten. Und große, herrliche Kiefernwälder ringsum! Und wie waren wir erstaunt über diese reichhaltige Tierwelt! Waren das nicht Milane, die mit gerundeten Schwänzen über dem See ihre Kreise zogen, und das hier ein Seeadler, der am Abend, groß und braun gefiedert, aus den Eichen hervorbrach? Am Morgen saßen große weiße Eulen auf der Umzäunung des Gartens; Schwäne, Enten, Bläßhühner auf dem See, im Ufergebüsch brütende Rebhühner ... und die Rohrsänger sangen gleich die ganze Nacht hindurch. Im Garten mühte sich am Morgen oft eine ganze Schar von Fasanen, den abendlichen Einstieg wiederzufinden, um in ihre Wildnis hinauszufließen zwischen den großen Fußspuren, die die Störche nachts hinterlassen hatten. Und die Kuckucke waren hier ganz zahm und flogen uns um die Köpfe und hörten nicht auf, ganz nahe ihren Namen zu rufen. Die Fische im See, die die Kinder angeln durften, wollen wir nicht vergessen, – und immer wieder stieß ein Vogel ins Wasser und holte sich auch seinen Braten. Den Füchsen im Wald war der Tisch reich gedeckt. Es wimmelte dort von allen möglichen Hühnervögeln. Inmitten dieses vielfältigen Lebens fing ich wieder an zu malen in diesem einmaligen Land von Heide, Wald und See.

Und wie nahm mein Mann dieses Erleben an? Er begann wieder zu schreiben, unter anderem auch Verse. Diese hier hatte er von einer Reise nach Oberschlesien mitgebracht:

Olsa-Land

Du Olsaland mit deinen Niederungen,
mit deinen Hügeln, deinen Bergeshöhn!
Ich brauchte lang, dich zu verstehn,
und dich zu lieben, hab ich oft gerungen.

Denn deine Flur ist karg und ausgebeutet,
und deine Weite schwermutsvoll beengt,
schmucklos die Orte und der Raum zersprengt,
von keiner Poesie geformt, gedeutet.

Die Menschen arm und ernst und scheu gesonnen,
in ewiger Bedrängnis fast zerknickt,
und doch sind Dank und Glauben nicht erstickt,
darum hab ich dich endlich lieb gewonnen.

Meine Tätigkeit als Grafikerin hatte durch die Einwirkung des Krieges nachgelassen. Durch Fliegerangriffe entstanden immer größere Schäden auch in unserer Nähe, besonders in den Nächten, in und um Berlin und anderswo. Das Kriegsgeschehen verschärfte sich. Und dann kam der Überfall Hitlers mit der Wehrmacht auf die UdSSR! Ein völliger Überraschungsangriff!

Mein Mann kommentierte: »Hier können wir nicht bleiben, hierher kommen die Russen. Der Krieg war schon vorher verloren, jetzt ist er haushoch verloren. Das ist ein Signal für uns! Ihr müßt zurück nach Württemberg!« Wir wollten davon nichts hören, aber alle Einwände halfen uns nichts. Da war ja unsere Hühner-Zeitung aus Schwaben, und darin war ein Haus ausgeschrieben im Mainhardter Wald, das sofort ins Auge gefaßt wurde. Mein Mann fuhr hin und kaufte es, obwohl es in einem sehr bedenklichen Zustand war. Dieser rasche Entschluß war auch davon bestimmt, daß die Firma Ludin, also seine Firma, sich entschlossen hatte, von Berlin nach Linz a.D. umzuziehen. Wir konnten vorläufig nicht mitkommen, und mein Mann wollte uns in diesem gefährdeten Land hier nicht zurücklassen.

Und ehe wir es uns recht versahen, saßen wir schon in der tief abgedunkelten Bahn, mit unseren 24 Schachteln, in denen sich auch ein Teil unserer Hühner und Kaninchen befanden, und dampften dem Schwabenland zu. Unheimlich das vollständig verdunkelte Land, das wir durchfuhren, und die Unterdrückung der Geräusche. Ich erinnere mich, wie langsam die Wagen dahinkrochen, wenn besonders gefährliche Abschnitte befahren werden mußten, zum Beispiel das Gebiet um Leuna. Am Morgen kamen wir doch noch wohlbehalten in Schwäbisch Hall an mit unseren beiden noch schlafenden Kindern, und landeten auch noch in Witzmannsweiler in unserem neuen, alten Hause.

Eigentlich fanden wir es dort wunderschön. Wie es unser Papa fertiggebracht hatte, das Nötigste herrichten zu lassen in Zimmern und Gängen, das entzieht sich meiner Kenntnis, auch wie er schon einen Teil der Möbel hatte vorausschicken

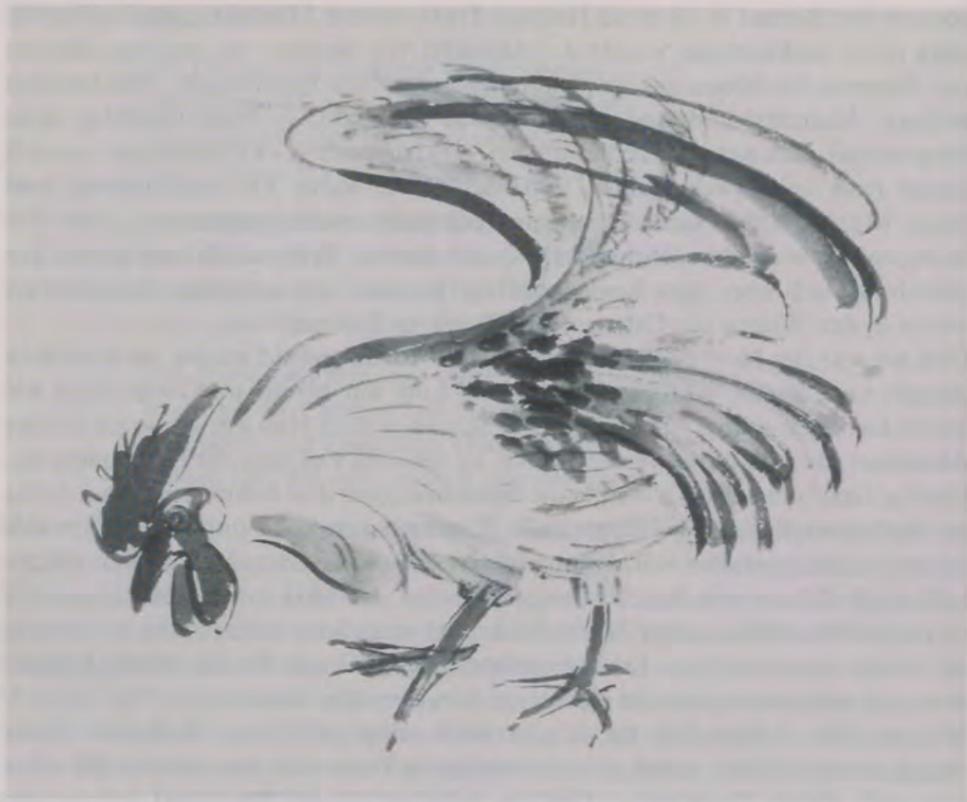
können von Summt in die neue Heimat! Trotz unserer Müdigkeit empfanden wir stark diese denkwürdige Stunde der Ankunft! Wir wurden von unseren näheren und ferneren Nachbarn gut aufgenommen, sogar mit Geschenken. Wir konnten wohnen! Mancherlei Mängel waren freilich vorhanden in Haus und Hof, aber diese reizten auch dazu, sie zu bewältigen, zu kämpfen mit »Kleinsibirien«, wie ich unsere neue Lebenswelt nannte. Ende September waren wir angekommen, und schon Mitte Oktober kamen die ersten Schneestürme dahergebraust. Einer der strengsten Winter des Jahrhunderts brach herein. Wir hatten wenigstens ein undichtes Dach über dem Kopf, aber wir konnten uns vorstellen, was gelitten wurde in den Weiten des Ostens, in Rußland, in Europa!

Und wo war der Herr des Hauses geblieben? Er hatte bald wieder zurückfahren müssen nach Berlin, und der Umzug nach Linz war bereits im Gange. Und wir hatten hier auch einiges zu bestehen: Der Schulweg nach Hall war schon ein kleines Abenteuer, das bewältigt werden mußte. Es schneite viel, und die Kälte nahm zu. Dreißig Grad unter Null waren keine Seltenheit, und drei Kilometer waren es bis zur Bushaltestelle auf der Hauptstraße. Es ging durch Wald und Feld. Wenn der Schnee zu hoch gefallen war, konnte ich zwei Leute aus dem Dorf bitten, mir zu helfen, die Kinder zum Bus zu bringen. Rechts und links faßten sie an, und ich versuchte mein Glück in der Mitte. Schließlich erreichten wir den Bus, in den wir die Kinder hineinstopften. Einen Sitzplatz haben sie in all den Jahren nie bekommen, mit anderen mußten sie stehen, ob Sommer oder Winter!

Mit der Zeit wußten sich die Kinder auch selbst zu helfen. Besonders Kälte veranlaßte sie einmal, neben der Haltestelle ein Feuerchen anzuzünden. Der Bus hatte wie üblich Verspätung. Und so genossen sie in Wind und Schnee die zunehmende Wärme. Da kam plötzlich mit großem Geschrei der Förster aus dem Wald heraus. Aber er wußte auch nichts Besseres, – eiligst hielt er seine durchgefrorenen Hände über die Flamme. Die Kinder taten dasselbe, und so standen sie, schön erwärmt, friedlich beieinander, bis schließlich doch der Bus kam und die Fahrt zur Schule losgehen konnte.

Eines Wintermorgens kamen meine beiden durchgefroren und übermüdet früher als gewöhnlich heim. Es hatte »Kohlenferien« gegeben, und die Schulen waren geschlossen worden. Der Bus zurück ging noch lange nicht. Was tun? Sie entschlossen sich, die 10 km eben unter die Füße zu nehmen. Aber der Weg war weit und der Schnee so tief! Sie wollten abkürzen, verließen das Sträßlein und versuchten, querfeldein und -waldein zu gehen. Schließlich mußten sie meterhohes Schneegebirge überwinden. Der Schnee war durch die nächtlichen Stürme zu lockeren Bergen aufgetürmt, aus denen sie sich wieder herausarbeiten mußten. Man kann ja auch im Schnee ertrinken. Wie durch ein Wunder erreichten sie dann doch wieder Weg und Steg und standen tief erschöpft vor der Haustür.

Nun kam eine Zeit der Ruhe. Manchmal waren wir am Morgen sogar zugeschnitten. Mit Vergnügen wurde um die Wette geschippt! Auch in dieser Zeit wurden wir gut versorgt. Holz wurde gebracht. Selbst Kohlen konnten wir uns in Mainhardt per Fuhrwerk abholen, Brot und Milch gab es auch, ja sogar mit »Metzelsuppen«



wurden wir versorgt von nahen und fernen Nachbarn, und das war im Winter 1941–42 eine große Hilfe.

Bei meinem Mann hatte sich noch einmal eine Veränderung ergeben. Er hatte eine Position an der Technischen Hochschule in Darmstadt gefunden. Der Weg zu uns nach Witzmannsweiler war nicht mehr so weit wie von Linz aus. Öfters konnte er nach Hause kommen, sogar manchmal an Wochenenden. Es war freilich auch dies eine beschwerliche Reise, aber er hatte zu Hause nicht unter den Fliegerangriffen zu leiden, er hatte einige ruhige Nächte, in Darmstadt gab es das nicht mehr. Aber die Bahnlinie war zum Teil unterbrochen. Man mußte zu Fuß von Neckarsulm nach Weinsberg marschieren. Man konnte dann von dort mit der Bahn nach Hall weiterfahren. Aber hier gab es neue Strapazen. In Hall um Mitternacht angekommen, stand ein zweistündiger Fußweg nach Hause bevor, wer weiß unter was für Wetterunbilden! Aber das Wichtigste war, daß mein Mann politisch in Ruhe gelassen wurde. Ich vermute, daß auch anderen in diesem Sinne geholfen wurde, eine stille Übereinkunft.

Aber immerhin, wir hatten uns soweit einrichten können, daß wir auch in den folgenden Jahren wohnen und leben konnten trotz zunehmender Gefahren durch

den Krieg und das Regime. Heute können wir mit Dankbarkeit an jene Zeit zurückdenken. Wir lebten so nahe an der Erde, am Wachsen und Vergehen, an den Bäumen, an weiten, wie unberührten Wäldern, deren Rauschen mir heute noch in den Ohren liegt in stillen Nächten. Wie nahe waren die Steine, die Gewässer, wie nahe die Tiere! Diesen Lerchenjubel habe ich seither nie mehr gehört, und den Wachtelschlag in der Frühe neben dem Schlafgemach! Ob er wohl inzwischen längst verstummt ist?

So manche Menschen kehrten in jenen Jahren bei uns ein und durften vielleicht Hilfe erfahren, geistig, leiblich und seelisch; aber auch wir empfingen unvergängliche, echte Werte, es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Das Kriegsgeschehen kam näher. Die Front der Alliierten rückte vor von Westen mit verstärktem Kanonendonner in den Nächten. Tags kreuzten die gefährlichen Jabos über diesem weltabgeschiedenen Lande. Viele deutsche Soldaten streiften unser Dorf und nahmen kurzen Aufenthalt. In unserem Haus wurde ein Befehlszentrum eingerichtet. In der Nacht sah man ferne Dörfer brennen. Die Brandkatastrophe von Heilbronn war bereits geschehen. Wir hatten uns im Keller einen Unterschlupf geschaffen, zusammen mit unseren Nachbarn, und schliefen auch dort.

Die Stunde der Kapitulation, der Übergabe, kam nun schnell. Es war gut für uns, daß es Amerikaner waren, die die Häuser durchsuchten und einnahmen. In unserer Gegend gab es manche späten, schweren Verluste, jeder Widerstand wäre sinnlos gewesen. – Die Niederlage war vollständig.

Kurz vor dem Einrücken der Amerikaner war noch eine schlimme Gefahr auf uns zugekommen. Unser nun vierzehnjähriger Sohn erhielt von der Wehrmacht einen Stellungsbefehl zur Fliegerabwehr. Zum Glück war mein Mann zu Hause und bereits von dem Krankenhaus zurückgekehrt, in dem er sich einer Operation hatte unterziehen müssen. So ein Stellungsbefehl war durchaus ernst zu nehmen, und der Vater setzte alle Hebel in Bewegung, seinen Sohn vor dieser Gefahr zu retten. Er wurde versteckt von einem Bauern in dessen Scheuer. Dort durfte er auch schlafen, beinahe vergraben im Heu. In dem Rektor von Wolfgangs Schule hatte Vater einen ganz verständigen Mann gefunden, der sich für den jüngsten der Klasse einsetzte. Viele junge Menschen, d. h. Kinder, sind damals bei Kriegsende noch umgekommen oder haben großen Schaden erlitten. Einen Schaden am Haus haben wir vor der Übergabe noch hinnehmen müssen, unsere Küche bekam einen schweren Beschuß und ging in Trümmer.

Seit dem Ende dieses Krieges sind viele Jahre vergangen, und unser Leben und das der ganzen Welt hat sich gewandelt. Wir mußten eine vollkommene Niederlage verkraften. Und die Siegermächte? Konnten sie sich ihres Sieges freuen? Auch sie mußten zum großen Teil durch dunkle Täler wandern, auch für sie waren die Verwüstungen groß, auch bei ihnen Hunger und Krankheit und großes Leid, über ganz Europa hin Friedhöfe von Soldaten; ja, alle Lebensalter sind hier vertreten, keines ist ausgenommen, Millionen über Millionen sind so still geworden. Und heute wie damals stehen wir vor der großen Frage: Muß das wirklich so sein und



bleiben? Auf der ganzen Erde dieses Leid, diese Ungerechtigkeit, diese Verfolgung, dieser Haß, diese Lieblosigkeit, dieser Egoismus. Und wieviele Generationen haben sich in tausenden von Jahren bemüht, diese Belastungen zu überwinden! Es ist bis heute den Menschen kein Erfolg beschieden gewesen. Ja, die Zerstörung scheint zuzunehmen, nicht nur unter den Völkern; die ganze Schöpfung ist betroffen. Die Tierwelt stöhnt unter tödlicher Bedrohung, eingeschlossen in diese Gefahr des Untergangs ist die Welt der Pflanzen, der Luft und der Gewässer, der Meere.

»Wie sind die Wasser so trübe geworden!«

Gibt es hier keinen Ausweg, muß diese Erde schon zugrunde gehen? Soll der einzige Weg der Abgrund der Vernichtung sein?

Aber wir haben Gottes Wort und Zusage, eine große Verheißung: Christus wird wiederkommen. Der Schöpfer dieser Erde und der ganzen Welt wird wiederkommen, der Schöpfer wird auch der Vollender sein. Was wir Menschen nicht vollbringen konnten, trotz bewußter Bemühungen, er allein kann neues Leben schaffen – »siehe, es ist alles neu geworden!«

Christus – hier ist der Raum für unser Vertrauen. Es geht dem Reich Gottes entgegen, dem Reich des Friedens, der Liebe, der Gerechtigkeit. Ich möchte gerne noch auf einige Zeilen meines verstorbenen Mannes hinweisen, die diese Verheißung zum Ausdruck bringen:

Befreiung.

Regungslos stehen
Baum und Kornfeld
in der Glut des Tages
mit großen Augen.

Worauf warten sie?
Auf Regen, auf die Reife,
auf die Ernte,
auf den Schnitt?

Sie warten auf uns!
Denn uns're Befreiung
vom Joch des Vergehens
ist auch die ihre.

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke

Harry Kühnel (Hrsg.), Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung. Vom alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter, Stuttgart (Kröner) 1992. XXXI + 331 S.

Der Salzburger Professor und Leiter des Instituts für Realienkunde des Mittelalters Harry Kühnel legt zusammen mit zehn weiteren Autoren ein Nachschlagewerk vor, das in der Tat – so die Einleitung – »ein Desiderat der historischen Forschung« war. Einem 81 Seiten umfassenden, allgemeinen Einleitungsteil, der die Gesamtentwicklung von Bekleidung und Rüstung skizziert, folgt der 331 Seiten umfassende Lexikonteil, der in kurzen, alphabetisch angeordneten Artikeln das Wesentliche zu einzelnen Kleidungs- und Rüstungsstücken aussagt. Obwohl – oder weil – Kühnel darauf aufmerksam macht, daß der allgemeine Kenntnisstand zur Thematik unbefriedigend sei, ist man um so dankbarer, daß nun wenigstens dieses kleine Nachschlagewerk vorliegt. Wer sich künftig mit Realien der Antike und des Mittelalters befaßt, wird hier eine knappe, zuverlässige Orientierung finden. Was man weiterhin als Desiderat empfindet, ist eine ebenso prägnante zeitliche Fortsetzung des Buches in die Neuzeit hinein.

G. Fritz

Die Benediktus-Regel. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Beuron (Kunstverlag) 1992. 312 S., 3 Kunstdrucktafeln.

Seit nunmehr eineinhalb Jahrtausenden bildet die Mönchsregel des hl. Benedikt von Nursia die Grundlage des christlichen Ordenslebens. Das von ihm formulierte monastische Ideal, ein Leben »per ducatum Evangelii«, bleibt auch an der Schwelle zum dritten Jahrtausend ein einzigartiges Dokument christlicher Spiritualität. Durch die von der Salzburger Äbtekonferenz in Auftrag gegebene Neuübersetzung hat die deutsche Fassung nun eine zeitgemäße sprachliche Form erhalten, die ihr nichts von ihrer Würde und zeitlosen Größe genommen hat.

Benedikt konnte, als er seine Regel für die Ordensgemeinschaft auf dem Monte Cassino niederschrieb, auf bereits vorhandene monastische Traditionen zurückgreifen. Insbesondere die Askese der Wüstenväter beeinflusste seine Vorstellungen von der ars spiritualis, also einem Leben in der Nachfolge Christi als »geistlicher Kunst«. Vorrang vor jeder anderen Tätigkeit hat dabei das Opus Dei, das Gebet der klösterlichen Gemeinschaft als Ausdruck des Glaubens an die Gegenwart Gottes. In Vollendung ist dies für Benedikt nur gegeben durch das »Saeculi actibus se facere alienum« (RB IV, 20), also dem, wie die Übersetzung es formuliert, »Sich dem Treiben der Welt entziehen«. Die benediktinische Ordensgemeinschaft mit ihren radikalen Forderungen an die Lebensführung des einzelnen stellt somit eine bewußt gestaltete Gegenwelt dar, in der es möglich wird, wie das Zweite Vatikanum es beschrieb, ein Leben im »Geist des Ursprungs« zu führen.

Die nun vorliegende lateinisch-deutsche Ausgabe der Benediktus-Regel ist als Standardwerk für alle Klöster gedacht, richtet sich aber auch an theologische Seminare, kirchliche Bildungseinrichtungen sowie an alle kirchen- und ordensgeschichtlich Interessierten. Die Lektüre fasziniert, weil sie ein vom Wort- und Gedankenschwall der modernen Sozialwissenschaften ungetrübtes Menschenbild zeichnet, dies freilich in der Form eines kompromißlosen moralischen Postulats, in dem Tugend und Sünde konsequent gegenübergestellt

werden. Wenn diese Begriffe heute auch weitgehend aus dem öffentlichen Sprachgebrauch verschwunden sind, so bedeutet dies keineswegs, daß die ihnen zugrundeliegende Anthropologie Benedikts als antiquiert apostrophiert werden kann, ganz im Gegenteil: Für ihn ist der Mensch frei und daher für sein Handeln selbst verantwortlich, er ist zu Gutem und zu Bösem fähig, das göttliche Gesetz hilft ihm, beides zu unterscheiden, die Regeln, die er sich auferlegt, ermöglichen es ihm, nach dieser Erkenntnis zu leben. Die gedankliche und sprachliche Klarheit, in der Benedikt all dies entwickelt, ist bestechend, denn: »Den Weisen erkennt man an den wenigen Worten« (RB VII, 61).

H. Kohl

Hansmartin Schwarzmaier und Hiltburg Köckert (Bearb.), Die Bestände des Generallandesarchivs. Teil 3: Haus- und Staatsarchiv sowie Hofbehörden (46–60) (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 39/3), Stuttgart (Kohlhammer) 1991. 141 S.

Das vorliegende Bändchen, das die Quellen der markgräfllich bzw. großherzoglich badischen Familie im weitesten Sinne beinhaltet, stellt den dritten Teil der auf zehn Teile konzipierten Gesamtübersicht über die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe dar. Im einzelnen umfaßt das Haus- und Hofarchiv sechs Abteilungen (Personalien, Haus- und Hofachen, Staatssachen, Gesandtschaften, Reichssachen, Kreissachen), ferner ist vorhanden eine Abteilung Politische Nachlässe und 13 Abteilungen über diverse Hofbehörden. Dabei dürften für außerbadische Benutzer die genannten Bestände des Haus- und Staatsarchivs am interessantesten sein. Daß sich indessen auch bei dem neuen Repertorium keineswegs alles Wichtige erschließt, sei am Beispiel des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, des »Türkenlouis« (1655–1707), gezeigt: Der zweizeilige Eintrag bei den Personalien läßt nicht erahnen, welche reiche Quelle zur Geschichte halb Europas die über 400 Faszikel bilden.

G. Fritz

Rudolf Palme (Red.), CIHS Bibliographie 2 (hrsg. vom Generalsekretariat der Commission Internationale d'Histoire de Sel (CIHS)), Schwaz (Berenkamp) 1992. 112 S.; Hans Ulrich Vogel (Bearb.), Bibliography of works on salt history published in China between 1980 and 1989 (CIHS Bibliographie, Beiheft 1), Schwaz (Berenkamp) 1992. 97 S.

Die 1989 in Lüneburg gegründete »Internationale Gesellschaft zur Erforschung der Salzgeschichte« gibt neben Tagungsbänden und einer Zeitschrift (vgl. Besprechung in diesem Band) auch eine Bibliographie zur Salzgeschichte heraus. Sie ist nach Ländern gegliedert und wird für den deutschsprachigen Raum von Peter Piasecki (alte Bundesländer), Hans-Henning Walter (neue Länder) sowie von Rudolf Palme (Österreich) besorgt. Für den deutschen Sprachraum enthält der vorliegende zweite Jahrgang die Literatur der Jahre 1980–1984. In diesen Berichtszeitraum fallen Jahre reger salinengeschichtlicher Tätigkeit gerade auch in Schwäbisch Hall. So sind mit mehreren Einträgen vertreten die aus unserem Vereinsgebiet stammenden bzw. hier wissenschaftlich tätig gewordenen Autoren Hans Hagdorn, Kuno Ulshöfer (teilweise zusammen mit Herta Beutter), Gerd Wunder und der Rezensent. Sicher wird Schwäbisch Hall auch in Zukunft immer wieder in den Spalten dieser neuen Fachbibliographie aufscheinen, wenn auch wohl nicht immer mit der Frequenz der achtziger Jahre, in denen durch das Zusammentreffen mehrerer Autoren unterschiedlicher Fachrichtung (Geologie, Sozial- und Familiengeschichte, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte) sowie durch aktuelle Anstöße wie Prozesse und Ausstellungen das Interesse an der Haller Salinengeschichte überproportional anstieg. Von einem Heidelberger Sinologen wurde ein Beiheft erarbeitet, das ganz der chinesischen Salzgeschichtsforschung gewidmet ist. Auch wenn diese Literatur, soweit keine englischsprachigen Arbeiten bzw. Transkriptionen vorliegen, nicht jedermann zugänglich ist, vermittelt die Bibliographie doch schon durch die Erfassung der Titel ein eindrucksvolles Bild von der sehr regen salzgeschichtlichen Forschung in China.

R. J. Weber

Konrad Ruser (Bearb.), Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde. Band 2: Städte- und Landfriedensbündnisse von 1347 bis 1380. Erster und zweiter Teil (Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde, hrsg. von der Hist. Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1988. 1382 S.

Die in zwei Teilbände getrennte, bei den Seitenzahlen aber durchzählende Edition der Städtebündnisse und Landfrieden aus der Zeit Karls IV. enthält nicht weniger als 1328 Urkundennummern! Man darf also, wenn nicht gar von einer monumentalen, so doch in jedem Fall von einer gewichtigen Quellenedition zur Geschichte des Spätmittelalters sprechen. Die Urkunden sind teils als Vollurkunden im Wortlaut der Ausfertigungen wiedergegeben, teils in Form ausführlicher Regesten in heutiger Sprache. Auch diese Regesten sind jedoch so eingehend, daß der volle Sinn der Urkunde faßbar wird. Der Stoff ist regional aufgeteilt, wobei die einzelnen Regionen jeweils eigene Einleitungen erhielten. Diese konzis gefaßten Vorworte sind besonders nützlich, da sie dem nur örtlich interessierten Leser erlauben, sich kurz über die Schwerpunkte des Gebotenen zu informieren. Die größere erste Reihe der Städtebündnisse zieht von der Schweiz herauf über Oberrhein, Breisgau und Elsaß zum Mittelrhein und in die Wetterau (erster Teilband). Den Schluß bilden die Bündnisse in Schwaben und Franken sowie die Landfrieden, letztere wieder geordnet nach den Ländern am Oberrhein, Rhein, in der Wetterau, Schwaben, Franken und Bayern (zweiter Teil). Charakteristisch für die neue Edition ist, daß sie nicht etwa nur die Bündnisverträge bzw. Landfriedenseinungen selbst enthält. Sie berücksichtigt vielmehr auch zahlreiche andere Schriftstücke wie Mahnungen, Klagen, Schiedsgerichtsvereinbarungen und -urteile, ja sogar Ausgaben einzelner Städte für Boten, durch die sich Verhandlungswege rekonstruieren lassen. Insgesamt ergeben alle diese Stücke ein wesentlich dichteres Bild des regen Verfassungslebens der Bündnisse und Einungen, als dies bisher möglich war. Bereits eine vorläufige Sichtung führt zu dem Ergebnis, daß man sich wohl vom herkömmlichen Bild der Städtebündnisse als einer schlichten Verteidigungsorganisation der Kommunen gegen die Fürsten wird lösen müssen. Immer wieder nämlich sehen wir in diese »Städte«bünde Herren, Grafen und Fürsten, ja den Kaiser aufgenommen, so daß ein wesentlich komplizierteres Verfassungsgeflecht aufscheint. Neu darzustellen bzw. zu bewerten wird wohl auch das Verhältnis von städtisch-ständischer und kaiserlicher Einungspolitik sein. Offensichtlich war es das Bestreben der kaiserlichen Politik, über die befohlenen Landfriedenseinungen dem grassierenden Bündewesen eine »reichische Substruktur« unterzuziehen. Dieses sollte aber noch nicht (was auch unrealistisch gewesen wäre) ganz ersetzt werden, sondern offenbar nur eine Art von Konkurrenzorganisation erhalten, wobei sich die kaiserliche Politik je nach Interessenlage des einen oder anderen Instruments bediente.

R. J. Weber

Paul Feuchte (Bearb.), Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg. 3. Tl.: Okt. bis Nov. 1952, 4. Tl.: Nov. 1952 bis Jan. 1953, 5. Tl.: Jan. bis April 1953, 6. Tl.: April bis Mai 1953, 7. Tl.: Juni 1953, 8. Tl.: Juni bis Nov. 1953 (Veröffentl. z. Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, 4-9), Stuttgart (Kohlhammer) 1989-1992. 681, 708, 710, 710, 637, 585 S.

Die restlichen sechs Bände des »Feuchte« sind in so kurzer Abfolge erschienen, daß eine Einzelbesprechung nicht mehr möglich war. Während 1989 und 1990 je ein Band publiziert wurde, kamen in den beiden darauffolgenden Jahren sogar jeweils zwei Teile heraus. Dieser rasche Abschluß der eigentlichen Edition – lediglich der Registerband steht jetzt noch aus – spricht gleichermaßen für den Fleiß des Bearbeiters wie für die Leistungsfähigkeit der herausgebenden Kommission für Landesgeschichte. Da die Bedeutung und die Art der Ausführung der vorliegenden Publikation an dieser Stelle bereits eingehend gewürdigt wurden (WFr 72 (1988), S. 379; 74 (1990), S. 421), können wir uns im folgenden auf die Verteilung der thematischen Schwerpunkte über die nun erschienenen Bände sowie auf eine

kurze Schlußbetrachtung zur Verfassung selbst beschränken. Die Teile 3 bis 5 gehören noch zur ersten Lesung. Teil 3 behandelt unter anderem die Problematik des Staatsgerichtshofs und der Verwaltungsgerichtsbarkeit, vor allem aber die kommunale Selbstverwaltung und das kommunale Haushaltsrecht. In beiden Bereichen erbrachten mit der stärkeren Gemeindeautonomie und einer besseren richterlichen Kontrolle der Staatstätigkeit die Nachkriegsverfassungen bekanntlich deutliche Fortschritte gegenüber dem älteren Rechtszustand. Teil 4 enthält die Debatten über die Wirtschafts- und Sozialordnung, Ehe und Familie, Gewerkschaften, Kammern u. ä., vor allem aber über das Thema Kirche und Schule, dem auch der folgende fünfte Teil noch überwiegend gewidmet ist. Der Umstand, daß bereits in erster Lesung zwei Quellenbände grobenteils benötigt wurden, um den Streit über die »christliche Gemeinschaftsschule« einerseits, die evangelische bzw. katholische »Bekennnisschule« andererseits wiederzugeben, deutet auf das Gewicht hin, das dieser Materie in der unmittelbaren Nachkriegszeit zugemessen wurde. Ausgiebigen Stoff enthält der fünfte Teil auch zur Diskussion um Namen und Wappen des neuen Bundeslandes. Die Teile 6 bis 8 bringen – meist mit Wiederholungen der Thematik erster Lesung – die Debatten und Materialien zweiter und dritter Lesung, dazu die Abstimmungen bzw. den Verfassungskompromiß sowie den feierlichen Staatsakt anläßlich der Verkündung am 19. November 1953, und endlich die zu Beginn angekündigte Synopse der verschiedenen Entwurfsfassungen mit den nach 1953 eingetretenen Verfassungsänderungen (bis 1990).

Die von Feuchte nun vollständig und mustergültig edierten Materialien und Protokolle bestätigen im großen und ganzen die seit längerem vorhandene Auffassung, daß es sich bei der baden-württembergischen Landesverfassung nicht um eine große, zukunftsweisende Neuerung gehandelt hat. Das eigentlich Umwälzende, die Bildung des gemeinsamen Südweststaates und die Wiedereinführung des demokratischen Rechtsstaates, waren jeweils Nachkriegsfolgen, die der Verfassungsgebung vorgeordnet waren. Damit erklärt sich der »Geist kühler Zurückhaltung«, den Gebhard Müller schon beim Staatsakt konstatiert hatte, und die Wertung, daß sich der südwestdeutsche Verfassungsgeber darauf beschränkt hatte, das »äußere Funktionieren der den Staat bestimmenden Faktoren« nach dem »traditionellen Schema der parlamentarischen repräsentativen Demokratie in wohlervogenen juristischen Formulierungen sicherzustellen«. Solches versprach freilich keinen Glanz, und vor allem rührte es nicht »ans Gemüt«, war aber doch auch nicht gerade wenig und erfüllte vor allem das Gebot der Stunde. In zwei kontroversen Entscheidungen darf aber der Wille der seinerzeitigen Verfassungsväter mit gutem Recht als zukunftsweisend gewürdigt werden, zum einen ihr erfolgreicher Widerstand gegen die schon damals anachronistische Rekonfessionalisierung des Schulwesens und die Einigung auf den Namen »Baden-Württemberg«. Die Gemeinschaftsschule hat den konfessionellen Frieden nachhaltig gesichert, und der trotz mancher pseudophilologischen und historischen Bedenken gewählte Bindestrichnamen hat dem badischen Landesteil das Hineinwachsen in das Ganze erleichtert. An der »blutleeren« Bezeichnung stößt sich heute niemand mehr, und die so apostrophierte neue Staatlichkeit darf sich – wir wiederholen es gerne – glücklich schätzen, von so kundiger Hand, dazu noch rechtzeitig zum vierzigsten Geburtsjahr, der Grundlagen ihrer Verfassung versichert zu werden.

R. J. Weber

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

Werner Groß (Hrsg.), Das Katholische Württemberg, Ulm (Süddeutsche Verlagsgesellschaft) 1993. 376 S., zahlr. Farbabb.

Das Katholische Württemberg: Historisch betrachtet stellt dieses Begriffspaar durchaus keine Selbstverständlichkeit dar, wenn man bedenkt, daß das Herzogtum Württemberg seit der Reformation über drei Jahrhunderte eine ausschließlich protestantische Bevölkerung

besaß. Erst im Zuge der Säkularisation der Napoleonzeit wurden zahlreiche katholische Territorien in das neu entstehende Königreich Württemberg eingegliedert. Diese territorialen Umgestaltungen führten nach langwierigen Verhandlungen zur Gründung der Diözese Rottenburg im Jahre 1828. Die Ansiedlung Hunderttausender Heimatvertriebener nach dem Zweiten Weltkrieg ließ dieses Bistum schließlich zum viertgrößten der Bundesrepublik (von 21) werden.

Der bereits in zweiter, aktualisierter Auflage (nach 1988) erschienene Band bietet einen umfassenden Überblick über Geschichte und Kultur des Katholizismus bzw. des Christentums im Bereich der heutigen Diözese Rottenburg-Stuttgart. Repräsentativ ausgestattet, macht er den Gang durch die Kirchen-, Glaubens- und Kulturgeschichte dieses Raumes zu einer wahren Augenweide. Die Fülle der Themen, die in den begleitenden Texten angesprochen werden, reicht von den Anfängen des christlichen Glaubens in der Alamannenzeit, von denen heute nur noch die prächtigen Goldblattkreuze zeugen, bis zu einer aktuellen Standortbestimmung durch Bischof Dr. Walter Kasper, in die sich auch selbstkritische Töne mischen.

Der Themen- und Bilderreichtum eines derartigen Werkes kann in wenigen Worten kaum gewürdigt werden. In seinem Vorwort betont der Herausgeber, man wolle »nicht in wehleidiger Nostalgie die Vergangenheit beschwören, sondern ... aus der Kenntnis des Gestern Impulse für das Heute vermitteln« (S. 14). Man muß ihm bescheinigen, daß das entstandene Buch diesem Anspruch vollauf gerecht geworden ist.

H. Kohl

Berent Schweineköper (Hrsg.), Gilden und Zünfte. Kaufmännische und gewerbliche Genossenschaften im frühen und hohen Mittelalter (Vorträge und Forschungen XXIX, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte), Sigmaringen (Thorbecke) 1985. 463 S., 4 Bildtafeln, 1 Stadtplan, 2 Kartenskizzen.

Die Referate des Konstanzer Arbeitskreises behandeln das Thema wie gewohnt auf »höchstem Niveau«. Die einzelnen Beiträge haben unterschiedlichen Umfang, manche – wie Hans-Friedrich Schütts Aufsatz über die dänischen St. Knutsgilden oder Otto Gerhard Oexle »Conjuratio und Gilde im frühen Mittelalter« – erreichen monographische Länge. Der Hinweis auf Dänemark macht bereits deutlich, daß sich das Berichtsgebiet der Tagung nicht auf Deutschland beschränkte; sie griff auch auf Skandinavien, England und Italien aus. Für Deutschland zeigt die räumliche Verteilung Schwerpunkte im Nordwesten (Köln!), im mittel- und oberrheinischen sowie im bayerisch-österreichischen und im mitteldeutschen Raum. Daß die innerschwäbischen und fränkischen Gebiete, auch die Schweiz (abgesehen von Basel) weniger stark vertreten sind, liegt sicherlich nicht an der thematischen Unergiebigkeit dieser überaus städtereichen Regionen, sondern dürfte in den Zufälligkeiten der Referentenauswahl begründet sein. Von dieser kleinen regionalen Ungleichgewichtigkeit abgesehen bietet der Band eine Darstellung des Forschungsstandes, wie er – in den großen Linien wie in der Fülle der Details – für geraume Zeit wohl nicht mehr überboten werden kann: von der Etymologie und Rechtswortgeographie (Ruth Schmidt-Wiegand) über Rechts- und Forschungsgeschichte (Gerhard Dilcher) sowie kanonistische Überlegungen (Jürgen Sydow) bis hin zu regional begrenzten Arbeiten und Beiträgen zur konkreten Stadtopographie (Hans K. Schulze). Ausdrücklich darauf hingewiesen sei noch, daß sich die Thematik nicht etwa auf Kaufmannsgilden und Handwerkerzünfte beschränkt. Einzelne Beiträge greifen auch auf Bruderschaften (Hermann Jakobs), Patrizierverbände (Knut Schulz) bzw. ganz allgemein auf Schwureinigungen und Genossenschaften aus (Oexle, Dilcher, Sydow). In der Tat lassen sich ja Gilden und Zünfte des Mittelalters nicht auf den berufsgenossenschaftlichen Aspekt begrenzen. Oft genug leiten diese Verbände auf das Gebiet von Politik und Kirche über, und hier liegt ja dann auch die eigentliche Brisanz des Themas, wie es seit dem 19. Jahrhundert immer wieder behandelt worden ist: in dem Konflikt zwischen einer mehr oder weniger freien Assoziation und dem Bestreben der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, das Verbandswesen je nach Interesse zu fördern, zu lenken oder einzuschränken.

R. J. Weber

Bernhard Kirchgässner und Wolfram Baer (Hrsgg.), *Stadt und Bischof*. 24. Arbeitstagung in Augsburg 15.–17. November 1985 (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 14), Sigmaringen (Thorbecke) 1988. 190 S., 2 Stadtpläne.

Der Tagungsband über die Bischofsstädte vereinigt überblicksartige Zusammenfassungen mit Detailstudien, wobei erstere überwiegen. Über Deutschland hinaus greifen die Beiträge für die frühe Zeit. Wilhelm Gessel zieht zur Darstellung des Verhältnisses von Bischof und Stadt in der Spätantike Quellen aus dem gesamten römischen Reich heran, während Edith Ennen für ihre Übersicht zur Zeit der mittelalterlichen Städtegründung auch die Entwicklung in Oberitalien und Frankreich berücksichtigt. Beides bedarf keiner weiteren Begründung, läßt sich doch die spätantike Stadt aus den spärlichen Nachrichten für unser Gebiet nicht hinreichend beschreiben – ebensowenig wie die deutschen Städtegründungen ohne die zeitlich älteren Vorbilder in der Lombardei bzw. in Frankreich zu verstehen sind. Auf Deutschland bzw. Teile davon beschränkt sind die Beiträge von Laetitia Boehm über die Auswirkungen der Säkularisation auf die Kultur der süddeutschen Bischofsstädte und von Volker Press über das Verhältnis von Bischof und Stadt in der Neuzeit. Boehm zeigt anschaulich und materialreich die menschlichen, kirchlich-religiösen und kulturellen Verluste, welche die verfassungsrechtlichen Umwälzungen für die einzelnen geistlichen Fürstentümer mit sich brachten. Die vielerorts mit stumpfem Gleichmut oder opportunistischer Anpassung, nur selten mit Widerstand aufgenommene Einverleibung in die vergrößerten weltlichen Territorien brachte neben der menschlichen Tragödie manches geistlichen Fürsten eine weitgehende Provinzialisierung alter Residenzstädte, zumal durch den Verlust von Hof und Regierung, nicht selten auch der katholischen Universität und des Gymnasiums. Press beleuchtet in übergreifender Weise für das ganze Reichsgebiet das mitunter verwirrende Wechselspiel bischöflicher und städtischer Interessen vor allem während der Reformationszeit und im konfessionellen Zeitalter. Ein konkretes Fallbeispiel trägt der Augsburger Archivar Wolfgang Wüst bei. Er untersucht anhand von originären Quellen das Zusammenleben des Augsburger Domklerus und der Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Es überrascht an sich nicht, daß Zollprivilegien und geistliche Immunität, aber auch ständische Distanz und unterschiedliche Lebensauffassung zu Spannungen wirtschaftlicher, polizeilicher und gesellschaftlicher Art führten. Gleichwohl ist man dem Autor dankbar, daß er den Verhältnissen aus den archivalischen Quellen Farbe und Plastizität gibt. Nützlich erscheint vor allem eine Tabelle, in der die reichsstädtischen und domstiftischen Behörden samt den wechselseitigen Beziehungen eingezeichnet sind, wobei die Reichsbehörden – zum ausdrücklich erwähnten Kammergericht darf stillschweigend wohl auch der Reichshofrat hinzuge-dacht werden – nicht vergessen sind. Ebenfalls die Wertachstadt vertrat Georg Kreuzer, dessen Studie über das Verhältnis von Bischof und Stadt im 12./13. Jahrhundert für Konstanz und Augsburg vergleichend dem zeitweise hemmenden, zeitweise fördernden Einfluß des (ehemaligen) Stadtherren auf die Entwicklung der Kommune nachgeht. Insgesamt vermittelt der Band einen guten Überblick zur nach wie vor lebhaften Stadtgeschichtsforschung.

R. J. Weber

Karl Schmid (Hrsg.), *Die Zähringer*. Schweizer Vorträge und Forschungen (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung III, hrsg. v. Archiv der Stadt Freiburg i. Br. und der Landesgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Albert-Ludwigs-Universität), Sigmaringen (Thorbecke) 1990. 418 S.

Der Band enthält in vier Kapiteln (»Vorträge«, »Forschungen«, »Funde und Fragen« und »Rückblick auf die Zähringer-Ausstellung«) insgesamt 18 Aufsätze zu den unterschiedlichsten Einzelbereichen der Zähringer-Thematik. Folgende Beiträge seien herausgegriffen, ohne die anderen, nicht erwähnten Aufsätze damit abwerten zu wollen: Alfons Zettler faßt in seinem Beitrag (»Zähringerburgen«) die neueren Erkenntnisse der zähringer-spezifischen Burgenforschung zusammen. Zettler arbeitet den mächtigen Donjon als Charakteristikum

insbesondere der Burgen des Zähringerherzogs Bertold V. (†1218) heraus. Dabei griff Bertold V. offenbar auf eine bereits unter seinen Vorgängern praktizierte Bauweise zurück, steigerte sie – nicht zuletzt unter dem Eindruck gegen ihn gerichteter Erhebungen in Burgund und im Waadtland – ins Monumentale. Karl Schmid (*»Zürich und der staufisch-zähringische Ausgleich 1098«*) problematisiert nicht nur den Zeitpunkt des berühmten Kompromisses zwischen Zähringern und Staufern, sondern schätzt den Ausgleich – im Gegensatz zu Teilen der neueren Forschung – als echten Kompromiß ein. Gerd Althoff (*»Die Zähringer – Herzöge ohne Herzogtum«*) geht nicht nur auf eigentlich historische Sachverhalte wie den zähringischen Landesausbau und die Städtegründungen ein, sondern weist auch auf die aktuelle identitätsstiftende Wirkung der Zähringer für das »immer fremdbestimmte« Südbaden hin (*»vom Wien der Habsburger, vom Karlsruhe der Großherzöge von Baden oder auch aus dem schwäbischen Stuttgart«*). Adolf Reinles Ausführungen über den zähringischen romanischen Reiter am Züricher Großmünster weisen auf weitgespannte kunstgeschichtliche Bezüge und die Funktion der Figur im Repräsentationszusammenhang der Zähringer hin. Eindrucksvoll ist Zettlers Dokumentation der Ausstellung, ausgesprochen nützlich seine Zusammenstellung der umfangreichen Zähringer-Literatur.

G. Fritz

Klaus Graf, Exemplarische Geschichte. Thomas Lirers *»Schwäbische Chronik«* und die *»Gmünder Kaiserchronik«* (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 7, hrsg. von Joachim Bumke, Thomas Cramer, Klaus Grubmiller u. a.), München (Wilhelm Fink) 1987. 287 S.

Reichsstädtische Herrschaft über ein Landgebiet oder »Territorium« hatte je nach dem in Frage kommenden Ort ihre eigene verfassungsrechtliche Problematik. Gemeinsam war den Städten wie den übrigen »mindermächtigen« Ständen und den ritterschaftlichen Herrschaften im Alten Reich, daß sie – anders als die Fürsten mit ihrer gemein- und reichsrechtlichen Vorzugsstellung – die Besitztitel ihrer jeweils beanspruchten staatlichen Hoheitsrechte einzeln begründen und belegen mußten. Nicht jede Stadt war dabei in der glücklichen Lage Ulms, im Spätmittelalter eine ganze Grafschaft (Helfenstein) samt den zugehörigen Hoheitsrechten einfach kaufen zu können. Meist mußte das Gebäude einer städtischen Obrigkeit oder Landeshoheit mühsam aus einzelnen Rechten und Privilegien zusammengebaut werden, und auch dieses war dann oft noch jahrhundertlang gegen nachbarliche Angriffe im reichsgerichtlichen Prozeß oder durch tatkräftige Selbsthilfe zu verteidigen. Die ostfränkischen Reichsstädte Schwäbisch Hall und Rothenburg ob der Tauber hatten ihr Territorium auf dem Weg über die privilegierte Landwehr erreicht, die sie mit der in Franken verbreiteten Zentgerichtsbarkeit verknüpft hatten. Sie umgaben im Spätmittelalter ihre Dörfer, Weiler und Höfe mit Gräben, Hecken und Türmen, besorgten sich für diese Befestigung kaiserliche Privilegien und zogen innerhalb derselben jeden Fall von schwerer Kriminalität (fraischliche, Malefiz- oder Blutgerichtsbarkeit) vor ihre Gerichte. Mit der Landheg war die Umgrenzung als gemeinrechtliche Voraussetzung für ein Territorium erfüllt, und die Blutgerichtsbarkeit galt im Spätmittelalter als hauptsächliches Indiz für die hohe Obrigkeit. Anders verhielt es sich in den benachbarten nordschwäbischen Reichsstädten Schwäbisch Gmünd und Aalen. Der mehr oder weniger zerstreute Landbesitz dieser Städte war nicht durch allgemein sichtbare Hoheitsgrenzen umschlossen; die Gerichtsbarkeit mußte vom Grundbesitz her für jedes Dorf aufgebaut werden. Einen wenigstens teilweisen Ersatz für die fehlende flächendeckende Jurisdiktion suchte man dort aus dem Jagd- und Forstrecht abzuleiten, das die gen. Städte in der sogenannten »Freien Pirsch« oder »Mundat« beanspruchten.

Die Freie Pirsch war ein Gebiet, das im Süden am Albrauf, der sogenannten »Kugel« oder »Schlegelwel«, begann, im Osten und Norden ungefähr von den Flüssen Kocher und Lein umrissen wurde und im Westen, zwischen Gmünd und Lorch, durch eine Steinsetzung abgemarkt worden war. Darin bestand kein fürstliches oder hochadeliges Jagdrecht, viel-

mehr konnten die Bürger der Städte Gmünd und Aalen, der eingessene Adel und – bis zu einem gewissen Grad – auch die Bauernschaft dem Waidwerk nachgehen. Ein bestimmter Rechtstitel für diese Freie Pirsch war aber nicht nachzuweisen, so daß vor allem die Stadt Schwäbisch Gmünd zu einer rechtlich-historischen Konstruktion griff, mit deren Hilfe sie die Jagd in der Freien Pirsch auf die Stauferkaiser zurückführte, die ja auch die Stadt selbst als ihr »erbeigen« Gut gegründet hatten. Damit war nicht nur die Reichsunmittelbarkeit der Stadt dargetan, sondern auch das Jagdrecht in der Freien Pirsch innerhalb der Stadtmauern »radiziert« oder dinglich gemacht – die Freie Pirsch wurde zur »Gmünder« Freien Pirsch. Jener Ort, an dem die Staufer gejagt und Ritterspiele abgehalten hatten, wo Kaiser Barbarossas Hoftag und »Taghaus« gewesen war, mußte füglich legitimer Inhaber des Jagdrechts geworden sein, zumal wenn die adelsgleichen Bürgergeschlechter des Rats die Jagdtradition ununterbrochen bis in das 16. Jahrhundert fortgesetzt hatten. Vor dem Hintergrund dieser rechtlich schlüssigen, wenn auch mit Urkunden nicht beweisbaren Konstruktion begreift man den Bedarf an Chroniken und Historien, der in Schwäbisch Gmünd und, in bescheidenerem Umfang, auch in Aalen vorhanden war. Diesen Chroniken kam nämlich nach römisch-kanonischem Prozeßrecht ebenfalls Beweiskraft zu. So erscheint es keineswegs als Zufall, daß im oberen Rems- und Kochertal zahlreicher als anderswo Chroniken entstanden beziehungsweise, wie im Fall der »Gmünder Kaiserchronik«, derartige Werke den dortigen Magistraten gewidmet wurden. Folgerichtig bieten diese Städte im nachhinein ein besonders ergiebiges Arbeits- und Forschungsfeld für die sprachlich-historische Aufarbeitung von Geschichtsschreibung im 15./16. Jahrhundert. Der aus Gmünd stammende Historiker Klaus Graf hat sich schon in seiner 1984 erschienenen Magisterarbeit über »Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert« mit stupender Ortskenntnis und philologischer Akribie des Themas angenommen; er setzt nun diese Aufgabe mit der vorliegenden Tübinger Dissertation fort. Was man vom zeitgenössischen Chronikwesen seiner Vaterstadt sagen muß, läßt sich getrost auch für Grafs heutige Analyse feststellen: Wie jene exemplarisch war für die Begründung von Rechtspositionen aus der Historie, ist diese beispielhaft als Untersuchung, die nicht nur unter lokal- und landeshistorischen Aspekten überzeugt, sondern darüber hinaus auch auf der Höhe der aktuellsten Methodendiskussion unserer Tage steht.

R. J. Weber

Walter Fürnrohr, *Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg. Das Parlament des Alten Reiches*, Regensburg, Kallmünz (Lasseben), 2., überarb. Aufl. 1987. 79 S., Frontispiz, 31 Abb.

Fürnrohrs Schrift war 1963 in erster Auflage zum 300. Jahrestag der Eröffnung des nunmehr in Permanenz tagenden Regensburger Reichstags erschienen. Das Jubiläumsschriftchen hat es verdient, daß es inzwischen in zweiter Auflage herauskommen konnte und damit wieder greifbar ist. Sein erster, kürzerer Teil enthält einen Abriss von Geschichte, Zusammensetzung und Arbeitsweise des Reichstags, ein zweiter, etwas umfangreicherer Abschnitt stellt die innen- und außenpolitischen Hauptgegenstände der Beratungen dar. Hier erreicht Fürnrohr kompandienhafte Dichte, mit der auf nicht viel mehr als 30 Druckseiten praktisch alle Aktionen des deutschen – und das hieß in jener Zeit immer auch europäischen – »Staatstheaters« der zweiten Hälfte des 17. und des ganzen 18. Jahrhunderts vorgeführt werden. Dem Verfasser geht es erklärtermaßen darum, den Regensburger Reichstag vor der herabsetzenden, oft geradezu hämischen Kritik in Schutz zu nehmen, die noch vor wenigen Jahrzehnten in der Verfassungsgeschichte Mode war, verbunden meist mit einer generellen Herabsetzung des Alten Reiches. Einer solchen apologetischen Tendenz wird man zustimmen können, auch wenn sie inzwischen nicht mehr ganz so nötig ist wie noch in den sechziger Jahren. Zu weit geht der Autor, wenn er dem alten Reichstag den Charakter einer »Volksvertretung« zubilligt; das war er, und sei es auch nur »indirekt«, nie. Es blieb beim »Staatenhaus«, dessen wichtigste Mitglieder, die Fürsten, dort nicht als Vertreter ihrer Untertanen saßen, sondern aus eigenem Recht bzw. als Angehörige ihres Kollegiums.

Rühmenswert ist der Bildteil in sympathischen Schwarzweißfotos unter anderem des Reichssaalgebäudes. Maßvoll, untertreibend geradezu waren die Repräsentations- und Tagungsräume des »unter seinem allerhöchsten Oberhaupt versammelten Reiches«, das sich mit einem – wenn auch gelungenen – spätgotischen Ratssaal begnügte. Noch heute ist es für jeden Besucher Regensburgs eine Überraschung, daß in diesen relativ kleinen Gemächern die Geschehnisse eines so großen Reiches verhandelt wurden.

R. J. Weber

Reinhard Graf von Neipperg, Kaiser und Schwäbischer Kreis (1714–1733). Ein Beitrag zur Reichsverfassung, Kreisgeschichte und kaiserlicher Reichspolitik am Anfang des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 119), Stuttgart (Kohlhammer) 1991. 164 S.

Als die »großen« Jahre der Kreise und Kreisassoziationen gelten die Kriege Ludwigs XIV. Dagegen standen die Geschehnisse des Schwäbischen Reichskreises in den Jahrzehnten nach dem Spanischen Erbfolgekrieg bisher im Schatten der Forschung. Daß diese äußerlich scheinbar ereignislose Zeit aber zu Unrecht wenig beachtet wurde, ist das Ergebnis der vorliegenden, von Eberhard Weis in München betreuten Dissertation. Kriegs- und Krisenzeiten, das führt die auf gründlichem Aktenstudium in Stuttgart und München beruhende Arbeit Neippergs wieder einmal vor Augen, lenken letztlich von den eigentlichen sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Problemen nur ab – Probleme, die sich hernach um so dringlicher wieder geltend machen. Zunächst waren es die wenig spektakulären Aufgaben einer jeden Nachkriegszeit, die der Kreis nach 1714 anzugehen hatte: Abrüstung, Schuldentilgung, Übernahme der Festung Kehl, Versuche, dem Wiener Hof ausgelegte oder vom Reich zugesagte Gelder einzutreiben. Daneben ging es bald auch um wirtschaftliche Fragen wie den Getreidehandel in die Schweiz und verfassungspolitische wie die Abwehr der österreichischen Landgerichte im Oberland, den Kampf gegen Entfremdung kreisständischer Gebiete durch Einzug von Lehen oder die Auseinandersetzung mit der nicht eingekreisten Reichsritterschaft. Vor allem aber brachen nun wieder die inneren Widersprüche der Kreisverfassung und die Konflikte unter den Kreisständen selbst in aller Schärfe auf. Ausgetragen wurden sie hauptsächlich während der Jahre 1718/19 im sogenannten Matrikular- und Direktorialstreit. Dabei waren zwei an sich voneinander unabhängige Fragen verknüpft worden. Im Streit um die Matrikularbeiträge ging es um eine gerechte Verteilung der Kreislasten unter die Mitglieder, von denen einige (Fürsten und Grafen) gegenüber anderen aufgrund der überholten Anschläge des 16. Jahrhunderts begünstigt waren. Die im Kreis führenden Fürsten, der Herzog von Württemberg und der Bischof von Konstanz als gemeinsame Mitinhaber des Kreis ausschreibamts, setzten sich an die Spitze der streitenden Parteien. Württemberg wurde Anführer der »Nördlinger« – der nach einem Tagungsort benannten Gegner einer Änderung. Konstanz schwang sich zum Oberhaupt der »Konventionisten« auf, die an einer Revision interessiert waren, Prälaten und Städte in der Hauptsache. Bischof Johann Franz von Stauffenberg (1658–1740) verband mit seinem Eintreten für die finanzschwachen Stände den Versuch, Württemberg aus der bisher führenden Rolle im Kreis zu verdrängen, die dem Herzogtum als »Mund und Feder« (Inhaber der Kanzlei) zugewachsen war. Trotz der Unterstützung durch Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn scheiterte er jedoch mit seinem Vorstoß in Wien. Der württembergische Gesandte Schütz erreichte zusammen mit dem bischöflich-augsburgischen Kanzler von Sartori (nicht »Sartor«!), daß Konstanz am Kaiserhof abgewiesen wurde. In kühler Berechnung hatte man dort erkannt, daß man mit Württemberg als potenter und reichstreuer Macht besser bedient war als mit dem kleinen Bistum am Bodensee und den oberschwäbischen Prälaten, deren man sich ohnehin sicher fühlen durfte. Mit dem Sieg im Matrikular- und Direktorialstreit zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Vorrangstellung Württembergs und Neckarschwabens vor dem katholischen Oberschwaben besiegelt – eine wichtige, bis heute in der Struktur des Südwestens nachwirkende Entscheidung.

R. J. Weber

Jean Delinière, Karl Friedrich Reinhard: ein deutscher Aufklärer im Dienste Frankreichs (1761–1837) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 110), Stuttgart (Kohlhammer) 1989. 543 S.

Jean Delinière, Professor an der Universität Clermont II, hat die französische Originalfassung der vorliegenden Untersuchung 1983 an der Universität Paris IV als Habilitationsschrift vorgelegt. Wegen der enormen Bedeutung Reinhardts auch für die südwestdeutsche Geschichte wurde die deutsche Übersetzung in die Forschungsreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde aufgenommen.

Karl Friedrich Reinhard wurde als Pfarrerssohn in Schorndorf geboren und durchlief zunächst den für seinen Stand typischen Bildungsgang: Lateinschule, Seminar und Theologiestudium an der Universität Tübingen. Bereits das Vikariat in Balingen zeigte, daß der württembergische Kirchendienst für den jungen Reinhard keine Perspektive bot. Als Privatlehrer kam Reinhard über die Zwischenstation Vevey am Genfer See 1787 nach Bordeaux. Dort lernte er die Gedankenwelt des vorrevolutionären Frankreich kennen. Ins bereits revolutionäre Paris kam Reinhard 1791 und begeisterte sich dermaßen für die Revolution, daß er bald als Diplomat die Interessen Frankreich vertrat. Als Diplomat war er von 1792 an für Frankreich in London, Neapel, Hamburg und Florenz tätig, bevor er 1799 als letzter Außenminister des Direktoriums vor Napoleons Staatsstreich sogar kurzzeitig Chef der französischen Außenpolitik wurde. Danach war er wieder als Diplomat tätig, und zwar in Bern, Hamburg, Jassy und Kassel bei Napoleons Bruder Jérôme. In der nachnapoleonischen Zeit nahm Reinhard weiter diplomatische Aufgaben für das nunmehr wieder monarchistische Frankreich wahr.

Daß Delinière ein imponierendes Standardwerk vorgelegt hat, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Interessant ist nicht nur die Darstellung der Person Reinhardts, sondern auch des personellen und politischen Umfeldes des Diplomaten. Weniger bekannt als Reinhard ist Georg Kerner, der Bruder des Dichters Justinus Kerner. Georg Kerner hat als Sekretär Reinhardts ebenfalls Politik für Frankreich gemacht.

Die umfangreichen Erörterungen Reinhardts sind eine Fundgrube für das politische Denken des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Bemerkenswert sind Gestalten wie Reinhard und Kerner indessen nicht nur unter dem Aspekt der damaligen Zeit. Delinières Darstellung macht einen Intellektuellentyp deutlich, wie er in Deutschland bis in die Gegenwart hinein immer wieder vorkommt: Reinhard erscheint als vollkommen idealistischer, philosophisch geprägter Mensch, der in den Gedanken der Französischen Revolution das beste, weil vernünftigste, Staats- und Gesellschaftsmodell in Europa sieht. Daraus resultiert sein Engagement für Frankreich. Nachdem er sich einmal für Frankreich engagiert hat, erscheinen ihm die Intrigen der Revolutionäre untereinander, der imperialistisch-expansive Grundcharakter der französischen Außenpolitik der späteren Revolutionszeit und der Epoche Napoleons nur noch als ein kleinerer Schönheitsfehler eines idealen Grundmodells. Der Erhebung der europäischen Völker gegen die französische Hegemonie steht Reinhard angesichts seines ausgeprägt dichotomischen Weltbildes weitgehend verständnislos gegenüber. Da er sich für das theoretisch bessere Modell entschieden hat, bereitet es ihm auch wenig intellektuelle Not, im Dienste Frankreichs knallharte Macht- und Interessenpolitik durchzusetzen (obwohl ihm das verheerende Verhalten des französischen Militärs und der französischen Außenpolitik sogar gegen Verbündete mehrfach schmerzhaft bewußt wurde und er in seinem Rahmen das Mögliche tat, Schlimmeres zu verhindern). Napoleon, dessen Genie Reinhard fast hoffnungslos erlag, schien dem Schwaben zeitweilig sogar als Vollender der Revolution. Zweimal schien Reinhardts Karriere ernstlich gefährdet: Einmal zwischen 1805 und 1808, als er wegen diplomatischer Mißerfolge Napoleons Gnade verloren hatte und ohne weiteren diplomatischen Auftrag mit einem vorgezogenen Ruhestand rechnen mußte. Ein zweites Mal 1814 beim Ende des Kaiserreichs, als sich alles in ihm sträubte, in den Dienst der Bourbonen zu treten, die er als Verkörperung der Reaktion ansah. Beide Male hat der sonst so prinzipienstarke Reinhard höchst bemerkenswert reagiert: Als

Napoleon ihn 1808 als Botschafter bei seinem Bruder Jérôme wieder in Gnadon aufnahm, zerfloß Reinhard schier in Begeisterung und Bewunderung vor dem Korsen – von dem er sich kennzeichnenderweise 1805/08 innerlich tief entfremdet hatte und an dessen Politik er während dieser Zeit sogar manches zu kritisieren wußte. Ähnlich war es auch 1814/15: Sobald Reinhard ein konkretes Angebot von Ludwig XVIII. hatte, entdeckte er auf einmal liberale Züge an diesem und begann eine gewisse Sympathie zu empfinden. Vorher hatte Reinhard zeitweilig sogar mit dem Gedanken gespielt, in preußische Dienste zu treten. Als Preußen ihm die kalte Schulter zeigte, erkannte er es wieder – wie schon früher – als Hort der Reaktion.

Reinhard erinnert in seinem unerschütterlichen Glauben an bessere Prinzipien stark an marxistisch geprägte deutsche Intellektuelle unserer Zeit, die – nachdem sie einmal die Entscheidung für ein »besseres« Gesellschaftsmodell gefällt hatten – auch zu wahren Meistern im Verdrängen politischer Realitäten wurden, die nicht in dieses Modell paßten. Insofern ist der Diplomat in französischen Diensten ein hochaktuelles Beispiel für den Typ des idealistischen Deutschen, der durch philosophische Modelle in ein höchst bemerkenswertes Verhältnis zur Wirklichkeit gebracht wird. Auch Reinhard's Gedanken am Ende seines Lebens haben Aktualität bis heute: Der Aufklärer, der stets auf den Sieg des besseren Prinzips gehoft hatte, ist desorientiert, weil dieses sich kaum irgendwo durchgesetzt hat. Stattdessen beobachtet Reinhard, daß ganz andere Werte die Realität bestimmen: das Kapital und ein nicht mehr von der Vernunft gesteuerter technischer Fortschritt. *G. Fritz*

Gabriel Süsskind u. Angelika Wigg (Red.), *Der römische Limes in Deutschland: 100 Jahre Reichs-Limeskommission* (hrsg. von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts und dem Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland), Stuttgart (Theiss) 1992. 112 S., Karten, zahlr. Abb.

Es war der Hartnäckigkeit des Historikers und späteren Nobelpreisträgers Theodor Mommsen zu verdanken, daß nach etlichen vergeblichen Anläufen im Jahr 1892 die Reichs-Limeskommission ins Leben gerufen werden konnte. In ihr wirkten Fachwissenschaftler und kundige Laien in vorbildlicher Weise im Gelände und am Schreibtisch zusammen, eine Arbeit, die dieser Einrichtung, wie im Vorwort nicht ohne Stolz vermerkt wird, internationale Bewunderung einbrachte. Das Werk der Limeskommission, deren Tätigkeit während des Dritten Reiches zum Erliegen kam, wurde nach dem Krieg von der Römisch-Germanischen Kommission des DAI und der Archäologischen Denkmalpflege der vier betreffenden Bundesländer fortgeführt. Die hundertste Wiederkehr der Gründung dieser verdienstreichen Forschungseinrichtung war Anlaß für mehrere regionale Ausstellungen und die Herausgabe eines Jubiläumsbandes.

In vier längeren Beiträgen werden die Geschichte der Limeskommission, der aktuelle Wissensstand sowie Aufgaben und Perspektiven der gegenwärtigen und künftigen Limesforschung dargestellt. In den beiden Aufsätzen zum aktuellen Forschungsstand wird deutlich, daß es trotz der umfangreichen und ergebnisreichen Forschungen der letzten hundert Jahre weiterhin eine Reihe von Fragen gibt, die ungelöst, umstritten, teils in den letzten Jahren erst neu aufgetaucht sind. Immer stärker wendet sich dabei heutzutage die Denkmalpflege der Aufgabe zu, noch nicht bebaute Kastelle und Wachttürme für die künftige Forschung zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, muß die Bebauung verhindert oder die Herausnahme eines solchen Areals aus der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung erreicht werden. Die politisch Verantwortlichen ebenso wie betroffene Grundbesitzer zeigen in der Regel Interesse für den Erhalt derartiger archäologischer Reservate. Auch nach über hundert Jahren ertragreicher Forschungs- und Konservierungstätigkeit ist das Kapitel Römisch-Germanischer Limes also noch längst nicht abgeschlossen.

H. Kohl

3. Geschichte Baden-Württembergs

Karin Wohlschlegel (Hrsg.), Hohenlohe wird württembergisch: ein BilderLesebuch, Sigmaringen (Thorbecke) 1993. 332 S., Farbtafeln, Abb.

Im Rahmen der Heimattage 1993 war in Öhringen die Ausstellung »Einverleibt und Garantirt. Hohenlohe 1800 bis 1849« zu sehen. Das vorliegende Buch erschien dazu als Begleitband; es will einen Zugang zur Geschichte dieses Raumes bieten, der über jene Ausstellung hinausweist und das Interesse an der Geschichte Hohenlohens wecken und wachhalten will. Gleichzeitig eröffnet das Haus der Geschichte Baden-Württemberg mit diesem Band seine neue »Schwarz-goldene Reihe«, deren Schwerpunkt auf den letzten zwei Jahrhunderten der südwestdeutschen Geschichte liegen wird.

Im einleitenden Beitrag, bescheiden »Annäherungen an Hohenlohe« betitelt, erweist sich Otto Borst, selber in Hohenlohe aufgewachsen, als profunder Kenner der Geographie und Geschichte dieses Raumes. In seinem schwingvoll geschriebenen Aufsatz nimmt er den Leser mit auf eine Rundreise durch dieses, wie er es nennt, »gesegnete Land«. Die auf diesen Beitrag folgenden Abbildungen der hohenlohischen Schlösser und Kirchen wirken in ihrer Farbenpracht wie eine Bestätigung dieser Aussage.

Nach diesem eher konventionellen Beginn schlägt das Buch dann in seinem konkret-historischen Teil eine völlig andere Richtung ein. Leitgedanke der hier verwirklichten Konzeption ist es, Geschichte zu visualisieren. Dazu wird die Zeit von 1790 bis 1849 in ein Raster gebracht, das jedem Jahr exakt den gleichen Raum, nämlich zwei Doppelseiten widmet. Als weiteres Ordnungsprinzip wird dieser chronologischen Gliederung der Gegensatz Obrigkeit – Volk beigegeben, so daß die Präsentation von Bildern und Texten einem Schema folgt, das die einzelnen Seiten in ein Oben (obrigkeitliche Belange) und ein Unten (Angelegenheiten der Untertanen) aufteilt. Daß diese Art der Darstellung bei manchem Leser Stirnrunzeln hervorrufen würde, war auch der Herausgeberin bewußt (s. S. 49). In der Tat ließe sich lange über die Zweckmäßigkeit einer solchen Darstellungsweise räsonieren. Die Schwächen einer derartigen Darstellungsform liegen auf der Hand: Der Leser, dem es am nötigen historischen Hintergrundwissen mangelt, wird, da verbindende Texte fehlen, alleingelassen. Die durchaus legitime Absicht, den Zeitfluß als konstitutives Element historischen Geschehens zu objektivieren, bleibt letztlich bei Momentaufnahmen stehen und somit Stückwerk. Man könnte in der Kritik noch weitergehen und diese Art der Darstellung als Kapitulation vor der Komplexität der Materie auslegen. (Dieser Kritik müßte sich dann allerdings gerechterweise die Frage anschließen: Wem wäre es anders ergangen?)

Wenden wir es so: Die Autoren haben sich für eine Konzeption entschieden, die die in den Archiven vorgefundenen Quellen und Bilddokumente in den Mittelpunkt stellt. Entstanden ist dabei ein Annalenwerk zur hohenlohischen Geschichte, in dem der Historiker lediglich als Auswählender zwischen das historische Geschehen und den heutigen Betrachter tritt. Damit bleibt das Denkwürdige denkwürdig, Menschliches menschlich, Unbedeutendes unbedeutend. Über die oben genannten Kritikpunkte läßt sich demnach sicher streiten. Doch dürfte ein Vorwurf schwerlich zu entkräften sein: Der selbstgestellte Anspruch, »Lesebuch« sein zu wollen, wird in diesem Band nur unzureichend eingelöst. Gesetze, Verfügungen, Statuten, Inventare etc. laden schlechterdings nicht zum Lesen ein. Ausgesprochene Lesetexte, wie etwa die Heimatbeschreibung von Carl Julius Weber (S. 194/95), sind eher spärlich vertreten. Es wäre zu wünschen, daß das Haus der Geschichte versucht, in seinen künftigen Publikationen diesen Aspekt etwas stärker zu akzentuieren. *H. Kohl*

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 1987. 539 S., mehrere Tabellen und Schaubilder. Baden besaß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neben Württemberg das fortschrittlichste Wahlrecht. Aktiv wählen konnte jeder (männliche) Staatsbürger ab dem

25. Lebensjahr; es bestand also nach den Maßstäben der Zeit eine »Art allgemeines Wahlrecht«. Der für das passive Wahlrecht erforderliche Zensus konnte durch den Kauf eines Weinhandelspatentes für 40 Gulden jährlich umgangen werden, so daß auch auf seiten der Gewählten praktisch kaum Beschränkungen vorlagen. Diesem liberalen Wahlrecht ist es zu verdanken, daß Baden in der zweiten Hälfte des Vormärz die Führung der frühkonstitutionellen Entwicklung übernehmen konnte, die bis dahin infolge des Verfassungskampfs und der Reformen der zwanziger Jahre dem württembergischen Nachbarn zugekommen war. Während Württemberg dann mit den Wahlmanipulationen und dem ministeriellen Druck des »Systems Schlayer« in die Reihe der »conservativ-constitutionellen« Staaten einrückte, konnte unter dem verfassungsmäßig handelnden badischen Amtskollegen Schlayers, Innenminister Ludwig Winter, die liberale Opposition ihre Mehrheit bis zur Revolution behaupten. Es liegt auf der Hand, welche Bedeutung einer Untersuchung des Wahlrechts und Wahlverhaltens Badens im Vormärz schon von der Themenstellung her zukommt, handelt es sich doch um nichts Geringeres als um die Wurzeln des heutigen parlamentarisch-demokratischen Systems in Deutschland. Eine solche Arbeit muß mit besonderer Beachtung rechnen, vor allem, wenn sie sich ihrem Vorhaben in der anspruchsvollen Form einer flächendeckenden Untersuchung für das gesamte Gebiet eines Mittelstaates wie Baden zuwendet.

Das Wagnis ist, soviel darf man gleich vorweg sagen, in vollem Umfang gelungen. Freilich hat Manfred Hörner, ein Schüler von Eberhard Weis in München, dazu eine enorme Menge an Archivmaterial und zeitgenössischen Druckerzeugnissen sichten müssen. Er hat auch nicht davor zurückgeschreckt, Dutzende von badischen Gemeindearchiven in Anspruch zu nehmen. Der Qualität der so entstandenen Stoffsammlung entspricht die vorzügliche Durcharbeitung und Darstellung. Äußerst übersichtlich erfolgt die quantitative Aufbereitung der Wahlstatistik. Hörners Ausführungen über Wahlrechtsdiskussion und -gesetzgebung, Wahlkreiseinteilung, Praxis von Urwahl und Wahlmännerwahlen sowie die Vorformen des Parteien- und Agitationswesens einschließlich der behördlichen Wahlbeeinflussung überzeugen durch Prägnanz, treffsicher gewählte Zitate und ausgewogene, differenzierte Wertungen. Auf eindrucksvolle Weise wird die Praxis jener frühkonstitutioneller Ersatzformen offengelegt, in der sich damals der Bürgerwille angesichts fehlender Parteien- und Versammlungsfreiheit bilden und artikulieren mußte: in scheinbar privaten, »umfunktionierten« Liedertafeln, Schützenvereinen und Lesegesellschaften, durch Festessen, Petitionen und Zeitungsartikel. Wie sehr lokale Eigenheiten und persönliche Einflüsse, auch solche der früheren Standesherrn, eine Rolle spielten, zeigt das anschauliche und drollige Beispiel des ehemals löwensteinschen Wertheim, wo es 1846 dem wohlhabenden Seifensieder Johann Michael Fluhrer gelang, mit Hilfe des Erbprinzen (!) den konservativ-monarchistischen Abgeordneten und Gymnasialprofessor Christian Friedrich Platz zu stürzen. Durchgängige soziale, konfessionelle, wirtschaftliche oder in der Bevölkerungsmentalität begründete Ursachen für die Bevorzugung der Opposition bzw. der Regierungskandidaten vermag Hörner nicht auszumachen; dagegen spricht auch nach seiner Ansicht manches für ein Nachwirken der Territorialgeschichte des Alten Reichs. Es war sicher kein Zufall, daß gerade Mannheim und Heidelberg, Konstanz und Freiburg im Breisgau als Hauptorte ehemals so bedeutender Reichsstände wie Österreich, Pfalz oder Bistum Konstanz Zentren der Opposition wurden, ähnlich wie sich die linksrheinische Pfalz oder das mainfränkische Würzburg im Königreich Bayern zu Horten der liberalen und konstitutionellen Bewegung entwickelten. *R. J. Weber*

Immo Eberl (Bearb.), Flucht, Vertreibung, Eingliederung. Baden-Württemberg als neue Heimat (hrsg. vom Innenministerium Baden-Württemberg), Sigmaringen (Thorbecke) 1993. 295 S., Karten, Abb.

Der Zusammenbruch der sozialistischen Staatenwelt hat vieles verändert. Wer sich heute mit der Geschichte der Deutschen in Ost- und Südosteuropa beschäftigt, wird sich kaum mehr den Vorwurf einhandeln, er sei ein Feind der Verständigung und Versöhnung mit den

Völkern Osteuropas. Auch in den ehemals sozialistischen Staaten sind die früher starren Positionen in Bewegung geraten, und es sind bereits erste Stimmen des Bedauerns und der Entschuldigung für das den Heimatvertriebenen zugefügte Unrecht laut geworden. Die vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg in Auftrag gegebene Wanderausstellung »Flucht, Vertreibung, Eingliederung. Baden-Württemberg als neue Heimat« hat sich dieses Themas in umfassender Form angenommen, das vorliegende Buch erschien als Begleitband dazu.

Die Eingliederung von über einer Million Heimatvertriebenen nach 1945 war eine gewaltige Leistung des neu entstehenden Südweststaates, die inmitten einer weitgehend zerstörten Infrastruktur vollbracht werden mußte. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß das Wahlverhalten der Vertriebenen, die die Gründung des Südweststaates nahezu einmütig befürworteten, ausschlaggebend für den Erfolg der Volksabstimmung im Dezember 1951 gewesen sein dürfte. Bereits im Jahr zuvor hatten die Vertriebenen ihren politischen Weitblick bewiesen, als sie in der in Stuttgart verabschiedeten Charta der deutschen Heimatvertriebenen Rache und Vergeltung eine Absage erteilten und die Schaffung eines geeinten Europas zu einer ihrer zentralen Forderungen machten.

Immo Eberl und seine Mitarbeiter haben mit diesem Buch ein Werk vorgelegt, das keine Fragen offenläßt. Angefangen bei der mittelalterlichen Ostsiedlung werden alle Aspekte dieses vielfältigen Themas bis hin zur Situation der Aussiedler heute in systematischer Form behandelt. Hier wurde an alles gedacht, selbst ausgewählte Rezepte der Vertriebenen (zum Beispiel schlesische Mohnklöße) werden vorgestellt. Wenn es an dieser Darstellung überhaupt etwas auszusetzen gibt, so ist es das Schriftbild, das, in Anbetracht der Tatsache, daß die Leser dieses Buches überwiegend ältere Mitbürger sein dürften, vielleicht etwas zu klein ausgefallen ist.

H. Kohl

4. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Wilhelm Rausch (Hrsg.), Stadt und Salz (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas X), Linz/Donau 1988. 325 S., 47 Abb., 2 Karten.

Die Linzer Tagung, an der auch profilierte Stadtgeschichtsforscher aus der Salzstadt Schwäbisch Hall teilnahmen, hat für die Salzgeschichte wichtige Beiträge erbracht. Der einladende österreichische Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung bzw. das veranstaltende Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtgeschichtsforschung sieht seinen Interessenbereich vorwiegend in den Städten »Mitteleuropas«, so daß der Schwerpunkt auch dieser Vorträge in Österreich und den östlichen bzw. südlichen Ländern der ehemaligen Donaumonarchie lag. Allen voran natürlich das »Salzland« Österreich selbst, dessen großen alpenländischen Salinen gleich eine ganze Reihe markanter Aufsätze gewidmet waren. Wir heben vor allem hervor Franz Stadlers technikgeschichtlich bemerkenswerten, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Beitrag über die Salinen in der Steiermark und Rudolf Palmes Übersichtsartikel zu den rechtlichen Problemen der mittelalterlichen Salzgewinnung. Diese lagen in Tirol, Österreich und der Steiermark bekanntlich anders als etwa in der Reichsstadt Schwäbisch Hall; finden wir hier seit dem Spätmittelalter eine typisch bürgerschaftliche Salinenverfassung, so begegnet in den Habsburgerländern die Gattung der landesherrlichen Saline in fast reiner Form. Dennoch kennt die Geschichte auch bei unterschiedlichen Rahmenbedingungen doch einen gewissen zeitabhängigen Gleichlauf: Hier wie dort zeigte sich im Spätmittelalter eine Tendenz zur Ausbildung von Leiherechten, die freilich in Österreich zu Beginn der Neuzeit wieder revidiert wurde, während sie in Schwäbisch Hall noch für längere Zeit nachwirkte. Neben böhmischen und ungarischen Salinen, dem Salzhandel in Bayern, den Salzwerken in Lüneburg und in Mitteldeutschland wird auch der Versuch der Lagunenstadt Venedig behandelt, ihr Salzmonopol auf Verona auszudehnen (Jean-Claude Hocquet). Von ganz besonderem Interesse für Schwäbisch Hall ist natürlich

Gerd Wunders Beitrag über die Stellung der Salzsieder innerhalb der Stadtbevölkerung. In einem seiner letzten Aufsätze – Wunder erlebte das Erscheinen des Bandes nicht mehr – gelang dem unvergessenen Altmeister der Haller Stadtgeschichte und anerkannten Sozialhistoriker nicht nur eine sichere und kenntnisreiche, wirtschaftlich, rechtlich und soziologisch einwandfreie Positionsbeschreibung der historischen Haller Siederschaft. Er verarbeitete darüber hinaus auch die in den siebziger und achtziger Jahren neu erschienenen Arbeiten zur Haller Salinengeschichte in zusammenfassender – und vorderhand wohl auch abschließender – Weise zu einer Gesamtschau, die von der mittelalterlichen Salinenegründung bis zu den jüngsten Ereignissen um das »Siedergeld« reicht.

R. J. Weber

Journal of Salt-History. Annales d'Histoire du Sel. Jahrbuch für Salzgeschichte. Review of the International Commission for the History of Salt (CIHS), Volume 1 (hrsg. von Jean-Claude Hocquet, Carl D. Litchfield, Rudolf Palme und Peter Piasecki), Schwaz (Berenkamp) 1993. 176 S.

Seit etwa zehn Jahren haben sich die Kontakte unter den bis dahin eher im nationalen und regionalen Rahmen tätigen Salzgeschichtsforschern auch auf internationaler Ebene entwickelt und verdichtet. Auf mehreren Tagungen und Kolloquien in Nancy, Linz, Arc-et-Senans und Lüneburg trafen sich in den achtziger Jahren führende Gelehrte zu jeweils sehr fruchtbarem wissenschaftlichem Austausch, der auch regelmäßig zu ergiebigen Publikationen in Gestalt mehrerer Tagungsbände führte. In Lüneburg kam es schließlich 1989 zum Beschluß, sich zu einer internationalen Gesellschaft mit Sitz in Paris zusammenzuschließen. Zum Präsidenten wurde der heute führende Salzhistoriker, der Franzose Jean-Claude Hocquet, gewählt, zum Generalsekretär der Innsbrucker Rechtshistoriker Rudolf Palme. Dem Vorstand gehören außerdem einschlägig ausgewiesene Fachhistoriker aus anderen Ländern Europas, Asiens, Nordamerikas und aus Neuseeland an. Auch nach der Gründung wurde der intensive Tagungsbetrieb fortgesetzt. So fand 1990 ein weiteres internationales Salzgeschichtssymposium in Hall in Tirol statt, dessen Tagungsband bereits erschienen ist, und 1992 eine entsprechende Veranstaltung in Halle an der Saale. Für 1995 ist eine Tagung im spanischen Granada angekündigt. Neben Tagungsbänden gibt die Gesellschaft eine Bibliographie zur Salzgeschichte heraus (vgl. dazu die Besprechung in diesem Band) und – erstmals für das Jahr 1993 – auch eine mehrsprachige internationale Fachzeitschrift.

Die einleitenden Grußworte von Hocquet und Palme berichten über Vorgeschichte und Programm der Gesellschaft bzw. Zeitschrift. Die folgenden Aufsätze zeigen sodann gleich die volle Breite und Internationalität der Themen. Schwäbisch Hall wird berührt in dem wirtschaftshistorischen Artikel von Günther Beck über »Ökonomisierung der Natur und der Menschen in der Salzindustrie des deutschen Südwestens um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert«. Beck kann mit bemerkenswerten Zahlen dartun, daß unter dem Zwang zu kapitalintensiver Rationalisierung und Modernisierung die Produktion der kleinen Salinen wie Niedernhall-Weißbach, Wimpfen oder Gerabronn um die Hälfte absank, während das in unserem Raum mit Abstand führende Schwäbisch Hall von rund 50000 auf 90000 Zentner gesteigert werden konnte. Frühere kapitalistische Tendenzen in Österreich behandelt Rudolf Palme in einem englischsprachigen Beitrag, während Manfred Straube sich dem Salzhandel der thüringisch-sächsischen Salinen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuwendet. Weitere Themen sind die Salzproduktion in China und Taiwan, Amerika und Frankreich. Ein Rezensionsteil sowie Mitteilungen der Gesellschaft beschließen den schmalen, aber gehaltvollen Band. Es versteht sich, daß gerade auch aus dem Vereinsgebiet von Württembergisch-Franken, das neben einer Anzahl kleinerer die bedeutende, bis in vorge-schichtliche Zeit zurückreichende Saline Schwäbisch Hall beherbergt hat, dem Entstehen einer internationalen Gesellschaft für Salzgeschichtsforschung besonderes Interesse entgegengebracht wird. Die Regionalgeschichte kann durch die Anregungen, die das neue internationale Forum bietet, nur gewinnen. In diesem Sinn wünschen wir dem mit soviel

Schwung und Engagement gestarteten Unternehmen eine lange, ertragreiche Tätigkeit im Interesse der Salzgeschichte.

R. J. Weber

Ursula Braasch-Schwersmann, *Das Deutschordenshaus Marburg. Wirtschaft und Verwaltung einer spätmittelalterlichen Grundherrschaft (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 11)*, Marburg (N. G. Elwert) 1989. 366 + XI S., 3 Abb. u. 2 separate Karten.

Schon in der 30er Jahren des 13. Jahrhunderts entwickelte sich Marburg zu einem bedeutenden geistlichen Zentrum des Deutschen Ordens. An den Kult um die heilige Elisabeth, die Pilgerfahrten an ihr Grab braucht hier nicht eigens erinnert zu werden. Die Vereinnahmung dieses Kultes durch übergeordnete politische Instanzen ist sattsam bekannt, weitaus weniger dagegen die Tatsache, daß der Orden in Marburg eine der blühendsten und ertragreichsten Niederlassungen im Reich unterhielt. Es ist das Verdienst der hier anzuzeigenden Studie, ein Forschungsdesiderat behoben zu haben. Unter systematischer Auswertung der überaus reichen archivalischen Schätze, insbesondere der bislang wenig genutzten Rechnungen, die sich im Marburger Staatsarchiv finden, diskutiert die Verfasserin Anfänge und Entwicklung des Ordenshauses, seine grundherrschaftlichen Wirtschaftsstrukturen, die zum Teil darauf basierenden Gerichts- und Herrschaftsrechte und die innere Verwaltungsorganisation.

Vor allem die im hessischen Raum anzutreffenden Besonderheiten in der Wirtschaftsführung kontrastieren zu den Normierungsversuchen der Ordensstatuten; die Verwaltungsbestimmungen orientieren sich, wie überzeugend nachgewiesen wird, primär an den lokalen Gegebenheiten. Ein System klein- und mittelbäuerlicher Hofstätten bildete das wirtschaftliche Rückgrat eines über 20000 Morgen umfassenden Besitzkomplexes. Die Abgabepflichten wurden über ein Register, dem *kerbbuch*, erfaßt, wobei im Spätmittelalter die Tendenz zur Ablösung von Dienstpflichten durch Geldzahlungen sichtbar ist.

Eine sorgsam erarbeitete Liste der Amtsträger auf der Grundlage der Auflaßregister erlaubt den Schluß, daß in Marburg auch noch im 15. Jahrhundert Priesterbrüder einen erheblichen Einfluß auf die Verwaltung des Hauses hatten, nicht wenige dabei aus patrizischem Bürgertum stammend. Nachzutragen ist, daß Marquard von Mässing bereits 1303 Aug. 24 (Regesta Boica V, S. 53) als Marburger Komtur belegt werden kann.

Deutlich arbeitet die Verfasserin jenes Spannungsfeld zwischen regionaler Eingebundenheit einerseits und übergeordneten ordenspolitischen Erfordernissen andererseits heraus. Im Falle der Lahnniederlassung läßt sich festhalten, daß bereits ab dem beginnenden zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts der regionale Bezugsrahmen dominiert: die Komture entstammten allesamt dem hessischen Raum, in Marburg beginnende und sich dann außerhalb dieses Umfelds fortsetzende Laufbahnen, etwa in Preußen, sind kaum mehr zu vermelden.

Zwei Faltpäne, die den Besitz und den Besitzerwerb des Marburger Ordenshauses im Mittelalter topographisch bzw. durch eine Balkengrafik illustrieren, sowie ein alphabetisches Ortsverzeichnis im Anhang runden das vorzügliche Werk ab. Der Verfasserin gebührt hierfür Dank und Anerkennung.

U. Nieß

Winfried Wackerfuß, *Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Odenwaldes im 15. Jahrhundert. Die ältesten Rechnungen für die Grafen von Wertheim in der Herrschaft Breuberg (1409–1484), Breuberg-Neustadt (Breuberg-Bund) 1991. 523 S., zahlr. Abb.*

Rechnungen zählen nur für den Laien zu den »langweiligen« schriftlichen Hinterlassenschaften der Vergangenheit. Dem Fachmann liefern sie Material von seltener Farbigkeit zum Alltagsleben. Daß Rechnungen einer Adels Herrschaft aus dem 15. Jahrhundert in Deutschland erhalten sind, ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Die derzeit in Baden-Württemberg herausgegebenen Findbücher von Adelsarchiven zeigen, welch vergleichsweise bescheidene Überlieferung hier die Regel ist. Um so glücklicher muß man sein, daß im Staatsarchiv Wertheim aus der gräflich-wertheimischen Herrschaft Breuberg zwischen 1409 und 1484 immerhin für 13 Jahre die Jahresrechnungen erhalten sind, darunter fast komplett

für die Zeit von 1409–1419. Dazu kommen mehrere Spezialrechnungen (Wochen-, Schäfer- und »mole«-Rechnungen). Winfried Wackerfuß hat im größeren Teil der vorliegenden Arbeit (S. 165–389) die Rechnungen ediert; eine Edition der Dienstanweisung Graf Michaels I. von Wertheim zu Breuberg von 1428/30 für verschiedene Bedienstete schließt sich an. Welchen Dienst Wackerfuß mit dieser Edition der Forschung leistet, braucht kaum betont zu werden. Selten findet man derart ergiebiges Material! Wackerfuß hat es indessen nicht bei der zwar wichtigen, letztlich aber doch nur für Fachleute relevanten Edition belassen. Vielmehr arbeitet er auf den ersten 164 Seiten das Material in einer Darstellung auf. Es gibt praktisch keinen Bereich der Alltagswelt des 15. Jahrhunderts, der nicht beleuchtet wird: Zahlungsmittel und Münzen, Maße und Gewichte, das Bauwesen auf den verschiedenen breubergischen Burgen, die Neustadt am Fuße des Breubergs, die Verwaltung der Herrschaft und ihr Personal, die landwirtschaftliche Produktion, der Weinbau, die Schäfereien, die Wälder und ihre Nutzung, Jagd und Fischfang, Essen und Trinken, Kleidung und Schuhe, Handel und Gewerbe, Löhne und Preise, Einkaufszentren, Messen und Märkte. Das vorgestellte Material ist viel reicher als beispielsweise das für die Grafschaft Löwenstein im 15. Jahrhundert ermittelte Material zur Alltagsgeschichte. Insgesamt liegt mit Wackerfuß' Untersuchung und Edition eine ungemein ertragreiche Arbeit vor, die mit ihren vielen zeitgenössischen Abbildungen über weite Strecken geradezu angenehm zu lesen ist. Man würde dem Darstellungsteil viele interessierte Leser und dem Editionsteil eine reiche Verwendung in der Forschung wünschen.

G. Fritz

Mathias Beer, Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550) (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg 44), Nürnberg 1990. 570 S.

Beers jetzt in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg erschienene Untersuchung ist eine 1988 angenommene Stuttgarter Dissertation aus der Schule August Nitschkes. Die Arbeit greift ein seit den Forschungen von Philippe Ariès ausgesprochen aktuelles Thema auf. Zwar sind auch schon vor Beer die zentralen Thesen von Ariès von verschiedener Seite in Frage gestellt worden – nämlich daß Kindheit in unserem heutigen Sinne eine »Erfindung« des 18. Jahrhunderts sei und daß es zwischen Mann und Frau vor dem 18. Jahrhundert kaum Emotionen im modernen Sinne gegeben habe; dennoch prägen Ariès und seine Nachfolger – etwa die zu Unrecht vielgelesene Elisabeth Badinter – bis heute den Bewußtseins- und Wissensstand auch von Professoren. Wie dem Rezensenten bekannt ist, wird noch 1993 Sozialpädagogikstudenten der Forschungsstand von Ariès/Badinter als neueste Erkenntnis vorgesetzt. Was für ein Menschen- und Gesellschaftsbild bei einem Studiengang, der von einem über 30 Jahre alten Forschungsstand ausgeht, herauskommt, mag sich jeder selbst ausmalen.

Es ist deshalb wichtig, daß Bücher wie das Beers erscheinen – wenn auch leider nicht publikumswirksam in Großverlagen mit hoher Auflage, sondern »nur« in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg. Beer macht, ähnlich wie es auch die Publikationen der Marburger Personalschriften-Forschungsreihe seit Jahren tun, mit den flugs drauflosspekulierenden Thesen der Ariès-Schule aufgrund eines überwältigenden empirischen Materials rabiat Schluß. Natürlich hat es Emotionen der tiefsten Art zwischen Ehepartnern und zu ihren Kindern auch im Spätmittelalter gegeben, natürlich gab es die Kindheit als klar abgegrenzte und definierbare Phase. Beers Kapitelüberschriften sprechen für sich: »Sehnsucht«, »Bereitschaft sich für den Ehepartner einzusetzen«, »Zusammenarbeit«, »Negative Emotionen oder die gestörte Eintracht: »eheleut mit alzeit den engeln glich leben«, »Tod des Kleinkindes oder: »Es weis nieman von lieb oder leid zesagen, dan wer kinder hat ghept« etc. Das heißt nicht, daß es über die Jahrhunderte hinweg nicht Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen gegeben hätte. Beer stellt solche insbesondere zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert fest. Aber insgesamt scheint das menschliche Empfinden doch konstanter zu sein,

als es im Gefolge von Ariès immer noch verbreitet wird. Noch auf anderes weist Beer hin: In den Quellen läßt sich *die* Unterdrückung der Frau nicht konstatieren – im Gegenteil, die Frauen des 14.–16. Jahrhunderts erscheinen als meist sehr gleichrangige Partnerinnen ihrer Männer. Auch gab es *das* Verhalten oder *das* Empfinden des Spätmittelalters überhaupt nicht. Es läßt sich derart viel Widersprüchliches feststellen, daß Katalogisierungen wie die der Ariès-Schule oder auch des Post-Ariès-Forschers Lloyd deMause schlichtweg nicht greifen. Fazit: Ein wichtiges Buch, dem man viele Leser wünscht. Was allerdings gutgetan hätte, wäre ein orthographisches und stilistisches Lektorat gewesen. Hier liest man manches Erstaunliche. Am lesenswerten Inhalt ändert dies nichts.

G. Fritz

Jost Weyer, Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (Forschungen aus Württembergisch Franken 39), Sigma-Ringen (Thorbecke) 1992. 516 S., 1 ausklappbare Stammtafel, 73 Abb.

Mit dem vorliegenden Werk erhält der Leser nicht nur einen Einblick in das Leben und Wirken von Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610), der einer der bedeutendsten Vertreter des Hauses Hohenlohe war, sondern erfährt auch Grundlegendes über die Alchemie des 16. und 17. Jahrhunderts, welcher sich Graf Wolfgang II. mit großem Eifer widmete. Von 1587 bis zu seinem Tod residierte er in Weikersheim, wo er die mittelalterliche Wasserburg zum großen Teil durch den Neubau eines Renaissanceschlusses ersetzen ließ. So beschäftigen sich die beiden ersten Kapitel des Buches mit dem Leben Wolfgangs, der Geschichte dieser Zeit und der Geschichte der Alchemie. Schon hier wird deutlich, daß die Alchemie mehr war als pure »Quacksalberei«; vielmehr war sie neben dem Versuch, Gold oder Silber aus unedlen Metallen herzustellen, Ausdruck des ernsthaften Wunsches, neue und tiefere Erkenntnisse über die Natur zu gewinnen.

Die Alchemie des 16. und 17. Jahrhunderts war aber nicht mehr von der »ganzheitlichen Betrachtungsweise« der Alchemie des Mittelalters geprägt, sondern bot ein, wie Weyer es formuliert, »verwirrendes Bild unterschiedlicher, teils nebeneinander existierender, teils sich berührender Richtungen«. Besonders eine Richtung, die Weyer als die »betrügerische Alchemie« bezeichnet, breitete sich im 16. und 17. Jahrhundert an den Fürstenhöfen immer weiter aus. Weyer widmet das achte Kapitel seines Buches einem solchen Fall. Anhand von Archivmaterial des Hohenlohe-Zentralarchivs in Neuenstein konnte er das Wirken und den tragischen Tod des »Goldmachers« Michael Polhaimer rekonstruieren. Es scheint so, daß viele Fürsten in der Alchemie die Möglichkeit sahen, durch »Transmutationsprozesse« neue finanzielle Mittel für ihre Bautätigkeit und teure Hofhaltung zu bekommen. So sollte auch Polhaimer für Wolfgang aus zwei Pfund Quecksilber zehn Lot feines Silber erzeugen. Doch bevor es überhaupt zu Versuchen kam, suchte Polhaimer mit 116 Gulden, die er als Vorschuß für seine Arbeiten erhalten hatte, das Weite. Wissenschaftlich exakt und doch auch spannend schildert Weyer diese Geschichte.

Im dritten Kapitel beschreibt Weyer das alchemistische Labor, welches der Graf sich in Schloß Weikersheim eingerichtet hatte. Detailliert untersuchte der Autor alle ihm zur Verfügung stehenden Quellen; insbesondere die Auswertung eines reichhaltigen Archivmaterials ermöglicht es, den Bau und das Aussehen von Wolfgangs Labor in Weikersheim in allen Einzelheiten zu rekonstruieren. Bereits 1588 hatte Wolfgang ein erstes Labor im Schloß eingerichtet. Dies scheint aber nur ein Provisorium gewesen zu sein, denn nachdem der Um- und Neubau des Schlosses abgeschlossen war, verfügte Wolfgang 1602 den Bau eines neuen, größeren alchemistischen Labors.

Die Kapitel vier und fünf behandeln chemisch-alchemistische Geräte und Apparate und chemische Stoffe. Die diesbezüglichen Untersuchungen Weyers zeigen, daß Wolfgang die für seine Arbeiten und Versuche benötigten Geräte in der Regel von Handwerkern der Umgebung fertigen ließ. Gut dokumentiert ist unter anderem der Schriftwechsel mit den Glashütten Mittelfischbach im Mainhardter Wald und Neulautern im Lautertal. Hierbei wird ersichtlich, daß diese Hütten in der Lage waren, die teilweise sehr anspruchsvollen

Gerätschaften zu fertigen und zu liefern. Ein Arbeitskreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, der sich der wissenschaftlichen Erforschung der Glashütten im Schwäbisch-Fränkischen Wald angenommen hat, wird mit großem Interesse auf die Untersuchungen Weyers zurückgreifen.

Das siebte Kapitel des Buches berichtet über die chemischen und alchemistischen Bücher, die Wolfgang in seiner Bibliothek aufbewahrte. Ein im Hohenlohe-Zentralarchiv erhaltenes Bücherverzeichnis zeigt an, daß Wolfgang in seiner Bibliothek bei einer Gesamtzahl von 500 Büchern etwa 130 Werke mit chemischen oder chemisch-pharmazeutischem Inhalt besaß, von denen sich allein 33 der Alchemie widmeten. In weiteren Kapiteln untersucht Weyer unter anderem den Schriftwechsel, den Wolfgang mit anderen Fürsten seiner Zeit über chemische und alchemistische Fragen führte, die Apotheke in Schloß Weikersheim und das Weikersheimer Stadtsiegel als ein mögliches alchemistisches Symbol.

Daß die Alchemie auch für ganz weltliche Genüsse hilfreich war, zeigen die Ausführungen in Weyers zehntem Kapitel, wo er über die »praktische Chemie in Schloß Weikersheim« berichtet. Demnach widmete sich Wolfgang auch der Alkoholdestillation und errichtete bereits 1588 im Schloß ein Branntweinhaus, dem in den folgenden Jahren noch zwei Neubauten folgten. Die Branntweinproduktion, die von 1591 bis 1608 auch durch Rechnungen belegt ist, scheint ein einträgliches Geschäft geworden zu sein. Von 1596 bis 1602 existierte in der Stadt Weikersheim auch eine Salpetersiederei, die auf Veranlassung von Wolfgang eingerichtet worden war.

In seinem abschließenden Kapitel widmete sich Weyer in Schlußbetrachtungen dem Verhältnis Wolfgangs zur Chemie und Alchemie. Diesen Ausführungen folgt ein Abbildungsteil, der den Text auf gute Weise illustriert. Ein umfangreicher Anhang enthält Erläuterungen zu den Abbildungen, eine Stamm- und Zeittafel sowie detaillierte Quellentexte. Ein Personen-, Orts- und Sachregister ermöglicht es, sich schnell in dem Werk zurechtzufinden. Ein uneingeschränktes Lob muß auch dem Thorbecke Verlag für die ausgezeichnete Qualität der Abbildungen und die sehr ansprechende formale Gestaltung des Buches ausgesprochen werden. Dieses Werk ist somit nicht nur für den Fachwissenschaftler eine Fundgrube, sondern führt auch den interessierten Laien in einer verständlichen und zugleich spannenden Sprache durch einen Teil des Lebens von Wolfgang II. von Hohenlohe und erzählt die Geschichte der Alchemie im 16. und frühen 17. Jahrhundert. Den Autor kann man zu dieser überaus gelungenen Arbeit nur beglückwünschen und hoffen, daß das Buch eine weite Verbreitung findet.

H.-D. Bienert

5. Rechts- und Verwaltungsgeschichte

Siegfried Frey, Das württembergische Hofgericht (1460–1618) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B113), Stuttgart (Kohlhammer) 1989. XXVIII, 242 S., 7 Urkunden-Reproduktionen, 2 Siegelabb.

Das württembergische Hofgericht, das man nach seinem Sitz auch als Hofgericht Tübingen bezeichnen könnte, war oberstes Zivilgericht und damit neben der Stuttgarter Regierung eine der beiden höchsten Gerichtsinstanzen des alten Herzogtums. Es ist Vorläufer des Obertribunals im Königreich des 19. Jahrhunderts und des durch die Reichsjustizgesetze 1877 geschaffenen Stuttgarter Oberlandesgerichts. Daß es schon seit seinem Beginn einen guten Ruf genoß, verdankte das Hofgericht in erster Linie seiner personellen Verflechtung mit der Tübinger Landesuniversität. Außer den Vertretern der Landschaft und des Adels waren vornehmlich die Assessoren aus dem Kreis der Professorenschaft mit der eigentlichen juristischen Arbeit betraut. Unter den Besitzern finden wir illustre Namen wie den des Humanisten Reuchlin, Angehörige altwürttembergischer Juristenfamilien wie Besold und Harpprecht ebenso wie Wolfgang Adam Lauterbach, den Stuttgarter Geheimen Regimentsrat und bekannten Pandektisten. Mit Hilfe dieser Rechtsgelehrten, deren Schriften und

Gutachten im ganzen Reich verbreitet waren, konnte sichergestellt werden, daß Appellationen von württembergischen Dorf- und Stadtgerichten in einer den Landesgesetzen und dem gemeinen Recht entsprechenden Weise rechtsförmig und inhaltlich einwandfrei erledigt wurden. Das Herzogtum gewann damit eine Justizverfassung, die das Land mit anderen großen Fürstentümern, ja selbst mit den Kurländern konkurrenzfähig machte und den Untertanen hinlängliche Gewähr für ein rechtsstaatliches Verfahren einschließlich der Appellationsmöglichkeit an ein bestqualifiziertes Gericht bot. Erst auf dieser Grundlage konnte man den Landeskinder, wenn schon nicht den Ausländern, die Berufung an die obersten Reichsgerichte, etwa das Reichskammergericht, verbieten und Württemberg zu einem zivilprozessual geschlossenen Staatsgebilde machen. In diesem verfassungsrechtlichen Sinn einer – beschränkten – jurisdiktionellen Autonomie haben wir es zu verstehen, wenn Zeitgenossen im Hofgericht »nit das jüngste (= kleinste, letzte) Kleinod des Landes« erblickten.

Angesichts dieser großen praktischen und historischen Bedeutung überrascht es nicht, daß dem Hofgericht – seinen Ordnungen, dem Verfahren und der Besetzung – schon immer auch literarische Aufmerksamkeit zuteil wurde, angefangen bei den prozessualen Traktaten mancher Zeitgenossen über Carl Georg von Wächters noch heute unübertroffene württembergische Privatrechtsgeschichte aus dem 19. Jahrhundert bis hin zu den Arbeiten Graners und Knapps in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Dennoch war es nicht überflüssig, daß sich die vorliegende, von dem Tübinger Josef Engel angeregte Dissertation erneut mit dem Hofgericht in den ersten 150 Jahren seiner Tätigkeit beschäftigte. Ihr Wert liegt neben der kritischen Zusammenfassung und Sichtung der älteren Arbeiten vor allem im Bereich Besetzung und Prosopographie des Gerichts, der fast die Hälfte der Seitenzahl in Anspruch nimmt. Zumal die Verzeichnisse von Hofrichtern, Assessoren, Advokaten und Sekretären bilden eine willkommene Ergänzung zu Bernhardts »Zentralbehörden«, aber auch zu Schulers südwestdeutschen Notaren und dem Pfeilstickerschen Dienerbuch. Den Ursprung des Hofgerichts verlegt Frey entgegen bisheriger Ansicht um etwa 15 Jahre nach vorn. Es ist sicherlich ein interessanter Gedanke, bei der von ihm herangezogenen badisch-württembergischen Erbeinung von 1460 anzusetzen, in dem ein »Hofgericht« erwähnt wird. Doch ergibt sich schon aus dem spärlichen, für die Folgejahre beigebrachten Material, daß wir es hier offensichtlich eher mit einem Vorläufer, wenn nicht gar nur mit einem der in jener Zeit nicht seltenen »Versuche« zu tun haben, zumal die Zusammensetzung jenes ersten »Hofgerichts« von der des bereits bestehenden Kanzleigerichts nicht unterschieden war. Man sollte es daher bei der ersten, immerhin fragmentarisch überlieferten Hofgerichtsordnung von 1475 als terminus a quo belassen. Hofgericht bzw. Hofgerichtsreform und Universitätsgründung ergeben ein schüssiges Ganzes. Sie führten das Land in und durch die Verfassungsänderungen der bereits in der Luft liegenden, unter Maximilian dann auch durchgeführten Reichsreform, so daß wir mit der älteren Überlieferung den Beginn der kontinuierlichen württembergischen Hofgerichtstradition nach wie vor bei Eberhard im Bart ansetzen wollen.

R. J. Weber

Helmut Failenschmid, Anwald und Fürsprech nach altwürttembergischen und benachbarten Rechtsquellen, Diss. iur. Tübingen 1981. 195 S.

Privat gedruckte Dissertationen, die nicht den Weg in eine wissenschaftliche Reihe oder zu einem Verlag finden, werden oft wenig beachtet. Das ist mitunter schade, dann jedenfalls, wenn es sich – wie hier – um die sauber aus den Quellen geschöpfte Darstellung eines sonst selten bearbeiteten Themas handelt. Daß Schriften zur Geschichte der Anwaltschaft Seltenheitswert besitzen, mag zunächst überraschen, ist doch die Bedeutung der Advokatur für die Rechtspflege ganz unumstritten hoch. Dennoch weist Failenschmids Literaturverzeichnis ganze zwei regionale Untersuchungen für Deutschland aus (Nürnberg und Oldenburg), während aus der Schweiz immerhin Arbeiten für die Kantone Zürich, Bern, Solothurn, Aargau und Schaffhausen vorliegen. Dazu paßt, daß die bis heute einzige zusammenfas-

sende Bearbeitung des Thema von Adolf Weißler aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammt und damit auch bereits ein ehrwürdiges Alter erreicht hat. Wir wollen es uns versagen, an dieser Stelle über die möglichen Gründe für die zweifellos zu konstatierende Vernachlässigung der anwaltlichen Standesgeschichte durch die deutsche Rechtshistorie zu spekulieren. Das Rechtswesen wurde hierzulande seit Beginn der Neuzeit immer stärker auf den Staat ausgerichtet, und auch die Wissenschaftstradition der Universität ist im allgemeinen der Erforschung der freien Advokatur nicht günstig. Es war daher wohl auch in dieser Hinsicht ein glücklicher Zufall, daß während rund zwei Jahrzehnten in Tübingen die deutsche Rechtsgeschichte von einem Schweizer vertreten wurde, von dessen früherer Tätigkeit als »Fürsprech« noch bis vor wenigen Jahren ein Schild an einer belebten Geschäftsstraße einer Kleinstadt am Zürichsee zeugte. Ferdinand Elseners wiederholt betätigtem Interesse für die Geschichte seines eigenen Berufsstandes verdanken wir letztlich die vorliegende Arbeit zur Rechtsgeschichte der württembergischen Anwaltschaft.

Der Anwalt – Failenschmid bevorzugt die in älteren Quellen anzutreffende Schreibweise mit stimmhaftem d – hat mit dem heutigen Rechtsanwalt, der ein abgeschlossenes Jurastudium absolviert haben muß, wenig gemein. Das Wort bezeichnete jeden mit einer Vollmacht ausgestatteten Vertreter, nicht nur den Prozeßvertreter. Eines Rechtsstudiums bedurfte es nicht, vielmehr konnten, zumal vor den dörflichen und städtischen Untergerichten, »jeder zeit fromme, friedfertige, verständige und aufrichtige Männer« als Fürsprech auftreten, wie es das dritte Landrecht von 1610 formulierte. Freilich gab es in den Städten auch schon »bestellte«, das heißt amtlich anerkannte Prokuratoren, und die Landrechte bekämpften die Mißbräuche der prozeß- und gewinnsüchtigen »Entenmayer«, die die einfachen Leute durch unnötiges Prozessieren in den Ruin trieben. Rechtsgelehrte Advokaten gab es im wesentlichen nur bei den Obergerichten, also dem Tübinger Hofgericht und der Stuttgarter Regierung; ihr Wirken auf dem flachen Land und in den Amtsstädten wurde zum Schutz der minderbemittelten Bevölkerung und der halbgebildeten Kommunaljustiz bekämpft. Failenschmid arbeitet die Stellung des Anwalts und Fürsprechs (Legitimation, Funktion vor Gericht, Vorbildung und anderes) aus den gedruckten württembergischen Landesordnungen, einzelnen Ortsstatuten und einigen handschriftlichen Quellen (Stadtarchiv Urach, Landesbibliothek und Hauptstaatsarchiv Stuttgart) heraus. Entsprechend der engeren rechtshistorischen Zielsetzung geht es ihm dabei um die Klärung der Begriffe und Normen; rechtssoziologische oder prosopographische Forschungen wie in Siegfried Freys Arbeit über das Hofgericht wird man hier nicht suchen.

R. J. Weber

Joachim Gerner, Vorgeschichte und Entstehung der württembergischen Verfassung im Spiegel der Quellen (1815–1819) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg B 114). Stuttgart (Kohlhammer) 1989. XXII, 527 S.

In die vier Jahre zwischen Wiener Kongreß und Karlsbader Beschlüsse, zwischen das Verfassungsversprechen der Deutschen Bundesakte und den Beginn der Restauration fällt die Zeit des württembergischen Verfassungskampfs. Noch im Juni 1815 hatte König Friedrich, kaum aus Wien heimgekommen, eine Verfassung vorgelegt, mit der er dem bereits absehbaren Streben nach Wiedereinführung der in ganz Deutschland, ja darüber hinaus bekannten altwürttembergischen landständischen Repräsentation – und womöglich noch deren Ausdehnung auf die neuwürttembergischen Gebiete – zuvorzukommen suchte, es im Keim ersticken und unterlaufen wollte. Das *fait accompli* mißlang, wie man weiß, und was der König durch sein Vorpreschen hatte verhindern wollen, provozierte er nachgerade: eine zähe, allenthalben Aufsehen erregende und erst unter seinem Nachfolger zu beendende Auseinandersetzung über die Verfassung. Der vom König unterschätzte Widerstand der »Altrectler« sollte zwar die ehemaligen Landstände nicht mehr restaurieren, vereitelte aber doch den versuchten Verfassungs-Oktroi und gab dem Land am Ende eine Verfassung, die sich jenen der Nachbarländer des »süddeutschen (Früh-)Konstitutionalismus«, Baden und Bayern, an die Seite stellen durfte. Sie konnte sogar noch mit einer Besonderheit aufwarten,

war sie doch nicht wie diese durch einseitige, damit auch rücknehmbare Verordnung des Monarchen zustande gekommen, sondern auf dem Weg des Verfassungsvertrags zwischen König und Ständen. Mag man inzwischen diesen berühmten Vertragscharakter der württembergischen Verfassung des 19. Jahrhunderts auch nicht mehr für so zentral erachten wie die zeitgenössische politische Lyrik – faszinierend bleibt doch bis heute, daß es nur in Württemberg zu einem derartigen, öffentlich ausgetragenen Verfassungskampf zwischen König(en) und Bürokratie einerseits, Altständlern, Frühliberalen und Standesherrn andererseits gekommen ist.

Von dieser Faszination lebt auch die vorliegende umfangreiche Dissertation, die von jenem Lehrstuhl Eberhard Weis' in München betreut wurde, von dem die württembergische Landesgeschichte auch schon anderweitig befruchtet worden ist. Mit bisher noch nicht gekannter Ausführlichkeit und Vollständigkeit hat Gerner die Akten vornehmlich des Stuttgarter Hauptstaatsarchivs ausgezogen. Aus Ministerialprotokollen, Gutachten, Polizeiberichten und anderem erstellt er eine minutiöse Nachzeichnung jener Jahre, in denen Württemberg im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Deutschlands stand – der von Revolutionsangst befallenen Kabinette ebenso wie der auf staatlichen und gesellschaftlichen Fortschritt hoffenden Kräfte. Da dieser württembergische Verfassungskampf, auch hierin einmalig, nicht von Blutvergießen begleitet wurde, sondern in Festreden und Gedichten, Trinksprüchen und Nachtmusiken seine Äußerungsformen fand, wird die sonst eher trockene Aktendarstellung mitunter angenehm aufgelockert durch jene unfreiwillig komischen Momente, die der Eifer von Polizeispitzeln und Amtleuten bzw. die Listigkeit von Gastwirten und Deputierten zeitigten. Gerner's Arbeit wird ohne Zweifel einen festen Platz in der Geschichte des württembergischen und damit auch des deutschen Konstitutionalismus einnehmen. Nicht zuletzt bildet sie eine willkommene – und vom Niveau her adäquate – Ergänzung bzw. Grundlegung für das derzeitige Standardwerk zur Materie, Hartwig Brandts zwei Jahre zuvor erschienene Studie über »Parlamentarismus in Württemberg 1819 bis 1870« (vgl. WFr 73 (1989), S. 310f.).

R. J. Weber

6. Bau- und Kunstgeschichte

Thomas Biller, Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Bedeutung, München (Deutscher Kunstverlag) 1993. 236 S., 100 Abb.

Zwar ist die Burgenforschung ein rege bearbeiteter Teilbereich der Geschichts- und Kunstgeschichtswissenschaft, aber wohl eben weil in den vergangenen Jahrzehnten große Mengen neuen Wissens erschlossen wurden, hat sich niemand mehr an eine große Zusammenschau der hochmittelalterlichen Burg gewagt. Zu unüberschaubar scheint die Forschungslandschaft geworden. Das vorliegende Werk Thomas Billers ist aus dem überarbeiteten Einleitungskapitel seiner 1990 in Berlin entstandenen Dissertation (»Architektur und Bedeutung der klassischen Adelsburg des 12./13. Jahrhunderts – Der frühe gotische Burgenbau im Elsaß«) entstanden. Biller setzt sich eingangs intensiv mit der bisherigen Forschung auseinander und kommt zu einem vernichtenden Urteil über den Kenntnisstand der alten Burgen-Klassiker wie Piper, Dehio, Pinder und insbesondere Hotz. Hotz hatte unter anderem das Geschlecht der Stauer als maßgeblich für die Ausprägung des Burgentypus des 12./13. Jahrhunderts gesehen und rund um staufische Pfalzen ganze Systeme von Ministerialenburgen erkannt. All dies zieht Biller mit einleuchtenden Argumenten in Frage. Dabei wird allerdings an verschiedenen Stellen durch Reihung von aus dem Kontext gerissener Halbsatzzitate mit eingestreuten wertenden eigenen Vokabeln (vgl. zum Beispiel S. 25) eine polemische Schärfe erreicht, die dem Sachverhalt nicht angemessen ist. Man kann vermuten, daß spätere Forschergenerationen hier gegen Biller einen ebenso wohlfeilen Ansatz zum »Verriß« unter dem Vorwurf der Zeitbedingtheit des Urteils finden werden, wie Biller dies mit den Zitaten von Pinder oder Hotz tut.

Der Ertrag des Buches ist beeindruckend. Billers Hauptthese ist bereits dem Titel zu entnehmen und wird durch zahlreiche Beispiele untermauert: Nämlich daß nicht – wie bei Hotz – eine staufische Reichsarchitektur entstanden sei, sondern daß vielmehr der Adel ganz eigenständig und unabhängig von den Stauern eine Adelsarchitektur entwickelt habe. Im kunst- und baugeschichtlichen Detail bringt das Werk dabei viel Neues und manche ungewöhnliche, deswegen aber um so erfreulichere Sichtweise. Erwähnt sei hier Billers Beitrag zur Diskussion um die berühmten Buckelquader. Der Verfasser zeigt, daß der Buckelquader keineswegs ein rein staufisches Baumerkmal ist und illustriert dies mit Beispielen von Buckelquadern aus dem 14. bis 17. Jahrhundert. Versuchen, eine exakte stilgeschichtliche Chronologie der Buckelquaderformen zu erstellen, wie dies Uhl 1984 für Buckelquader aus dem Gebiet der Schwäbischen Alb getan hat, steht Biller skeptisch gegenüber, erarbeitet aber gleichwohl gewisse entwicklungsgeschichtliche Tendenzen. Somit liegt in der konkreten empirischen Forschung eindeutig Billers Stärke. Nicht immer ganz so überzeugend sind die umfangreichen Kapitel, in denen der Verfasser die theoretische Verbindung zwischen Sozialstruktur und Burgenarchitektur darstellt (»Wandlungen des Adels im 11. bis 13. Jahrhundert« und »Die Entstehung der adeligen Kultur«). Biller schreibt hier im wesentlichen die Forschungsansätze von Fleckenstein und Meyer aus, garniert mit einigen ergänzenden Belegen von Duby, Bumke oder Borst. Das Bild der Ministerialität im besonderen oder der Sozialstruktur im allgemeinen wird doch recht schematisiert dargestellt (was Biller allerdings selbst zugesteht). Man fragt sich beispielsweise bei dem Schaubild auf S. 50, das den Wandel der alten *nobiles* und der unfreien *ministeriales* in den späteren Hochadel/Fürsten und den Niederadel/Ritterstand darstellt, wo die ja keineswegs unwichtigen Gruppen der nichtfürstlichen Hochadligen oder der hochadligen Ministerialen (vgl. etwa Volknand von Toggenburg) bleiben. Man wird freilich solche Defizite weniger Biller anlasten können als seinen Referenzen. Die zu Theoretisierungen und Schematisierungen neigenden historischen Generalisten nehmen das historische Gesamtbild ändernde Erkenntnisse der Lokal- und Regionalforschung außerhalb ihrer erzählenden historischen Quellen oder gar literarischer Texte kaum wahr.

G. Fritz

Wolfgang Mayer, Kulturdenkmale und Museen im Rems-Murr-Kreis, Stuttgart (Theiss) 1993. 256 S., 166 Abb.

Der von Wolfgang Mayer verfaßte und vom Konrad Theiss Verlag in Stuttgart veröffentlichte Führer zu den Kulturdenkmälern und Museen im Rems-Murr-Kreis beginnt mit einem kurzen geschichtlichen Abriss des Kreises und Ausführungen zur Entwicklung des Fachwerkbbaus. In alphabetischer Reihenfolge werden dann die Ortschaften des Kreises mit ihren großen und kleinen baulichen Sehenswürdigkeiten vorgestellt. Die Präsentation der Objekte scheint sich dabei zum Teil eng an das zweibändige Werk von Adolf Schahl über »Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises« (München und Berlin: Deutscher Kunstverlag 1983) anzulehnen, was der Autor auch am Ende des Bandes unter der Rubrik »Literaturhinweis« vermerkt. Der Band ist mit von Ginger Neumann angefertigten Schwarzweißaufnahmen unterschiedlicher Qualität reich bebildert. In einem zweiten, sich an die Ortsbeschreibungen anschließenden Teil, folgt die Vorstellung der im Kreis vorhandenen Museen. Die Öffnungszeiten und Kontaktadressen sind jeweils angegeben, was besonders bei der Planung von Museumsbesuchen hilfreich ist, sind doch viele, vor allem kleinere Museen nur nach Vereinbarung oder an Wochenenden für Besucher zugänglich.

Es wäre für den vorliegenden Band sicherlich von Vorteil gewesen, wenn zumindest bei den größeren Ortschaften auf leicht zugängliche Sekundärliteratur – in der Regel Ortschroniken bzw. Heimatbücher – verwiesen worden wäre, so daß der interessierte Leser, in dem einen oder anderen Fall, einen Einstieg zur Vertiefung geboten bekommen hätte. Auch fehlt eine detaillierte Karte, die das Auffinden der Ortschaften erleichtern würde; die im Vorsatz abgebildete Karte ist dafür nicht ausreichend. Sieht man von den genannten Mängeln ab, so kann das vorliegende Buch ein handlicher und nützlicher Führer bei Exkursionen sein und

zumindest vor Ort erste Informationen über die Geschichte der einzelnen Baudenkmäler liefern.

H.-D. Bienert

Carlheinz Gräter, *Heimliche Täler. Fahrten und Wanderungen im Fränkischen zwischen Limpurger Bergen und Odenwald, Spessart und Taubergrund, Tauberbischofsheim* (Frankonia Buch im Verlag Fränkische Nachrichten) 1993. 160 S., 47 Ill.

Im fränkischen Norden Baden-Württembergs und Bayerns ist Carlheinz Gräter, der unermüdliche Wanderer, unterwegs. Er ist ein Quellenforscher im wahrsten Sinn des Wortes. Er meidet die touristischen Hauptanziehungspunkte des oben umrissenen Gebietes, nähert sich ihnen allenfalls auf verschwiegenen Pfaden und spürt in elf Kapiteln dem Geschlängel verzaubert dahinrieselnder Fließchen und Bäche durch heimliche Täler nach bis zu den Quellen. Gräter, dem in einer mitreissenden, poetischen Sprache beschreibenden Sucher und Finder kleiner Sensationen, ist wieder ein Buch gelungen, das den Reisenden, den Kunstfreund, den einfach vom Zauber des fränkischen Landes Ergriffenen zu geheimen Orten abseits der Touristikrouten führt, zu Zielen, die in Wahrheit mit großen Sensationen aufwarten, und sei es nur damit, daß sie bis heute noch kaum Schaden durch unsere Zivilisationsauswüchse genommen haben. Hübsche Skurrilitäten taumeln wie auf Schmetterlingsflügeln durch den beschreibenden Text: »Eine längst versteinerte Zugbrücke ...« – wer trifft besser den märchenhaften Reiz von Schloß Mespelbrunn? Und im Ruinengemäuer einer Burg sieht er das Symbol der Unbeständigkeit menschlichen Herrschens: »Geschichte sinkt ins Elementare zurück. Jede Ruine ist so auch ein heilsames Menetekel der Macht, der vom Ruinenbaum Holunder überblühte Burgplatz wie der vom Dschungel verschlungene Tempel oder die im Sand des Atlantik versinkenden Bunker des letzten Weltkriegs.« – Wie Gräter die Geschichte eines Kulturraumes aufblättert, sucht seinesgleichen. Den Leser seines handlichen Buches entläßt er wohlversorgt mit Wissen und infiziert mit Neugier hinein in die heimlichen Täler, bachaufwärts den Quellen zu.

D. Wieland

Gabriele Kreuzberger, *Fabrikbauten in Stuttgart. Ihre Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg* (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 59), Stuttgart (Klett-Cotta) 1993. 432 S., 145 Abb., 51 Pläne.

Bei der vorliegenden Veröffentlichung handelt es sich um eine von der Autorin 1992 am Kunsthistorischen Institut der Universität Stuttgart vorgelegte Dissertation über Fabrikbauten und frühe Industrialisierung in Stuttgart. Das Archiv der Stadt Stuttgart, welches einen Schwerpunkt in seiner wissenschaftlichen Publikationsreihe der Industrialisierung des Stuttgarter Raums widmet, nahm die Arbeit in sein Publikationsprogramm auf. In dem ersten Teil ihrer Arbeit beschäftigt sich die Autorin eingehend mit der industriellen Entwicklung Stuttgarts, dem Einfluß von Gesetzen und Vorschriften auf die industrielle Bautätigkeit und dem Aussehen und der baugeschichtlichen Entwicklung von Fabrikgebäuden. Der zweite Teil widmet sich den Stuttgarter Fabriken und ihren Gebäuden, wobei sich ein sehr vielgestaltiges Bild der »Stuttgarter Fabriklandschaft« widerspiegelt. Kreuzberger stellt dabei zuerst die chemische Industrie vor; es folgen Möbelfabriken, Textil- und Bekleidungsindustrie, Maschinen- und Apparatebauindustrie, Fabriken chirurgischer und orthopädischer Artikel, das Buchdruckereigewerbe und papierverarbeitende Industrien und schließlich die Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Kreuzberger versteht es dabei, die Geschichte der einzelnen Industriezweige bzw. der oft in Familienbesitz befindlichen Unternehmen kurz und prägnant zu schildern, wobei natürlich der Schwerpunkt auf den Gebäuden selbst liegt. Eine größere Anzahl an Photographien und Plänen ergänzen ihre Aussage. Ein Anmerkungsapparat und ein umfangreiches Literatur- und Quellenverzeichnis bieten interessierten Lesern eine gute Möglichkeit zur Vertiefung einzelner Kapitel. Kreuzbergers Arbeit wird sicherlich den Fachwissenschaftler, der sich mit der Industrialisierung des Stuttgarter Raumes beschäftigt, ebenso ansprechen wie den historisch interessierten Laien.

H.-D. Bienert

7. Biographien, Familiengeschichte

Ulrich Wagner (Hrsg.), Lorenz Fries (1489–1550). Fürstbischöflicher Rat und Sekretär. Studien zu einem fränkischen Geschichtsschreiber (Schriften des Stadtarchivs Würzburg 7), Würzburg (Schöningh) 1989. 123 S.

Aus Anlaß des 500. Geburtstages des wohl bedeutendsten Geschichtsschreibers Frankens im 16. Jahrhundert widmete das Stadtarchiv Würzburg Lorenz Fries nicht nur eine Ausstellung, sondern erarbeitete in Kooperation mit dem historischen Institut der Würzburger Universität einen in der Publikationsreihe des Archivs erscheinenden kleinen Band, der trotz seines bescheidenen Umfangs von einigem inhaltlichem Gewicht ist. In sieben Einzelbeiträgen wird in wissenschaftlich fundierter Weise Licht auf Leben und Werk des Würzburger Chronisten geworfen. Ein biographischer Abriss (Peter Weidisch) zeigt auf, wie Fries, dem aus kleinen Verhältnissen stammenden Mergentheimer Gastwirtssohn, nach Studien an den Universitäten Leipzig, Wien, Ingolstadt und Wittenberg in Diensten dreier Würzburger Bischöfe ein bemerkenswerter sozialer Aufstieg gelang. Als Sekretär, Verwalter des fürstbischöflichen Archivs und mit diplomatischen Missionen beauftragtem Rat eröffneten ihm persönliches Erleben und Zugriff auf relevantes Urkunden- und Aktenmaterial historiographische Möglichkeiten, denen wir seine Chronik des Bistums Würzburg von den Anfängen bis 1495 sowie eine Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken verdanken. Sein drittes großes Werk, die sogenannte Hohe Registratur, ist über ein bloßes Archivverzeichnis hinaus ein umfangreiches historisch-topographisches Lexikon des Stifts Würzburg, das im Zusammenhang mit der von deutschen Humanisten angestrebten »Germania illustrata« zu sehen ist. Die Frage, mit welcher Berechtigung Fries selbst als Humanist bezeichnet werden kann, wird sowohl in dem Versuch einer wertenden Einordnung seines Werkes in die Historiographie der Zeit (Walter Ziegler) als auch in mehreren Aufsätzen zu Abschnitten der Bischofschronik (Axel Tittmann, Thomas Heiler, Ulrich Wagner) diskutiert. Hieraus ergibt sich ein zwiespältiges Bild des Historikers Fries. Zum einen weist etwa seine romkritische Haltung bei der Darstellung der Vorgänge um Bischof Adalbero zur Zeit des Investiturstreits ebenso auf humanistischen Einfluß hin wie sein Bemühen um Quellennähe und -kritik. Letzteres wird besonders deutlich in seinem philologischen Exkurs zur Herkunft des Namens »Würzburg«. Andererseits fehlt Fries der publizistisch-pädagogische Impetus. Die Bindung an seinen Dienstherrn und dessen Staatswesen ist unverkennbar, wenn er das Streben der Stadt Würzburg und ihrer Verbündeten nach Reichsunmittelbarkeit im fränkischen Städtekrieg als Rebellion brandmarkt. Hierbei festzustellende einseitige Quellenauswahl kennzeichnet auch die noch deutlicher der traditionellen Hofhistoriographie verpflichtete Fries'sche Bauernkriegsgeschichte. Die beiden abschließenden Beiträge widmen sich der Bearbeitung und Fortsetzung der Bischofschronik durch den Dompräsenzmeister Johann Reinhart (Enno Bünz) und den Miniaturen des fürstbischöflichen Hofmalers Martin Seger, mit denen dieser das Domkapitel-Exemplar der Fries'schen Chronik ausstattete (Christiane Lenz). Von ursprünglich drei gefertigten Reinschriften ist allein letztgenannte erhalten geblieben. Eine definitive Bewertung des Lorenz Fries und seines historischen Schaffens kann und will die vorliegende Aufsatzsammlung nicht leisten. Vielmehr bietet sie fruchtbare Ansatzpunkte für eingehendere wissenschaftliche Studien. Eine wichtige Grundlage hierfür wird die geplante textkritische Edition der Bischofschronik darstellen.

A. Brunotte

Michael Meisner, Julius Echter von Mespelbrunn. Fürstbischof zwischen Triumph und Tragik, Würzburg (Stürtz) 1989. 236 S.

Michael Meisner, der inzwischen leider verstorbene Verleger und Herausgeber der Würzburger Tageszeitung »Main-Post«, stellt in seinem Buch mit der Person des Fürstbischofs Julius Echter eine treibende Kraft der Gegenreformation vor, deren Wirken nicht an den Grenzen seines Hochstifts Würzburg haltmachte. Der Autor bezeichnet ihn gar als den »Retter des Katholizismus im Herzen Deutschlands«. Geprägt durch eine dreijährige

Ausbildung an der Jesuitenschule zu Köln, die er mit glänzendem Erfolg bestritt, und anschließende Studienaufenthalte an bedeutenden europäischen Universitäten der Zeit, trat der hochgebildete Echter 1569 in das Würzburger Domkapitel ein, dessen Dechant er nur ein Jahr später wurde. Daß der noch nicht Dreißigjährige bereits 1573 nach dem Tode Bischof Friedrichs von Wirsberg zu dessen Nachfolger gewählt wurde, kam völlig überraschend. Nach Beendigung der Inthronisationsfeierlichkeiten machte sich der asketische, durch regelmäßige Geißelungen selbst kasteiende neue Amtsinhaber umgehend daran, den Sittenverfall und die Ausbreitung lutherischen Gedankenguts in seinem Herrschaftsbereich zu bekämpfen. Als Werkzeug dienten ihm hierzu auf seine Person verpflichtete bischöfliche Kommissare, die Ordnungsverstöße aufspüren, ahnden und als »Augen und Ohren« ihres Herren Bericht erstatten sollten. Protestantische Prediger und sich zum evangelischen Glauben bekennende Untertanen wurden mit ihren Familien ausgewiesen. Den mehrheitlich protestantischen Einwohnern der Rhöngemeinde Münnerstadt drohte der persönlich eingreifende Fürstbischof sogar mit einem Blutgericht, an dessen Stelle aber die zivilere, jedoch nicht weniger effektive Jesuitenmission trat. Nicht nur Abwehrmaßnahmen gegen das Vordringen der protestantischen »Irrlehre« galt es zu treffen, sondern ebenso eklatante Mißstände im Bereich des katholischen Klerus, der klösterlichen Gemeinschaften und der öffentlichen Verwaltung abzustellen. Zu den bleibenden Aufbauleistungen des Julius Echter zählen vor allem die aus dem Geist tridentinischer Reform heraus gegründete Würzburger Universität und die Errichtung des nach ihm benannten Juliusspitals. Beide Projekte mußte Echter übrigens gegen den Widerstand seines Domkapitels durchsetzen, mit dem er in ständigem Streit lebte. In seine tiefste Krise stürzte der Fürstbischof paradoxerweise, als er auf Intervention der protestantischen Stände der Fürststube Fulda deren ungestüm rekatholisierenden Abt Balthasar von Dernbach absetzte und dessen Territorium kurzerhand dem Hochstift Würzburg einverleibte. Dieser durch kaiserliche Sequestration alsbald unterbundene Schritt brachte ihm die vorübergehende Exkommunikation und Isolierung unter den katholischen Reichsständen ein. Doch verhinderte diese Episode nicht, daß Julius Echter zu einem der führenden und energischsten Vertreter der katholischen Sache am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges wurde. Kurz vor dessen Ausbruch starb er 1617 im Alter von 73 Jahren.

Es ist das Verdienst Meisners, die Person Echters mit vorliegendem Buch einem breiten, historisch interessierten Publikum bekanntzumachen. Er tut dies nicht in Form einer wissenschaftlichen Abhandlung, sondern in essayistischer, zuweilen fiktive und dokumentarische Elemente mischender Weise. Dies fördert sicherlich die Lesbarkeit, doch wären Quellenangaben wünschenswert gewesen. Unbefriedigend muß es bleiben, wenn der Autor zu Forschungsmeinungen kritisch Stellung nimmt, aber weder Namen noch Werk des betreffenden Historikers nennt. Auch störte den Rezensenten die gelegentlich journalistisch flapsige Sprache an unpassender Stelle. So stellt Meisner, um nur ein Beispiel zu nennen, bei der Beschreibung der Diskussion über die Nachfolge des Bischofs von Wirsberg die rhetorische Frage: »Wer wohl noch darauf scharf war, seinen Senf zur Wahl des neuen Fürstbischofs dazugeben?« (S. 16). Unverhohlen bleibt die Sympathie und Bewunderung des Biographen für die Persönlichkeit Echters. Lediglich dessen engagierte Rolle bei den Hexenverfolgungen läßt den Autor eine distanziertere, kritischere Haltung einnehmen.

A. Brunotte

Harald Bachmann u.a. (Hrsgg.), Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha 1818–93 und seine Zeit. Jubiläumsschrift im Auftrag der Städte Coburg und Gotha, Augsburg (Maro) 1993. 488 S., Farbtafeln, zahlr. Abb.

Einheit, Vereinigung, Einigungsprozeß, Wiedervereinigung, Neuvereinigung, Einverleibung – dieser gegenwärtig zu beobachtende, fast schon babylonisch anmutende Sprachwirrwarr zeigt nur allzu deutlich, daß das Medium Sprache zuweilen die Lebenswirklichkeit nur unzureichend zu erfassen vermag. Schopenhauers Diktum, der Deutsche suche das, was vor

seinen Füßen liege, stets in den Wolken, scheint sich vor diesem Hintergrund wieder einmal zu bewahrheiten. Und so lautet die Botschaft der Wolken, die, genährt von ökonomischen Horrordaten, seit Jahren auf den deutschen Blätterwald herabrieselt: Einheit? – Unmöglich! Nun gibt es offenbar Zeitgenossen, an denen, möglicherweise aufgrund provinzieller Verstocktheit, diese Erkenntnis vorbeigegangen zu sein scheint. Sie öffneten die Mottenkiste der Geschichte und fanden: Gemeinsames, und, schlimmer noch, sie schufen: Gemeinsames. Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, »ein merkwürdiges Phänomen des 19. Jahrhunderts« (Golo Mann), war seiner Zeit weit voraus: liberalen Ideen gegenüber aufgeschlossen, volksnah (Bismarck bezeichnete ihn einmal spöttisch als »Kaiser in der Joppe«), außerordentlich begabt, vielseitig interessiert und engagiert, verkörperte er den Typus des politischen Pragmatikers, der bekanntlich unter den Dichtern und Denkern hierzulande traditionell wenig Ansehen genießt. Dieser Pragmatismus veranlaßte ihn schließlich, obwohl eher großdeutsch gesinnt, vor dem deutsch-deutschen Krieg von 1866 »mit beiden Beinen auf das Trittbrett Bismarckscher Politik zu springen« (Brütting, S. 46). Der große Liberale unter den deutschen Fürsten wurde damit gleichsam zur Symbolfigur für das Paradoxon, daß, als der Liberalismus eines seiner beiden großen Ziele erreicht hatte, sein Abstieg begann.

In insgesamt 19 Beiträgen würdigt der von den Städten Coburg und Gotha anlässlich des Doppeljubiläums (175ster Geburtstag, 100ster Todestag) gemeinsam herausgegebene Band diese bemerkenswerte Herrscherpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts, ein Beispiel dafür, daß allmählich zusammenwächst, was zusammengehört. Herzog Ernst hatte selbst eine Eini-gung im kleinen zu vollziehen: 1828 war das Herzogtum Gotha an Coburg gefallen, 1852 gab er beiden eine gemeinsame Verfassung, dies allerdings ein »Scheinerfolg« (Bachmann, S. 21), denn abgesehen von der gemeinsamen Repräsentation blieben Regierung, Verwaltung und politische Vertretung (2 Landtage!) weiterhin getrennt. So bleibt letztlich die Frage: Wiederholt die Geschichte sich nun oder wiederholt sie sich nicht? – Die Wolken werden es schon wissen.

H. Kohl

Fritz Richert, Karl Adler. Musiker, Verfolgter, Helfer. Ein Lebensbild (Veröffentli- chungen des Archivs der Stadt Stuttgart 46), Stuttgart (Klett-Cotta) 1990. 88 S., 31 Abb. Die von Fritz Richert verfaßte und vom Archiv der Stadt Stuttgart herausgegebene Schrift erzählt die Lebensgeschichte des am 25. Januar 1890 in Buttenhausen geborenen Karl Adler. Als Sohn einer alteingesessenen jüdischen Familie verbrachte er seine frühe Kindheit in Buttenhausen. Schon in jungen Jahren zeigte sich seine musische Begabung, welche ihm auch zum Eintritt ins Lehrerseminar in Esslingen verhalf, wo er eine Ausbildung zum Lehrer und Kantor absolvierte, die er 1908/09 erfolgreich abschloß. Es folgen Gesangsstudien am Königlichen Konservatorium in Stuttgart, wo man auf die Begabung des jungen Adler aufmerksam wurde. 1912 bekommt Adler dann die Gelegenheit als einer der brabantischen Edlen in Richard Wagners Lohengrin mitzuwirken. Dies schien der Beginn einer erfolgversprechenden Karriere zu sein. Der Erste Weltkrieg bereitet seinen weiteren Plänen vorerst ein Ende, er muß als Soldat in den Krieg ziehen. In den Briefen, die er nach Hause schreibt, ist ein nationaler Unterton nicht zu überhören, wengleich er sich auch der Schrecken bewußt ist, die der Krieg für den einzelnen Menschen mit sich bringt. Aber auch im Militär wird man auf die musikalischen Qualitäten Adlers aufmerksam und immer häufiger tritt er trotz einer erlittenen Kopfverletzung bei Konzerten und Wohltätigkeitsveranstaltungen auf. Nach dem Krieg traf Adler mit Theodor Bäuerle zusammen, der sich ganz der Erwachsenenbildung verschrieben hatte. Schnell fand Adler Gefallen an dieser Idee und entwarf in einer Denkschrift den Plan für ein Konservatorium, wo vor allem »der Gemeinschaftsgeist beim Musizieren« ausgebildet werden sollte. Adler widmete sich dieser Aufgabe mit seiner ganzen Energie. 1925 heiratet Adler. Im Musikleben Stuttgarts hat er sich als Direktor des Konservatoriums für Musik einen festen Platz erobert. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bricht für Adler eine schwierige Zeit an. Er wird bei einem Überfall

am 13. März 1933 mißhandelt. Die Angriffe der Presse gegen Adler nehmen ebenfalls zu und machen seine weitere Arbeit unmöglich: das Konservatorium wird aufgelöst. Adler läßt sich aber nicht entmutigen und widmet sich bis zu seiner Emigration nach Amerika 1940 vielfältigen künstlerischen und pädagogischen Aktivitäten, die vor allem der jüdischen Gemeinde zugute kommen sollten. Der Neubeginn in den Vereinigten Staaten fällt Adler nicht leicht. Er und seine Familie finden bei Verwandten in der Nähe von New York Unterkunft. Erst 1942 eröffnen sich ihm neue berufliche Perspektiven. Als Musikdirektor soll er eine Musikabteilung eines College aufbauen und vom New York City College of Music erhält er »für überragende Leistungen auf dem Gebiet der Musik-Erziehung« die Ehrendoktorwürde übertragen. Sein weiterer Berufsweg führt ihn dann als Gründer und Leiter der Musikabteilung an die Yeshiva-Universität, einer konservativen jüdischen Hochschule. Hier wirkt Adler bis zum Alter von 78 Jahren. Wie so viele Emigranten seiner Generation hängt er aber noch immer an seiner deutschen Heimat, und so vergißt er es auch nicht, sich nach dem Krieg für viele Deutsche einzusetzen, die während des Krieges Juden halfen, dem nationalsozialistischen Terror zu entkommen. Ein Besuch führt ihn 1966 wieder nach Deutschland. 1968 zieht sich Adler in den wohlverstandenen Ruhestand zurück. 1973 stirbt er im Alter von 83 Jahren.

Richert gelingt es auf eindrucksvolle Weise das Lebensschicksal Adlers zu erzählen – ohne Pathos, aber doch mit dem angemessenen Ernst. – Die Ausführungen werden durch Bilder und Dokumente ergänzt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister schließen den Band ab.

H.-D. Bienert

Erich Bloch, Das verlorene Paradies. Ein Leben am Bodensee 1897–1939. Bearb. von Werner Trapp, Sigmaringen (Thorbecke) 1992. 145 S., zahlr. Abb.

»Ich weiß, daß ich nichts weiß.« – Das sokratische Paradoxon drängt sich dem Leser, der sich über die Geschichte der Juden in Deutschland leidlich informiert glaubt, bei der Lektüre dieses Buches unweigerlich auf. Das Leben Erich Blochs ist ein Beispiel für die kulturelle Vielfalt, die durch den Assimilationsprozeß des 19. Jahrhunderts im deutschen Judentum entstanden war.

1897 in Konstanz geboren, entstammt Bloch dem wohlhabenden Bildungsbürgertum. Der Vater hat als renommierter Rechtsanwalt eine gutgehende Kanzlei. Trotz des frühen Todes der Mutter verlebt der Sohn eine unbeschwerte Kindheit. Als Gymnasiast schließt Bloch sich der Wandervogelbewegung an. Als Kriegsfreiwilliger schwer verwundet, wandelt er sich in seiner Studentenzeit zum überzeugten Pazifisten. Da der studierte Jurist wenig Neigung verspürt, in die Fußstapfen des Vaters zu treten, führt er jahrelang das Leben eines Bohemien. 1933 wendet er sich dann der Landwirtschaft zu, er erwirbt einen Hof am Bodensee und bewirtschaftet diesen mit großem Erfolg nach den Grundsätzen des biodynamischen Landbaus. Über dieser Idylle, die selbst nach 1933 noch paradiesische Züge trägt, ziehen erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre dunkle Wolken auf. Ernsthaftige Zukunftsangst kommt deswegen bei Bloch und seiner Frau jedoch nicht auf. Unter abenteuerlichen Umständen gelingt ihnen schließlich, buchstäblich in letzter Minute, im Oktober 1939 die Übersiedlung nach Palästina.

Auch in methodischer Hinsicht ist das Buch bemerkenswert: Es entstand im Rahmen des Projekts »Mündliche Geschichte« an der Universität Konstanz, es ist somit ein Beispiel dafür, welche Bedeutung die oral history in den letzten Jahren insbesondere für die Erforschung der Alltagsgeschichte gewonnen hat. Bloch erweist sich dabei als glänzender Erzähler, der den Leser mit sicherer Hand durch die Welt des städtischen Großbürgertums um die Jahrhundertwende führt, eine grundlegend andere Lebenswelt, als wir sie für unseren Raum aus den Schilderungen Bruno Sterns und Simon Berlingers kennen. Das Leben Erich Blochs läßt die Formel »Deutsche und Juden«, die häufig im Sinne einer Gegenüberstellung verwendet wird, zu einer begrifflichen Einheit verschmelzen.

H. Kohl

Fred Uhlman, *Erinnerungen eines Stuttgarter Juden*. Aus dem Englischen übersetzt und hrsg. von Manfred Schmid (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 56), Stuttgart (Klett-Cotta) 1992. 203 S., 18 Abb.

Mit dem 56. Band seiner Veröffentlichungen widmet sich das Archiv der Stadt Stuttgart wieder dem Schicksal eines ehemaligen jüdischen Mitbürgers, nachdem bereits als Band 46 die Biographie von Karl Adler erschienen ist. Im vorliegenden Band erzählt Fred Uhlman seine Lebensgeschichte, beginnend mit Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugendzeit, die er in Stuttgart verbrachte. Er schließt mit der Schilderung seiner Kriegserlebnisse in England, wohin er schon 1936 gekommen war. Dazwischen liegen viele, sehr aufregende und auch entbehrungsreiche Jahre.

Bereits 1960 war die Autobiographie Uhlmans in England unter dem Titel »The Making of an Englishman« erschienen. Nachdem 1985, dem Todesjahr Fred Uhlmans, auch eine französische und bald darauf eine italienische Ausgabe erschienen ist, ist es wohl folgerichtig, nun endlich das Buch auch in deutscher Sprache vorzulegen. Der Übersetzer und Herausgeber Manfred Schmid hat sich mit großer Sorgfalt der deutschen Edition gewidmet. Ein Vor- und Nachwort hat er eingefügt. Ein Anmerkungsapparat erläutert den Text und ein Bildanhang illustriert die Biographie.

H.-D. Bienert

8. Einzelne Orte

Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen, Heft 8 (1991) (hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen), Bietigheim-Bissingen 1991. 270 S., 86 Abb.

Mit dem 8. Band seiner Schriftenreihe legt das Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen wieder einen ansprechenden Band mit insgesamt sieben Einzelaufsätzen vor. Drei zeitgeschichtliche Beiträge, die ungefähr die Hälfte des Heftes umfassen, bilden den Schwerpunkt des 8. Bandes. Diese Arbeiten widmen sich in chronologischer Abfolge der 100jährigen Geschichte des Bietigheimer SPD-Ortsvereins. Die erste, von Michael Schirpf verfaßte Arbeit behandelt sehr umfassend die »Geschichte der Arbeiterbewegung in Bietigheim, Bissingen und Untermberg« bis zum Jahr 1933. Der zweite Beitrag von Karlheinz Lindner und Michael Daniel beginnt mit der Neugründung der SPD Ortsgruppe im Jahr 1945 und trägt folgenden Titel: »Aus den Protokollbüchern des SPD Ortsvereins Bietigheim 1945–1975«. Ein dritter Beitrag, für den Volker Müller verantwortlich zeichnet, rundet das Bild ab, indem er »Die Nachkriegsentwicklung der Bissinger SPD nach den Protokollbüchern« beschreibt. Es folgen dann Beiträge über »Die Orgeln der Bietigheimer Stadtkirche«, »Die Gebrüder Gärtner aus Bietigheim« und »Fenstererker in Bietigheim«. Als letzter Beitrag folgt die von Martha Endrejat beschriebene Geschichte »Aus dem Leben einer ostpreußischen Bäuerin«. In einem sehr unterhaltsamen Erzählstil schildert sie die Geschichte ihrer Familie, wobei sie den Schwerpunkt auf ihre eigene Biographie legt. Gerade dieser Aufsatz zeigt, wie wichtig und auch interessant geschrieben die Berichte von Zeitzeugen sein können. Überhaupt ist das gesamte Heft, dem neben einigen Buchbesprechungen noch eine Stadtchronik der Jahre 1987 und 1988 angehängt ist, sehr gut und übersichtlich gestaltet, so daß diese Reihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen für andere Städte und Gemeinden, die eine ähnliche Schriftenreihe planen, durchaus als Vorbild dienen kann.

H.-D. Bienert

Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen, Heft 9 (1991) (hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen), Bietigheim-Bissingen 1991. 148 S., 21 Abb.

Aus Anlaß des 1989 gefeierten 1200jährigen Jubiläums der ersten urkundlichen Erwähnung von Bietigheim steht das 9. Heft der »Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen« ganz im Zeichen einer »publizistischen Nachfeier des Stadtjubiläums«. So sind im vorliegenden Band alle aus Anlaß des Jubiläums gehaltenen Vorträge in Einzelaufsätzen zusammengetragen. Im einleitenden Beitrag beschäftigt sich Alois Seiler mit der Frage: »Was war eigentlich 789 – Bietigheim vor 1200 Jahren«. Erwin Mickler schildert in seinem Aufsatz die

Geschichte der Peterskirche und der Stadtkirche in Bietigheim. Hansmartin Decker-Hauff befaßt sich mit den dunklen Seiten der Stadtgeschichte von Bietigheim, den Katastrophen, die die Stadt heimsuchten. Exemplarisch beschreibt er hier fünf Ereignisse, die für die Geschichte der Region prägend waren. Die große Pestepidemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts und der 30jährige Krieg des 17. Jahrhunderts trafen auch Bietigheim hart. Einem ganz anderen Thema hat sich Manfred Kurz gewidmet; er berichtet über die Landschaft der Markung von Bietigheim und Bissingen im Wandel der Zeiten. Stefan Benning hatte sich dagegen eines sozialgeschichtlichen Themas angenommen: »Überfluß und Mangel oder Innenansichten einer Krise – Bietigheim zu Anfang des 18. Jahrhunderts«. Eine Reihe von Buchbesprechungen und die Stadtchronik des Jubiläumsjahrs 1989 beschließen den Band. *H.-D. Bienert*

Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen, Heft 10 (1992) (hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen), Bietigheim-Bissingen 1992. 158 S., 54 Abb.

Das 10. Heft der »Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen« beginnt mit einem Beitrag von Leopold Stierle über »Die Siegel der Stadt Bietigheim«. Im darauf folgenden Aufsatz erläutert Tanja Woebis »Die Tierknochenfunde der Burg Bietigheim«. Bei Ausgrabungen in der Burg Bietigheim waren 1984 und 1985 eine größere Menge an Tierknochen geborgen worden. Der Wert von Tierknochen für die Archäologie des Mittelalters ist inzwischen hinreichend bekannt, können sie doch – wie im vorliegenden Fall – interessante Hinweise auf den »Speisezettel«, die Jagdgewohnheiten, ja sogar den Lebensstandard der früheren Bewohner der Burg geben. So zeigte sich, daß die Bietigheimer »ihren Fleischbedarf zu zwei Dritteln mit Schweine- und Rindfleisch« deckten. In weitaus geringeren Mengen verzehrten sie Geflügel und Schaf- bzw. Ziegenfleisch. Ein kurzer, von Otto Kolmar verfaßter Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, ob es sich bei der Stadtansicht auf dem 1610 entstandenen Epitaph des Leonberger Stadtschreibers Jeremias Korn und seiner aus Bietigheim stammenden Frau Anna um eine Darstellung von Bietigheim handeln könnte, wobei er zu dem Schluß kommt, daß hier tatsächlich »die älteste Stadtansicht von Bietigheim« vorzuliegen scheint.

Die folgenden sechs Aufsätze sind verschiedenen Themen gewidmet: Sabine Sander berichtet über die »Heilkunde als Handwerk – Medizin in Bietigheim vor 200 Jahren«. Elke Osterloh-Gessat behandelt ebenfalls ein medizingeschichtliches Thema: »Lieber reich und gesund als arm und krank – Vom Armenhaus zu Krankenhaus«. Dem Schicksal eines Gebäudekomplexes in Bietigheim gilt die Aufmerksamkeit in den Beiträgen von Burghard Lohrum (»Bietigheim, Schieringstraße 18 – Baugeschichtliche Untersuchungen zur Bau-, Raum- und Nutzungsstruktur im 16. Jahrhundert«) und Sonja Eisele (»Bietigheim, Schieringstraße 18 – Ein Haus und seine Menschen«).

Erwin Mickler berichtet in seiner Arbeit über den »Magister Johann Friedrich Hobbahn – Dekan in Bietigheim 1733–1737« und Hildegard Gutsche schreibt zum Thema: »Aus dem Stegreif sprechen – eine etwas andere Stadtführung«. Somit offeriert das vorliegende Heft ein breites und interessantes Spektrum von Aufsätzen zur Geschichte von Bietigheim-Bissingen. Zahlreiche Abbildungen ergänzen die Texte und fast allen Beiträgen folgt ein Literatur- und Quellenverzeichnis.

Den insgesamt neun Textbeiträgen schließen sich noch Buchbesprechungen und eine von Joachim Rüeck und Stefan Benning zusammengestellte Stadtchronik des Jahres 1990 an. Der Band endet mit einer Übersicht über den Inhalt der bisher erschienen Ausgaben der »Blätter zur Stadtgeschichte Bietigheim-Bissingen«. *H.-D. Bienert*

450 Jahre Lateinschule Backnang. Jubiläumsschrift des Max-Born-Gymnasiums Backnang (hrsg. vom Förderverein Max-Born-Gymnasium e. V. Backnang), Backnang (Buchdruckerei Fr. Stroh) 1989. 192 S., 210 Schwarzweißfotos.

Wer die umfangreiche Jubiläumsschrift des Backnanger Max-Born-Gymnasiums einmal in eigene Hände genommen hat, wird feststellen, daß sie bei weitem mehr Material liefert als etwa eine Schrift, in der lediglich gestrafft der historische Werdegang einer württembergischen

Lateinschule geboten wird. Als verdienstvoll – vor allem mit dem aufklärenden Kommentar zum »Jubiläumsjahr 1989« – kann der erste längere Abschnitt von Dr. Gerhard Fritz über die »Geschichte der Lateinschule Backnang und ihrer gymnasialen Nachfolger« (S. 15–40) gewertet werden, der einen sehr detaillierten Überblick über den Lateinunterricht des Backnanger Stifts vom 13. Jahrhundert bis zur Realschule mit Lateinabteilung (1904/05 bis 1933) leistet, untergliedert in: 1. Die reformatorische Zeit, 2. Vom 16. bis 18. Jahrhundert, 3. Vom 18. bis 20. Jahrhundert; abschließend mit einer Chronologie der Backnanger Lateinschul- und Gymnasiallehrer bis 1933. Wer in diesem längeren Abschnitt unter anderem erfährt (S. 26), daß zum Beispiel im Jahre 1779 der Präzeptor im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen »wol versirt« und grammatikalisch »informirt« war, ja zudem noch Religion, Rechnen und Geographie lehrte, wird den Eifer an Sprachen-Gelehrsamkeit und Allgemeinbildung der damaligen Zeit gewiß mit anderen Augen messen, während heute im Gegensatz dazu das Hauptinteresse den naturwissenschaftlichen Fächern gilt und alte Sprachen meistens nur noch im Sinne zusätzlicher Lehr-Spezifika ein »Rand-Dasein« erfahren. Auf S. 41 ist eine Statistik über die »Entwicklung der Schülerzahlen an den Backnanger Gymnasien und ihren Vorläufern in den Jahren 1899 bis 1980« abgebildet, ehe der zweite längere Abschnitt »Von der Realschule zum Gymnasium (1933 bis 1958)« (S. 42–69) beginnt, der von Rolf Königstein bearbeitet worden ist, angefangen von der Zeit des Nationalsozialismus bis 1939, der Zeit des Zweiten Weltkrieges (Schule unter Kriegsbedingungen 1939 bis 1945), des Kriegsendes, der schweren Jahre der Nachkriegszeit (Zusammenbruch und Neuaufbau, 1945 bis 1948) bis zum allmählichen Wiederaufbau (Beginnende Normalisierung). Eine weitere Statistik zeigt hier die Entwicklung der Schülerzahlen von 1938 bis 1988 (S. 70), Volkmar Schrenk liefert danach »Erinnerungen aus meiner Schulzeit (1937 bis 1946)« (S. 71–73).

Hier schließt sich ein längerer Abschnitt von Hans-Eckhard Giebel über die Backnanger Schulleiter an (S. 74–94), so über Prof. Gustav Adolf Mergenthaler (Erster Rektor, 1905–1918, an der Realschule mit Lateinabteilung), Dr. Ludwig Wendelstein (Schulleiter an der Realschule und späteren Oberschule für Jungen, 1918–1938 und 1945–1947), die Schulleiter an der Oberschule für Jungen von 1938 bis 1945, wie Karl Schnekenburger, Hermann Walter und Karl Bruder, bekannt ebenso als Sippen- und Heimatforscher, Dr.-Ing. Richard Sanzenbacher (Leiter der Oberschule für Jungen / Gymnasium Backnang / Max-Born-Gymnasium, 1967–1976) und über Eberhard Kuntz (Schulleiter am Max-Born-Gymnasium, 1976–1987). Die Artikel münden schließlich in eine umfangreiche Beschreibung der Arbeit der Gymnasium-Mitarbeiter und Helfer, des Lebens und Lernens am Gymnasium, auch in den spezifischen Fächern, des Aufbaues und der räumlichen Entwicklung des Max-Born-Gymnasiums, sowie der vielgestaltigen Vereinsarbeit und den besonderen Veranstaltungen der Lehranstalt. Der Band mit einem Umschlag von Hellmut G. Bomm nach einem Entwurf von Ernst Hövelborn ist mit zahlreichen Schwarzweißabbildungen (vor allem der Lehrerkollegien, der Abiturientenklassen und einzelnen Schulklassen), Abbildungen von Dokumenten, Handschriften, Urkunden, Zeitungsberichten, Zeichnungen, Skizzen, Karikaturen, geographischen Karten, Statistiken, Tabellen, Schulprogrammen und anderem reich illustriert worden und bietet weitaus mehr »Stoff«, als man erwarten kann. Es handelt sich nicht nur um eine Jubiläumsschrift zum Backnanger Schulleben, sondern in den historischen Teilen auch um ein wichtiges Sach- und Fachbuch zur württembergischen Schulentwicklung in den letzten Jahrhunderten.

Für die fleißige Arbeit sei allen Autoren und Mitarbeitern herzlich gedankt. Mehr denn je gilt somit, auch andere Schulen, Gymnasien und Lehranstalten anzuregen und zu bewegen, ihre Jubiläen mit ähnlich gestalteten Bänden zu feiern.

G. G. Reinhold

Philippe Alexandre, Schwäbisch Hall im Vormärz (1830–1848). Gesehen durch seine Zeitungen (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 5), Schwäbisch Hall (Haller Tagblatt) 1993, 118 S.

Die Revolution von 1848/49 war ein Ereignis, das sich nicht nur in den großen politischen

Zentren wie Berlin, Wien oder Frankfurt abspielte. Auch die Provinz, scheinbar in biedermeierlichen Lebensformen erstarrt, geriet plötzlich in Aufruhr. Für Hall wurde dies in der Ausstellung »Hall im 19. Jahrhundert«, die 1991 im Hällisch-Fränkischen Museum stattfand, eindrucksvoll dokumentiert. So lag es nahe, der Frage nachzugehen, inwieweit sich bereits vor 1848 auf der lokalen Ebene Tendenzen erkennen lassen, die auf ein wachsendes Selbstbewußtsein und ein stärker werdendes Streben nach Emanzipation auf seiten des Bürgertums hindeuten. Philippe Alexandre, Dozent an der Universität Nancy und Autor verschiedener Studien zur hällischen Geschichte, insbesondere des Pressewesens, tut dies, indem er die Lokalpresse als Spiegel der damaligen Zeit nutzt und mit ihrer Hilfe ein Bild des bürgerlichen Lebens in der Vormärzzeit entfaltet.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Zeit einer »Leserevolution«. Die sogenannten »Intelligenzblätter«, deren Anfänge häufig ins 18. Jahrhundert zurückgingen, erlebten einen ungeheuren Aufschwung. Hall, damals eine Provinzstadt von etwa 6000 Einwohnern, hatte zu jener Zeit zwei Zeitungen: zum einen das »Hallische Wochenblatt« (gegründet 1788), später als »Schwäbischer Hausfreund« zwei- bzw. dreimal pro Woche erscheinend, als »Haller Tagblatt« ab 1848 dann täglich, und zum andern den »Haller Merkur«, der, 1829 begonnen, dreimal in der Woche erschien. Alexandres Analyse dieser beiden Blätter für den Zeitraum des Vormärz macht deutlich, daß es im kulturellen und wirtschaftlichen Bereich erste, wenngleich zaghafte Modernisierungstendenzen gab; zu nennen wären hier einerseits das Schulwesen, der Buchhandel und das Aufkommen der Bibliotheken, andererseits die Arbeit des Gewerbevereins sowie die ersten Anfänge eines Sparkassen- und Versicherungswesens. Weitaus schwieriger ist es dagegen, das politische Leben der damaligen Zeit aus den Zeitungen zu erschließen, war der Presse doch seit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 jegliche Berichterstattung politischen Inhalts verboten. Alexandre kommt in seiner Studie zu dem Ergebnis, daß sich bereits im Vormärz trotz obrigkeitlicher Gängelung so etwas wie eine öffentliche Meinung entwickelt. Diese ist in ihrem Kern zwiespältig: Neben das Bemühen um gesellschaftliche und wirtschaftliche Innovation tritt in der krisenhaften Entwicklung der vierziger Jahre eine wachsende Angst vor der sozialen Revolution. Zum Forum einer politischen Diskussion wird die Presse dabei allerdings nicht; das immer reger werdende Vereinsleben bietet dem Bürgertum ein Ventil für sein Bedürfnis nach politischer Auseinandersetzung. Es wird somit deutlich, daß die Märzrevolution des Jahres 1848 eine Vorgeschichte hatte. Die politischen Leidenschaften, die hier mit eruptiver Gewalt aufbrachen, hatten sich über Jahre und Jahrzehnte angestaut.

Die Presse wird im Vormärz zu einem bedeutenden Faktor des öffentlichen Lebens. Alexandres Fragestellung und sein methodisches Vorgehen erscheinen daher plausibel. Dennoch sei die Frage erlaubt, ob für die historische Urteilsbildung auf die Heranziehung anderer Quellenarten, zum Beispiel von Akten, verzichtet werden kann, wenn man zu gültigen Aussagen über eine Epoche gelangen will. Des weiteren sei angemerkt, daß die eine oder andere zeitgenössische Abbildung (oder der Nachdruck eines Originalartikels, etwa vom Besuch König Wilhelms 1840) dem Buch eine gefälligere Optik verliehen hätte. Dies ändert allerdings nichts an der Tatsache, daß Alexandre mit seiner Arbeit einen wichtigen Beitrag für unser Verständnis des lokalen Geschehens im 19. Jahrhundert geleistet hat.

H. Kohl

Hans Schultheiß (Red.), Die Männer von Brettheim – Lesebuch zur Erinnerungsstätte (hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg), Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) 1993. 176 S., zahlr. Abb.

Im Jahr 1992 wurde im Alten Rathaus von Brettheim eine Erinnerungsstätte eröffnet, die dem Andenken der »Männer von Brettheim« gewidmet ist. Konzipiert und gestaltet wurde diese Dokumentation vor Ort von der Landeszentrale für politische Bildung. Diesem ersten Schritt folgte im Jahr darauf ein zweiter, nämlich eine umfassende Darstellung der tragischen Geschehnisse vom April 1945 in Buchform. Das vorliegende Buch versteht sich

allerdings nicht primär als Ausstellungskatalog; es ist vielmehr als Lesebuch angelegt, das einen breiteren Leserkreis ansprechen möchte.

In insgesamt zwölf Beiträgen werden das historische Geschehen und seine Wirkung bis in die Gegenwart aus unterschiedlichen Blickwinkeln dargestellt. Dieser Vorgang verläuft gewissermaßen auf drei Ebenen: Grundlage ist die detaillierte Aufarbeitung des damals Geschehenen, dies wird ergänzt durch Berichte von Augenzeugen und schließlich abgerundet durch allgemeine Erläuterungen zur damaligen Zeit. Zu letzterem konnten so namhafte Autoren wie Eberhard Jäckel, Manfred Messerschmidt und Ludwig Helbig gewonnen werden.

Die beiden wichtigsten Beiträge von Hans Schultheiß und Thilo Pohle befassen sich zum einen mit den Vorgängen, die zur Hinrichtung von Friedrich Hanselmann, Leonhard Gackstatter und Leonhard Wolfmeyer führten, und zum anderen mit der kurz darauf folgenden Zerstörung des Dorfes durch die Amerikaner. Über die Auswertung von Prozeßakten, verschiedener Archivalien und nicht zuletzt zahlreicher Zeitzeugeninterviews gelang es Hans Schultheiß, in seinem Aufsatz »Die Tragödie von Brettheim« das Geschehen von damals minutiös zu rekonstruieren. Angesichts einer schier und überwindlichen Fülle von Fakten entschied Schultheiß sich dabei für die Darstellungsform der »erzählenden Geschichte«. Dies ermöglichte es ihm, der Dichte und Komplexität der Ereignisse einen gemeinsamen Rahmen zu geben. Das Resultat ist überaus lesenswert: präzise, anschaulich und spannend geschrieben, läßt die Erzählung Geschichte lebendig werden. Das große Einfühlungsvermögen des Autors gibt ihr dabei eine zusätzliche Tiefendimension. Der vom Verfasser gewählte perspektivische Ansatz macht Geschichte somit »begreifbar«, und dies für jedermann, unabhängig von Alter oder Bildungsgrad. Jedoch überschreitet der Autor die dieser Erzählform vom Primat der Authentizität gesetzten Grenzen bisweilen, etwa dort, wo er in die Gedanken seiner Personen vordringt, so beispielsweise in der Begegnung zwischen Gackstatter und Wolfmeyer (S. 42). Dies ändert indes nichts an der Feststellung, daß der Autor mit der gewählten Darstellungsform souverän umgeht. Entstanden ist dabei ein bemerkenswertes Stück Geschichtsschreibung.

Es wären noch weitere Beiträge zu nennen, die geradezu als beispielhaft für unseren Umgang mit diesem dunklen Kapitel der deutschen Geschichte gelten können, so ein zweiter Aufsatz von Hans Schultheiß über die Geschichte der Brettheimer Prozesse oder, quasi als Gegenstück, der kurze Bericht von Ortsvorsteher Friedrich Braun über die Geschichte der Gedenkfeiern in Brettheim. Doch sei auf einen Beitrag noch ganz besonders hingewiesen: Ludwig Helbigs »Erziehung zum Krieg« entwirft aus der Gedanken- und Gefühlswelt eines Jugendlichen ein Zeitbild, das jedem guten Geschichtsbuch zur Ehre gereichen würde. Kurzum, die Landeszentrale hat mit diesem Buch ein Werk vorgelegt, das in jede Stadt- und Schulbibliothek gehört, ebenso wie in das Regal eines jeden Geschichtslehrers unserer Region.

H. Kohl

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1993

1. Mitglieder

| | |
|--|------------------|
| Die Zahl der Vereinsmitglieder hat 1993 wieder etwas zugenommen. | |
| Am 1. Januar 1993 hatte der Verein | 1205 Mitglieder. |
| Durch Tod und Austritt sind ausgeschieden | 46 Mitglieder. |
| Neu eingetreten sind | 50 Mitglieder. |
| Der Verein hatte am 31. Dezember 1993 | 1209 Mitglieder. |

2. Organe

Der Ausschuß des Vereins wurde in der Jahreshauptversammlung 1993 neu gewählt. Pfarrer a. D. Hans-Joachim König († am 31. 1. 1994), Crailsheim, und Frau Ursula Pfeiffer, Schwäbisch Hall, sind auf eigenen Wunsch ausgeschieden. Neu aufgenommen wurden Herr Emil Schmidt, Schwäbisch Hall, und Herr Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall. Der Ausschuß setzte sich am 31.12.1993 wie folgt zusammen:

Manfred Akermann, Stadtoberarchivrat a. D., Heidenheim/Brenz
Dipl.-Ing. Albrecht Bedal, Stadtoberbaurat, Schwäbisch Hall
Dr. Konrad Betz, Facharzt für Nervenkrankheiten, Schwäbisch Hall
Herta Beutter, Stadtarchivamtsrätin, Schwäbisch Hall
Hans-Dieter Bienert, M. A., Murrhardt
Dr. Albert Boesten-Stengel, Direktor des Deutschordensmuseums, Bad Mergentheim
Dr. Ernst Breit sen., Apotheker, Schwäbisch Hall
Wilfried Brückner, Bürgermeister, Schwäbisch Hall
Horst Clauß, Konrektor, Mainhardt
Ernst Conrad, Rechtsanwalt, Schwäbisch Hall
Werner Martin Dienel, Oberlehrer a. D., Kirchberg-Lendsiedel
Dr. Isabella Fehle, Leiterin des Hällisch-Fränkischen Museums, Schwäbisch Hall
Dr. Gerhard Fritz, Studienrat, Murrhardt
Eberhard Göpfert, Oberstudiendirektor, Schwäbisch Hall
Hans Gräser, Oberstudienrat, Kreßberg-Mariäkappel
Friedrich Gräter, Sattlermeister, Schwäbisch Hall
Rainer Gross, Kreisarchivar, Neuenstein
Dr. Hans Hagdorn, Oberstudienrat, Ingelfingen
Walter Hampele, Oberstudiendirektor a. D., Schwäbisch Hall
Dipl.-Ing. Wilhelm Hoffmann, Schwäbisch Hall
Hans König, Bürgermeister a. D., Gaildorf
Herbert Kohl, Studiendirektor, Schwäbisch Hall
Stefan Kraut, M. A., Stadtarchivar, Künzelsau-Garnberg
Wolfgang Kunzfeld, Studiendirektor, Ingelfingen
Hans-Günter Lang, Erster Landesbeamter, Künzelsau
Dr. Andreas Maisch, Stadtarchivrat, Schwäbisch Hall
Dr. Franz Moegle-Hofacker, Oberarchivrat, Hohenlohe-Zentralarchiv, Neuenstein

Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäbisch Hall
 Thomas Preisendanz, Oberstudiendirektor, Schwäbisch Hall
 Dr. Volker Rödel, Oberarchivrat, Staatsarchiv Wertheim-Bronnbach
 Albert Rothmund, Ltd. Regierungsdirektor, Schwäbisch Hall
 Kurt Rück, Bankkaufmann, Crailsheim
 Werner Schenk, Studiendirektor, Öhringen
 Emil Schmidt, Kunstschmied, Schwäbisch Hall
 Elisabeth Schraut, M. A., Karlsruhe
 Prof. Dr. Harald Siebenmorgen, Leiter des Badischen Landesmuseums, Karlsruhe
 Dr. Gerhard Taddey, Ltd. Archivdirektor, Staatsarchiv Ludwigsburg
 Wolfgang Weirether, Kreisverwaltungsrat, Schwäbisch Hall
 Dr. Otto Windmüller, Studienrat, Schwäbisch Hall
 Martin Wissner, Pfarrer i. R., Langenburg

3. Personalien

Frau Dr. Ulrike Plate hat ihr Beschäftigungsverhältnis zum 31. März 1993 beendet. Frau Dr. Plate hatte den Auftrag, einen abschließenden Grabungsbericht über die Ausgrabungen auf der Comburg in den 60er Jahren herzustellen. Er liegt nun dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg vor und erscheint in Kurzfassung im Jahrbuch Württembergisch Franken 1994.

Herr Stadtobearchivrat Manfred Akermann, der an der Schriftleitung des Jahrbuches und der Bücher der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« beteiligt war, trat zum 30. Juni 1993 in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Herr Dr. Andreas Maisch aus Kornwestheim, der schon zum 1. August 1993 seinen Dienst als Leiter des Stadtarchives Schwäbisch Hall antrat.

Unser Ehrenmitglied Dr. Ernst Breit feierte im April 1993 seinen 85. Geburtstag.

Herr Leitender Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey, ehemaliger Schriftleiter des Vereins, wurde im Juni 1993 zum Leiter des Staatsarchives Ludwigsburg berufen.

Herr Oberstudiendirektor a. D. Walter Hampele erhielt die Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg wegen seiner besonderen Verdienste um die hohenlohische Mundart.

Herr Gottlob Haag, Wildentierbach, erhielt den Landespreis für Volkstheaterstücke für das Stück »Götz vo Berlichinge«.

Herr Karl-Heinz Wüstner, Ilshofen, erhielt den Landespreis für Heimatforschung 1993 für das Buch »Zirkelschlag und Vasenstrauß«.

Herr Heinz Rapaschinski, langjähriger Kustos des früheren Keckenbergmuseums (heute Hällisch-Fränkisches Museum), der es 34 Jahre lang betreute, ist wenige Monate nach dem Tode seiner Frau 85jährig gestorben.

4. Schrifttum

Bei der Jahreshauptversammlung am 8. Mai 1993 in Schwäbisch Hall wurde der 77. Band des Jahrbuches Württembergisch Franken vorgestellt. Mit 587 Seiten hat es einen ungewöhnlich großen Umfang. Zwei Beiträge, »Das Schloß Pfedelbach (1572–1988)« von Walther-Gerd Fleck sowie »Und lebten unter uns. Juden in Künzelsau« von Martin Frey und Stefan Kraut, sind als Sonderdrucke erschienen. Schon im November 1992 ist als Beilage zum Jahrbuch 1993 die von Gerhard Fritz, Murrhardt, bearbeitete Broschüre »Die Einwohner des Klosteramts Murrhardt und der Pfarrei Sulzbach/Murr vom 12. Jahrhundert bis 1561« herausgebracht worden.

In der Schriftenreihe »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken« sind als Band Nr. 5 das Buch »Schwäbisch Hall im Vormärz

(1830–1848)« von Philippe Alexandre sowie als Band Nr. 7 »Die Post in Gaildorf« von Hans König vorgestellt worden.

Zum Jahresende erschien ein neuer Prospekt über die verschiedenen Schriftenreihen. Im einzelnen sind dargestellt

- die Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken,
- die Reihe »Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken«,
- das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken,
- die großen Ausstellungs-Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums.

5. Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand am 8. Mai 1993 in der Hospitalkirche in Schwäbisch Hall statt. Herr Oberstudienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt, sprach zum Thema »Die Franzoseneinfälle des Jahres 1693«.

6. Vortragsveranstaltungen

In Schwäbisch Hall fanden folgende Vortragsveranstaltungen statt:

- 3. Februar 1993: Dr. Iris Kalden-Rosenfeld, Berlin: »Meyster Tilen Rymenschneyder Bildschnitzern zu wurtzburg, sein knecht und sein arbeyt«
- 3. März 1993: Dr. Rudolf Kieß, Stuttgart: »Die Forsten als Elemente der mittelalterlichen Geschichte insbesondere in Franken«
- 6. Oktober 1993: Dr. Hans-Peter Müller, Schwäbisch Hall: »Ökonomierat Wilhelm Vogt-Gochsen (1854–1938). Ein württembergischer Bauernführer im Kaiserreich und in der Weimarer Republik«
- 3. November 1993: Karl-Heinz Wüstner, Ilshofen: »Hohenloher Schreiner und ihre bemalten Möbel im 19. Jahrhundert – Ergebnisse neuer Forschungen«
- 1. Dezember 1993: Prof. Dr. Jost Weyer, Hamburg: »Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610), Schloß Weikersheim und die Alchemie«

7. Schöntaler Tage

Die Schöntaler Tage 1993 hatten mit über 160 Teilnehmern eine ungewöhnlich große Resonanz. Sie fanden vom 20. bis 23. Mai 1993 unter Mitwirkung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und des Bildungshauses Kloster Schöntal zum Thema »Hofkunst in Hohenlohe« statt. Die inhaltliche Konzeption und die fachliche Leitung der Tagung lag in den Händen von Herrn Prof. Dr. Harald Siebenmorgen, Karlsruhe. In 16 Referaten und zwei Exkursionen nach Neuenstein und Hermersberg sowie nach Langenburg und Weikersheim wurde die Kunst an und in Hohenloher Schlössern und deren Umfeld eingehend behandelt. Die Veranstaltung wurde durch zwei Konzerte und einen Empfang von Herrn und Frau Würth im Schloß Hermersberg bereichert.

Im einzelnen sprachen

- Karl Friedrich Fürst zu Hohenlohe Waldenburg über die »Geschichte der Hohenloher Fürstenhäuser«
- Prof. Dr. Volker Himmelein, Stuttgart, über »Die Hohenloher Schlösser zur Renaissancezeit«
- Dr. Joachim Hennze, Heilbronn, über »Johann Wolfgang Fiechtmeyer – Hofbaumeister am Beginn des 18. Jahrhunderts«
- Dr. Klaus Merten, Stuttgart, über »Die Hohenloher Schlösser in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts«
- Prof. Dr. Marcel Baumgartner, Gießen, zu »Überlegungen zur Gartenkunst Hohenloher Schlösser«

- Alfons Elfgang, Stuttgart, über den »Weikersheimer Schloßgarten«
- Karin Stober, Karlsruhe, über »Hohenloher Residenzen und ihre Stadtanlagen – Ingelfingen und Öhringen«
- Dr. Norbert Bongartz, Stuttgart, über »Denkmalpflegerische Probleme Hohenloher Schlösser«
- Dr. Gerhard Taddey, Ludwigsburg, über »Bodo Ebhardt und seine Restaurierung von Schloß Neuenstein«
- Prof. Dr. Johannes Zahlten, Braunschweig, über »Sammeltätigkeit und Kunstkammerbesitz an den Hohenloher Höfen«
- Dr. Christian Theuerkauff, Berlin, über »Drei Elfenbeinreliefs des 17. Jahrhunderts in Neuenstein«
- Dr. Bernhard Caemmerer, Karlsruhe, über »Cadmus in Holland und Cephalus in Weikersheim«
- Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler, Karlsruhe, über »Barocke Möbel in Hohenloher Schlössern«
- Prof. Dr. Konrad Hofmann, Tübingen, über »Grabmäler der Hohenloher Fürsten«
- Vera Schneider, Plochingen, über einen »Vergleich der Hohenloher Grafen und der Würzburger Fürstbischöfe als Auftraggeber am Beispiel des Bildhauers Michael Kern«

8. Exkursionen

Am 19./20. Juni 1993 fand eine Exkursion nach Augsburg und Umgebung unter Leitung von Herrn Manfred Akermann statt. Ziele der Exkursion in Augsburg waren der Dom St. Ulrich und Afra, die Annakirche, das Rathaus, die Fuggerei und das Schaezler-Palais, in der Umgebung Violau (Wallfahrtskirche), Welden (Votivkirche St. Thekla), Holzen (ehemaliges Benediktinerinnenkloster), Thierhaupten (ehemaliges Benediktinerkloster).
Am 9. Oktober 1993 wurde eine Exkursion nach Bebenhausen (Besichtigung der Klosteranlage) und Waldenbuch (Staatliches Museum für Volkskunde) durchgeführt.

9. Arbeitskreis »Archäologische Denkmalpflege«

Der Arbeitskreis »Archäologische Denkmalpflege« unter Leitung von Herrn Horst Clauß, Mainhardt, war wieder sehr rührig, er führte folgende Veranstaltungen durch:

- 7. März 1993: Frau Funk und Herr Werner: Besichtigung jungsteinzeitlicher Fundplätze in der Umgebung von Öhringen
- 28. April 1993: Dr. Ingo Storck: Frühe Stätten der Christen im 7./8. Jahrhundert
- 26. Mai 1993: Dr. Rüdiger Krause: Besichtigung der Grabung Ingersheim (fränkische Siedlung)
- 6. Juni 1993: Martin Schupp: Rottenburg (Museum) – Wurmlinger Kapelle – Wendlingen (Naturschutzgebiet Märchensee)
- 18. September 1993: Heinz Meyle: Ruine Neufels – Burgstall Alt-Neufels – Zimmern
- 5. November 1993: Fritz Maurer: Notbergungen und Dokumentation derselben – Grabungsergebnisse der 60er und 70er Jahre

10. Arbeitskreis »Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald«

Der Arbeitskreis »Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald« führte folgende Veranstaltungen durch:

- 20. Februar 1993: Exkursion zu einigen ehemaligen Glashüttenstandorten in der Umgebung von Murrhardt, u. a. Fischbachtal, Erlach, Liemannsklinge, Schöntal

24. April 1993: Arbeitssitzung

11. Dezember 1993: Arbeitssitzung

Die örtlichen Untersuchungen und Forschungen zu ehemaligen Glashütten im fränkisch-schwäbischen Wald wurden intensiv fortgeführt. Sie sollen ihren Niederschlag in einer geplanten Monographie finden. Herr Hans-Dieter Bienert, Murrhardt, koordiniert die Aktivitäten dieses Arbeitskreises.

11. Ortsverband Murrhardt (einschließlich der Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Murrhardt)

Der Ortsverband Murrhardt führte folgende Veranstaltungen durch:

28. März 1993:

Dr. Rolf Schweizer: Exkursion nach Augsburg

13. März 1993:

Hans-Dieter Bienert: Einführung in die Anthropologie

29. April 1993:

Hans-Dieter Bienert: Der Orient: Syrien – Jordanien – Palästina

20. März 1993:

Dr. Wolfgang Kurtenbach und Hans Quayzin: Exkursion in die Steinzeit

12. Ortsverband Ingelfinger Geschichtsfreunde

Der Ortsverband Ingelfinger Geschichtsfreunde veranstaltete:

21. März 1993:

Karl-Heinz Wüstner: Führung durch das Rößler-Museum in Untermünkheim

15. Mai 1993:

Margarethe Rathe-Seber und Wolfgang Kunzfeld: Historisch-literarische Radtour von Ingelfingen nach Forchtenberg

4. September 1993:

Dr. h. c. Hans Hagdorn: Begehung des geologischen Lehrpfades bei Öhringen

22. Oktober 1993:

Erich Spreng und Margarethe Rathe-Seber: Hohenlohe-Ingelfingen und Hohenlohe-Oehringen, Hohenloher Residenzstädte im 19. Jahrhundert

10. Dezember 1993:

Hansgeorg Ulrich, Dörrenzimmern: Geigenbauer aus Ingelfingen

13. Ortsverband Künzelsau

Der Ortsverband Künzelsau führte an Veranstaltungen durch:

27. März 1993:

Stefan Kraut und Hubert Lung: Nagelsberg und seine Juden – Ein Rundgang durch den Künzelsauer Teilort

7. Mai 1993:

Stefan Kraut und Helmut Schwarz: Künzelsauer Postgeschichte

4. September 1993:

Michael Hörrmann, Margarethe Rathe-Seber, Richard Seber, Stefan Kraut: Führung durch die historischen Ausstellungen »Einverleibt und Garantirt – Hohenlohe 1800–1849« und »– Schillinger – Künstler und Könnner« im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg in Öhringen

17. Dezember 1993:

Stefan Kraut: Das Stadtarchiv Künzelsau – seine Quellen zur Heimatgeschichtsforschung

14. Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Crailsheimer Historischen Verein und der Volkshochschule Crailsheim

25. Januar 1993:

Juliana Bauer: Der Crailsheimer Maler Michael Rauck

6. März 1993:

Hans Gräser, Dr. Meyer-Krahmer, Dr. Sternstein: Widerstand und Verfolgung

9. März 1993: Heinz Illich: Der Crailsheimer Judenfriedhof
 20. März 1993: Ortsbegehung Onolzheim
 28. März 1993: Frau Schwarze, Günther Stachel, Martin Wissner: Kirche Bächlingen, Unterreggenbach, Kirche Langenburg
 26. April 1993: Jahreshauptversammlung. Dr. Schaper referierte über »Graf Krafft von Crailsheim«
 10. Mai 1993: Dr. Sponzel: Die Grafschaft Oettingen. Familie und Territorium
 16. Mai 1993: Dr. Elisabeth Grünwald: »Auf den Spuren der Oettinger« (Oettingen – Wallerstein – Harburg)
 12. Juni 1993: Ortsbegehung Roßfeld
 4. Oktober 1993: Herr Hörcher: J. G. Vetter und die Oberamtsbeschreibungen des Markgrafentums Ansbach
 9. Oktober 1993: Herr Wolf: Exkursion zur Haller Landhege
 17. Oktober 1993: Herr Diemel: Stadtrundgang in Kirchberg
 8. November 1993: Herr Deißer: Die sog. Arnoldsche Chronik, ihr Inhalt, ihre Verfasser, ihre Probleme
 8. Dezember 1993: Methoden der Stadtarchäologie
 Am 19. November 1993 feierte der Crailsheimer Historische Verein mit einem »fränkischen Biffee« im Landgasthof Neuhaus sein 10jähriges Jubiläum. Bei dieser Veranstaltung wurde vom Vorsitzenden, Herrn Hans Gräser, die Verbundenheit zum »Mutterverein«, dem Historischen Verein für Württembergisch Franken betont.

15. *Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau*

Zusammen mit der Volkshochschule Künzelsau führte der Verein folgende Veranstaltungen durch:

17. März 1993: Dr. Franz Moegle-Hofacker: Hohenlohe wird württembergisch
 25. Oktober 1993: Dr. Werner Nowak: Der Burgfrieden von Künzelsau (1493)
 17. November 1993: Besuch des Waldenbucher Museums für Volkskultur
 25. Oktober 1993: Dr. Werner Nowak: 500 Jahre Ganerbenvertrag Künzelsau

16. *Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Öhringen*

Der Verein führte zusammen mit der Volkshochschule Öhringen folgende Veranstaltungen durch:

7. März 1993: Karin Bertalan: Kostbarkeiten im Weygangmuseum
 30. März 1993: Dr. Franz Moegle-Hofacker: Das Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein
 15. September 1993: Dr. Matthias Knaut: Alamannen und Franken in Hohenlohe
 22. September 1993: Dr. Hans Smettan: Neue Befunde zur Besiedlungsgeschichte der Haller Ebene
 27. September 1993: Dr. Manfred Pawlitta: Oberschlesien. Landschaft und Geschichte
 18. Oktober: Dr. Manfred Pawlitta: Die Fürsten von Hohenlohe in Oberschlesien
 21. Oktober bis
 27. Oktober 1993: Dr. Manfred Pawlitta: Studienfahrt nach Oberschlesien
 Reinhard Weber: Arbeitskreis Zeitgeschichte
 (vierzehntägig)

17. *Gemeinschaftsveranstaltung mit der Volkshochschule Bad Mergentheim*

Der Verein führt nun auch Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Bad Mergentheim durch:

29. Oktober bis Exkursion nach Berlin – Potsdam
1. November 1993

18. *Musikforschung im baden-württembergischen Franken*

Mit auf Betreiben des Historischen Vereines für Württembergisch Franken wurde im April 1993 in Tübingen die »Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg« ins Leben gerufen. Präsident der Gesellschaft ist Generalstaatsanwalt Dr. Rolf Keller, Stuttgart. Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates ist Universitätsprofessor Dr. Manfred Hermann Schmid, Tübingen. Die Gesellschaft für Musikgeschichte wird zwei Schriftenreihen herausbringen und die Notenreihe »Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg«. Als erster Band der Notenreihe wurde am 27. November 1993 in Schwäbisch Hall das gesamte noch vorhandene kirchenmusikalische Werk von Johann Samuel Welter (1650–1720), Kantor an der Michaelskirche in Hall, der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Werk ist im Strube Verlag, München, erschienen. Dieser Verlag wird auch die weiteren Bände herausbringen. Die Vorstellung des Partiturenbandes war mit einem kleinen Konzert in der Michaelskirche mit Werken Welters verbunden. Einleitend sprach Dr. Andreas Traub über die Person und das Schaffen Welters.

Es sind vom Historischen Verein für Württembergisch Franken drei weitere Bände in Auftrag gegeben worden (Ernst von Gemmingen, vier Violinkonzerte; Augustin Plattner, acht achtstimmige Messen; Wolfgang Georg Druckenmüller, Instrumentalmusik mit einigen Liedern).

Dank der Hilfe der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg konnte für den Musikwissenschaftler Dr. Andreas Traub, Bietigheim-Bissingen, erneut ein Arbeitsvertrag über sechs Monate abgeschlossen werden. Ziel der Beschäftigung ist die weitere Erschließung von musikalischen Archivbeständen und die Vorbereitung und Herausgabe einzelner Werke.

19. *Graphiksammlung des Historischen Vereines für Württembergisch Franken*

Die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg förderte mit einem Betrag von rd. 12000 DM die Restaurierung von 48 Graphiken aus der umfangreichen Graphiksammlung des Historischen Vereines für Württembergisch Franken, die ca. 1200 Blätter enthält. Die Restaurierungsarbeiten wurden von der Papierrestauratorin Frau Tönnies aus Kiel durchgeführt. Die Stiftung Kulturgut hat bereits einen weiteren Zuschuß in Höhe von 13000 DM zur Restaurierung von nochmals 52 Graphiken in Aussicht gestellt.

20. *Geschichtspreis des Historischen Vereines für Württembergisch Franken*

Der Geschichtspreis des Historischen Vereines für Württembergisch Franken wurde im Jahr 1993 zum zweiten Mal verliehen. Die Preisträger sind:

- Straßer, Jan-Timo*, Bergstraße 4, 6956 Neudenau, Gymnasium Möckmühl
Hoffmann, Philipp, Pfitznerweg 2/2, 7170 Schwäbisch Hall, Erasmus Widmann Gymnasium Schwäbisch Hall
Raisch, Sebastian, Röntgenstraße 6, 7110 Öhringen, Hohenlohe-Gymnasium Öhringen
Gutekunst, Andrea, Christofstraße 17, 7122 Besigheim, Ev. Kirchl. Aufbaugymnasium mit Heim Michelbach/Bilz
Ziegler, Markus, Ringstraße 9, 7109 Krautheim, Schloßgymnasium Künzelsau

Steinbrenner, Jürgen, Ringstraße 5, 7181 Wallhausen-Hengstfeld, Schloß-Schule Kircheng/Jagst

Kern, Steffen, Schillerstraße 17, 7163 Oberrot, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium Gaildorf

Weber, Marcus Oliver, Brucknerstraße 31, 7157 Murrhardt-Alm, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium Murrhardt

Münster, Oliver, Erlenweg 5, 6970 L.-K.-Unteralbach, Marin-Schleyer-Gymnasium Lauda-Königshofen

Neumayer, Ingo, Erlenweg 1, 7118 Künzelsau-Garnberg, Ganerben-Gymnasium Künzelsau

Dierolf, Heike, Elzhausen 8, 7176 Braunsbach, Gymnasium Gerabronn

Zeller, Georg, Siebenwindenweg 3, 6990 Bad Mergentheim, Deutschorden-Gymnasium Bad Mergentheim

Kuhn, Oliver, Keltenweg 15, 6987 Kulsheim, Matthias-Grünewald-Gymnasium Tauberbischofsheim

Ißler, Thomas, Kocherhalde 4, 7170 SHA-Gelbingen, Gymnasium bei St. Michael Schwäbisch Hall

Heer, Joachim, Marienstraße 8, 6992 Weikersheim-Laudenbach, Gymnasium Weikersheim

21. Vertretung in anderen Institutionen

Der Verein ist auch in anderen Institutionen vertreten. Er wirkt insbesondere mit

- in der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg,
- im Vorstand des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen,
- im Vorstand des Vereins Alt Hall,
- im Stiftungsrat der Weygangstiftung, Öhringen,
- im Vorstand der Gesellschaft für Musikgeschichte, Tübingen.

22. Hällisch-Fränkisches Museum

Das Hällisch-Fränkische Museum kann auf ein in vielerlei Hinsicht produktives und erfolgreiches Jahr 1993 zurückblicken.

Mitte Januar endete die dem aus Schwäbisch Hall stammenden Industriellen und Mäzen Max Kade zu seinem 25. Todestag gewidmete Ausstellung »Erzählkunst der Graphik«, die Meisterwerke von Dürer bis Rembrandt aus seiner einzigartigen Sammlung dem Publikum vorstellte.

Im Frühjahr folgte die Ausstellung »Japan: Hülle und Gefäß. Tradition und Moderne« (27.2.–25.4.1993), die als Semesterschwerpunkt Japan behandelte. Da wir das Museum als Ort verstehen, an dem die Möglichkeit geboten werden kann, fremden Kulturen unvoreingenommen zu begegnen, als auch das Fremde in der eigenen Kultur und in eigenen scheinbar so selbstverständlichen Lebenszusammenhängen zu erfahren, wollen wir auch in unserem zukünftigen Ausstellungsprogramm einen Beitrag leisten zu einer aktiven Begegnung mit dem Fremden. Denn nur über das Kennenlernen kann Verständnis für andersartige Kulturen geschaffen und die Möglichkeit zur eigenen Standortbestimmung gegeben werden. Mit unserer Ausstellung wurde eines der zentralen Themen japanischer Kunstäußerung vorgestellt, die Kunst der Verpackung im weitesten Sinne, die seit Jahrhunderten gepflegt, zelebriert und sublimer, als Beispiel für die hochverfeinerte Formenkultur japanischer Alltagsgegenstände steht, die bis heute die angewandte Kunst in Europa beeinflusst. Die Ausstellung sowie das breitgefächerte Rahmenprogramm mit dem Höhepunkt eines Japanfestes (Ikebanavorführungen, traditionell japanische Tänze, Teezeremonie, Duftzeremonie,

Konzert, Performance), ein Angebot für Kinder und Erwachsene, zusammengestellt von dem stellvertretenden Museumsleiter Dr. Panter, hat sicherlich Japan näher gebracht, Eindrücke vertieft und so einen großen Anklang beim Publikum gefunden.

Die Ausstellung »Thomas Lenk – Bücher und Mappen« (6.5.–1.8.1993) präsentierte das Hällisch-Fränkische Museum anlässlich des 60. Geburtstages des Künstlers, der zu den bedeutendsten nicht-figurativen Bildhauern der Bundesrepublik Deutschland gehört. Erstmals stand sein buchkünstlerisches Werk, die in knapp 30 Jahren gestalteten bibliophilen Ausgaben, im Mittelpunkt einer Ausstellung. Mit dieser Präsentation setzte das Hällisch-Fränkische Museum die Ausstellungsreihe zu Kunst und KünstlerInnen der Gegenwart aus unserer Region fort.

Zu den Aufgaben eines Museums zählt das Sammeln, Bewahren, Erforschen von Sachzeugen der Vergangenheit und der Gegenwart, also ebenso der jüngeren und jüngsten Geschichte. Wir verstehen uns im Hällisch-Fränkischen Museum durchaus als Forum für Zeitgeschichte, auch wenn wir noch nicht ihre permanente Präsentation in einer Schausammlung gewährleisten können. Mit dem Abzug der amerikanischen Streitkräfte aus der ganzen Bundesrepublik – auch aus Schwäbisch Hall-Hessental, wo sie 48 Jahre stationiert waren – ging ein das Leben und Denken prägendes Kapitel Haller Stadtgeschichte zu Ende. Seit Bekanntwerden des Abzugs bemühten sich das Stadtarchiv und das Hällisch-Fränkische Museum, im Sinne einer themenbezogenen Sammlungstätigkeit Dokumente und Sachzeugen zur Geschichte der Dolan Barracks und des Munitionsdepots Kupfer für die Nachwelt zu sichern. In der Ausstellung »Spurensicherung« (15.9.–8.10.93) stellten wir diesen über Monate hinweg zusammengetragenen Sammlungsbestand vor, der als kultur- und sozialgeschichtliches Zeugnis nutzbar zu machen sein wird. Bereits im Frühjahr hatten wir uns diesem Wandel von höchster politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bedeutung mit einer Präsentation zum Thema »Besatzer – Verbündete – Freunde. Deutsche und Amerikaner in Schwäbisch Hall 1945–1993« gewidmet. Die von Museum und Stadtarchiv erarbeitete Ausstellung, die im Foyer des Rathauses aufgebaut wurde, zeigte anhand von Foto- und Textdokumenten die vielfältigen deutsch-amerikanischen Verbindungen auf, die im Laufe der Jahre entstanden waren.

»Museum macht Spaß« – das haben schon viele Kinder und Jugendliche bei den pädagogischen Aktionen im Museum erfahren können. In der gleichnamigen Ausstellung, die von Anfang Oktober bis Ende des Jahres lief, waren Arbeiten von Kindern aus Kursen der letzten eineinhalb Jahre zu besichtigen. Begleitend zu jeder Sonderausstellung, aber auch zu einzelnen Bereichen unserer Schausammlung wird regelmäßig über das ganze Jahr gemeinsam von Dr. Panter und den Museumspädagoginnen (Frau Bedal, Frau Hucht, Frau Kienle) ein interessantes Angebot für Kinder und Jugendliche ausgearbeitet, das erfreulicherweise auf zunehmende Resonanz stößt.

Rechtzeitig zum 1. Advent eröffneten wir am 26.11.93 die Sonderausstellung »Traditionell geschmückte Christbäume«, die Einblicke in die wechselvolle Geschichte und die tiefe Symbolik des Weihnachtsbaumes vermittelte. Der ausgestellte Christbaumschmuck für die 10 verschiedenen Bäume stammt aus der Sammlung von Maud Pohlmeier/Hamburg. Der im Foyer des Museums aufgebaute Hohenloher Baum wurde dankenswerterweise aus den Beständen des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen geschmückt.

Auch in diesem Jahr wurde das Foyer des Museums wieder für Präsentationen in kleinerem Umfang genutzt. Die von Andreas Deutsch erarbeitete Ausstellung »Richter, Henker, Folterknechte«, die interessante neue Erkenntnisse zur Strafjustiz im alten Hall aufzeigte, bot zudem auch Anlaß, die historische Stadt neu zu entdecken: vom Pranger bis zur Henkersbrücke, vom Folterturm bis zum Galgenberg.

In Zusammenarbeit mit den Comburger Sommerkonzerten präsentierte das Hällisch-Fränkische Museum die von der Stuttgarter Musikwissenschaftlerin Beate Schröder-Nauenburg konzipierte Ausstellung »Fanny und Felix Mendelssohn – gleiche Begabung,

gleiche Chancen?«, die die jeweiligen Lebenswege anhand von Urkunden, Autographen, Originalausgaben und Auszügen aus Musikaufnahmen darstellte. Eine Einstimmung in das Ausstellungsthema bot zur Eröffnung eine Konzertmatinee mit Liedern und Klavierwerken des Geschwisterpaares, die von Studenten der Musikhochschule Stuttgart vorgetragen und von Prof. Helmut Wolf moderiert wurde.

Die 1992 gemeinsam vom Stadtarchiv und vom Hällisch-Fränkischen Museum erarbeitete Wanderausstellung »Gewalt gegen Mitmenschen – Haben wir nicht aus der Geschichte gelernt?«, die aus Anlaß von rechtsextremistischen Gewalttaten entstand, war auch in diesem Jahr noch unterwegs, so unter anderem in Künzelsau, Vellberg, Tüngental, Gaildorf, Sulzdorf, Michelbach, Gerabronn, Kirchberg, Blaufelden, Rot am See, Kloster Schöntal, Neckarsulm, Greiz, Stuttgart.

Als weitere Veranstaltungen und Aktivitäten des Museums sind anzuführen: der »3. Haller Kunstmarkt« im Keckenhof, den das Hällisch-Fränkische Museum Ende April wieder im Rahmen des Haller Frühlings veranstaltete. Dankenswerterweise beteiligten sich wieder zahlreiche KünstlerInnen und Kunsthandwerker, Vereine und Institutionen aus Hall und der Region am Kunstmarkt, bei dem auch eine Auktion der Gesellschaft für Kunst Hohenlohe zu Gunsten von Amnesty International stattfand.

Am Wochenende des 2./3. Oktober inszenierte die Performance-Gruppe Buddha's Cafe aus Amsterdam, für deren Arbeitsweise die Energie und Geschichte eines spezifischen Ortes den Schlüssel bildet, eine rituelle Stadtbegehung in Hall (Schiedgraben, Unterwöhrd) unter dem Titel »Songs over bridges – echoes from the precipice«.

Der Historische Verein für Württembergisch Franken, Mitträger des Hällisch-Fränkischen Museums, veranstaltete 1993 wieder mit großem Zuspruch seine im Rahmen der »offenen Abende« angebotenen Vorträge zu Kunst, Kultur und Geschichte der Region in den Museumsräumen. Auch das Programm des Hohenloher Kultursommers angebotene Gesprächskonzert im Barocksaal des Museums, bereicherte mit seinem didaktischen Ansatz – der Musiker Hans-Jürgen Pincus stellte mehr als dreißig verschiedenartige Flöten vor – unser Veranstaltungsprogramm.

In der Städtischen Galerie am Markt, die dem Hällisch-Fränkischen Museum angegliedert ist und die sich zu einem Ausstellungsforum für international bedeutende zeigenössische Kunst entwickelt hat, fanden 1993 wieder sechs Sonderausstellungen statt, die insgesamt mehr als elftausend Besucher anzogen.

Im Rahmen des Ausstellungszyklus' »Die Photographie in der zeitgenössischen Kunst« lief noch bis Anfang Februar die Ausstellung »Robert Häusser – Photographische Bilder«, die einen repräsentativen Überblick über das photobildnerische Werk dieses in Mannheim lebenden »Klassikers« gab.

Der in New York und Berlin arbeitende Künstler Jan Henderikse offenbarte dem Publikum mit seiner speziell für Schwäbisch Hall konzipierten Ausstellung anhand von vier neuen Photoinstallationen sein Bild von AMERICA (20.2.–12.4.1993).

Außerhalb der laufenden Ausstellungsreihe zeigten wir vom 24.4.–6.6.1993 eine Doppelausstellung mit Gemälden des in Karlsruhe-Ettlingen lebenden Künstlers Hanspeter Münch und Plastiken des Stuttgarter Heinz L. Pistol.

In der darauffolgenden Präsentation (26.6.–15.8.1993) stellte Astrid Klein, die zu den bedeutendsten deutschen PhotokünstlerInnen zählt, unter anderem erstmals ihre neueste Photoarbeit »Ziele« vor. Als Vorlage für dieses großformatige dreiteilige Werk zog die Kölner Künstlerin, die sich im Hinblick auf ihre Ausstellung in der Städtischen Galerie am Markt auch mit der Haller Stadtgeschichte intensiv beschäftigt hatte, zwei Schützenscheiben aus der Museumssammlung heran (»Minnesänger und Walküre unterhalb der Limpurg« von 1897 und »Venus und Pan« von 1826).

Mit seinem Konzept für die Ausstellung »Salz will leben« (21.8.–10.10.1993) hat der in Kiel lebende Photokünstler Winzer Klüglein sowohl Bezüge zum eigenen Medium, der Photographie, als auch zur Stadtgeschichte von Schwäbisch Hall hergestellt; so installierte er z. B.

einen großen Raumkörper aus Kupferrohrgestänge und transparenten Photoarbeiten, den er »Gradierwerk« betitelte.

Den Abschluß des Zyklus' »Die Photographie in der zeitgenössischen Kunst« bildete die Präsentation »Displaced Portraits« (23.10.93–9.1.94) des jungen, seit kurzem in Frankfurt ansässigen Amerikaners Peter McClennan, der die Protagonisten seiner Photomontagen in eine neue Umwelt verpflanzt und durch alogische und aperspektivische Kombinationen die Gesetze der Wirklichkeit auf den Kopf stellt.

Als Handreichung für den interessierten Besucher hat das Museum zu den meisten Ausstellungen auch Publikationen herausgegeben, begleitend zu den Galerieausstellungen beispielsweise Kataloghefte mit einigen Abbildungen und knappen in das Werk des jeweiligen Künstlers einführenden Texten, so auch Broschüren zu den Foyerdarbietungen oder umfangreichere Kataloge zu umfassenderen Themen mit vertiefenden Beiträgen wie zum Beispiel zu Max Kade und seiner bedeutenden Sammlung.

Für die Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums konnten aus Mitteln der Stadt Schwäbisch Hall folgende Ankäufe getätigt werden: u. a. ein Konvolut Haller Heller, Maßwerkfenster von St. Michael, eine Weinkanne aus Zinn (18. Jahrhundert), eine Hohenloher Florhaube, zwei Keramikgefäße der Töpferei Heckmann Schwäbisch Hall, zudem auch Werke der mit der Region verbundenen KünstlerInnen Thomas Achter, Gerhard Beißwenger, Dieter Frank, Reingard Glass, Marion Reuter, Ruth Schefold, Marie Sieger, Eberhard Stein, Michael Turzer.

Vor allem konnte jedoch die »Kern-Sammlung« des Museums in diesem Jahr eine wesentliche Bereicherung erfahren: das Museum erhielt als Dauerleihgabe des Landes Baden-Württemberg eine Kleinplastik aus Alabaster, das Kunstkammerstück MORTIS IMAGO von Leonhard Kern. Die sich durch eine sehr qualitätvolle Ausarbeitung auszeichnende weibliche Aktfigur unterscheidet sich nicht nur durch Mimik und Gestik, sondern auch durch die Beischrift von Kerns mehrfach wiederholtem Motiv ruhig und friedvoll schlummernder Frauen. Aufgrund der Inschrift MORTIS IMAGO (Bild des Todes), die sich auf der Sockelrückseite befindet, kann dieses Alterswerk von Kern nicht allein als Abbild einer Schlafenden gesehen werden, sondern gibt auch auf eindrucksvolle Weise ein eigenes »Todesverständnis« des Künstlers wieder. Die offizielle Übergabe der Kleinplastik fand am 27.10.1993 durch Frau Minister Brigitte Unger-Soyka im Barocksaal des Museums statt.

Des weiteren gelang auch der Ankauf von zwei Elfenbeinfiguren, Schlafende Knaben, bei der Auktion der Sammlung des Fürstenhauses Thurn und Taxis in Regensburg. Die beiden Knäblein aus Elfenbein, die auf Ebenholzkissen ruhen, werden dem Umkreis von Leonhard Kern zugeschrieben. Eine der kleinen Figuren hat der Historische Verein erworben. Zudem kaufte der Historische Verein auch einen Walzenkrug aus Crailsheim (2. Hälfte 18. Jahrhundert) und Aquarelle des Haller Architekten Walter Schuch für die Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums an.

Aus dem Sammlungsbestand des Museums wurden verschiedene Objekte restauriert, so einige Truhen und Schränke (16./17. Jahrhundert), eine Anzahl Haller Schützenscheiben und ein größerer Fundkomplex an Glas und Keramik; darüberhinaus wurden auch im Rahmen der Vorbereitungen für die Ausstellung »Haus(ge)schichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt« dendrochronologische Untersuchungen an diversen Möbelstücken vorgenommen und restauratorische Maßnahmen im Haus Lange Str. 49 durchgeführt.

Das Hällisch-Fränkische Museum fand im Jahr 1993 mit seiner Schausammlung, den verschiedenen Sonderausstellungen, den vielfältigen Veranstaltungen sowie dem breiten museumspädagogischen Angebot wieder eine große Resonanz beim Publikum, – bei Jung und Alt –, was eine Besucherzahl von über 40000 belegt. Das Jahr ging zudem für das Museum mit einem bedeutsamen, weil folgenreichen, Ereignis zu Ende. Der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Hall faßte in seiner Sitzung am 15.12.1993 den Beschluß, für

Planungsarbeiten am Museumseck in den Haushalt 1994 zwei Millionen einzustellen. Weitere Mittel sind in der mittelfristigen Planung vorgesehen. Die Verwirklichung des noch ausstehenden Museumsabschnitts (ehemalige Stadtmühle) und damit ein Abschluß der gesamten Umbaumaßnahmen scheint daher bis zum Jubiläumsjahr des Historischen Vereins 1997 realisierbar zu sein.

23. Förderer des Vereins

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Dr. Breit Ernst sen. Schwäbisch Hall
 Dr. Hartmann Else, Böblingen
 Hohenlohekreis
 Knorr Eberhard, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim
 Kulturstiftung Würth, Künzelsau
 Land Baden-Württemberg
 Landkreis Schwäbisch Hall
 von Olnhausen Hermann, Krißtal
 Firma Optima GmbH & Co., Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 Firma Schneider & Sohn GmbH, Blaufelden
 Schrag Roland, Freiburg
 Stadt Schwäbisch Hall
 Südwestbank Schwäbisch Hall

24. Die Aktivitäten des Historischen Vereins im Jahr 1993 waren wieder sehr zahlreich, vielseitig und von guter Qualität. Den an der Geschichte und Kultur interessierten Bürgern dieses Raumes wurde ein beachtliches Angebot an Veranstaltungen und Publikationen gemacht. Das wäre nicht möglich gewesen ohne den hervorragenden und zeitraubenden Einsatz so vieler ehrenamtlicher Mitarbeiter. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies

- die Schriftleiter
 Herren Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein, Manfred Akermann (bis 30.06.1993) und Dr. Andreas Maisch (ab Oktober 1993), Stadtarchiv Schwäbisch Hall, sowie Rainer Gross, Kreisarchiv Hohenlohekreis,
- die Verantwortlichen für das Museumswesen
 Frau Dr. Isabella Fehle und Herr Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum,
 Herr Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall,
- die Leiter der Arbeitskreise
 Herr Horst Clauß, Mainhardt,
 Herr Hans-Dieter Bienert, Murrhardt,
 Herr Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt,
- die Vorsitzenden der Ortsverbände
 Herr Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt,
 Herr Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,
 Herr Stefan Kraut, Künzelsau,
- der Verantwortliche für die Exkursionen
 Herr Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall,
- die Verantwortlichen für die Vortragsveranstaltungen
 Herren Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert und Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall,

- der Verantwortliche für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall,
- der Kassenverwalter
Herr Kreisverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall,
- der Kassenprüfer
Herr Bankdirektor Kurt Rück, Crailsheim,
- die Leiterin der Geschäftsstelle und Sekretärin
Frau Hannelore Gudat, Schwäbisch Hall,
- die Verantwortliche für die Rundschreiben
Frau Herta Beutter, Schwäbisch Hall.

Albert Rothmund
Vorsitzender

Für den Teil »Hällisch-Fränkisches Museum«
Dr. Isabella Fehle, Museumsleiterin

Neue Mitglieder 1993

| | | |
|------------------------------------|------------------|-------------------|
| Aicher | Manuel | Bassersdorf |
| Bader | Dorothea | Ludwigsburg |
| Balbach | Wilhelm | Niedernhall |
| Boesten-Stengel | Dr. Albert | Bad Mergentheim |
| Brockmann | Axel | Rosengarten |
| Brunotte | Alexander | Ludwigsburg |
| Cämmerer | Bernhard | Karlsruhe |
| Dierolf | Heike | Braunsbach |
| Eisele | Hartmut | Schwäbisch Hall |
| Ernst | Barbara | Schwetzingen |
| Ewest | Ralf-Siegfried | Berlin |
| Feinauer | Manfred | Heilbronn |
| Golly-Becker | Dagmar | Waiblingen |
| Gutekunst | Andrea | Besigheim |
| Heer | Joachim | Weikersheim |
| Heinrich | Jörg | Berlin |
| Hoffmann | Philipp | Schwäbisch Hall |
| Ißler | Thomas | Schwäbisch Hall |
| Kern | Steffen | Oberrot |
| Kiesel | Hubert | Bühlerzell |
| Knauss | Harald | Aschhausen |
| Kuhn | Oliver | Külsheim |
| Lehmann | Bernd | Schwäbisch Hall |
| Lubich | Gerhard | Köln |
| Maisch | Dr. Andreas | Schwäbisch Hall |
| Malcherek | Georg | Möckmühl |
| Münster | Oliver | Lauda-Königshofen |
| Neesen | Claudia | Heilbronn |
| Neumayer | Ingo | Künzelsau |
| Protzer | Ulrich | Sulzbach/Murr |
| Rabe | Rolf | Schwäbisch Hall |
| Raisch | Sebastian | Öhringen |
| Reinhardt | Prof. Dr. Rudolf | Tübingen |
| Rück | Norbert | Tübingen |
| Sanden | Ulrich von | Künzelsau |
| Schefold | Ruth | Schwäbisch Hall |
| Schweizer | Dieter | Stuttgart |
| Spaeth | Renate | Bad Mergentheim |
| Spengler | Hans | Mainhardt |
| Steinbrenner | Jürgen | Wallhausen |
| Straßer | Jan-Timo | Neudenu |
| Tauberfränkische Volkskultur e. V. | | Weikersheim |
| Trost | Hanspeter | Schillingstadt |
| Unger | Dr. Gotthold | Öhringen |
| Weber | Markus Oliver | Murrhardt |
| Weidner | Claus | Murrhardt |
| Wund | Harry | Schwäbisch Hall |
| Zeller | Georg | Bad Mergentheim |
| Ziegler | Markus | Krautheim |
| Zigan | Harald | Langenburg |

Orts- und Personenregister

Vorbemerkung: Adlige Namen sind unter den Zunamen eingereiht, auch Pfalz-, Land- und Markgrafen, Herzöge oder Fürsten. Dagegen stehen Bischöfe, Äbte und Ordenshochmeister sowie Könige und Kaiser unter den Vornamen.

- Adalbero, Bischof v. Würzburg 10
Adelmannsfelden 517
Adelsheim 103
Adler, Karl 559
Affaltrach 448
Afflighemensis, Johannes 221
Akkon 297
Albert, Heinrich 260
Albrecht, Joseph Konrad 115
Alexandre, Philippe 563
Algier 24
Alpirsbach 391
Altfürstenhütte 315, 323, 325, 333, 463
Alllautern 315, 321–322
Altshausen 380
Ammertsweiler 457, 463
Amorbach 93, 196
Amsterdam 138
Andreae, Justina 247
Anhalt, Sophie Auguste, Fürstin v. 275
Arens, Fritz 13, 15–16
Arndt, Ernst Moritz 290
Arnold, Johann Georg 72–74, 89
Aschaffenburg 142
Aschoff, Eva 521
Astroni 180
Auer, Albert 491
Augsburg 137–138, 282
Augsburg, Bischöfe v. 8–9
Augustinus, Aurelius 218, 224
- Bach, Carl Philipp Emanuel 234
Bach, Johann Sebastian 234–236
Bachmann, Harald 558
Backnang 303–306, 425, 427, 430, 435,
442–445, 449, 451, 453–455, 461, 473–475,
477–479, 509, 562
Bad Mergentheim 295, 300, 373, 380, 495, 506
Bad Wimpfen 93, 196–197
Baer, Wolfram 538
Bäuerle 489
Bamberg 220
Bardi, Giovanni, Graf 217
Bartenstein 111, 132, 449–450, 453, 456,
459–460, 463–468, 471–472, 474, 478–482
Bartók, Béla 228
Bassler 501
Bauer, Juliana 37–58
Bauer, Ludwig Amandus 282
Bauersbach 388–389
Baumann, Friedrich 489, 491, 501
Bausback, Eduard 291
Bayreuth 99
Becker 138
- Becker, Valentin Eduard 291–292
Beer, Mathias 549
Beethoven, Ludwig van 235
Belotto, Bernardo 142
Bentel 515
Bentel, Dorothea 516
Bentel, Edmund 516
Bentel, Gerhard 516
Bentel, Hermann 516
Bentel, Margarete 516
Berleburg 295
Berlichingen 161, 171–175, 184
Berlin 64, 138, 509, 519, 522, 525–527
Berner, Friedrich Wilhelm 291
Besseler, Heinrich 220, 225
Beutter, Herta 74
Beyer 481
Beyerdorfer, Wilhelm 491
Beyerle 499
Beyschlag, Johann Balthasar 233, 259, 262,
264
Biberach 517
Bibersfeld 422–423
Bickes, Dr. 487
Bienert, Hans-Dieter 315–334, 551, 556,
560–562
Bietigheim-Bissingen 289, 561–562
Bihl, Gustav 97
Biller, Thomas 554
Bismarck, Otto v. 492
Blarer, Frhr. v. 380
Bleuler 98
Blezinger, Theodor, Dr. 491, 495
Bloch, Erich 560
Blos, Anna 502–503
Böhringsweiler 463
Boelz 209
Boethius 218
Boger 70
Bolz, Eugen 498
Bonaparte, Jérôme 189
Bonhöfer 60
Bonhoeffer, L. F. 207
Bopfingen 288
Borghheim 103
Bossert, Gustav 9–12
Braasch-Schwersmann, Ursula 548
Brackenheim 139, 274
Brand, Friedrich 290–292
Brandenburg, Sophia Margaretha Markgräfin
v. 232–233, 249
Brauweiler 10, 19
Breitenbach, Anton 380
Breuberg 548

- Breslau 99–101, 113, 118, 134, 139, 161,
 188–191
 Brettach 472
 Brettheim 564
 Breuning 492
 Bril, Paul 145
 Brockhusen, Hans Joachim v. 15
 Brotz, Georg 500–501
 Bruckmann 165
 Bruckmann, Peter 489, 492
 Brudi 521
 Brunner, Martin 87
 Brunotte, Alexander 557–558
 Brusniak, Friedhelm 281–293
 Bühler, Johann David 304
 Büsching 371
 Büttner, Johann 89
 Burkert 481
 Busch 430

 Camerius, Joachim 207
 Campo Formio 119
 Capella, Martianus 220
 Caracci, Annibale 145
 Caravaggio 174
 Carlone, Carlo 174
 Castell, Grafen v. 301
 Chur 404
 Clauß, Horst 425–484
 Closter 68, 72
 Comburg 7–36, 425–430, 438, 450–451, 453,
 455, 462, 465, 467, 470–476, 478–479, 481
 Comburg, Burkhard, Graf v. 9–12, 23
 Comburg, Emehard, Graf v. 9
 Comburg, Heinrich, Graf v. 9, 23
 Comburg, Richard, Graf v. 9
 Comburg, Rugger, Graf v. 9, 11–12
 Contractus, Hermannus 221
 Corbusier, Le 521
 Crailsheim 89, 288, 385, 394, 405, 495, 506
 Cranz, Johann Jakob Friedrich 375
 Crespi, Giovanni Battista 110
 Crophius, Jacob 206

 Dach, Simon 260
 Dahlhaus, Carl 235
 Dannecker 129, 134
 Darmstadt 528
 Decker-Hauff, Hansmartin 14–15
 Dehio, Georg 62, 74, 188
 Deitzinger 491
 Delinière, Jean 542
 Den Haag 522
 Denndorf 463
 Dennhof 463–466, 468–469
 Dessau 138, 519
 Deutsch, Elizabeth 490
 Diedeshausen 262
 Dießen 175
 Dietel, Heinrich 281
 Dietrich, Friedrich Christoph 119, 137–138

 Dietzel, Ludwig Casimir 234, 270
 Dörflinger, Catharina 311
 Doerr 455, 457–458
 Döttingen 94, 112, 120–121, 141, 156, 165–171
 Dortmund 519
 Dresden 139, 142, 242, 244, 292
 Dretzel, Georg 272
 Druckenmüller, Georg Wolfgang 234, 272
 Dürr 481
 Dürr, Gottlob, Dr. 283
 Dürr, Richard 491–492
 Dyck, Antonis van 110

 Eber, Paul 232
 Eberhardt, Prof. 517
 Eberl, Immo 545
 Eberlein, Christian Andreas 212
 Ebersberg 443
 Ebert, Christine 507
 Echter v. Mespelbrunn, Julius 557
 Eckartshausen 497
 Edelfingen 372, 374, 376, 380–382
 Eggebrecht, Hans Heinrich 222
 Egger, Reymund 229
 Eggel, Franz Karl 127, 130
 Ehni 493, 495
 Ehrenfried, Abt v. Comburg 22
 Eisele, Prof. Dr. 486, 488
 Eisenhut, Eugen 414
 Eisenmann 449–450, 455–458, 467, 480–481
 Eisenwein 493
 Ellwangen 16, 425, 429–430, 439, 469, 474–475,
 495
 Elsheimer, Paul 145
 Emehard, Abt v. Comburg 10
 Emehard, Bischof v. Würzburg 9
 Emmendingen 75
 Endter, Wolfgang Moritz 238
 Engelhaaf, Dr. 487
 Enzberg, Baron v. 71
 Enzenberg, Julius Caesar Maria, Frhr. v. 380
 Eptingen, Johann Baptist, Frhr. v. 380
 Erlach 431
 Erlenbach 509
 Erthal, v. 29
 Erzberger, Matthias 492
 Eschenau 139, 448
 Esslingen 289
 Estherbauer, Balthasar 25

 Fackler, Heinrich 501, 507
 Failenschmidt, Helmut 552
 Faudl 455, 457, 459, 464–469, 481
 Fautspach 307
 Fehring, Günter Peter 11–12, 18–19, 24
 Ferdinand I., Kaiser 24
 Feuchte, Paul 535
 Feuchter, Michael 409
 Feuchtwangen 286, 288–289
 Feuchtwangen, Konrad v. 295
 Feuerstein 502

- Feuerthaler 98
 Ficker, Rudolf v. 228
 Fichter, Ernst 17–18, 20, 32
 Finsterrot 315–320, 327–330, 446, 457–459, 463
 Fischer, Carl Ludwig 292
 Fischer, Friedrich 491
 Fischer, Johannes 490, 492, 494, 506
 Fischer, Wolfram 94, 96–97
 Fiume Grande 152, 154–155
 Fleischhauer, Werner 74
 Florenz 110, 217
 Fornsbach 308–309
 Forstmeister v. Gelnhausen, Konrad Philipp
 Friedrich, Frhr. 380
 Fragonard, Honoré 145, 149, 198
 Franco v. Köln 227
 Frank, Gottlob 505–507
 Frank, Michael 233
 Frankfurt a. Main 380, 522
 Freiburg i. Breisgau 521
 Freudenstadt 284
 Frey, Siegfried
 Frickenhofen 414
 Friedländer, Max 91
 Friedrich, König v. Württemberg 85, 114, 380
 Friedrich II., König v. Preußen 99
 Fries, Lorenz 557
 Fritsch, Ludwig 505
 Fritz, Gerhard 303–313, 533–534, 537–538, 543,
 549–550, 555
 Fritz, Jerg 307
 Fuchs, Johann 260
 Füger, Heinrich Friedrich 121–122
 Fürnrohr, Walter 540
 Fübli, Orell 139
 Fux, Johann Joseph 227

 Gackstatter, Johann Gottlieb David 289–290
 Gagggstatt 241
 Gai, Sveva 315–334
 Garlandia, Johannes de 224–227
 Gavoni, Thomas 61, 83
 Geiger, Anna Barbara 308–309
 Geiger, Friedrich 308–309
 Gaildorf 385, 405, 425, 427, 451, 453, 461, 477
 Gailsbach 463
 Geislingen a. d. Steige 289
 Geißelhardt 472
 Geißwein 406
 Gelbingen 406, 501, 507
 Gemmingen-Bürg, Frhrn. v. 425–426, 474
 Gengler 497
 Gerabronn 495, 506
 German, Wilhelm 61–62
 Geßler, v. 461
 Gleichen 449–450, 455–458, 464–465, 480
 Glenck, Johann Georg 139
 Gloetzge, Ernst Anton 391
 Gölshausen 303
 Goerigk, M. 414
 Goethe, Johann Wolfgang v. 517

 Göttingen 137
 Goldkronach 405
 Gotfrid 16
 Gottfried, Deutschordenshochmeister 295–301
 Grab 431, 443–444
 Gräter, Carlheinz 556
 Gräter, Friedrich David 25
 Gradmann, Eugen 10–11, 14–17, 20–22, 62, 77
 Graf, Klaus 538
 Greiner, Hans 320
 Greiner, Karl 315, 317, 335
 Greiner, Melchior 320
 Greiner, Ulrich 320
 Greissing, Joseph 21
 Grieshaber, HAP 521
 Grobe, Julius 289
 Groß, Werner 536
 Grübel 371
 Grünenwald, Elisabeth 163
 Gryphius, Andreas 231
 Gülke, Peter 220, 225
 Günther, Richard 505
 Guibal, Nicolas 105–107, 186–187, 198
 Guido v. Arezzo 221, 223
 Gundelsheim 375
 Gunthart, Abt v. Comburg 10
 Guttenberg, v. 29

 Haarer, Anne 521
 Habermas, Jürgen 92
 Häfener 448
 Häring 488
 Hagen, Henriette Ernestine Christiane v. 376
 Hagenmeyer, Ernst 497
 Halder 498
 Haldenwang, Christian 138
 Hals 463
 Haltenbergstetten 449
 Hambach 467
 Hammer, Max 509
 Hamburg 272
 Hansen, Erika 518–519, 521–522
 Hant 481
 Harper, Adolf Friedrich 151, 166, 180
 Hartmann 486
 Hartwig, Abt v. Comburg 22
 Hauber 491
 Hauff, Wilhelm 282
 Haug, Erasmus 209
 Hause, Erich 19
 Haußmann, Conrad 489, 492–493
 Heberlin, Rosine Maria 103
 Heck, Hans Stephan 381–382
 Heck, Johann Martin 371–383
 Heck, Lorenz 373
 Heck, Marie Christine 373
 Heideloff, Karl 133
 Heilbronn 64–66, 88, 289, 427, 430, 435, 449,
 451, 453–455, 460, 463, 475, 477, 479, 502, 504,
 507, 509, 529

- Heim, Eberhard Friedrich 60, 62, 72–76, 82–83, 88–89
 Heim, Johann Ulrich 59–90
 Hein, Irmgard 303–313
 Heinold 481
 Heinrich, Abt v. Comburg 23
 Heinrich III., Kaiser 9
 Heinrich IV., Kaiser 9
 Heinrich VI., Kaiser 10
 Heinrich VII., Kaiser 14–15
 Helfenstein, Agnes v. 15
 Helmbold, Ludwig 233
 Henne 494
 Henning, Rudolf 78
 Herculanum 177
 Hering, Christoph Friedrich 115, 119, 121
 Hermann 119
 Hermann, Dr. 492
 Hermann, Nikolaus 232–233
 Herr 466
 Hertwig, Abt v. Comburg 23
 Herz v. Herzberg, J. D. 138
 Hessental 496–499, 501, 503
 Hessen-Darmstadt, Sophia, Landgräfin v. 95
 Hetsch, Philipp Friedrich v. 133
 Heuberg 480
 Heuss, Theodor 488–489, 492–495
 Hezel, Christoph Heinrich 206
 Hieber 493, 495
 Hildenbrand 507
 Himmelein, Volker 23
 Hirsau 10
 Hirschfeld, Peter 121
 Hitler, Adolf 494, 522, 524, 526
 Höber, Christian 233, 260–261
 Höffelmeyer 68–69
 Hörner, Manfred 544
 Hörnigk, Ludwig v. 233
 Hoffmann, Georg 270
 Hohenegarten 463
 Hohenheim 98, 448
 Hohenlohe, Gottfried v. 295–301
 Hohenlohe, Heinrich v. 295, 299
 Hohenlohe, Wolfgang II., Graf v. 550
 Hohenlohe-Bartenstein, Fürsten v. 425–427, 430, 465
 Hohenlohe-Bartenstein, Karl Ludwig, Fürst v. 483
 Hohenlohe-Bartenstein, Ludwig Albrecht, Fürst v. 469
 Hohenlohe-Bartenstein, Sophie, Prinzessin zu 132
 Hohenlohe-Ingelfingen, August, Fürst v. 100, 113–114, 118, 132, 189, 191
 Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig, Fürst v. 96, 99–101, 113–114, 131–132, 134, 139, 188–192
 Hohenlohe-Ingelfingen, Heinrich August, Fürst v. 99
 Hohenlohe-Kirchberg, Christian Friedrich Karl, Fürst v. 96–98, 102, 107–109, 112, 117, 120–121, 130–131, 156, 162–166
 Hohenlohe-Kirchberg, Joachim Albrecht, Graf v. 265
 Hohenlohe-Kirchberg, Karl August Fürst v. 97
 Hohenlohe-Kirchberg, Karoline Henriette Gräfin v. 117
 Hohenlohe-Langenburg, Eleonora Magdalena, Gräfin v. 230, 265
 Hohenlohe-Langenburg, Ernst Christian Carl, Fürst v. 470, 472, 474, 481–482
 Hohenlohe-Langenburg, Wilhelm Friedrich, Prinz v. 138
 Hohenlohe-Neuenstein, Johann Friedrich II., Graf v. 95
 Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen, Wilhelmine Eleonore, Prinzessin v. 99
 Hohenlohe-Öhringen, Fürsten v. 426
 Hohenlohe-Öhringen, Carl Ludwig Friedrich, Graf v. 95
 Hohenlohe-Öhringen, Ludwig Friedrich Carl, Fürst v. 94–96, 99–101, 104, 108–112, 115, 118–119, 125, 127–128, 131–132, 138, 176, 182, 188
 Hohenlohe-Waldenburg, Fürsten v. 426
 Hohenstraßen 463
 Hohrath, Daniel 78
 Homburg 299–300
 Hopf 492
 Hopfengärtner 488
 Hornung, Johann 249
 Hoym zu Droissig, Marianne, Gräfin v. 100–101
 Hub 112
 Hubmännin, Margreth 308
 Hucbald v. St. Amand 217
 Hügel, Frhrn. v. 426
 Humboldt, Alexander v. 394
 Hussendorfer, Reiner 20
 Hutter, Johann Melchior 311
- Ilg, Josef 497
 Ilshofen 488
 Ingelfingen 99–101, 112, 139, 191–195
 Innozenz IV., Papst 2
 Innozenz XI., Papst 18
 Isenburg, Jutta v. 299
 Isenburg-Philippseich, Gräfin v. 97
 Itten 519
- Jagstberg 460, 472
 Jagstberger, Louis 456–458, 465
 Janowitz, Friderich Ludwig, Frhr. v. 273
 Jena 101, 131
 Jenisch 66
 Jerusalem 296
 Jeutter, Ewald 59–90
 Jooß, Rainer 9, 26
 Joseph II., Kaiser 377
 Juncker, Carl Ludwig 101–102, 105, 110–111, 113, 133, 174, 176, 185, 196
 Jung 481
 Jung, Johannes 308–309
 Jux 443

- Kahlert, Prof. 113, 189
 Kaltenboeck 506
 Kandinsky, Wassili 519
 Karl V., Kaiser 24
 Karlsruhe 95, 138
 Katzenelnbogen, Grafen v. 301
 Kaufmann, Harald 235
 Kehrer 468–469
 Keil, Wilhelm 500, 502, 504, 506
 Kemp, Wolfgang 127–128
 Kessler, Heinrich 389, 391
 Kind, Friedrich 291
 Kindermann, Erasmus 233–234, 250
 Kirchberg 96–98, 107–108, 117, 121, 130, 137,
 141, 143, 161–165, 301, 468
 Kircher, Athanasius 227, 235
 Kirchgässner, Bernhard 538
 Kirchheim u. Teck 289, 482
 Kirchner 430, 449–450, 455–456, 459, 463,
 466–469, 471–473, 475–476, 478–481
 Klee, Max 517
 Klein, Friedrich 491
 Klein, J. A. 136
 Klein, Ulrich 85, 87
 Klenk 481
 Kleudgen, Jakob Joseph Maria v. 380
 Kneller, Michael 240
 Kocher, K. 290
 Kobell, Ferdinand 142
 Kobell, Wilhelm 142
 Koblenz 300
 Köckert, Hiltburg 534
 Köhler 488, 495
 Köhler, David Friedrich 75
 Köln 519
 König 498–499
 Königsberg 260
 Körner, Johann Conrad 83–84
 Körner, Theodor 290
 Kohl, Herbert 535–537, 543–546, 559–560, 563,
 565
 Kolb, Christian 10
 Kolbe, Carl Wilhelm 138
 Kommerell 472
 Konrad III., Kaiser 15
 Korn 468
 Kosch, Clemens 12, 20
 Kozlik, Andreas 335–369
 Kraft 521
 Krakau 138
 Krautwurst, Franz 282
 Kreuzberger, Gabriele 556
 Kreuzle 430, 472
 Krüger, Eduard 11–14, 18, 20–21, 24, 28, 32, 62,
 64, 67, 74
 Krüger, Ekkehard 238
 Krüger, Karl 491, 500–501, 503–504, 511
 Kühnel, Harry 533
 Künzelsau 132, 141–143, 495, 506
 Kurr, J. G. 422
 Laidig, Hans Reinhard 265
 Lambach 10
 Lambinus, Philipp 291
 Lamy 190
 Landsberg, Mechthild v. 299
 Lang 443
 Lang, Prof. 517
 Lang, Wilhelm 487–488
 Langenburg 138, 241, 272, 470
 Lankeit, Klaus 93
 Laon 218
 Laon, Otger, Graf v. 221
 Lauffen 309
 Lederer, Georg Friedrich 304
 Leins, Margarete 518–519, 521
 Leipzig 95, 519, 522
 Leofels 141
 Leon, Johann 232
 Leone, Michael de 8
 Lessing, Gotthold Ephraim 517
 Leuna 526
 Lichtenstern 440, 472
 Liehl 521
 Liemannsklinge 315, 326–327, 334
 Liemersbach 431, 442–445
 Limoges 222
 Limpurg, Schenken v. 15
 Limpurg, Franciscus Schenk v. 238
 Limpurg, Walter I. Schenk v. 15
 Lindenberg, Gottlob 491
 Linz a. d. Donau 526–527
 Lirer, Thomas 539
 Lizenmayer, Sebastian 375, 381
 Lodz 139
 Löbisch 515
 Lörcher, Prof. 517
 Löwenstein 385, 405
 Löwenstein, Fürsten v. 426, 443
 Lohenstein, Daniel Caspar v. 232
 Lonato 110
 London 138, 522
 Loretto 110
 Lorrain, Claude 145
 Ludwig XIV., König v. Frankreich 176
 Ludwigsburg 75, 77, 93, 105–106, 130, 142,
 186–187, 198, 281, 289, 393, 402–403, 408, 418,
 420, 423, 425, 427, 429–431, 435, 437, 439, 444,
 452, 462, 515–516, 524
 Lugano 519
 Lunsdörffer, Albert Martin 231, 233
 Lustnau 488
 Luther, Martin 232
 Mändler 4732
 Märkle 468
 Magasco, Alessandro 153
 Maienfels 446, 464
 Mailand 45, 106, 108, 110, 222
 Mainhardt 425, 427, 446, 449, 452, 457–458,
 460–461, 463–468, 471–473, 478, 482
 Mainz 10, 522

- Maisch 489–490
 Mallendar 300
 Mannheim 137
 Marbach 522
 Marburg 548
 Marienburg a. d. Nogat 301
 Markgröningen 289
 Maximilian II., Kaiser 24
 Maximilian Franz, Deutschordehochmeister
 374, 377, 380, 382
 Mayer, F. X. 8, 24–25
 Mayer, G. M. 87–88
 Mayer, Wolfgang 555
 Mebold 290
 Meisner, Michael 557
 Mejer, Friedrich Ernst 8
 Memmingen 371
 Meng 177
 Mengen 286
 Mengers, Anton Raphael 110
 Menning, Johann Christoph 232
 Mergenthaler, Christian, Prof. 494, 505–506,
 511–512
 Mergentheim, Geba v. 10
 Merkle 465–466
 Merz, Prof. 489
 Mettler, Adolf 12, 16
 Meusel, Johann Georg 101
 Meyer, Bernhard 278
 Meyer, Georg Friedrich 372
 Meyer, Johann Michael 163
 Meyer, Johann Philipp 63–70, 74–75
 Michelbach 483, 502
 Millenau, Noah v. 240
 Mittelbronn 385, 387, 414–417
 Mönchsberg 425, 440, 464, 472, 478–479
 Moll, Mira 521
 Monteverdi, Claudio 235
 Morsbach 143
 Mozart, Wolfgang Amadeus 290, 375
 Müller 504, 507
 Müller, Adam 499
 Müller, Armin 485–513
 Müller, Hermann 8, 26
 Müller, Martin 502
 Müller, Niklaus David, Dr. 59, 61
 München 104, 519, 522
 Münsingen 288
 Münster 295
 Murrhardt 16, 303–313, 442

 Nägelin, Elisabeth 303
 Nagler 113, 137
 Natter 517, 519
 Natter, Lorenz 517
 Natter, Max 517
 Naumann, Friedrich 489, 491, 493–494
 Neapel, 110, 146
 Neckarsulm 473, 528
 Neesen, Claudia 91–206
 Neipperg, Reinhard, Graf v. 541

 Nestler, Jacob 307–308
 Nestler, Margaretha 307
 Nestler, Maria 307–308
 Nettmann 429
 Neuenstadt am Kocher 71, 317, 425, 427, 429,
 471–472
 Neuenstein 93, 231–280, 423, 425, 474, 482–483
 Neufürstehütte 463
 Neuhütten 315, 32–324, 331–332, 430, 432, 446,
 455–463, 468, 472, 480
 Neulautern 315, 321–322, 331
 Neumark, Georg 232–234, 236, 260
 Neustadt a. d. Aisch 286, 288–289
 Neustetter, Erasmus v. 14, 17, 23–27
 Nicolai, Ferdinand Friedrich v. 78
 Nicolai, Johann Gottlieb 260–263
 Niemöller, Martin 525
 Nieß, Ulrich 295–301, 548
 Nitschke, Barbara 21
 Nitschke, Wilhelm 286, 290
 Nördlingen 324
 Nürnberg 59, 87, 238, 250, 265, 289, 371, 549

 Oberheimbach 472
 Odessa 517
 Öhringen 9, 91–96, 99, 101, 103–105, 107,
 109–112, 114–116, 118–131, 138–140, 149, 158,
 175–181, 189, 194, 388, 427, 435, 447, 449,
 451–453, 459, 461–463, 473–475, 477, 479,
 482–483
 Öttingen, Grafen v. 301
 Onolzbach 231, 249
 Österreich, Anton Viktor, Erzherzog v. 380
 Österreich, Karl, Erzherzog v. 380
 Österreich, Margarethe v. 14
 Österreich, Maximilian Franz, Erzherzog v. 380,
 382
 Österreicher, Steffy 522
 Orazco, Covarrubias 209
 Orendelsall 107, 112, 122, 134, 156, 161,
 182–188, 198
 Ottendorf 385–389, 391, 404–405, 408–409, 412,
 414, 416–417, 422

 Panter, Armin 205–215
 Palme, Rudolf 534
 Pankok, Prof. 517
 Pappenheim 286
 Paret 515
 Paris 218, 223–224, 522
 Pauli 395
 Pfau, Johann Georg 375, 381–382
 Pfedelbach 111, 480
 Pfennig, O. 85
 Pfitzenmaier, Elisabeth 303
 Pfitzenmaier, Hanß Jerg 304–305
 Pfitzenmaier, Jacob 303–306
 Pfitzenmaier, Maria Catharina 303–305
 Pflüger 505
 Pighini, Emanuel 61, 83
 Pigler, Andor 159

- Pirch, v. 113
 Planck, Karl Christian 492
 Planck, Mathilde 492
 Plate, Ulrike 7–36
 Pöckel, Maximilian 83
 Pompeji 177
 Potocki, Graf 138
 Pozzuoli 177–178
 Preißler, Johann Daniel 126, 180
 Prenzlau 101
 Probst, Franz Xaver 124–125, 127, 138, 164
 Quenstedt, F. A. 419, 422
 Rägknitz, Gall, Frhr. v. 231
 Raff, Albert 85, 87
 Rahl, K. 136
 Raiffeisen, Ludwig Wilhelm 282
 Ramersdorf 300
 Rapp, Gottlob Heinrich 133
 Rappold, Hans Jacob 306
 Rathenau, Walther 493, 499, 505
 Rausch, Wilhelm 546
 Ravensburg 286
 Regelman, C. 422
 Regensburg 540
 Reichenberg 427, 429, 471–472, 482
 Reiner, Imre 519
 Reinhard, Karl Friedrich 542
 Reinhold, Christian Ludolph 126
 Reinhold, Gotthard G. 563
 Reiniger, Georg Michael 421–422
 Reinöl, Friedrich 494–495
 Reinoltesberg 9
 Rembrandt 174
 Retti 75
 Reuß zu Schleiz, Heinrich XLII., Fürst v. 117
 Reutlingen 289
 Ricci, Marco 153
 Richert, Fritz 559
 Rieden 422–423, 501
 Rieger 457
 Rihle, Jacob Friedrich 232, 267
 Ringwald, Bartholomäus 233
 Ripa, Cesare 208
 Ritter, Friedrich 290
 Robert, Hubert 145–146, 177, 198
 Röger, Friedrich 458
 Roesler, Ludwig Friedrich 391
 Röblin, Johann Weyrich 246, 272
 Röthenbach 372
 Rohe, Mies van der 519
 Rom 109, 187, 250, 522
 Roß 505
 Roth 488–489
 Roth, Anna Sophia Cäcilia 303
 Rothenburg o. d. Tauber 240, 286, 289
 Rothenburg, Richard, Graf v. 9
 Rottenburg 288
 Rousseau 177
 Rubens, Peter Paul 110
 Rudler, Hans Michael 307–308
 Ruß 498
 Ruth, Gottlieb 521
 Saavedra Fayardo, Diego de 206, 209
 Sachs, Hans 371
 Sachsen, Johann Georg I., Herzog v. 242, 244
 Sachsen-Coburg-Gotha, Ernst II., Herzog v. 558
 Sachsen-Hildburghausen, Caroline, Herzogin v. 22, 95
 Sachsen-Meiningen, Herzog v. 112, 117
 Sachsen-Weimar, Adolf Wilhelm, Herzog v. 232, 253
 Sackmann, Prof. Dr. 500
 Saint-Non, Richard 155, 176–177, 179, 192
 Samath 457
 Sandel, Carl 409
 St. Petersburg 517
 Saussure 190
 Sauter 510
 Sautter, Samuel Friedrich 376
 Sayn, Eberhard v. 299
 Sayn, Engelbert I. Graf v. 296–297, 299–300
 Sayn, Heinrich III., Graf v. 299
 Sayn, Johann, Graf v. 300
 Sayn, Jutta v. 296–297
 Schad, Catharina 309–312
 Schad, Johannes 309–312
 Schad, Melchior 310–312
 Schad, Rosina 310–311
 Schaffhausen 98, 151, 154
 Schalling, Martin 232
 Scheck 500
 Schedlich, David 231
 Scheef 493–494
 Scheel, Prof. 487
 Schefold, Max 78, 87, 150
 Scheidemann, Heinrich 272
 Scheitnig 100, 188–189
 Schellenberger 381
 Schenkendorf 290
 Schertlin 291
 Scheuffer 481
 Schick, Christian Gottlieb 133
 Schieber 517
 Schieber, Gottlob-Jonathan 517
 Schieber, Rudolf 517
 Schillinger, Christian Friedrich 111, 113–114, 139–140
 Schillinger, Georg Peter 103–104
 Schillinger, Johann Jacob 91–204
 Schillingsfürst 111
 Schindler, Friedrich 491
 Schinkel 495
 Schirmer, David 242, 244
 Schleicher 501
 Schlemmer, Prof. 521
 Schlemmer, Oskar 519
 Schlipf 481
 Schlüter, Andreas 64
 Schmezer, Georg 231

- Schmied, Johann Heinrich 253
 Schmid 490
 Schmid, Karl 538
 Schmidt 374
 Schmitt 481
 Schmoller 489, 491
 Schnabel 502
 Schneider, Georg Adam 289–292
 Schneider, Prof. 518–519, 521
 Schnell, Johann Michael 274
 Schoch 457
 Schönbrunn 431, 443–444
 Schönefeld 286
 Schonlauk, Bruno 509
 Schorndorf 482
 Schott 476
 Schragmüller 83
 Schraut, Elisabeth 25–26
 Schreiber, Christa 74–75, 82
 Schubart, Christian Daniel Friedrich 376
 Schübler, Eduard 393
 Schüle, Christina 517
 Schüle, Ilse 515–531
 Schütz, Heinrich 234
 Schultheiß, Hans 564
 Schumacher, Karl, Dr. 506
 Schumm, Karl 131
 Schuster 470
 Schwab, Gustav 290
 Schwäbisch Gmünd 415, 539
 Schwäbisch Hall 7, 15, 19, 59–90, 205–214, 234, 249, 260–261, 263–264, 272, 281–293, 371, 387, 410–411, 425, 427, 447, 449, 453, 461, 473, 475, 477, 479, 485–513, 526–528, 653
 Schwan 509
 Schwarz 497
 Schwarz, Elisabeth 310
 Schwarzmaier, Hansmartin 535
 Schweizer, Rolf 11–12, 18–19, 24, 29
 Schwineköper, Berent 537
 Scotti, Giosuè 105–109, 121, 174
 Scottus Eriguena, Johannes 220, 222
 Seeger, Ludwig 290
 Seegis, D. G. 414
 Seele, Johann Baptist 134
 Segesta 192
 Seiferheld, Johann Carl Friedrich 282–292
 Seiferheld, W. I. 206
 Seybold, Eva Friederike 111
 Seyboth 70
 Seyffert, Wolfgang Georg 242
 Sieber, Ulrich 25
 Silcher, Friedrich 290–291
 Sindelfingen 190
 Slawentzitz 101, 131
 Soeldner, Caspar 241
 Sommer 132
 Spachmann, F. A. 85
 Spengler, Friedrich 502
 Sperbersbach 409
 Sperling, Hieronymus 206–207, 213
 Spiegelberg 443
 Staden, Johann 250
 Stangenbach 315, 320, 329–331
 Steiger 481
 Stein 510
 Steinhauser 493
 Steinbach 419, 496–499, 501, 503, 507, 511
 Steingruber 75
 Steinmeyer 504
 Steiple 457
 Stier, Johann 60, 73, 77
 Straßburg 64
 Stresemann, Gustav 486–488
 Ströbel, Heinrich 491
 Stürmer, Johann Heinrich 136–137
 Stürmer, Karl 137
 Stürmer, Ludwig Wilhelm 137
 Stuttgart 23, 78, 85, 93, 104, 106, 114, 126, 129, 133–134, 246, 273–274, 288, 290, 319, 393, 426, 442, 444–445, 474, 483, 497, 501, 503, 507, 509–510, 517, 519, 521–522, 524, 556, 561
 Süsskind, Gabriel 543
 Suppé, Franz v. 291
 Sulzbach 431, 442–444

 Taormina 180
 Tel Aviv 517
 Textor, Johann Lorenz 63, 66, 68–69, 73–77, 82–83
 Textor, Maria Euphrosina 77
 Theresienstadt 522
 Thieme 138
 Thiersch, Frieda 521
 Tiepolo, Giovanni Battista 175
 Tittel 510
 Tivoli 149, 161, 188
 Tizian 209
 Tobschoerbel 113
 Traub 310
 Traub, Andreas 217–280
 Trier 300
 Troger, Paul 175
 Trump 521
 Tübingen 289
 Tüngental 9

 Uffenheim 72, 75, 286, 288–289, 291
 Uhland, Ludwig 290
 Uhlmann 481
 Uhlmann, Fred 561
 Uhlig, Wolfgang 187
 Ulm 289, 371
 Ulrich, Fritz 502–503, 506–508
 Ulshöfer, Kuno 87, 371–383
 Untergröningen 436
 Unterheimbach 449, 446, 457, 459, 463, 472
 Unterheinriet 448
 Urlichs 389–390
 Uttenhofen 517

- Valentien, Freerk 22
 Vallendar 299–300
 Vellberg, Ehrenfried v. 22
 Venedig 110, 235, 250, 295, 298
 Vernet, Claude-Joseph 152–153, 198
 Vesuv 98, 146
 Viebeck, Carl Ludwig Friedrich 136
 Vier, Friedrich 374
 Vierthaler, F. M. 136
 Vinci, Leonardo da 45
 Viol, Michael 14
 Vitry, Philippe de 227
 Vogelmann, David 272
 Vogelmann, Johann Christian 234, 272
 Vogelmann, Wilhelm 505
 Vollmer, Hans 62
 Volpato, Giovanni 127

 Wacker, Gerhard 8–11, 22–23, 26
 Wackerfuß, Winfried 548
 Wächter 66
 Wächter, Eberhard 133
 Waesberghe, Smits van 221
 Wagner, Christian Friedrich 101, 135, 139, 194
 Wagner, G. 422
 Wagner, Richard 235
 Wagner, Ulrich 557
 Waldenburg 451–453, 459–460, 463, 482–483
 Wallerstein 286
 Walther 59, 61
 Warschau 139
 Weber 406
 Weber, Hellmar 385–423
 Weber, Karl Julius 140, 371, 375–377
 Weber, Raimund J. 534–541, 545, 547–548, 552–554
 Weikersheim 96
 Weiler 478
 Weiler, Frhrn. v. 425–426
 Weimar 232, 253, 260
 Weinmuth, Maria Christine 373
 Weinsberg 425, 427, 430–435, 439–442, 446–449, 451, 453–455, 458–461–463, 465, 471–475, 477–479, 528
 Weiser 304
 Weiße, Emanuel 233
 Weißgahrenhöflein 307–308, 311
 Weller, Karl 295
 Welter, Johann Samuel 234, 236, 264
 Weng, Jerg 307
 Wengerter, Horst 14–15, 24
 Wenzel 325
 Werckmeister, Andreas 236
 Werinher, Abt v. Comburg 22
 Werner, Peter Paul 59, 61
 Werschbach 388
 Wertheim 291
 Wertheim, Grafen v. 548
 Westernach 385–388–408, 422
 Westheim 387, 417–422, 510
 Wetzlar 64

 Weyer, Jost 550
 Weygand, Sebastian 100–101
 Wibel, Johann Friedrich 263
 Widmann, Georg 8–9, 17, 22, 26
 Wiedhof 463
 Wiehl, Alois 497–499
 Wieland 509
 Wieland 457
 Wieland, Dieter 556
 Wien 122, 522
 Wiesbaden 137
 Wigg, Angelika 543
 Wignand, Erzbischof v. Mainz 23
 Wild, Hermann 490
 Wilhelm, Abt v. Hirsau 12
 Willsbach 440, 448
 Wipo v. Burgund 223
 Wirsberg 405–406
 Wirth, Joseph 498
 Wittenberg 279
 Wittighausen 385–387, 408–414
 Witzmannsweiler 526, 528
 Wohlgemuth, Dr. 490
 Wohlmut, Charlotte 522
 Wohlschlegel, Karin 544
 Wolf, Benni 490
 Wolf, Caspar 191
 Wolfenbüttel 225
 Wolfgang, S. 372
 Wolfhelm, Abt v. Brauweiler 10
 Wolfstein-Sulzbürg, Gräfin v. 97
 Woltz, Georg Sebastian 232, 267
 Woltz, Johann 267
 Württemberg, Carl Eugen, Herzog v. 78, 96, 105–106, 134, 187
 Württemberg, Friedrich, Prinz v. 311
 Württemberg, Friedrich I., Herzog v. 325
 Württemberg, Georg Friedrich, Herzog v. 234, 246
 Würzburg 8–10, 16–17, 21, 27, 290, 292
 Wüstenrot 319, 446
 Wulle 492

 Zahlten, Johannes 24–25
 Zair 447
 Zaminer, Frieder 224
 Zeller, Dr. 489–490, 493, 495
 Zeller, Albert 501
 Zerbst 274
 Ziegler 506, 509
 Ziegler, Christian 279
 Ziebold, Wolfgang 72–73, 75
 Ziervogel, Friedrich 389, 391, 394–397, 401, 403, 408, 417–423
 Zingg, Adrian 126
 Sitzmann 315
 Zobel 397–400, 404, 406, 416
 Zundel 500
 Zurlauben 190
 Zwiefalten 174

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

unter Mitarbeit von

Herta Beutter, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Juliana Bauer, St.-Martin-Str. 4, 74564 Crailsheim

Hans-Dieter Bienert, M. A., Justinus-Kerner-Str. 37, 71540 Murrhardt

Alexander Brunotte, Karlsruher Allee 35, 71636 Ludwigsburg

Dr. Friedhelm Brusniak, Sängermuseum, Postfach 1228, 91552 Feuchtwangen

Horst Clauß, Keltenring 52, 74535 Mainhardt

Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 71540 Murrhardt

Sveva Gai, Ahornweg 10, 72076 Tübingen

Irmgard Hein, Karlstr. 69, 71540 Murrhardt

Ewald Jeutter, M. A., Großcomburgerweg 45, 74523 Schwäbisch Hall

Herbert Kohl, Brahmweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Andreas Kozlik, Oelberg 7, 71522 Backnang

Armin Müller, Zum Riesenberg 8, 78476 Allensbach

Claudia Neesen, M. A., Elbinger Str. 29, 74078 Heilbronn

Dr. Ulrich Nieß, Stadtarchiv Mannheim, Collini-Center, Postfach 100035, 68133 Mannheim

Dr. Armin Panter, In den Herrenäckern 14, 74523 Schwäbisch Hall

Ulrike Plate, M. A., Aachener Str. 552, 50226 Frechen

Dr. Gotthard G. G. Reinhold, Siegelsberger Str. 34, 71540 Murrhardt

Ilse Schüle, Ilgenweg 2, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Andreas Traub, Turmstr. 52, 74321 Bietigheim-Bissingen

Dr. Kuno Ulshöfer, Hebelweg 4, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Hellmar Weber, Teurerweg 59/1, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Raimund J. Weber, Ziegelwiesenstr. 33, 73540 Heubach

Dieter Wieland, Tübinger Str. 57, 71088 Holzgerlingen

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

Textteil

| | |
|--------------------------------------|---|
| Format: | DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand. |
| Schrift: | Keine Proportionalschrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschienschrift (12 Punkte-Schrift). |
| Zeilenabstand: | eineinhalb- oder zweizeilig. |
| Absätze: | neue Zeile. |
| Anmerkungsziffern: | i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen. |
| Literaturzitate: | zwischen Anführungszeichen. |
| Quellenzitate: | ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie). |
| Abkürzungen: | nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.). |
| Literatur- und Quellenverzeichnisse: | nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen. |
| Abbildungen: | Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden. |

Anmerkungen

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionalschrift!

| | |
|-------------------|---|
| Format: | DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand. |
| Zeilenabstand: | eineinhalb- oder zweizeilig. |
| Anmerkungsziffer: | vorgestellt, ohne Punkt und Klammer. |

Literaturzitate

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13

bei einem Herausgeber: (Hrsg.)

bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)

bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung wegfallen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserbleihen (wie Anm. 5), S. 77

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen:

G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart ¹⁰1975, S. 215

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Quellenzitate

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »v« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«). Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrennschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

Manuskripte auf Diskette

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII- oder WORD-Dateien auf MS-DOS-Disketten eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in der Datei enthalten sein:

| | |
|--------|---|
| [[ü1]] | Überschrift ersten Grades |
| [[ü2]] | Überschrift zweiten Grades |
| [[ü3]] | Überschrift dritten Grades |
| [[a]] | Absatzende |
| [[ku]] | kursiv |
| [[ka]] | Kapitälchen |
| [[s]] | Sperrung |
| [[u]] | unterstreichen |
| [[h]] | hochstellen |
| [[e]] | Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen. |

Literaturangaben im Kopf von Rezensionen

Muster

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

Abkürzungen

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

| | |
|--------|--|
| A | = Archiv |
| Abb. | = Abbildung/Abbildungen |
| BWKG | = Blätter für württembergische Kirchengeschichte |
| DWG | = Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte |
| ebd. | = ebenda |
| GLAK | = Generallandesarchiv Karlsruhe |
| Hrsg. | = Herausgeber |
| Hrsgg. | = Herausgeber (Plural) |
| HStAS | = Hauptstaatsarchiv Stuttgart |
| Jh. | = Jahrhundert |
| KB | = Kreisbeschreibung |
| OAB | = Oberamtsbeschreibung |
| S. | = Seite |
| StA | = Staatsarchiv |
| StAL | = Staatsarchiv Ludwigsburg |

| | | |
|--------|---|---|
| StadtA | = | Stadtarchiv |
| Tab. | = | Tabelle/Tabellen |
| UB | = | Urkundenbuch |
| WFr | = | Württembergisch Franken |
| WGQu | = | Württembergische Geschichtsquellen |
| WJbb | = | Württembergische Jahrbücher |
| WUB | = | Württembergisches Urkundenbuch |
| WVjH | = | Württembergische Vierteljahreshefte |
| ZGO | = | Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins |
| ZWL | = | Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte |